Digitized by Google

Oecon. 19 gm 2

Winckell

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36636044640010

<36636044640010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Winckell's

Handbuch

für

Jäger und Jagdberechtigte.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte

und

Jagdliebhaber

von

George Franz Dietrich aus dem Winckell,

der herzoglich Sachsen-Gothaischen und Meiningenschen Societät der Forst- und Jagdkunde und der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften in Marburg ordentlichem, der Leipziger ökonomischen Societät und der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde Ehrenmitgliede.

Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig,
F. A. Brockhaus.

1821.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theils.

Dritter Abschnitt. Niedere Jagd.

Erste Abtheilung. Haarwild.

Erstes Kapitel.

Vom Hasen, Lepus timidus, *Linn.*

§.		Seite
1.	Weidmännische Ausdrücke	1
2.	Verschiedene Benennungen; Klassifikation	3
3 — 7.	Naturgeschichte. (In einer Anm. zu §. 3. die Beschreibung des veränderlichen Hasen, L. variabilis, *Linn.*)	4 — 22
8.	Benutzung	23
9.	Spur	25
10.	Unterscheidungszeichen des Rammlers von der Häsin	—
11.	Der Hühnerhund ist eben so unentbehrlich als nützlich zum Betriebe der Hasenjagd. Erforderliche Eigenschaften des zur Hasenjagd brauchbaren	26
12.	Vom eigentlichen Jagdhunde	28
13.	Vom Windhunde überhaupt	29
14.	Weidmannssprache in Beziehung auf den Windhund	30
15.	Behärung und Zeichnung, Gestaltung eines regelmäßig gebauten	32
16.	Fortzucht	33
17.	Fütterung	34
18.	Aufbewahrung der Windhunde und Pflege derselben im Zwinger und Stalle	—
19.	Wie alt junge Windhunde seyn müssen, wenn sie eingehetzt werden sollen. Riem- oder Strickbändigmachen und ferneres Verfahren beim Einhetzen	35
20.	Von der Behandlung überhetzter, zu sehr angestrengter Windhunde	37
21. a)	Hasengarne und Federlappen, ein nicht nothwendiges, ja sogar schädliches, aber dennoch hier und da übliches Jagdrequisit. Verfertigung ders.; Zubehör	38
— b)	Hasenjagd mit Garnen	39
— c)	Verzug (Verlappen) nach Hasen	40
22.	Nach der Jahreszeit sind auch die Schießjagdarten auf Hasen verschieden; der Anstand kann die ganze Schießzeit hindurch betrieben werden. Vorschriften zum Benehmen; das Reitzen (Rätzen)	41
23.	Von der Suche. Schickliche Herbst- und Winterwitterung dazu	44
24.	Fernere Erfordernisse und Maßregeln; Behandlung des Hühnerhundes bei derselben	45
25.	Vom Treiben (Klapper-, Klopfjagd) überhaupt	48
26.	Schickliche Witterung zum Feldtreiben sowohl, als zum Holztreiben	49
27.	Vorgängige Einrichtungen auf dem Felde und im Holze	50
28.	Vorschlag zu Strafgesetzen, um Unglücksfälle zu verhüten	—

Digitized by Google

§.		Seite
29.	Beobachtungen, Einrichtungen und Dispositionen, welche der dirigirende Jäger am Tage vor dem Treibjagen zu machen hat	52
30.	Fernere Vorbereitungsanstalten am Jagdtage	54
31.	Vom Auszuge der Treiber u. der Schützen. Vom Anlegen und Verhalten der erstern sowohl als der letztern	55
32.	Benehmen der Flügelführer und der Jagdleute, wenn das Treiben im Gange ist	56
33.	Benehmen der Schützen während des Treibens	58
34.	Versammlung der Schützen und Jagdleute nach beendigtem Treiben; Nachsuchen des verwundeten Wildes	59
35.	Zusammenbringen und Strecken des erlegten Wildes. Führung einer Liste über erlegtes Wild und Erleger. Gewöhnliche Entscheidung der Irrungen, welche über das Erlegungsrecht entstehen. Untrügliches Zeichen, von welcher Seite die tödtliche Verwundung beigebracht wurde. Einhessen und Fortschaffen des Wildes	60
36.	Ueber das mörderische Zusammentreiben der Hasen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk	61
37.	Ueber das ganze und halbe Kesseltreiben	—
38.	Angabe der Schrotarten, mit welchen, der Jahreszeit nach, die Flinte geladen werden muß	62
39.	Ueber die Jagd auf Hasen mit Wildboden- oder Jagdhunden im Allgemeinen	63
40.	Vier bis fünf teutsche Jagdhunde sind hinlänglich	64
41.	Schickliche Jahreszeit, Witterung und Tageszeit, um Wildbodenhunde anzuwenden	—
42.	Ueber Zahl und Wahl des Personals, welches die Wildbodenhunde während der Jagd in Aufsicht hat	65
43.	Benehmen desselben	—
44.	Ueber das Anlegen der Schützen bei dieser Jagd	67
45.	Benehmen der Schützen	—
46.	Die Hasenhetze mit Windhunden. Schickliche Witterung und Tageszeit. Verfahren bei der Suche und Hetze. Wie oft an einem Tage gehetzt werden darf. Mittel, verhetzte Hunde wieder in Ordnung zu bringen	68
47.	Benehmen des Hetzenden, wenn Windhunde bei Hetzjagden zur Besetzung wichtiger Pässe angewendet werden	72
48.	Ueber Retter und Solofänger; über schonende Behandlung beider und vorzüglich des letztern. Einhetzen des Solofängers	73
49.	Windhunde dürfen nicht frei, ohne an dem Hetzriemen geführt zu werden, neben dem Pferde herlaufen; durch beständiges Suchen nach dem besten Geläuf nicht verzärtelt, beim schlechten aber auch nicht unnütz strapazirt werden. Hunde, die man kaufen will, probire man auf dem Geläuf, an welches sie gewöhnt sind. Oft fangen im Spätherbste die besten Windhunde weniger gut als vorher; Ursachen. Unfehlbares Zeichen von schlechten Hunden	—
50.	Hasenparforcejagd	74
51.	Ueber das Hasenbuchsiren	75
52.	Vom Nicken, Auswerfen; wenn letzteres nicht sogleich nöthig ist, und warum man es dann unterläßt; wenn es hingegen so bald als möglich geschehen muß. Das Streifen ꝛc. ist Küchensache	76

Digitized by Google

§. Seite

Zweites Kapitel.

Vom Kaninchen (Lepus cuniculus ferus, *Linn.*)

1. Weidmännische Ausdrücke . . . 77
2 — 10. Naturgeschichte . . . . 78 — 90
11. Zur Kaninchenjagd wird mit vorzüglichem Erfolge das Frett angewendet. Naturgeschichte desselben . 90
12. Fortsetzung 94
13. Schickliche Jahres- und Tageszeit, auch passende Lage der Baue und gehörige Witterung zum Frettiren —
14. Behandlung des Frettes vor und ferneres Verfahren mit demselben während der Jagd . . . 95
15. Verschiedene Mittel, zu verhüten, daß das Frett Kaninchen nicht würgen kann, und also seltener einschläft. Benehmen des Jägers, wenn sich dieser Fall ereignet 97
16. Kaninchen werden auch gelegentlich bei der Suche mit dem Hühnerhunde geschossen . . . 98
17. Anstand 99
18. Treiben 100
19. Schickliche Schrotart zur Ladung der Flinte . 101
20. Behandlung des erlegten Kaninchens . . —

Drittes Kapitel.

Vom Biber (Castor fiber, *Linn.*)

1. Weidmännische Ausdrücke 101
2 — 9. Naturgeschichte . . . . 102 — 24
10. Schade und Benutzung 124
11. Fährtenauszeichnung 127
12. Hunde, Netze und Reusen, welche zum Biberfange im Großen erforderlich sind. Anwendung aller dieser Requisiten . . . . —
13. Der Biberstich 129
14. Wie und wenn dem Biber mit Schießgewehr Abbruch gethan werden kann . . . 130
15. Fang auf dem Tellereisen . . . —
16. Endliches Verfahren des Jägers, wenn er den Biber erlegt hat 131

Viertes Kapitel.

Vom Eicher (Sciurus vulgaris, *Linn.*)

1. Weidmännische Ausdrücke . . . 132
2. Verschiedene Benennungen und Klassifikation . —
3 — 7. Naturgeschichte . . . 133 — 42
8. Zähmung 142
9. Angabe der Benutzungsarten des Wildbrets sowohl als der Bälge. Schade, den die Eichhörnchen anrichten 143
10. Spur 145
11. Jagd und Fang . . . . —
Anhang. Von dem fliegenden Eicher (Sciurus volans, *Linn.*) . . . 149

§. Seite

Zweite Abtheilung. Federwild.

Erstes Kapitel.

Vom Schneehuhn (Tatrao lagopus, *Linn.*)

1. Verschiedene Benennungen; Klassifikation . . 153
2 — 5. Naturgeschichte . . . 153 — 57
6. Fang und Jagd 157
7. Ueber das Ausziehen (Ausweiden) des Federwildes 158

Zweites Kapitel.

Vom weißen Waldhuhn (T. alb. *Linn.*)

1. Verschiedene Namen; Klassifikation . . 159
2 — 6. Naturgeschichte . . . 159 — 62
7. Jagd und Fang 162

Nachtrag (1. K. 2.)

Vom Ringelwaldhuhn (T. arenarius, *Wolf.*)

1. Klassifikation
2 — 4. Naturgeschichte . . . . 164 u. 65

Drittes Kapitel.

Von der Waldschnepfe (Scolopax rusticola, *Linn.*)

1 Weidmännische Ausdrücke 165
2 Verschiedene Namen; Klassifikation . . 166
3 — 7. Naturgeschichte . . . 166 — 79
8 Benuzung 179
9. Ueber die Waldschnepfenjagd im Allgemeinen und über die Erfordernisse dazu . . . 180
10. Anstand 181
11. Die Suche mit dem Hühnerhunde . . 184
12. Das Treiben 186
13. Ueber den Waldschnepfenfang im Allgemeinen und über das Unzweckmäßige und Kostspielige einiger von andern Schriftstellern in Vorschlag gebrachten Arten desselben . . . 188
14. Ueber den Fang mit Steckgarnen . . 189
15. Ueber Laufdohnen und deren Anwendung . . —

Viertes Kapitel.

Vom Rebhuhn (Perdix cinerea, *Latham.*)

1. Weidmännische Ausdrücke 192
2. Verschiedene Benennungen; Klassifikation . . 194
3. Heimath; Verschiedenheit der Stärke beider bei uns bekannten Familien dieser Federwildart; Farbenauszeichnung a) des Männchens, b) des Weibchens, c) der Jungen; Erwähnung einiger Varietäten. (In der untergefügten Note, Beschreibung des Steinfeldhuhnes (Perdix saxatilis, *Meyer.*) u. dessen Verschiedenheit vom rothen Feldhuhn (Perdix rufa, *Lath.*) Körperbau und aus demselben entspringende Eigenschaften; Beweglichkeit; Sinnenorganisation; Naturell (habitus), Laut 194

§. Seite

4. Paarzeit und Paarung; Betrieb des Lege- und Brütgeschäfts; Erziehung der Jungen; Fürsorge der Alten für diese — wodurch selbige zuweilen vereitelt wird. Dauer des Familienvereins der Völker. Ein aus bei uns einheimischen Rebhühnern bestehendes Volk duldet nur unter besondern Umständen und zu gewissen Zeiten Individuen eines andern Volks unter sich. Der Abend- und Morgenruf; der Einfall . 201

5. Aufenthalt und Nahrung . . 207

6. Feinde der Rebhühner. Anlässe zur Verminderung dieser Federwildart; Vorschläge, dem Ruin der Rebhühnerjagd vorzubeugen. Eingeschränkte Erziehung und Erhaltung 208

7. Geringfügigkeit des Schadens, den Rebhühner etwa anrichten, im Vergleich mit der nicht unbeträchtlichen Benutzung 216

8. Ueber die Unentbehrlichkeit des fermen Hühnerhundes bei Ausübung der Hühnerjagd; über die erforderlichen Eigenschaften und Naturanlagen, welche er haben muß, wodurch letztere auszubilden und erstere ihm beizubringen sind . . . 217

9. Aufbewahrung desselben. Behandlung des an der Kette gehaltenen sowohl als dessen, welcher das Zimmer besuchen und im Gehöfte herumlaufen darf . 219

10. Futter und Getränk 222

11. Ueber Zuzucht, Erhaltung der Reinheit und Vervollkommnung der Race; über andere hiermit in Verbindung stehende Gegenstände . . 223

12. Ueber das Hitzigwerden der Hündin. Schickliche Jahreszeit zum Belegen. Behandlung der Hündin, wenn sie nicht zukommen soll. Verfahren, wenn das Zulassen nicht vermieden werden kann, Jahreszeit oder Alter der Hündin aber zum Aufziehen der Jungen nicht geeignet ist. Mittel gegen herunterhängendes Gesäuge. Allgemeine Bemerkungen über Vorliegenlassen und Belegen . . 228

13. Behandlung der Hündin nach dem Wölfen, und der Jungen während des Säugens; Erziehung der letztern durch Ammen, oder durch künstliche Saugwarzen. Mittel gegen eine geringe, nicht seltene Unpäßlichkeit während der Säugperiode . . 230

14. Wie lange die Jungen saugen und bloße Milchnahrung erhalten müssen. Successive Gewöhnung an das Futter. Entwöhnung von der Muttermilch . 233

15. Fernere Erziehung und Behandlung der Jungen bis zur Dressur 234

16. Wie alt der Hühnerhund seyn muß, wenn er dressirt werden soll. Allgemeine Bemerkungen über die Abrichtung; nur die feste (Parforce-) Dressur macht den Hund ferme . . 237

17. Angabe der vier Perioden, in welche die feste Dressur zerfällt; der schicklichen Zeit zur Stubendressur; der dazu nöthigen Einrichtungen und Hülfsmittel; Grundregeln 239

18 — 23. Anfang, successive Fortschritte und Beendigung der Stubendressur . . . 244 — 57

§. Seite
24. Uebergang von selbiger zur Feldarbeit . . 257
25 — 27. Feldarbeit auf Hühner . . 258 — 67
28. Feldarbeit auf Hasen . . . 267
29. Holzarbeit 270
30. Wasserarbeit 271
31. Behandlung e. bei der Abrichtung verschlagenen Hundes 272
32. Noch einige Bemerkungen und Vorschriften, welche auf das Ganze der Abrichtung Bezug haben . 274
33. Angabe der außer dem Hühnerhunde zum Betriebe der Hühnerjagd erforderlichen Hülfsmittel. Angabe der verschiedenen Arten des Rebhühnerfanges . 276
34. Verfertigung A. der Hochgarne; B. des Glockengarnes; C. des Treibezeuges; D. der Steckgarne; E. des Tiras; F. der Schneehaube; G. der Steige 277
35. Perioden, während welcher Tageszeit, zu welcher die Hühnerjagd mit dem Hunde zu betreiben ist. Von der Art und Weise, wie sich der Jäger im Voraus von dem Aufenthalte eines jeden Volkes unterrichten kann 288
36. Die Suche 292
37. Vom Zeichnen der angeschossenen Rebhühner (auf alle Federwildsgattungen, wenn sie im Fluge verwundet werden, meist anwendbar) . . 297
38. Fang mit Hochgarnen . . . 299
39. Mit dem Glockengarne . . . 301
40. Schickliche Zeit zur Anwendung des Treibezeuges . 303
41 — 45. Verfahren beim Fange mit demselben . 304 — 13
46. Warum diese Fangart allen übrigen vorzuziehen ist . 313
47. Fang mit Steckgarnen . . . 314
48. Mit dem Tiras . . . 316
49. Behandlung und Aufbewahrung der gebrauchten Garne 318
50. Fang mit der Steige . . . —
51. Fang in der Schneehaube . . . 319
52. Fang mit den Laufdohnen . . . 320

Fünftes Kapitel.

Von der Wachtel (Perdix coturnix, *Lath.*)

1. Weidmännische Ausdrücke . . . 321
2 — 7. Naturgeschichte . . . 321 — 31
8. Benutzung 331
9. Jagd 332
10. Fang, 1. mit dem Tiras; 2. im Steckgarne; 3. im Treibezeuge; 4. in großen Klebgarnen und Steckgarnen zugleich; 5. in kleinen Klebgarnen und Steckgarnen zugleich . . . 332 — 42

Sechstes Kapitel.

Von den Drosseln (Turdus.)

1. Wie die Drosseln von den Vogelstellern eingetheilt zu werden pflegen . 343
2. Klassifikation; Aufzählung derjenigen Drosselarten, welche theils als Zugvögel, theils als Stand- und Heckvögel gewöhnlicher Weise bei uns vorkommen . —
3. Naturgeschichte der Schnärre, T. viscivorus, *Linn.* 344
" " des Ziemers, T. pilaris, *Linn.* . 348

§. Seite
5. Naturgeschichte der Schildamsel, T. torquatus, *Linn.* 352
6. „ des kl. Ziemers, T. dubius, *Bechst.* 354
7. „ der Zippe, T, musicus, *Linn.* . 355
8. „ der Rothdrossel, T iliacus, *Linn.* 358
9. „ der Schwarzdrossel, T. merula, *Linn.* . . 360
10. Sämmtliche Drosseln werden nur beiläufig geschossen, in Menge aber auf dem Heerde in der Schneuß rc. gefangen; Anzeige über die auf jede Drosselart besonders anwendbare Fangmethoden . . 363
11. Ueber den Zug und Strich der Drosseln . . 365
12. Wegen der Anlage und Einrichtung eines Krammetsvogelheerdes wird auf Naumanns Vogelsteller verwiesen 366
13. Von der Anlage und Einrichtung einer Schneuß (eines Dohnenstieges). Verfertigung der Haarschleifen und verschiedener Dohnenarten . . 367
14. Verwahrungsmittel gegen das Ausbeeren der Dohnen 374
15. Abwartung und Begehung der Schneuß . . 376
16. Verfahren mit gefangenen und geschossenen Drosseln . 377

Siebentes Kapitel.

Vom röthlichgrauen Seidenschwanz (Bombycivora garrula, *Temmink.*)

1. Verschiedene Benennungen und Klassifikation . 378
2 — 5. Naturgeschichte . . . 378 — 81
6. Jagd und Fang 382

Achtes Kapitel.

Vom Gimpel (rothbrüstiger Kernbeißer, Loxia pyrrhula, *Linn.*)

1. Verschiedene Benennungen; Klassifikation . . 382
2 — 7. Naturgeschichte . . . 383 — 90
8. Fang 391

Neuntes Kapitel.

Von den wilden Tauben (Columbae.)

1. Klassifikation; Anzeige der bei uns im Freien vorkommenden Arten . . . 391
2. Nat. Gesch. der Ringeltaube, C. palumbus, *Linn.* 392
3. „ „ „ Holztaube, C. oenas, *Linn.* . 397
4. „ „ „ Turteltaube, C. turtur, *Linn.* . 402
5. Anzeige der Jagd- und Fangzeit. Anlage und Einrichtung der Sulze . . . 406
6. Jagd 407
7. Hier zu Lande gewöhnliche Fangmethoden . . 409
8. In Nordamerika üblicher Fang, nebst einer andern Einrichtung desselben nach der Idee des Verfs. . 411

Zehntes Kapitel.

Von der blauen Racke (Mandel- oder Mantelkrähe, Coracias garrula, *Linn.*)

1. Verschiedene Benennungen; Klassifikation . . 414
2 — 6. Naturgeschichte . . . 415 — 17
7. Jagd und Fang 417

§. Seite

Elftes Kapitel.

Vom gelben Pirol (Oriolus galbula, *Linn.*)

1. Verschiedene Benennungen; Klassifikation . . 418
2 — 5. Naturgeschichte . . . 418 — 21
6. Jagd und Fang 421

Zwölftes Kapitel.

Vom aschgrauen Kukuk (Cuculus canorus, *Linn.*)

1. Klassifikation 422
2 — 6. Naturgeschichte . . . 425 — 31
7. Jagd 432

Dreizehntes Kapitel.

Von den zur Gattung Pieper (Anthus) und zur Gattung Lerche (Alauda) gehörigen Vögeln.

1. Klassifikation 432
2. Nat. Gesch. des Baumpiepers, Anth. arboreus, *Bechst.* . . . 433
3. " " " Brachpiepers, Anth. campestr. *Bechst.* . . . 436
4. " " " Wiesenpiepers, Anth. pratens, *Bechst.* . . . 438
5. " " " Wasserpiepers, Anth. aquaticus, *Bechst.* . . . 440
6. " " der Feldlerche, Al. arvensis, *Linn.* 441
7. " " " Kalanderlerche, Al. calandra, *Linn.* . . . 451
8. " " " Wald- und Heidelerche, Al. nemorosa, s. arborea, *Linn.* . 452
9. " " " kurzzehigen Lerche, Al. brachydactila, *Leisler* . . 457
10. " " " Haubenlerche, Al. cristata, *Linn.* 458
11. " " " Berglerche, Al. alpestris, *Linn.* 461
12. Lerchenschießen 463
13. Beiläufige Erwähnung der dem Jäger unziemlichen oder im Allgemeinen zu kostspieligen Fangmethoden . 464
14. Verfertigung der zum Lerchenstreichen erforderlichen Tagnetze (Klebgarne) und Nachtnetze (Deckgarne); Requisiten . . . 466
15. Lerchenstreichen mit Tagnetzen (Klebgarnen) 469
16. " " Nachtnetzen (Deckgarnen) 475
17. Erforderliche Geräthschaften zum Lerchenfang vermittelst des Spiegels und Schlaggarnes . . 476
18. Fang vermittelst des Spiegels und des Schlaggarnes; beiläufige Erwähnung einiger weniger belohnenden Fangmethoden 480
19. Anlage und Einrichtung eines Wald- oder Heidelerchenheerdes; zum Fange Gehöriges; Fang selbst 486
20. Jagd und Fang rücksichtlich der Pieper und der Haubenlerche . . . 488
21. Behandlung der erlegten und gefangenen Pieper und Lerchen 489

§. Seite

Vierzehntes Kapitel.

Von den zur niedrigen Jagd gehörigen Feldlaufvögeln.

1. Klassifikation 490
2. Naturgeschichte des Kragentrappen, Otis houbara, *Linn.* 491

Funfzehntes Kapitel.

Von den Küsten- und Uferlaufvögeln.

1. Klassifikation 492
2. Erörterungen über den Th. 1. S. 370 schon besprochenen lerchengrauen Steinwälzer, Oedicnemus crepitans, *Temm.* . . . . . —
3. Nat. Gesch. des Goldregenpfeifers (Saatvogels), Charadrius auratus, *Succow*; Ch. pluvialis, *Linn.* 493
4. = = = Mornell-Regenpfeifers, Ch. morinellus, *Linn.* 496
5. = = = Halsbandregenpfeifers, Ch. hiaticula, *Linn.* 498
6. = = = weißstirnigen Regenpfeifers, Ch. albifrons, *Meyer* 500
7. = = = kleinen Regenpfeifers, Ch. minor, *Meyer* 501
8. = = = grauen Sonderlings, Arenaria calidris, *Meyer* 502
9. = = = schwarzflügeligen Strandreiters, Himantopus melanopterus, *Meyer* 503
10. = = = rothfüßigen Austernfischers, Haematopus ostralegus, *Linn.* 505
11. Jagd 508
12. Fangmethoden 510

Sechzehntes Kapitel.

Von den Kiebitzen (Vanelli).

1. Klassifikation 514
2. Nat. Gesch. des schwarzbunten Kiebitzes, Vanellus melanogaster, *Bechst.* . . . . . —
3. = = = gehäubten Kiebitzes, Vanellus cristatus, *Meyer* 515
4. Jagd und Fang 520

Siebenzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Reihern (Ardeae).

1. Klassifikation 522
2. Nat. Gesch. des aschgrauen Reihers, A. cinerea, *Lath.* 523
3. = = = Purpurreihers, A. purpurea, *Linn.* 532
4. = = = großen Silberreihers, A. egretta, *Linn.* 534

§.		Seite
5.	Nat. Gesch. des kleinen Silberreihers, A. garzetta, *Linn.*	536
6.	" " " Rohrdommelreihers, A. stellaris, *Linn.*	538
7.	Rücksichtlich des Nachtreihers (A. nycticorax, *Linn.*) wird auf den ersten Theil dieses Handbuchs verwiesen	545
8.	Nat. Gesch. des Rallenreihers, Ard. ralloïdes, *Scop.*	—
9.	" " " kleinen Reihers, Ard. minuta, *Linn.*	547
10.	Von der Reiherbaize im Allgemeinen	549
11.	Beschreibung der Werkzeuge und Geräthschaften, welche zum Abtragen (Abrichten) der Baizvögel (Falken) und beim Betriebe der Falknerei erforderlich sind	550
12.	Verfahren beim Abtragen und Lockemachen der Baizvögel	556
13.	Reiherbaize und Baizjagd im Allgemeinen	557
14.	Reiherschießjagd	571
15.	Fortsetzung	573
16.	Fangmethoden	574

Achtzehntes Kapitel.

Von den Knellen (Strandläufern, Tringae.)

1.	Klassifikation	576
2.	Nat. Gesch. der rothbäuchigen Knelle, Tr. subarquata, *Temmink*	—
3.	" " " veränderlichen Knelle, Tr. variabilis, *Meyer*	578
4.	" " " plattschnäbeligen Knelle, Tr. platyrincha, *Temmink*	580
5.	" " " Temminkschen Knelle, Tr. Temminkii, *Leisler*	—
6.	" " " hochbeinigen Zwergknelle, Tr. minuta, *Leisler*	581
7.	" " " aschgrauen Knelle, Tr. cinerea, *Linn.*	582
8.	" " " Streitknelle, Tr. pugnax	584
9.	Knellenjagd	588
10.	Fangmethoden	590

Neunzehntes Kapitel.

Von den Wasserläufern oder Wassertretern (Totani.)

1.	Klassifikation	593
2.	Nat. Gesch. des dunkelbraunen Wasserläufers, T. fuscus, *Bechst.*	594
3.	" " " Gambett-Wasserläufers, T. calidris, *Bechst.*	—
4.	" " " Teichwasserläufers, T. stagnatilis, *Bechst.*	596
5.	" " " punktirten Wasserläufers, T. ochropus, *Temmink.*	597
6.	" " " Waldwasserläufers, T. glareola, *Temmink.*	599

§.		Seite
7.	Nat. Gesch. des gefleckten Wasserläufers, T. macularia, *Temmink.*	600
8.	" " " trillernden Wasserläufers, T. hypoleucos, *Temmink.*	—
9.	" " " grünfüßigen Wasserläufers, T. glottis, *Bechst.*	605
10.	Jagdbetrieb	607
11.	Fangmethoden	611

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Sumpfläufern oder Sumpfwatern (Limosae.)

1.	Klassifikation	613
2.	Nat. Gesch. des schwarzschwänzigen Sumpfläufers, L. melanura, *Leisler*	614
3.	" " " rostrothen Sumpfläufers, L. rufa, *Brisson*	615
4.	" " " Meyerschen Sumpfläufers, L. Meyeri, *Leisler*	616
5.	Jagd und Fang	617

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Sumpfschnepfen oder Bekassinen.

1.	Klassifikation	618
2.	Nat. Gesch. der Mittelschnepfe, Sc. media, *Frisch*	619
3.	" " " Heerschnepfe, Sc. gallinago, *Linn.*	621
4.	" " " Haarschnepfe, Sc. gallinula, *Linn.*	623
5.	Ueber die Sumpfjagd und was dazu gehört im Allgemeinen	624
6.	Sumpfjagdbetrieb	627
7.	Sumpfschnepfenfang	630
8.	Behandlung erlegter Sumpfschnepfen. (Beiläufig werden diejenigen Vögel nambaft gemacht, auf welche diese Behandlung anwendbar ist.)	632

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von der Wasserralle (Rallus aquaticus, *Linn.*)

1.	Klassifikation	632
2.	Naturgeschichte	633
3.	Jagd und Fang	634

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von den Rohrhühnern (Gallinulae.)

1.	Klassifikation	635
2.	Nat. Gesch. des Wiesenschnarrers, G. crex, *Lath.*	—
3.	" " " punktirter Rohrhuhns, G. porzana, *Lath.*	638
4.	" " " Zwergrohrhuhns, Gall. pusilla, *Bechst.*	640

§.		Seite
8.	Nat. Gesch. des grünfüßigen Rohrhuhns, Gall. chloropus, *Lath.*	641
6.	Jagd — mit besonderer Beziehung auf den Wiesenschnarrer (§. 2.) — und Fang	645

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von der Hurbel oder dem Wasserhuhne (Fulica.)

1.	Klassifikation	648
2.	Nat. Gesch. der schwarzen Hurbel, F. atra, *Linn.*	—
3.	Jagd und Fang	653

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von den zur Gattung Steißfuß (Podiceps, *Lath.*) gehörigen Vögeln.

1.	Klassifikation	654
2.	Nat. Gesch. des gehäubten Steißfußes, P. cristatus, *Lath.*	655
3.	= = = graukehligen Steißfußes, P. rubricollis, *Lath.*	661
4.	= = = gehörnten Steißfußes, P. cornutus, *Lath.*	663
5.	= = = geöhrten Steißfußes, P. auritus, *Lath.*	664
6.	= = = kleinen Steißfußes, P. minor, *Lath.*	667
7.	Jagd und Fang	670

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von den Meerschwalben (Sternae.)

1.	Klassifikation	674
2.	Nat. Gesch. der großschnäbeligen Meerschwalbe, St. megarhynchos, *Meyer*	675
3.	= = = weißgrauen Meerschwalbe, St. canescens, *Linn.*	676
4.	= = = rothfüßigen Meerschwalbe, St. hirundo, *Linn.*	677
5.	= = = schwarzgrauen Meerschwalbe, St. nigra, *Linn.*	680
6.	= = = kleinen Meerschwalbe, St. minuta, *Linn.*	682
7.	Jagd und Fang	683

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von den Meven (Lari.)

1.	Klassifikation	686
2.	Nat. Gesch. der Mantelmeve, L. marinus, *Linn.*	687
3.	= = = weißgrauen Meve, L. glaucus, *Linn.*	688

§. Seite
4. Nat. Gesch. der Herings-M., L. fuscus, Linn. . 690
5. " " " Sturm-M., L. canus, Linn. . 691
6. " " " dreizehigen M., L. tridactilus, Linn. 694
7. " " " Lach-M., L. ridibundus, Linn. . 695
8. " " " kleinen M., L. minutus, Pallas. . 698
9. " " " der zur Temminkschen Gattung: Lestris, (Labb) gehörigen Vögel, welche zeither zur Gattung: Larus gerechnet worden sind . . 699
1. Schmarotzer-Labb, Lestr. parasiticus, Temmink. . . 700
2. Pomarin-Labb, L. Pomarinus, Temm. . —
3. Felsen-Labb, L. crepidatus, Temm. . 701
10. Verschiedene Gründe aus welchen vorbesagten Vögeln nachgestrebt wird . . 702
11. Jagdmethoden 703
12. Fangmethoden 706

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Gänsen (Anseres feri.)

1. Weidmännische Ausdrücke 708
2. Klassifikation . . . . —
3. Nat. Gesch. der Graugans, Anser cinereus . 709
4. " " " Moor- oder Saatgans, Ans. segetum . . . 716
5. Verweisung auf §. 76. der Einleitung, wegen der übrigen Gänsearten, welche, wie die Saatgans, nur auf dem Zuge, und mehr oder weniger selten Teutschland besuchen . . 718
6—9. Jagdmethoden . . . . . 719—22
10—12. Fangmethoden . . . . . 723—25

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Enten (Anates ferae.)

1. Weidmännische Ausdrücke . . . 726
2. Klassifikation . . . . —
3. Nat. Gesch. der Stockente, A. boschas, Linn. . 727
4. " " " Schellente, A. clangula, Linn. . 739
5. " " " Pfeifente, A. Penelope, Linn. . 740
6. " " " Tafelente, A. ferina, Linn. . 743
7. " " " Knäkente, A. querquedula, Linn. 745
8. " " " Kriekente, A. crecca, Linn. . 748
9. " " " Reiherente, A. fuligula, Linn. . 750
10. " " " Schnatterente, A. strepera, Linn. . 751
11. " " " Löffelente, A. clypeata, Linn. . 753
12. Von andern Schriftstellern entlehnte naturgeschichtliche Notizen, rücksichtlich der Teutschland meist nur auf dem Zuge mehr oder weniger selten besuchenden wilden Enten, welche dem Vf. beim Jagdbetriebe nicht vorgekommen sind, als:
1. rothe Ente, A. rutila, Pallas, A. casarca, Gm. Linn. . . 756

§ .		Seite
2.	Brandente, A. tadorna, Linn.	757
3.	Spießente, A. acuta, Linn.	—
4.	Eiderente, A. mollissima, Linn.	758
5.	Sammetente, A. fusca, Linn.	759
6.	Trauerente, A. nigra, Linn.	760
7.	Aschgraue Ente, A. cinerascens, Bechst.	761
8.	Weißköpfige Ente, A. leucocephala, Lath.	—
9.	Eisente, A. glacialis, Linn.	762
10.	Kolbenente, A. rufina, Linn.	763
11.	Bergente, A. marila, Linn.	—
12.	Weißäugige Ente, A. leucophthalmos, Borkhausen.	764
13.	Kragenente, A. histrionica, Linn.	765
13.	Wenn und wie soll die Entenjagd und der Entenfang betrieben werden, um der von Jahr zu Jahr merklicher werdenden Verminderung derjenigen Entenarten entgegen zu wirken, die bei uns ihr Geheck machen	766
14—19.	Jagdmethoden	767—74
20—27.	Fangmethoden	775—99
28.	Verfahren mit erlegten wilden Enten	800

Dreißigstes Kapitel.

Von den Sägern (Mergi).

1.	Klassifikation	801
2.	Nat. Gesch. des Gänsesägers, Mergus merganser, Linn.	802
3.	„ „ „ langschnäbligen Sägers, M. serrator, Linn.	803
4.	„ „ „ weißen Sägers, M. albellus, Linn.	805
5.	Jagd	806
6.	Fang	807

Ein und dreißigstes Kapitel.

Von den Seetauchern (Colymbi).

1.	Klassifikation	803
2.	Nat. Gesch. des schwarzhalsigen Seetauchers Col. glacialis, Linn.	—
3.	„ „ „ schwarzkehligen Seetauchers C. arcticus, Linn.	809
4.	„ „ „ rothkehligen Seetauchers, C. septentrionalis, Linn.	810
5.	Jagd- und Fangbetrieb betreffend	811
	Schlußbemerkung	—

Dritter Abschnitt.

Niedere Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Vom Hasen.

(Lepus timidus. *Linn.*) *)

§. 1.

Der alte männliche Hase heißt **Rammler**, der weibliche, **Häsin**, auch **Satzhase**. Die jungen Hasen werden **halbwüchsig** genannt, wenn sie ihr Wachsthum halb vollendet haben; **Dreiläufer**, wenn sie drei Viertheile ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Letztere Benennung erhalten an einigen Orten auch **alte**, die sehr rasch auf drei Läufen rennen, während sie mit dem einen Hinterlaufe schnellen, ohne den Boden zu berühren.

Die Ohren nennt man **Löffel**, die Augen **Seher**, die Füße, wie bei allem Haarwilde, **Läufe**, die Hinterläufe insbesondere **Sprünge**, die Haare **Wolle**, den

*) v. Wildungens Neujahrsgesch. 1798. Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 8.

Schwanz Blume, auch Federlein, die Haut, wie bei allem zur niedern Jagd gehörigen Haarwilde, Balg.

Statt Fährte sagt man von allem zur Niederjagd gehörigem Haarwilde Spur.

Die Hasen rammeln, indem sie sich begatten; die Häsin setzt, wenn sie Junge bekommt; die von einer auf einmal gesetzten werden unter dem allgemeinen Namen Satz begriffen.

Der Hase äset sich, oder nimmt seine Weide, er frißt nicht; er ist fett, nicht feist; gut oder schlecht, nicht dick oder mager.

Die Vertiefung, welche er in den Erdboden macht, um in derselben einmal oder öfter, auf längere oder kürzere Zeit zu ruhen, heißt das Lager. In diesem sitzt oder drückt er sich; doch wird der letzte Ausdruck öfter gebraucht, wenn er sich in demselben zusammenzieht, um so dem Blicke des sich nähernden Menschen oder Thieres weniger ausgesetzt zu seyn; häufiger und jedesmal aber bedient man sich desselben vorzüglich dann, wenn er sich auf der Flucht, nur für den gegenwärtigen Augenblick, in einer Furche, hinter einem Raine, oder unter einem Busche zu verbergen sucht.

Aus dem Lager, oder da, wo er sich gedrückt hat, wird er durch Menschen oder Hunde aufgestoßen, von letztern auch aufgestochen.

Abends rückt er ins Feld, um Aesung zu suchen; Morgens ins Holz, um zu ruhen. In das Lager fährt er, und so auch aus demselben heraus, wenn er es verläßt; er springt über Zeug, Hecken, Graben u. dgl. er flieht nicht darüber.

Der noch nicht verendete Hase, welchen der Jäger in seine Gewalt bekommt, wird von ihm genickt. (S. §. 52.) Den verendeten wirft oder weidet er aus*), er bricht ihm nicht auf. (S. §. 52.)

Um ihn zum Behuf der Fortschaffung oder Aufbe-

*) Obiger Ausdruck wird von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwilde gebraucht, bei welchem dieses Geschäft statt findet.

nahrung irgend woran hängen zu können, hesset man ihn ein, d. h. man schärft über dem Knie des einen Hinterlaufes, zwischen der Hesse und der Knochenröhre, eine Oeffnung ein, durch welche der andere Sprung bis übers Knie durchgesteckt wird.

Endlich wird er wie alles zur kleinen Jagd gehörige Haarwild und wie jedes Raubthier gestreift, nicht zerwirkt. Unter der Benennung Hasenklein versteht man alles, was bei der hohen und Mitteljagd zum Kochwildbret und zur Lunze gerechnet wird, nehmlich: Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen und die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber.

Bei dieser und bei allen übrigen zur niedern Jagd gehörigen Wildarten behält der Jäger den Ausdruck Fett bei; er sagt nicht, wie von den zur hohen und Mitteljagd gehörigen, statt dessen Feist.

§. 2.

Der gewöhnliche oder gemeine Hase wird — doch nur scherzweise — auch Lampe, nach Maaßgabe seines Aufenthalts aber Feldhase, Wald- und Holzhase, Berghase, Grundhase, Sumpf- oder Moorhase, Bruchhase, Sandhase, Steinhase u. s. w. genannt.

Nach dem Linnéischen und Pennantischen Systeme, so wie nach dem Bechsteinischen für Jäger, gehört er zu den Nagethieren; nach dem Blumenbachischen wird die sechste Ordnung, zu welcher er zu rechnen ist, etwas bestimmter unter der Benennung vielzehige, nagende Säugthiere angegeben; nach dem Pariser wird er als erste Art der 33sten Gattung, in der sechsten Unterordnung aufgeführt. Ob man ihn zu den wiederkäuenden Thieren zählen soll oder nicht, darüber sind die Meinungen noch immer getheilt. Ich meines Theils stimme, wenigstens so lange, bis es Herrn Bechstein gefällt, die Erfahrungen bekannt zu machen, welche ihn neuerlich zweifelhaft gemacht haben, (s. Bechst. Handb. der Jagdwissenschaft, des ersten Th. erstem Bande, §. 108, S. 150.) denen, welche das Wie-

derkäuen läugnen, aus folgenden nicht neuen, aber, wie ich glaube, schwer zu widerlegenden Gründen bei.

1) Weder der Magen, noch die Darmkanäle des Hasen sind so beschaffen, wie sie es seyn müßten, wenn das Geschäft des Wiederkäuens von ihm sollte verrichtet werden können. S. §. 3.

2) Er ist ein vielzehiges Thier; mir aber ist kein solches bekannt, bei welchem das Wiederkäuen erwiesen wäre.

3) Die fast immerwährende schnelle Bewegung der Oberlippe kann nichts für die Sache entscheiden. Sie scheint vielmehr eine bloße Grimasse zu seyn, die wahrscheinlich nur von der Gewohnheit, alles mit seinem Fitznäschen zu beschniffeln, oder von der beständigen Bemühung, sich durch Windholen vor Ueberfällen zu schützen, herrührt.

§. 3.

Der gemeine Hase*) ist in allen europäischen, in den bekannteren afrikanischen Ländern, in den mei-

---

*) Beiläufig muß ich hier des veränderlichen Hasen (Lep. variabilis, *Linn.*,) erwähnen, welcher auch der nordische, Alpen-, Stein- und Schneehase, in einigen Gegenden des russischen Antheils vom sonstigen Polen aber — zum Unterschiede von dem größern, grauen, den man den Litthauer heißt — der Liefländer genannt wird, und nach den meisten Eintheilungen eine Art der Hasengattung, nach der Pariser aber unter dem Namen Pica (s. Gattung 37. der Säugthiere T. B.) eine eigene macht. Noch ist alles auf seine Naturgeschichte Bezug habende nicht völlig aufgeklärt; ich beschränke mich deßhalb auf folgenden Auszug aus Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft, S. 157—169 im ersten B. des ersten Theils.

„Er bewohnt die höchsten und kältesten Gegenden von Europa, Asien und Amerika. In Teutschland trifft man ihn auf den salzburgischen, tyrolischen und andern südlichen Alpen an."

„Im Sommer erscheint die Farbe seiner Wolle größtentheils in einer sanften Mischung von Weißgrau mit Schwarz und Rothgelb. Der Kopf ist röthlichgrau, der Nacken braungrau. An den Seiten verläuft, nach unten zu, das Weißgrau sich immer mehr in Weiß, so daß der Bauch nur einen gräulichen Schimmer behält. Die Blume bleibt immer ganz weiß, nur die äußerliche Spitze ist schwarz. Die Fußsohlen sind dicht mit schwarzer, in Sibirien aber, wo der Balg überhaupt weit stärker bewachsen ist, mit gelber Wolle besetzt."

„Im Winter färbt sich der veränderliche Hase völlig weiß, bis

sten Gegenden von Ostindien, auch in Japan und Ceylon einheimisch. Er wird indessen, selbst gehegt, nicht überall gleich häufig angetroffen, sondern scheint unter den gemäßigten Himmelsstrichen und auf den fruchtbareren Erdstrichen vorzüglich zu gedeihen.

Der ganze Balg desselben hat auf dem Grunde im Sommer eine schwächere, im Winter eine stärkere graue wollige Bedeckung, aus welcher weniger dicht stehendes längeres Haar hervorgeht. Beides wird gemeinschaftlich unter dem Namen Wolle begriffen, und ist vorzüglich

---

auf die Ränder der Löffel, welche beständig und überall schwarz bleiben."

„Die Färbezeit tritt gewöhnlich in den Monaten April und September ein."

„In Grönland verdient diese Hasenart vorzüglich den Namen des weißen oder Schneehasen; denn dort bleibt er das ganze Jahr weiß, in Lappland nur zehn Monate hindurch, während der übrigen zwei färbe er sich fahl."

„Die Löffel des nordischen Hasen sind kürzer, die Läufe viel dünner als am gemeinen. Jener ist weniger geschwind und nur auf Hudsonsbay so stark als dieser: sonst wiegt er selten mehr als 6½ Pfund. Er wird sehr feist. Gezähmt, verwandelt er dennoch im Zimmer die Farbe."

Der Angabe mehrerer Schriftsteller, die Häsin dieser Art setze jährlich nicht öfter als einmal und nur zwei Junge, kann der Vf. — gestützt auf die Autorität eines höchst achtungswerthen, zuverlässigen Mannes, welcher zehn Jahre in Nordamerika zubrachte und dort die Natur fleißig beobachtete — widersprechen. Nach der Versicherung dieses Mannes setzt nehmlich der veränderliche Hase in Canada mehr als einmal im Jahre, auch mehr als zwei Junge auf einmal.

„Die veränderlichen Hasen leben nicht so isolirt als die unseigen, sondern sie ziehen sich scharenweise aus den hohen Gebirgen an der südlichen sibirischen Grenze, in fruchtbarere Ebenen oder in nördliche Waldungen, und von da, wenn es die Jahreszeit verlangt, wieder zurück."

„Sie halten sich gern in Felsenritzen, aber nicht, wie die Kaninchen, in Bauen auf, und äsen in der mildern Jahreszeit Alpengräser und Kräuter, (gewiß auch, wo sie es haben können, grünes Getreide und Kohl) in Grönland das dort wachsende weiße Moos; im Winter überall Schale und Knospen der Bäume und Sträucher."

Das Wildpret soll, besonders im Winter, unschmackhaft seyn; doch essen es die Grönländer gekocht, das im Magen befindliche Gesäse aber ohne weitere Zubereitung. Das Gescheide gibt ihnen Dochte für die Lampe, der Pelz Bekleidung für die Kinder."

„Die Jagd hat nichts Besonderes; in Lappland fängt man sie in einer Art von Stecknetzen."

„Ungeübten Schützen soll es oft widerfahren, daß sie im Winter beim Schnee den weißen Hasen übersehen, wenn sie nicht besonders auf den schwarzen Löffelrand und auf die gleichfarbige Blumenspitze Acht haben."

an den Löffeln weit kürzer als an allen übrigen Theilen des Körpers.

Jeder Löffel hat an der äußern Seite der Spitze einen schwarzen, 2″ herabwärts etwas breiter werdenden Fleck, an dem einwärts stehenden Rande aber einen schwarzbraunen, einzeln mit Gelbbraun gemischten Streif, welcher nach dem Kopfe zu sich mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft. Zwischen jenem Fleck und diesem Streif bildet sich ein oben spitzwinkliger, weißgrauer Zwickel. Die Nase ist gelbbraun, die Stirn schwarz auf dem Grunde, stark mit Gelbbraun belegt. An beiden Seiten der Nase zieht sich ein schmaler weißlicher Streif neben den Sehern vorbei, bis zur Wurzel der Löffel hinauf. Die Wangen sind bräunlich, mit Gelb, Weiß und Grau gemischt. Der Bart ist schwarz, die Kehle vorn ganz weiß, hinterwärts hellgelbbraun. Zwischen den Löffeln bildet sich ein weißgrauer, mit Schwarzbraun gemischter Fleck, welcher dicht unter denselben ganz weiß, im Genick aber wieder mit Schwarz und Gelb gemischt wird. Der ganze Rücken ist, bis zur Hälfte der Seiten herab, schwarzbraun, gelb gestichelt; der untere Theil der letztern in der Mitte gelb, stark mit Grau gemischt, vorn bräunlichrothgelb. Eben so sind die Blätter, noch heller auswendig die Vorderläufe gefärbt. Am hintern Theile der Seiten geht die dunkle Rückenfarbe mehr in Gelbbraun, an den Keulen in Aschgrau, mit Hellbraun gemischt, über. Die Hinterläufe haben auswendig gleiche Farbe mit den vordern. Die Blume ist schneeweiß bis auf einen schwarzen Streif, welcher sich auf der nach dem Rücken zugekehrten Seite bis an die Spitze derselben hinaufzieht. Die innern Seiten der Läufe und der Bauch sind ganz weiß*). Der Kopf ist dick und rundlich,

*) Der gemeine Hase ist so bekannt, daß der Verfasser anfänglich entschlossen war, sich auf die Schilderung der Farben nicht einzulassen. Da er diese bei mehreren Schriftstellern so verschieden angegeben, die vorstehende Beschreibung aber beim angestellten Vergleich zwischen sechs vor ihm hängenden, nur bei zweien in unerheblichen Stücken abweichend fand, so glaubte er, daß sie ihren Raum doch wohl verdienen könnte. — Uebrigens giebt es, selbst bei unserm Hasen, bemerkenswerthe Farbenvarietäten, als:

die Stirn erhaben; die an den Seiten stark muschelförmig zusammengebogenen, oben schmäler werdenden, abgerundeten Löffel sind, wo nicht länger, doch eben so lang als der ganze Kopf.

Die dicke, große, mit langen nach den Seiten abstehenden Barthaaren besetzte Schnautze geht oben in einer tief gespaltenen Oberlippe aus. Der innere Theil beider Lippen ist ganz mit kurzem Haar verbrämt. Die großen Augen liegen weit heraus, stehen sehr nach der Seite des Kopfs, haben weder Augenwimpern noch Nickhaut (weshalb der Hase mit offenen Augen schläft) und einen schwarzen Stern. Der Hals ist kurz und stark, die Brust enge, der Leib lang gestreckt und (so lange das Gescheide nicht ausgeworfen ist) fast überall gleich stark. Die Blume hat, bei zwölf Wirbelknochen, doch nur $1\frac{3}{4}''$ Länge, und steht beständig oberwärts gekrümmt. Die Vorderläufe sind verhältnißmäßig kurz und schwach (dünn) gegen die hintern, welche noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Hasen haben. Mit letztern tritt er bis an die Ferse auf. Auch findet man im Gelenk an der Hesse den sogenannten Hasensprung, ein etwa $3\frac{1}{2}''$ langes Knöchelchen, welches oben am Kopfende mit einem $\frac{1}{2}''$ langen, etwas weniger breiten Wirbel versehen ist; gleich unter diesem sich sehr verdünnt, nach dem andern Ende gekrümmt sich zuspitzt und in einem rundlichen Knöpfchen endigt.

---

1) Den ganz weißen, der auch zuweilen graue Rückenstreifen hat. Man sieht ihn nur selten.

2) Den röthlichen. Er ist, den weißen Bauch und die Blume abgerechnet, ganz rothgelb, semmelgelb oder fuchsroth.

3) Den ganz schwarzen, oder schwarzbraunen, welcher höchst rar ist.

4) Den grau und weiß gefleckten. Man findet sogar halb weiße und halb graue.

5) Den mit einer weißen Blässe, auch wohl mit weißen Läufen.

6) Den sogenannten Berghasen, welcher sich durch braune oder schwarze Wolle unter dem Halse auszeichnet.

Als ein besonderes Naturspiel wird auch von vielen Naturgeschichtschreibern der gehörnte Hase aufgeführt.

Die Unmöglichkeit der Existenz eines solchen ist in v. Wildungens Weidmanns-Feierabenden, Heft III. S. 21. ff. einleuchtend erwiesen.

Vermöge der Elasticität desselben erhält der Hase die Kraft, sich springend fortzubewegen. Nur bei dieser Wildart findet man die Sohlen sämmtlicher Läufe überall und stark mit Wolle besetzt. Zuweilen können wohl Hasen erlegt worden seyn, welche sich die Haare an den Sohlen abgelaufen haben; daß dies aber ein Kennzeichen seines Aufenthalts auf einer Koppeljagd seyn soll, sagt Herr von Wildungen wohl nur zum Scherz; denn wahrscheinlicher gibt dazu anhaltender Plattfrost im Winter, und sehr große Trockenheit im Sommer, auch auf geschonten Revieren, Veranlassung.

Die Vorderläufe gehen in fünf, die hintern in vier Zehen aus, von denen die zweite von außen am längsten ist. Jede derselben ist mit einem hornbraunen, zugespitzten, unterwärts gekrümmten Nagel bewaffnet.

Der Hase hat 28 Zähne, und zwar in der obern Kinnlade vorn, als Nagethier, zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, hinter diesen zwei inwendig gefurchte kleine Zähne (eigentlich nur Stifte); auf jeder Seite aber sechs schmale Backenzähne. In der untern Kinnlade stehen vorn gleichfalls zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, an jeder Seite aber nur fünf Backenzähne.

Bei dieser Wildart wird nur ein Magen, ingleichen ein sehr starker Blinddarm gefunden; und hieraus beweis't schon Büffon evident, daß er nicht wiederkäuen kann, wie es von Vielen behauptet worden ist.

Die Stärke und Schwere der gemeinen Hasen ist, nach Maaßgabe des Klima, in welchem, und der Aesung, von welcher sie leben, so abweichend, daß keine allgemeine Bestimmung darüber statt finden kann. Ihr Gewicht verändert sich nehmlich so sehr, daß ein ausgewachsener Hase an einem Orte sieben, am andern, vorzüglich im December, sechzehn Pfund wiegt.

Es ist ein allgemein als richtig anerkannter Erfahrungssatz, daß sie unter den kalten und gemäßigten Himmelsstrichen am stärksten werden, unter den heißeren am schwächsten bleiben, und unter den heißesten fast gar nicht gedeihen oder doch nur kümmerlich leben.

Ueberall übertreffen die Berg- und Holzhasen alle übrige an Stärke.

Der Sinn des Gehörs ist, vermittelst der hinterwärts im Gehörgange liegenden beinernen Röhre, welche ein natürliches Schallloch bildet, beim Hasen der ausgezeichnet schärfste.

Auch seine Nase (Geruch) ist gut; desto schlechter das Gesicht.

Fast möchte man glauben, die Natur habe ihn durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ängstlichen Gefühle zu entschädigen gesucht, welche die ihm eigene Furchtsamkeit und Schreckhaftigkeit so häufig erregen müssen.

Hat er irgend Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit seinen sehr guten Appetit in Ruhe zu stillen und ist die Witterung nicht ganz ungünstig; so wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er sich nicht, gleich nach Sonnenaufgang, theils zum Zeitvertreib, theils um die Nässe aus der Wolle des Balges los zu werden, auf trocknen Plätzen, vorzüglich auf Sandschellen, entweder mit seines Gleichen oder allein herumtummelt. Komische Sprünge, abwechselndes Kreislaufen und Wälzen sind dann Aeußerungen des Wohlbehagens, in welchem er sich zuweilen so sehr berauscht, daß er seinen ärgsten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden ansieht und einen kurzen Spaß mit seinem Leben bezahlt. Wird der alte Hase nicht so von jenem überlistet, ist er gesund und bei Kräften; so rettet er sich bei seiner Schnelligkeit fast immer durch die Flucht. Kann er durch dieses Mittel den Nachstellungen der Raubthiere und Hunde nicht entrinnen; so sucht er sich durch Wiedergänge und Hakenschlagen denselben zu entziehen. Da dies alles ihn vor den raschen Windhunden nur selten schützen kann; so strengt er, von diesen verfolgt, alle Kräfte an, ein Feldholz zu erreichen, sucht einen andern Hasen aus seinem Lager aufzustoßen, und verbirgt sich in demselben, während die Hunde jenem folgen; geht gerade in eine Heerde Vieh, fährt in die erste beste Röhre, die er findet und schwimmt, im Nothfall, mit vieler Behendigkeit

durch ziemlich breite Gewässer, selbst durch Ströme, wenn sie nicht zu sehr reißend sind.

Ist's übrigens Gefühl der Schwäche oder Muthlosigkeit, kurz, er wagt es nie, sich irgend einem lebenden Geschöpf anderer Art zu widersetzen, und nur wenn Eifersucht oder Begierde, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, ihn reizt, läßt er sich auf einen Kampf mit seines Gleichen ein.

Bei der geringsten eingebildeten oder wahren Gefahr und Ueberraschung bringt ihn der Schreck nicht selten so aus aller Fassung, daß er, jedes Rettungsmittel vergessend, in größter Angst hin- und herläuft, ja, wohl gar in jämmerliche Klagen ausbricht.

Schreck und Furcht sind es auch, welche machen, daß er mehr als anderes Wild — Raubthiere ausgenommen — Federlappen u. dgl., auch alle sogenannte Scheusale, respektirt.

Sein größtes Laster ist Bosheit; nicht weil es ihm je zuweilen, wenn auch selten, einfällt, diese durch Kratzen und Beißen zu äußern, wenn er gepackt wird, sondern weil der Satzhase durch Verläugnung aller älterlichen Liebe, der Rammler aber noch dazu durch Grausamkeit gegen junge Häschen, die er schutzlos findet, sie auf die empörendste Art zu Tage legt. (S. §. 4. d. K.)

Die Schnelligkeit des Hasen im Laufen rührt größtentheils daher, daß er, indem seine Hinterläufe viel länger sind als die vordern, stark überbaut ist, und hierin liegt auch der Grund, weshalb er besser bergauf als bergab rennen, und sich, wenn er ruhig ist, in ganz kurzen langsamen Sprüngen, in desto weiteren und rascheren hingegen, je mehr ihm daran liegt, von der Stelle zu kommen, immer aber nur satzweise, fortbewegen kann. Beim Aesen wird man zuweilen bemerken, daß er mit den Vorderläufen allein ein Paar kleine Schrittchen vorwärts thut, ohne das auf der Erde ruhende Hintertheil zu bewegen. Ist er auf diese Weise so lang als möglich gestreckt, so zieht er letzteres rutschend nach und macht doch noch eine Art von Sprung.

Noch hat er das Eigene, daß er entfliehend, ohne besondern Grund, in einiger Entfernung von seinem Lager, auf einem erhabenen freien Platze einen Kegel macht, d. h. die Positur eines aufwartenden Hundes annimmt. Wird er aber von jagenden, nicht zu raschen Hunden verfolgt und ist er ein gutes Stück voraus; so stellt er sich nicht nur auf die völlig ausgestreckten Hinterläufe, sondern geht so auch wohl ein Paar Schritte fort und sieht sich dabei nach allen Seiten um. Dies nennt man Männchen machen. Beides kann vielleicht als Sicherungsmaaßregel gegen schnellen Ueberfall angesehen werden.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von sich, wenn er sich in der Gewalt seiner Feinde und keine Rettung sieht. Dieser ähnelt beim Alten dem Geschrei eines starken Kindes, beim Jungen ertönt er höher. Den murrenden, welchen man beim Rammeln bemerkt haben will, habe ich nie gehört.

Sein Alter bringt er höchstens auf sieben bis acht Jahr, und wahrscheinlich deshalb nicht höher, weil durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes die Lebenskraft zu schnell consumirt wird. Aber auch dieses kurze Ziel erreicht wohl kaum von hunderten einer, da so viele Feinde dem unglücklichen Hasen nach dem Leben trachten.

§. 4.

Die Rammelzeit beginnt bei harten Wintern zu Anfang des Monats März, bei mäßigen im Februar, bei ganz gelinden zuweilen schon gegen Ende des Januars. Oefter noch als sonst ereignet sich jetzt der letzte Fall. Allerdings kann hierzu der so sehr vermehrte Anbau des Klees und der Winter-Oelsaat beitragen, durch deren Genuß der Begattungstrieb früher gereizt wird, welchen in vorigen Zeiten die spärliche Winteräsung länger unterdrückte.

Uebrigens wird durch das frühe Rammeln für die Wildbahn sicher nichts gewonnen, da fast immer der erste Satz im Nachwinter verloren geht, und mit ihm oft ein ansehnlicher Theil der Satzhasen durch Milchversetzung.

Zu Anfang der Begattungszeit schwärmen unaufhörlich die Rammler, Häsinnen suchend, umher und folgen der Spur derselben, gleich den Hunden, mit zur Erde gesenkter Nase. Sobald ein Paar sich zusammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Hakenschlagen, wobei anfänglich der Satzhase immer der vorderste ist. Aber nicht lange dauert es, so fährt dieser von der Seite und ehe der Rammler es sich versieht, gibt ihm die äußerst gefällige Schöne praktisch Anleitung zu dem, was er thun soll *). In möglichster Eile bemüht sich dieser nun, seine Gelehrigkeit thätig zu beweisen, ist aber dabei so ungalant, im Moment des höchsten Entzückens mit den scharfen Nägeln der Vorderzehen der Geliebten große Klumpen Wolle von den Dünnungen und Keulen abzureißen.

Kaum erblicken andere seines Geschlechts den Glücklichen, so eilen sie blitzschnell heran, um ihn entweder ganz zu verdrängen, oder doch die Freuden des Genusses mit ihm zu theilen. Anfänglich versucht es jener, seine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber aus Gründen, die sich aus den unersättlichen Begierden derselben leicht erklären lassen, bezeigt sie nur selten Lust dazu, und so hebt ein neues Schauspiel an, indem die Häsin von mehreren Competenten verfolgt und geneckt, endlich aber vom behendesten, der sich den Minnesold dann nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter so kritischen Verhältnissen nicht alles ruhig abgehen kann, versteht sich von selbst. Eifersucht erbittert auch Hasengemüther, und so entsteht ein Kampf, zwar nicht auf Leben und Tod, aber höchst lustig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere fahren zusammen, rennen an einander, entfernen sich, machen Kegel und

*) Dadurch sowohl, daß die Häsin ihre lüsterne Begierde, eben so wie die Hündin beweis't, als dadurch, daß die Oeffnung, durch welche bei der Begattung die Ruthe des Rammlers hervortritt, fast an eben der Stelle steht, wo das verborgene Feigenblatt des Satzhasen sich befindet, konnte wohl die fabelhafte, jetzt veraltete Meinung, daß es unter dem Hasengeschlechte Zwitter gebe, und eben so die noch lächerlichere, die Verwandlung der Geschlechter behauptende, desto leichter entstehen, da außer der Rammelzeit beim alten männlichen Hasen das Kurzwildbret nicht immer, bei jungen nie fühlbar ist.

Männchen, fallen wieder unter possierlichen Sprüngen auf einander los und bedienen sich dabei mit, in ihrer Art kräftigen, Ohrfeigen, so daß die Wolle weit umherfliebt, bis endlich entweder der stärkste den Siegerlohn empfängt, oder noch öfter sich betrogen findet, indem die undankbare Schöne, müde, dem unnützen Balgen zuzusehen, sich mit einem der Streitenden, oder gar mit einem neuen Ankömmling in aller Stille unbemerkt entfernt; gewiß überzeugt, daß auch die Hintergangenen nicht unterlassen werden, fremden Reitzen zu huldigen, sobald sich Gelegenheit dazu findet.

Dreißig bis ein und dreißig Tage geht die Häsin tragend, rammelt während ihrer Schwangerschaft immer fort, und setzt, gewöhnlich vom März bis Ende des Augusts viermal, ihre Jungen in einer aufgescharrten Vertiefung, welche sie im Felde mit einiger sich selbst ausgerupften Wolle, auf Wiesen mit Grashalmen und im Holze mit abgefallenem Laube ausfüttert. Der erste Satz besteht fast immer aus ein bis zwei, der zweite und dritte aus drei bis fünf, der vierte wieder nur aus ein bis zwei Jungen. Tritt die Rammelzeit schon im Jänuar oder zu Anfang des Februars ein, so erfolgt natürlich jeder Satz früher und es kommt dann auch wohl noch der fünfte hinzu. In diesem Falle ist der vierte eben so starkzählig wie der dritte. Wie bei allen übrigen Wildarten werden auch bei dieser gewiß dreimal mehr Junge männlichen als weiblichen Geschlechts gesetzt; kein Wunder also, wenn sowohl aus diesem Grunde, als deshalb, weil, wie bei allen Thieren, die Mortalität des letztern an sich weit stärker ist, unter zehn geschossenen Hasen kaum ein Satzhase bemerkt wird.

Zuweilen findet man noch im Oktober und November geschossene Satzhasen tragend; doch würde dieser Satz der kalten Nächte wegen immer verloren gehen, wenn auch die Mutter am Leben geblieben wäre.

Die Häsin säuget ihre Jungen höchstens drei Wochen, ist aber schlechte Mutter genug, nur während der ersten fünf bis sechs Tage bei ihnen zu bleiben, dann aber,

neuer Genüsse halber, sie fast auf immer ihrem Schicksal zu überlassen. Nur von Zeit zu Zeit kommt sie einmal zu ihren Kindern zurück, lockt sie durch ein eigenes Geklapper mit den Löffeln und reicht ihnen das Gesäuge dar, wahrscheinlich mehr, um sich vor Milchversetzungen zu schützen, als um jenen Nahrung zu geben.

Sowohl in dieser Lieblosigkeit der Mütter, von welcher man bei andern Thieren nur selten Beispiele findet, als in der Grausamkeit, mit welcher die Rammler junge Hasen behandeln *), — ob ich gleich nie gesehen habe, daß sie, wie man behaupten will, sie fressen —; in dem Abgange, welcher durch die Nachstellungen der Raubthiere und Raubvögel, so wie durch die Sense beim Gras-, Rübsen- und Kleehauen veranlaßt wird; endlich darin, daß weit weniger Häsinnen gesetzt werden als Rammler, und daß erstere früher und häufiger fallen als letztere: in diesem allen ist der Grund zu suchen, warum ein sonst so fruchtbares Geschlecht sich in geschonten Revieren nicht noch weit stärker vermehrt, als es in der That geschieht, und warum die alte Jägersage: der Hase rückt — zu Anfang der Rammelzeit — selb ander ins Feld und geht — zu Egidi, wenn die ganze Familie beisammenbliebe — selb sechzehen zu Holze, selten oder nie ganz bestätigt wird.

Beispiele von Ueberfruchtung der Häsinnen, indem man in ihnen fast ganz bis zum Setzen ausgebildete und kurz vor dem Tode empfangene Embryonen zugleich gefunden haben will, sind mir zwar nicht vorgekommen;

*) Ich selbst hörte einst einen jungen Hasen klagen, glaubte, da es in der Nähe des Dorfs war, ihn in den Klauen einer Katze zu finden und eilte hinzu, um dieser den Lohn mit einem Schusse zu geben. Statt meine Vermuthung bestätigt zu finden, sah ich den Rammler vor dem Häschen sitzen und ihn mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern es unaufhörlich so maulschelliren, daß das arme Thierchen schon ganz matt zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Herr seine Bosheit mit dem Leben bezahlen. Das junge Häschen nahm ich mit nach Haase, verstutzte die Löffel, setzte es nach einigen Wochen wieder aus und hatte die Freude, im folgenden Frühjahre beim Rammeln zu sehen, daß ich mir einen Satzhasen erhalten hatte.

dennoch würde ich mir die Unbescheidenheit nicht verzeihen, den Erfahrungen wackerer Männer, welche in allen ältern und neuern Naturgeschichten aufgezeichnet sind, zu widersprechen, um so weniger, da Mutterscheide und Uterus Eins sind, da man weder Muttermund, noch Mutterhals (wie bei andern Thieren) findet, sondern da jedes der Mutterhörner — auch Trompeten genannt — eine Oeffnung hat, welche bis in die Mutterscheide geht *) — und so in der That eine doppelte Gebärmutter vorhanden ist.

Bei keiner andern Wildart hat man so häufige Beispiele von Mißgeburten als bei dieser; Hasen nehmlich mit doppelter Zunge; mit an den Seiten des Maules, den Fängen der Hunde gleich, lang herausstehenden Zähnen; mit zwei Köpfen u. dgl. **). Vorzüglich merkwürdig ist die in v. Wildungens T. B. v. J. 1798, S. 14. geschilderte, in der Naturaliensammlung des Herrn Erbprinzen von Sachsen-Koburg befindliche: „Im J. 1783 ward nehmlich im Anspachischen eine mit zwei Jungen tragende Häsin geschossen. Das eine, noch lebende war natürlich gestaltet, am andern todten aber ist der Rücken der Länge nach gespalten und durch diesen Spalt ein in der Mitte liegendes, vollständig ausgebildetes Hasenköpfchen sichtbar, das zwar höchst wahrscheinlich zu diesem Embryo selbst (der, den Rücken und einen Vorderlauf ausgenommen, in einer dichten, glatten Haut fest eingehüllt liegt) gehört, auf den ersten Anblick aber natürlich so aussieht,

*) S. v. Wildungens T. B. v. J. 1798, S. 18, wo auch ein höchst sonderbarer Fall aus Gözens europ Faun. Th. 2. S. 343. f. erzählt wird; daß sich nehmlich bei einer geschossenen Häsin, außer zwei Jungen in der einen Gebärmutter, noch zwei andere im hohlen Leibe, zwischen dem Gescheide fanden, welche also auch hier empfangen seyn mußten.

**) Den in Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft im ersten B. des ersten Theiles Kap. 8. S. 149. §. 99. für Monstrosität erklärten Hasen mit so weit geschlitzten Löffeln, daß sie wie vier aussahen, möchte ich dafür unbedingt nicht annehmen, da es ja wohl möglich ist, daß in der frühesten Jugend desselben der Finder sich den Spaß machte, die Löffel aufzuschlitzen. Wie viel an diesem Theile des Körpers ganz verstutzte und durchlöcherte findet man nicht? —

als ob in diesem jungen Häschen ein anderes eingeschachtelt läge."

Die jungen Hasen werden mit offnen **Sehern** und hängenden Löffeln gesetzt; letztere nehmen aber gleich den zweiten Tag ihre gewöhnliche Stellung an. Ihr Haar — denn die eigentliche Wolle entsteht erst späterhin — ist kurz und dunkel gefärbt. Die meisten haben an der Stirn einen weißen sternförmigen Fleck, welchen viele das ganze erste Jahr hindurch behalten. Er **soll** ein Zeichen seyn, daß der Satz aus mehreren Jungen bestanden hat. Im Magen ganz junger findet man kleine Kugeln von geronnener Milch oder Lab, die sich täglich mehr verzehren. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß diese mit zur Erhaltung der von der Mutter so früh verlassenen Kinder beitragen mögen. (S. von **Wildungens** oben angezogenes T. B. S. 16.)

Nicht leicht verläßt eine solche junge Familie die Gegend, wo sie gesetzt ward. Obgleich die Geschwister den Tag in abgesonderten Lägern zubringen, so sind sie doch nicht weit von einander entfernt, rücken auch zusammen auf die Aesung, bis sie halbwüchsig werden, und dann ganz sich von einander trennen.

Erst nach funfzehn Monaten erreicht der Hase sein volles Wachsthum; doch rammeln die Jungen vom ersten Satze eines Jahres oft noch im folgenden August und setzen ein Junges, welches aber, wenn auch die Mutter am Leben bleibt, doch nur selten aufkommt.

§. 5.

Alle im zweiten Paragraph dieses Kapitels angeführte Hasenbenennungen zeigen zugleich die Gegend an, in welcher sich diese oder jene Familie immer, oder doch die längste Zeit im Jahre aufzuhalten pflegt. Ungern verläßt überhaupt der Hase ein Revier, wo er aufgewachsen oder einmal einheimisch geworden ist, ganz. Findet er in demselben nicht Gelegenheit, seinen so heftigen Begattungstrieb zu befriedigen, oder fehlt es ihm im Winter an Aesung; so entfernt er sich zwar wohl weiter als gewöhnlich, doch

kehrt im ersten Falle der Satzhase jedesmal, wenn die Satzzeit herannaht, der Rammler aber zur Herbstzeit, im letztern aber einer wie der andere mit Eintritt des Thauwetters zurück. Nur fortdauernde Unruhe in und außer der Schießzeit und der Gebrauch der Wildboden- oder Jagdhunde, so wie in kleineren Revieren der der Windhunde, veranlaßt eine Auswanderung für immer.

Der Feldhase, d. i. der, welcher flache und große Feldmarken bewohnt, hält sich im Frühjahre größtentheils in den Saatfeldern auf, verläßt sie auch vor der Ernte nicht. Bis die Wintersaat zu schossen anfängt, äset er diese; dann aber rückt er kurz vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher) auf die mit Sommergetreide besäeten Aecker. Auch dieses nimmt er nicht mehr an, wenn es zu alt wird, bleibt aber dann den Tag über in der Saat, welche Brachäckern, frisch bepflanzten Krautfeldern und neuerlich besäeten Rübenstücken am nächsten ist, um während der Nacht die Weide nicht zu weit suchen zu dürfen. Steht das Getreide sehr hoch und dicht, so bahnt er sich Steige durch dasselbe, theils um sich das Fortkommen zu erleichtern, theils um nicht so sehr von anhängendem Thau oder Regen benäßt zu werden.

Wenn während der Ernte das Stück, in welchem er seinen Aufenthalt gewählt hatte, abgehauen ist, zieht er sich in ein anderes noch stehendes. Entgehen ihm endlich diese Zufluchtsorte ganz; so drückt er sich unter Hafer- oder andern Schwaden, im hohen Klee, in Kraut-, Kartoffel- und Rübenfeldern, oder er macht sich ein Lager in den Stoppeläckern — vorzüglich in den dort von den zahmen Sauen gewühlten Löchern — und in den Grummetwiesen. Hier überall, mit kräftigen Aesungsmitteln umgeben, schwelgt er im Genusse derselben. Unter diesen sind ihm alle Kohl- und Rübenarten Leckerbissen; doch verachtet er auch junges Gras und feine Kräuter, unter denen er der Petersilie den Vorzug zu geben scheint, nicht.

Im Spätherbste wählt er zu seinem Aufenthalte nicht ganz frisch gepflügte Sturzäcker, mit Kaupen besetzte Lehden, nicht zu feuchte, mit Binsen bewachsene Vertiefun-

gen, vorzüglich aber zeitig gesäete Winterölsaat. Letztere macht dann, nebst dem jungen Wintergetreide überhaupt, in dem er, wenn die Felder mit Rainungen durchschnitten sind, auch wohl den Tag über sitzen bleibt, den größten Theil seiner Weide aus.

So lange im **Winter** gar kein, oder doch nur wenig Schnee liegt, verändert er weder die eben erwähnten Wohnorte, noch den Unterhalt; nur bei der Nacht geht er, wo Nachlässigkeit des Besitzers es gestattet, in die Gärten und sucht den eingeschlagenen und aufgeschichteten Kohl auf. Fällt starker Schnee, so läßt er sich in seinem Lager völlig verschneien, zieht sich aber, sobald das Unwetter nachläßt, in die Nähe der Klee- und Rübsenfelder, scharrt mit den Läufen den Schnee weg und äset so viel Grünes als möglich. Von hier aus besucht er nun auch immer früher und häufiger die benachbarten, nicht ganz gut verwahrten Gärten. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, so nimmt für diese armen Geschöpfe der Mangel täglich mehr überhand, und je mehr dies geschieht, desto gefährlicher werden sie (in so fern man ihnen nicht mit guter und hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt) den Gartengewächsen, Baumschulen und Baumpflanzungen; denn die Schale der meisten jungen Bäume und Sträucher *) ist ihnen jetzt eben so willkommen, als Braunkohl rc.

Vermindert sich durch Thauwetter der Schnee hinlänglich, oder geht er ganz weg; so ziehen sie sich wieder in die Sturzäcker zurück und sitzen am liebsten in den Misthaufen. Grünes Getreide aller Art ist dann ausschließlich ihre Weide.

Der **Buschhase**, d. i. der, welcher mehr in kleinen Gebüschen als im Felde lebt, nimmt zu allen Zeiten gleiche Aesung mit dem Feldhasen an, rückt aber nur Abends auf die Felder und jungen Holzschläge und Morgens mit Tagesanbruch oder doch bald nach Sonnenaufgang wieder zu

*) Vorzüglich der **Acacie** und ganz jungen **Lerche**. Nach den **Schwarzdorn** würden sie ganz zu Grunde richten, wenn seine scharfen Stacheln und harte Natur es nicht hinderten.

Holze; doch verwechselt er auch zuweilen während des Sommers seinen gewöhnlichen Aufenthalt am Tage auf einige Zeit mit hochbestandenen Getreidefeldern, oder wenn starker Regen fällt, mit Brachäckern und Lehden.

Erschreckt durch jedes fallende Blatt, weicht er im Herbste, wenn die Sträucher sich zu entlauben anfangen, ganz aus dem Holze und lebt, so lange diese Periode dauert, wie der Feldhase. Bei stürmischer und schlackiger Witterung drückt er sich späterhin gern auf alten erlenen Stöcken (Stämmen) und hinter starken Eichen.

Im Winter, wenn es sehr kalt ist, oder viel Schnee liegt, zieht er sich in die dichtesten Gehölze, mit eintretendem Thauwetter aber in das lichte Holz. Da der Buschhase unter diesen Umständen überall um sich her wenigstens Holzschale und Knospen zur Aesung findet, ihm auch immer noch der Wechsel in die benachbarten Gärten offen bleibt; so wird er, selbst ohne Winterfütterung, nicht leicht dem Hungertode ausgesetzt seyn.

Der eigentliche Waldhase, oder der, welcher große Wälder bewohnt, zieht sich während der milden und fruchtbaren Jahreszeiten in die Vorhölzer, und rückt von da aus, wenn ihm die Aesung auf den jungen Gehauen und auf den Wiesen nicht genügt, gegen Abend in die Felder. Stellt sich aber ein harter Winter ein, so weicht er in die stärksten Dickungen und immer tiefer in den Wald zurück. Ihn vertreibt das fallende Laub im Herbste nicht, und er lebt fast das ganze Jahr hindurch von Kräutern und Eicheln; wenn diese im Winter aber zu fehlen anfangen, von dem, was an warmen Quellen grün hervorsproßt, von junger Holzschale und von den Knospen des gefällten Holzes.

Der Berghase befindet sich bei dem Genusse der in der Nachbarschaft seines Aufenthalts wachsenden aromatischen Kräuter so wohl, daß er nur, wenn Felder in der Nähe sind, solche aus Lüsternheit besucht, und dennoch wird er, wie schon gesagt, stärker am Leibe und feister als jeder andere.

Alle übrige Hasenarten verlassen gegen Abend ihren

Aufenthalt, nehmen gleiche Weide mit den Feldhasen an, und rücken gegen Morgen in die einmal gewählte Heimath zurück.

Außer der Rammelzeit, während welcher alles, was Hase heißt, vorzüglich aber der Rammler, fast in unaufhörlicher Unruhe ist, bringt diese Wildgattung, in so fern sie nicht gestört wird, den ganzen Tag schlafend, oder doch lauschend im Lager zu; nie aber geht der Hase gerade auf den Ort zu, wo er schon ein altes zu finden weiß oder ein neues machen will, sondern er macht erst einige **Wiedergänge** und **Absprünge**, d. h. er läuft, wie man bei einer Neue leicht zu bemerken Gelegenheit findet, erst ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt auf seiner Spur zurück, springt, so weit er kann, von der Seite, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann noch einen Absprung, und so verfährt er noch einigemal, bis er mit dem weitesten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will.

Bei der Zubereitung des Lagers scharrt er im freien Felde mit den Vorderläufen eine ungefähr 2 bis 3″ tiefe, am hintern Ende gleichsam gewölbte Höhlung in die Erde, welche so lang und breit ist, daß der obere Theil des Rückens nur sehr wenig sichtbar bleibt, wenn er in derselben die Vorderläufe gerade ausstreckt, auf diesen den Kopf mit angeschlossenen Löffeln ruhen läßt, die Hinterläufe aber unter dem Leibe zusammenzieht und so sich drückt. Auf diese Weise schützt er sich während der milden Jahreszeiten leidlich vor Nässe, Sturm und Ueberfall. Hinter hohen Rainungen und sogenannten Kaupen auf den Lehden, in Lehmgruben, auf Wiesen, welche noch mit Gras bestanden sind, unter Sträuchern und an Eichstämmen erreicht er diesen Zweck schon dadurch, daß er blos die hintere Aushöhlung des Lagers macht. Im weichen Schnee aber ist das Lager gemeiniglich so tief ausgehöhlt, daß man, wenn der Hase hineingefahren ist, oder sich verschneien ließ, nichts von ihm als nur einen kleinen schwarzgrauen Punkt gewahr wird.

Im Sommer ist der vordere Theil des Lagers fast

immer nach Norden, im Winter nach Süden, bei stürmischem Wetter aber so gerichtet, daß der Bewohner desselben unter dem Winde sitzt.

§. 6.

Zur Anlage der Winterfütterung für Hasen wähle man Gegenden, wo sich zu dieser Jahreszeit der Hase am liebsten aufhält.

Hafer oder Weizenkörner auf kleine Häufchen gestreut, Möhren und Kohl behalten den Vorzug zur Fütterung; wem dieser Unterhalt aber zu theuer scheint, der wende Kohlstrünke, Erbsenstroh oder getrockneten Klee lieber dazu an, als Heu.

Durch die hier vorgeschlagenen Mittel wird bei sehr harten Wintern dem Hungertode und dem Auswechsel in andere Reviere schon ziemlich sicher vorgebeugt; letztern aber ganz gewiß, wenn man ihnen täglich etwas gekochten Kohl auf dem Felde, im Holze hingegen frisch gehauene birkene, aspene oder schwarzdornene, 24 Stunden in Heringslake geweichte Reiser beifügt.

§. 7.

Fast kein lebendes Geschöpf hat so viele und vielerlei Feinde, als der unglückliche Hase, ob er gleich nicht ein einziges anderes beleidigt und allenfalls nur dem Schaden zufügt, welchem er den meisten Nutzen und manches Vergnügen gewährt; ich meine den Menschen. Sämmtliche Widersacher des armen Lampe kann ich dem jungen Leser wohl nicht kürzer und auf keine Weise angenehmer namentlich aufführen, als wenn ich ihm die Reime hersetze, mit welchen, wie mit seinem oft angezogenen Taschenbuche überhaupt, Herr von Wildungen den Jagdliebhabern ein so willkommnenes Neujahrsgeschenk gemacht hat.

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhus, Raben, Kräh'n,
Jeden Habicht, den wir sehn,
Elstern ja nicht zu vergessen,
Alles — Alles will ihn fr—essen!

Alte und gesunde Hasen sind freilich vor Krähen und Elstern sicher; aber finden diese einen verendeten, oder bemerken sie Schwäche oder Unbeholfenheit an einem noch lebenden, so ist er, gleich dem jungen, ihre sichere Beute.

Von den innern Feinden dieser Wildart rede ich eben so wenig, als von denen der übrigen, da uns bis jetzt noch keine Mittel zu Gebote stehen, sie aus dem Wege zu räumen.

Unter den Krankheiten, welchen die Hasen unterworfen sind, ist die häufigste die, welcher vorzüglich die Rammler ausgesetzt sind, und die sich durch unzählige kleine Geschwüre — Hitzblattern —, welche man im Sommer an den Geschlechtstheilen, auch zuweilen an und um den After herum findet, äußert. Sie entsteht allerdings durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes und überhaupt durch die beständige Erhitzung während der Rammelzeit, wird aber dem Hasen selten tödtlich *), und fast immer im Herbste durch das Aesen der jungen Wintersaat, des Kohls und der Rüben geheilt. Venerischer Art ist sie daher gewiß nicht. Mit gelbem Wasser angefüllte Bläschen — Blasenwürmer — findet man, besonders nach sehr strengen Wintern, im Frühjahre am Herzen, an Lunge und Leber. Ich bin versucht zu glauben, daß sie durch den in der Zeit der Noth häufigen Genuß der Holzschale und Knospen hervorgebracht werden. Auch gehen daran, wie an der Leberfäule, die, meines Erachtens, vom Genusse fauliger Blätter, vorzüglich von der Oelsaat, herrührt, viele verloren. Es wäre wohl der Mühe werth, in solchen Gegenden, wo man die beiden letztgedachten Krankheiten öfters bemerkt, Versuche anzustellen, ob sie nicht dadurch vermindert oder doch unschädlicher gemacht werden könnten, wenn man Acacien-, Dornen- oder birkene Reiser in Salzwasser weichte, und, diese in Häufchen

---

*) Obgleich der Genuß des Wildbrets eines an dieser Krankheit leidenden Hasen dem Menschen nie schadet; so muß doch gewiß eine besondere Art von Lüsternheit dazu gehören, des gleichwohl krankhaften Zustandes des Hasen eingedenk, davon essen zu können.

vertheilt, den Hasen im Winter zur Fütterung darböte. (S. §. 6.)

§. 8.

So vielfach und gut diese Wildart auch benutzt werden kann, so groß auch das Vergnügen ist, welches die Hasenjagd Liebhabern gewährt; so ist doch nicht zu läugnen, daß der Schade, welchen sie, im Uebermaaß gehegt, nicht nur Gärten, sondern auch Feldern zufügt, den Nutzen, den sie gewährt, bei weitem übersteigen würde, wenn man nicht darauf bedacht seyn wollte, ersteren, wenigstens in Gärten und Baumschulen, durch feste Umzäunungen und in Baumpflanzungen durch Bewinden der jungen Stämme mit Stroh, oder durch Bestreichen derselben mit einem Brei aus Lehm und Kuhmist möglichst zu verhüten.

Den Pflanzschulen im Freien soll folgendes ziemlich einfache Mittel Schutz gewähren: Man umgebe sie ringsum mit bogenweise in die Erde gesteckten, gespaltenen Reifstäbchen und bestreiche diese, an der unterwärts gekehrten Seite alle vierzehn Tage mit Schweinefett, unter welches Schießpulver gemischt worden.

Von der jungen Saat aber kann man die Hasen abhalten, wenn alle zwanzig Schritt ein oben gespaltenes Stäbchen gesetzt, in die Spalte ein, in Franzosenöl oder aufgelös'te Asa foetida getauchtes Läppchen geklemmt, und dieses gegen Thau und Regen mit einer Eierschale bedeckt wird. Von vierzehn zu vierzehn Tagen muß diese verscheuchende Witterung so lange aufgefrischt werden, bis das Getreide dem Maule seiner Beschädiger entwachsen ist.

Daß das Wildbret der Hasen, besonders der jungen, auf mancherlei Weise zubereitet, sehr schmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft ist, gehört zu den bekannten Dingen.

Das Hasenfett *) vertritt die Stelle des Zugpfla-

*) Liegt der Schnee nicht zu tief und hat er keine Eiskruste, so ist im kältesten Winter der Hase am fettesten; wahrscheinlich deshalb, weil die

sters bei Zahnschmerzen, Geschwüren und eingestochenen Splittern.

Der **Balg** ist im Winter am dichtesten mit Wolle besetzt und dann am besten zu gebrauchen. Jetzt bezahlt man das Stück mit zehn bis zwölf Groschen, wenn er gleich nach dem Streifen, umgekehrt, auf ein Bret oder gabelförmiges Holz gezogen und an einem warmen Orte gut abgetrocknet worden ist. **Rauchgar** gemacht dient er zu allerhand Pelzwerk, leistet auch, bei Flüssen auf den leidenden Theil gelegt und bei andern langwierigen Krankheiten, dem Patienten — um das Wundliegen zu verhindern — untergeschoben, gute Dienste. Aus dem der Wolle — welche zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen, Unterkleidern u. dgl. verarbeitet wird — beraubten Balge kocht man nicht nur Leim, sondern Beutler, Schuh- und Siebmacher verwenden ihn auch so auf mannigfache Art zu ihren Arbeiten. Der bis an das Kniegelenk rauch gelassenen Laufknochen bedient sich jedermann zu einem leichten Kehrbesen; der Physiker, in Ermangelung einer Fuchsstandare, zum Reiben des **Elektrophors** (Elektricitätsträgers); der Buchbinder zur Bearbeitung des Leders, der Goldschmidt und Vergolder zum Glätten.

Der **Hasensprung** gibt Pfeifenräumer, Ahlen u. dgl. Vom Gebrauche des **Gescheides** als Köder und Schleppe zum Raubthierfange wird an andern Orten dieses Werkes die Rede seyn.

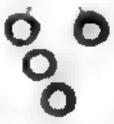
Gezähmt und zu Kunststücken abgerichtet — wobei die ihm eigene schnelle Beweglichkeit der Vorderläufe, welche man durch den Ausdruck **Trommeln** bezeichnet, sehr in Thätigkeit gesetzt zu werden pflegt — verschafft der Hase Manchem, dem es an gutem Willen oder an Kräften fehlt, sein Brod auf andere Weise zu verdienen, Unterhalt. Auch kann er, wenn man sich die Mühe gibt, außer der Rammelzeit auf die Unruhe Acht zu haben, welche er vor Ein-

---

Kälte bei ihm, wie bei allen Thieren, die Eßlust vermehrt und die Ausdünstung vermindert.

mit stürmischer und übler Witterung blicken läßt, mit mehrerem Rechte wenigstens als der Kalender, für einen Wetterpropheten gelten.

§. 9.

Die Spur aller vier Läufe des Hasen zusammengenommen macht beinahe die Figur eines Dreiecks. Indem er nehmlich bei jedem Sprunge die Hinterläufe über die vordern hinaus einsetzt, bildet der Abdruck derselben gleichsam die Endpunkte der mehr oder weniger schräg stehenden Grundlinie des Triangels. Die Fährte desjenigen Vorderlaufes, mit welchem er zurückbleibt, gibt den Vereinigungspunkt der Seitenlinien; der Eindruck des andern, mit welchem er anspringt, hingegen wird fast gerade auf der kürzeren Seitenlinie sichtbar, und so stellen sich sämmtliche vier Tritte beim vollen Lauf ungefähr so dar: ; hupelnd, oder im kurzen Sprunge aber so: . Diese Figuren zeigen, daß, wenn auch der Hase mit dem linken Vorderlaufe anspringt, der rechte Hinterlauf doch beim Nachziehen vor dem linken zu stehen kommt.

§. 10.

Auch bei dieser Wildart gibt es Kennzeichen, durch welche der Rammler von der Häsin, und der junge Hase vom alten zu unterscheiden ist.

Wird nehmlich die Häsin aufgejagt, so steht die Blume derselben im Herbste unbeweglich aufwärts, in der Rammelzeit aber meistentheils abwärts gerichtet; beim Rammler hingegen ist sie stets aufwärts gerichtet, und man bemerkt fast immer ein häufiges und geschwindes Schnellen mit derselben, welches von der kräftigern Bewegung des Hintertheils herzurühren scheint.

Sie (die Häsin) ist stärker (größer und gestreckter); er (der Rammler) aber ist im Ganzen gedrungener gebaut, hat vorzüglich stärkere Lenden, einen kürzern, aber breitern, rundern und wolligern Kopf und einen längern und

dichtern Bart. Bei ihr ist die Rückenwolle mehr hasengrau, ins Schwärzliche fallend, das Seitenhaar heller gefärbt, die Blume etwas länger, aber weniger breit und weiß; an ihm ist die Farbe der Blätter mehr braunroth.

Sie hält die längeren, schmäleren Löffel weniger dicht zusammen und drückt sie, im Lager oder beim Herausfahren, platt an die Seiten des Kopfs; bei ihm sind sie kürzer, breiter und weißlicher; er legt sie im Lager dicht zusammen, gerade nach dem Rücken hinter, hält sie aber auf der Aesung, im Laufen, und wenn er Männchen oder Kegel macht, aufgerichtet und enger; doch bewegt er öfters abwechselnd einen vor dem andern hinterwärts.

Der tragende Satzhase sitzt auch während der Rammelzeit fest; nie dann der Rammler. Auch an solchen Herbst- und Wintertagen, wo keiner von beiden gut halten will, thut es die Häsin doch noch am ersten.

Junge Hasen sind im Herbste und Winter an den helleren Farben des Balges, besonders an dem weißlichen Fleck an der Stirn, an den gelbröthlichen Flanken und dem breiter weißen Unterleibe zu erkennen. An ihnen läßt sich die Haut zwischen den Löffeln in die Höhe ziehen, bei alten sitzt sie am Schädel fest; auch kann man an jenen (den jungen) die Löffel sehr leicht der Länge nach durchreißen, an diesen nur mit einiger Anstrengung. Bei Untersuchung der Gelenke an den Vorderläufen wird man bemerken, daß sich diese bei jungen merklich und fühlbar trennen; daß bei alten aber fast gar kein Zwischenraum statt findet.

§. 11.

Am unentbehrlichsten und nützlichsten zur Betreibung der Hasenjagd ist unstreitig der gute, vollkommen ausgearbeitete Hühnerhund.

Der alte, lange und regelmäßig geführte und behandelte, gibt oft einem jungen unerfahrnen Weidemann oder Jagdliebhaber mehr und bessere Anleitung zum richtigen Verfahren bei der Jagd, als mancher Lehrherr; aber

sehr leicht ists, den jungen Hund durch falsches Benehmen bei der Hasenjagd zu verderben, wenn er auch noch so gut abgerichtet ist. Hier werden vorläufig die nothwendigsten Eigenschaften eines zur Hasenjagd brauchbaren erwähnt, weiter unten aber (§. 24.) die richtige Behandlung desselben bei der Suche gelehrt werden; von der Hühnerhundsrace, Zuzucht, Behandlung, Fütterung und Dressur soll in dem vom Rebhuhne handelnden Kapitel ausführlich die Rede seyn.

Ein tauglicher Hühnerhund muß vor allen Dingen eine gute Suche und Nase haben, d. h. er muß, bei stetem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger das Wild schon in beträchtlicher Entfernung wittern. Dennoch aber kann es eigentlich ohne vorhergegangene feste oder Parforcedressur überhaupt nie einen ganz fermen Hühnerhund geben. Einzelne, höchst seltene Ausnahmen können diesen Satz nicht umstoßen, welcher vorzüglich bei der Hasenjagd sich bewährt, weil bei keiner andern dem Hunde der unverbrüchlichste Gehorsam nothwendiger ist, als bei dieser.

Gehorsam ist also die erste Forderung, welche er befriedigen muß, wenn ihn der Jäger für brauchbar auf der Hasenjagd erklären soll. Hat er diesen, so wird er nicht weiter hinaus und rascher suchen, als es der Schütze für nützlich und nöthig hält; er wird, je nachdem die Hasen vor ihm aushalten oder nicht, in gehöriger Entfernung vorstehen, sich abrufen oder abpfeifen lassen, keinen eher aufstoßen, bis der Zuruf des Jägers ihn dazu berechtigt; noch weniger einem herausfahrenden je laut*), auch nicht einmal stumm jagend folgen, in so fern Schweiß in der Spur und der Ruf: Cherche, apporte! es ihm nicht zur Pflicht macht.

Den erlegten oder gefangenen Hasen darf er nicht herumreißen, sondern muß ihn augenblicklich und so rasch,

*) Der seltene für den Jäger nützliche Fall, daß der Hund im Freien nie, im Holze aber nur dann und nicht anders laut jagt, als wenn ihm weit hinaus zu suchen verstattet wird, kann nur bei ganz eigenen Naturanlagen statt finden, welche hier nicht in Anschlag kommen.

als es seine Kräfte erlauben, — müßte er ihn auch noch so weit tragen, — dem Jäger bringen, während des Ladens des Gewehrs sich nicht entfernen und nur nach erfolgtem Zuruf: Allons, cherche! weiter suchen.

Auf dem Anstande soll er, selbst ohne an die Fangleine genommen zu seyn, still und unbeweglich zu seines Herrn Füßen liegen und höchstens nur den Blick unverwandt nach dem Orte richten, wo er das Wild gewahr wird.

Endlich muß er sogar dem kalten Schweiße folgen, wenn er auch erst nach einigen Stunden darauf gebracht wird, und darf nie den verendet und erkaltet gefundenen Hasen liegen lassen.

§. 12.

Auch bei der Hasenjagd bedient man sich hier und da der teutschen oder polnischen Jagdhunde, über deren Fortpflanzung, Erziehung, Behandlung und Gebrauch schon in mehrern Kapiteln des ersten Theiles dieses Werkes, besonders §. 12, 13 und 15. des ersten Kap. der dritten Abtheilung, im ersten Abschnitte gesprochen worden ist*). Hier nur noch etwas über eine, bei jungen Jagdhunden nicht seltene Untugend, die nehmlich, daß sie Schaf- und Schweineheerden anfallen. Ereignet sich dieser fatale Fall, so versuche man es nicht, sie von dem Stück abzujagen, welches sie einmal niedergezogen haben, sondern eile hinzu, kopple die Hunde ein, und nehme sie an die

*) Eben da ich dieses schreibe, gelange ich zum Besitz eines in vieler Rücksicht recht interessanten Buches, unter dem Titel: Ueber die kleine Jagd etc. von F. E. Jester. Da der erste Theil meiner Arbeit schon unter der Presse ist, so konnte ich an dem vorher angegebenen Orte, wo von den Jagdhunden die Rede ist, Herrn Jesters Vorschläge wegen der Behandlung junger den meinigen nicht an die Seite setzen; es geschieht deshalb hier. Der genannte Schriftsteller will nehmlich: „man solle beim Einjagen nur einen alten vorzüglich guten Hund zu den jungen nehmen." Es kann dies allerdings den Vortheil haben, daß sie von diesem nur Gutes sehen; ob aber bei der von mir vorgeschlagenen Methode sie nicht feuriger jagen lernen sollten, überlasse ich dem Urtheil Anderer. Nur vergesse man meinen Wunsch nicht, das Einjagen an Orten vorzunehmen, wo die Hunde von dem sie begleitenden Jäger übersehen werden können.

Leine. Während der Zeit lasse man die Heerde wegtreiben, strafe jeden einzeln mit höchster Strenge, ziehe dann mit den fest an der Leine gehaltenen Hunden wieder hinan und wiederhole die Züchtigung, wenn sie wieder Miene machen, anzufallen. Dann noch erneuerter Ueberfall zeigt Unverbesserlichkeit an, und verdient Todesstrafe. Auch darf der gute Jagdhund nicht vorlaut oder weidelaut seyn, d. h. er muß keine andere als die ganz frische noch warme Fährte jagen, die einmal aufgenommene aber auch dann nicht verlassen, wenn anderes Wild vor ihm rege wird.

§. 13.

Nächst dem Hühnerhunde werden die Windhunde bei der Hasenjagd am häufigsten gebraucht; oft aus Liebhaberei, aber fast immer zum Nachtheile des Revieres. Deshalb wäre zu wünschen, daß sie in geschlossenen Revieren gar nicht, und höchstens nur in solchen, die mit der Koppeljagd belästigt sind, angewendet werden möchten.

Wahr ists, gute thun der Jagd weniger Schaden, in so fern sie immer eingeschränkt gehalten werden und nie allein herumlaufen dürfen, gewähren auch auf der Koppel, wo selten ein Hase den Schützen aushält, sogar Nutzen, weil ihnen unter der Hand eines sachverständigen Führers nie oder doch nur selten etwas entkommt; aber viel Vergnügen kann es doch in der That nicht machen, höchstens 3 bis 400 Schritte weit die Hunde laufen zu sehen, ihnen nicht einmal rasch mit dem Pferde zu folgen, beim Fange abzusteigen, um den Hasen zu retten, und dann bei einem neuerdings aufgesuchten wieder eben so zu verfahren. Schlechte hingegen geben zwar dem Liebhaber zum Raschreiten Gelegenheit, aber noch öfter zum Aerger über den schlechten Erfolg der nutzlosen Anstrengung. Nächstdem sind solche das sicherste Mittel, ein recht gut besetztes Gehege in kurzer Zeit auszuleeren; denn der einmal fehlgehetzte Hase kommt sicher der Gegend, wo er so geängstet ward, sobald nicht wieder zu nahe! Tritt nun der Fall, daß nicht gefangen wird, öfter oder gar häufig ein; so wird die Auswanderung auf benachbarte ruhige Reviere

immer beträchtlicher, und die Emigrirten, welchen doch die Rückkehr weder verwehrt werden kann noch darf, schleichen sich, so zu sagen, nur zur Nachtzeit in ihr Vaterland, um alte Freunde und Nachbarn zu warnen oder gar zum Davongehen zu bewegen. Ich selbst habe ein Revier gekannt, in welchem jährlich gegen 400 Hasen geschossen wurden, bis es dem Inhaber gemüthlich war, Windhunde zu halten. Sie waren nicht ganz schlecht, aber auch nicht vorzüglich gut, der Mann wußte auch, was zum Hetzen gehört, aber dennoch kam das bisher trefflich besetzt gewesene Gehege in den nächsten zwei Jahren, ohne andere Veranlassung, so sehr herunter, daß während einer ganzen Schießzeit nicht 150 Hasen gehetzt und geschossen werden konnten. Nun wurden die Windhunde abgeschafft. Gleich in der nächst folgenden Jagdzeit erlegte man gegen 300, und jetzt alljährlich wieder gegen 400 Stück.

So lange freilich, als immer noch Koppeljagden existiren und so unweidemännisch behandelt werden, wie bisher, bleibt allerdings dem Koppelberechtigten, wenn er zuweilen Hasen für seinen Tisch haben will, nichts übrig, als sich guter Windhunde zu befleißigen. Aber angenommen auch, er hetzte jährlich 60 Hasen damit — was immer viel auf einer Koppel sagen will — so bezahlt er sie doch theuer genug, wenn er den zur Anschaffung und zum Unterhalt der Hunde erforderlichen Aufwand in Anschlag bringt. Immer wird noch viel auf das Vergnügen gerechnet werden müssen! Doch — viel Köpfe, viel Sinne! — Was mir nicht behagt, kann einem andern so viel Freude gewähren, daß er es für unnöthig hält, das Nachtheilige zu berücksichtigen. Für solche sei das gesagt, was in den folgenden Paragraphen über diese Hunderace und weiter unten über die Jagd mit denselben vorkommt.

§. 14.

Auch in Rücksicht des Windhundes und der Jagd mit demselben gibt es technische Ausdrücke, welche ich hier vor allen Dingen mitzutheilen nöthig finde.

Die Jagd mit Windhunden heißt Hetze; das strich-

weise Hin- und Herreiten auf den Feldern, um die Hasen aufzustoßen, Suche.

Der unten in einem Ringe vereinigte, zwei Finger breite Riemen, welchen der Hetzende über die linke Schulter und unter dem rechten Arme wegnimmt, und so überhängt, wird der Hetzriemen genannt. In dem Ringe befestigt man den Strick, d. i. eine fingerstarke, halb aus Hanf, halb aus Haaren verfertigte, drei Klaftern lange Leine, deren anderes Ende durch den Ring, welcher an jeder Halsung befindlich ist, gezogen wird. So nimmt man drei bis vier Windhunde, die, auf diese Weise vereinigt, gleichfalls den Namen Strick erhalten, an; dann aber macht man mit der Jägerschleife*) in dem beim Hetzriemen erwähnten Ringe die Leine einstweilen fest.

Hierauf werden die Hunde strickbändig gemacht, d. h. man gewöhnt sie, am Stricke ruhig sich führen zu lassen, auf der rechten Seite des Pferdes herzulaufen, ohne ihm unter die Füße zu kommen und ohne zu dehnen. Auch müssen sie sich auf den Zuruf der ihnen beigelegten Namen gemächlich wieder annehmen lassen, wenn sie losgelassen worden sind. (Vergl. §. 19.)

Junge Windhunde hetzet man ein, indem sie, um ihren Beruf kennen zu lernen, zugleich mit einem alten Hunde auf Hasen gelöset und durch ihn zum Fangen angeleitet werden. Der Zeitpunkt des Lösens wird das Anhetzen genannt.

Hetzt man an einem Tage zu oft oder zu weit an, kommt dadurch ein Hund von Kräften oder außer Athem; so ist er überhetzet. Geschieht das einigemal mit jungen Hunden, so wird man zu seinem Verdrusse gewahr werden, daß sie, gleich beim Anhetzen oder doch bald darnach, umkehren und hinter das Pferd gehen, statt dem Hasen zu folgen. In diesem Falle sagt man: sie sind verhetzt.

*) Wie diese gemacht wird, lasse der Unerfahrne sich von einem Jäger zeigen; die Beschreibung des Handgriffes kann nicht anders als undeutlich ausfallen.

Wenn die Hunde den Hasen einholen und ihm, er mag sich wenden, wohin er will, zuvorkommen, so heißt dies: sie rahmen; kann er endlich gar nicht mehr fort, so fangen oder greifen und würgen sie ihn.

Sehen sie den herausfahrenden Hasen jedesmal augenblicklich, so äugen sie gut; rücken sie schnell an ihn heran, so sind sie rasch, leicht und laufen gut; fangen sie, ohne oft vorher zu rahmen, so nehmen sie gut auf. Besitzen sie diese eben erwähnten Eigenschaften alle und außerdem die, daß sie nicht reißen, d. h. sich nicht mit dem gefangenen Hasen herumziehen, sondern ihn, sobald er gewürgt ist, auf den ersten Zuruf: aus! fallen lassen, ohne ihn zu beschädigen, und ruhig dabei stehen bleiben, so kann man sie gut, ja vortrefflich nennen.

Befindet sich beim Strick einer, welcher die andern nicht zum Reißen kommen läßt, sondern vom gefangenen Hasen abbeißt, so fernerer Beschädigung wehret, wohl gar dem Reiter den Hasen ans Pferd bringt; so wird er mit dem Ehrennahmen Retter belegt*).

Der Windhund, welcher im Stande ist, einen alten Hasen ohne Beihülfe eines andern Hundes zu fangen, wird Solofänger genannt.

Die Hunde haben gut Geläuf, wenn der Boden, auf welchem gehetzt werden soll, weder zu hart noch zu weich ist, im umgekehrten Falle schlechtes.

§. 15.

Es gibt lang- und kurzhärige Windhunde. Die erstern sollen mehr Dauer haben. Die meisten sind hellfahl; doch findet man an ihnen Farben und Flecken aller Art — dunkelbraune etwa ausgenommen — wie man sie an andern Hunden, besonders an Hetzhunden, bemerkt.

Auf die Größe kommt weniger an, als auf Leichtig-

*) So vortheilhaft es auch ist, einen Retter beim Strick zu haben, so nachtheilig würden zwei werden, weil diese bei jedem Fange zusammenfallen und sich selbst beschädigen müßten.

keit*); doch wird der große und rasche Hund, wenn er gut aufnimmt, dem kleinern vorgezogen.

Hier die Schilderung eines gut gebauten: Der Kopf muß lang, schmal, überhaupt aber klein, das Behänge kurz, schmal, halb hängend, das weit hervorliegende Auge lebhaft und hell, die Schnautze lang, spitz, auf der Nase etwas abwärts gekrümmt, weit gespalten und mit guten Fängen besetzt, der Hals und Leib lang und mager, letzterer in den Flanken sehr eingezogen, der Rücken hoch und breit, das Rückgrat aber nach dem Kreuze zu etwas oberwärts gebogen, die Ruthe (der Schwanz) lang, dünn, an der Spitze geringelt seyn. Der Hund muß magere Blätter, kurze Keulen, magere Läufe, starke, herausliegende Flechsen, kurze Fesseln, nie aber Gänselatschen haben, d. h. er muß nicht durchtreten (wie man von Pferden zu sagen pflegt). Die Zehen an den Füßen müssen, wenn er, langsam gehend, auftritt, dicht beisammen, wenn er aber läuft, nicht sehr aus einander stehen, und, mit andern Hunden verglichen, in starken, mehr gekrümmten scharfen Nägeln ausgehen.

Gute Zeichnung in Rücksicht der Farben erhöht seine Schönheit.

§. 16.

Will man Junge ziehen, so muß zuvörderst sowohl die Hündin als der Hund, mit welchem diese belegt werden soll, alle Vorzüge haben, die man von guten Windhunden fordert, auch von reiner Race seyn. Die Zuchthündin darf nicht über drei, höchstens vier Jahr alt seyn, und nicht gern läßt man sie anders als so zu, daß sie im Frühjahre wölft. Sobald man bemerkt, daß sie läufisch zu werden anfängt, wird sie von andern Hunden getrennt. Wenn die Tasche — das Geburtsglied — stark anläuft und zu färben, d. h. Schweiß zu verlieren,

*) Mangel an dieser wird fast immer dadurch sichtbar, wenn die Hunde sich gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen, ehe sie zum Rahmen kommen.

anfängt, sperrt man den für sie bestimmten Gatten so lange mit ihr zusammen, bis sie fünf= oder sechsmal sich mit einander gebunden, d. i. sich begattet haben. Dann bleibt die Hündin vierzehn Tage lang in dem Behältniß, wo sie sich befindet, allein. Während sie tragend ist, muß sie vorzüglich gut gefüttert, aber auf keine Weise Anstrengungen ausgesetzt werden. Sie bringt gewöhnlich nach 63, nie vor Verlauf von 60 Tagen, sechs, acht bis zehn Junge, von denen man nicht über drei Stück liegen lassen darf. Sollten mehrere von einem Wurfe aufgezogen werden, so kann dies durch Ammen, wie bei andern Hunden, geschehen. Sie müssen sechs bis acht Wochen saugen. Während der beiden letzten Wochen gewöhnt man sie, indem die Mutter zu halben Tagen von ihnen entfernt wird, weißes, hartes, gekrümeltes, in Milch oder Schöpsknochenbrühe geweichtes Brod zu fressen; dann sperrt man sie ab, und zieht sie bei eben dem Futter auf, welches die Alten bekommen.

§. 17.

Da Windhunde nie fett und dick seyn dürfen und doch Kräfte haben müssen; so darf man ihnen nur selten Haferschrotsuppen, sondern gutes Brod, halb aus Gersten=, halb aus Roggenmehl gebacken, einen Tag bloß mit Wasser, den andern mit Brühe, welche aus zerschlagenen Schöpsknochen gekocht wird, täglich nicht öfter als einmal, aber reichlich geben, diese Suppe aber nur mäßig salzen. Fleisch taugt für sie gar nichts, noch weniger harte Knochen. Frisches Wasser zum Saufen muß nie fehlen. An Tagen, wo man hetzen will, darf ihnen, ehe die Jagd beendigt ist, nie volles Futter, sondern vor oder während derselben nur etwas trocknes Brod gereicht werden.

§. 18.

Bei keiner Art von Hunden ist es nothwendiger, als bei dieser, für immerwährende Bewegung zu sorgen, damit sie sich nicht verliegen und steif werden. Da sie aber sehr näschig, auch mitunter falsch zu seyn pflegen, gern junges Vieh, vorzüglich Hühner, Enten und Gänse würgen und

verzehren, noch lieber aber in die Felder laufen und sich eine Jagd auf ihren eigenen Leib machen; so darf man sie nicht ganz frei herumgehen lassen, sondern es ist am räthlichsten und besten, sie den Tag über in einem reinlich gehaltenen, von Zeit zu Zeit mit frischem Sande ausgestreuten geräumigen Zwinger, während der Nacht aber in einem, oft mit frischer Strohstreue zu versehenden, Stalle zu verwahren. Nächstdem gehört zur guten Wartung (bei jungen Hunden vorzüglich) öftere Reinigung vom Ungeziefer, und, wenn sie nicht erhitzt sind, an warmen Tagen fleißiges Baden in frischem Wasser.

§. 19.

Wenigstens funfzehn bis achtzehn Monate muß der Windhund alt seyn, ehe er zum Hetzen angewendet wird.

Außer dem Strickbändigmachen, welches etwa vier Wochen vor Eröffnung der Jagdzeit dadurch geschieht, daß man täglich zwei junge Hunde und einen alten, oder zwei alte und einen jungen erst zu Fuß, dann zu Pferde, am Stricke ausführt, im letztern Falle sie unter dem Zurufe: schone dich! dicht neben, nicht vor, unter oder hinter dem Pferde zu gehen gewöhnt (wobei freilich mäßige Strafe, vermittelst der Hetzpeitsche und eines Ruckes am Strick, so oft sie an demselben zu dehnen anfangen, nicht fehlen kann), findet keine eigentliche Abrichtung statt, man müßte denn das Einhetzen dafür annehmen. Bei dieser Gelegenheit nimmt man gern zwei gute alte und zwei junge Hunde, oder wenigstens einen alten — wo möglich einen Retter — und drei junge in einem Strick zusammen, sucht mit diesen eine Gegend ab, wo es nicht zu viele Hasen gibt (weil sich die Hunde sonst, wenn, während auf einen gehetzt wird, ein anderer herausfährt, zersplittern, und wahrscheinlich keinen fangen), hetzt die erstenmale auf alte Hasen gar nicht, auf junge aber auch nicht anders, als wenn sie nicht weiter als höchstens 50 bis 60 Schritt entfernt sind. Sobald man bemerkt, daß die jungen jedesmal schnell und zugleich hinanrücken, rahmen und wegnehmen, bemüht man sich, sie mitunter an alte

Hasen zu bringen, die ihnen mehr Arbeit machen. Fangen sie auch da gut, so wird der alte Hund weggelassen und mit den jungen allein gehetzt. Dann und überhaupt in der ersten Zeit verhüte man jede Fehlhetze sorgfältig. Man hetze deshalb nie weit an, noch weniger von vorn*), oder auf sehr hartem Boden, wo die Hunde, weil ihnen bald die Ballen wehe thun und wund werden, nicht fort können, mit einem Worte, wo sie schlechtes Geläuf haben, sondern suche mit ihnen auf feuchten, aber nicht senkigen, oder auf nicht ganz frisch bestellten Aeckern; vermeide aber auch dabei solche Gegenden, wo es viele Hecken, breite Wege, Raine, Graben oder Feldhölzer gibt. Sobald sie rahmen, eile der Reiter hinzu, springe gleich, wenn sie gefangen haben, vom Pferde und nehme ihnen unter dem Zuruf: aus! den Hasen ab. Bemerkte er aber einen, welcher Miene machte, sich zum Retter aufwerfen zu wollen, so lasse er ihm den Willen und feure ihn durch Zureden und Liebkosungen immer mehr dazu an.

Das Reißen dulde er in keinem Falle, sondern bestrafe mit der Peitsche die Hunde, welche auf den Ruf: aus! nicht nachgeben wollen, mäßig, scharf aber gleich das erstemal die, welche sich etwa das Anschneiden zu Schulden kommen lassen. Nur hüte er sich, den gestraften gleich wieder gehen zu lassen, wohin er will, er nehme ihn vielmehr augenblicklich zugleich mit den übrigen an den Strick und ziehe fort — außerdem möchte es in der Folge schwer halten, seiner nach irgend einer Hetze habhaft zu werden.

Zuweilen, aber nur selten, gebe man jungen Hunden das Geschcide eines Hasen, den sie selbst gefangen

---

*) Dieser Fall tritt freilich selten, aber doch zuweilen, durch besondere Veranlassung, ein. Es ist aber sehr natürlich, daß die Hunde, selbst alte, beim Anhetzen besonders feurig sind, und so den auf sie zukommenden Hasen weit überfahren. Ehe sie sich wenden können, bekommt er einen weiten Vorsprung, und so müssen die Hunde unnützer Weise ihre Kräfte verschwenden, um ihn wieder einzuholen. Sonderbar ists, daß, wo gewöhnlich gehetzt wird, der Hase seinen Vortheil so gut kennt, daß er sich nicht leicht wendet, wenn die Hunde von vorn auf ihn zukommen, sondern zwischen ihnen durchfährt.

haben, doch nie gleich auf der Stelle, wo sie ihn wegnahmen — denn dadurch möchte der natürliche Hang zum Reißen und Anschneiden vermehrt werden, — sondern einige hundert Schritte davon, wo möglich da, wo man anhetzte. Dies wird sie begieriger und aufmerksamer machen. Man dulde es ferner nie, daß sie beim Aeugen eines herausfahrenden Hasen gleich am Strick vorwärts fahren. In diesem Falle hetze man nicht einmal, sondern ziehe sie unter dem Zuruf: schone dich! mit einem mäßigen Rucke zurück ans Pferd.

Besser ists freilich, wenn der Reiter den Hasen früher sieht als die Hunde; im Gegenfalle müssen doch diese nie unbändig ins Zeug fahren, bis der Ruf: Hetz! ertönt. Aeugten sie den Hasen nicht gleich, so reite man ihn an, bis sie ihn erblicken, dann aber lasse man die Hunde vor und lasse ihnen den Willen, sonst rechnen sie in der Folge zu sehr auf Unterstützung. Auch wird durch das Pferdegepolter der Hase nur flüchtiger.

Ueber das Hetzen mit alten Hunden wird weiter unten bei Beschreibung der verschiedenen Jagdarten mehr vorkommen.

§. 20.

Bei aller angewendeten Vorsicht, das Ueberhetzen zu vermeiden, geschieht es doch an warmen Herbsttagen nicht selten zufällig. Auf der Stelle fallen die Hunde da oft, sobald sie gefangen haben, athemlos nieder, bekommen auch wohl krampfhafte Zufälle. Dann trete man hinter sie, schlage die Arme unter den Vorderläufen zusammen, hebe sie so hoch, daß sie in der Schwebe hängen, und schüttele sie einigemal hin und her, schütte ihnen hierauf einen guten Schuß Schießpulver aus dem Horne, welches man immer gefüllt bei sich haben muß, ein, gestatte ihnen das Stilliegen nicht, sondern führe sie am Strick so lange langsam hin und her, bis sie sich völlig erholt haben. Noch weniger, und wenn sie auch nicht überhetzt sind, lasse man es zu, daß sie sich gleich nach dem Fange in Wasserpfützen wälzen oder daraus saufen.

Nie darf dies eher geschehen, bis sie völlig bei Athem sind*), sonst verschlagen sie leicht, d. h. sie gehen nach einiger Ruhe mehr oder weniger steif, bekommen geschwollene Läufe, oder werden völlig kontrakt, je nachdem der Verschlag stärker oder schwächer war. Im letztern Fälle, so wie nach jeder vorzüglich großen Anstrengung, nehme man gleich auf frischer That lauwarmen Essig, mische etwas Kienruß und Salz hinein und wasche die Läufe und Blätter stark und oft damit; im erstern wende man gleich, und täglich fortgesetzt, lauwarme Ameisenbäder, oder solche an, die aus warmem Wasser, in welchem Kamillen abgekocht sind, und aus hinzugemischter weißer Seife und Weizenkleie bestehen. Sollte dies alles nicht gehörig wirken, so wasche man den Patienten mit einem Absud von drei bis vier Loth weißer Nießwurz, welche mit vier Maaß Kovent oder Nachbier in einen neuen Topf gethan wird. Dieser muß dann gut bedeckt und verklebt ans Feuer kommen, und das Ganze bis auf die Hälfte einkochen. Beim Abnehmen vom Feuer thue man noch eine gute Messerspitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hinzu. Starkes Erbrechen, vielleicht auch ein Ausschlag, wird die Folge dieses Mittels seyn. Deshalb muß der Patient, bis er hergestellt ist, warm gehalten und nicht an die Luft gebracht werden**).

§. 21 a).

Ein nicht nothwendiges, für Hasengehege leicht schädlich werdendes, aber doch noch hier und da übliches Jagd-

---

*) Ist dies aber der Fall, und haben sie sich völlig ausgekühlt, so bringt man sie an frisches, reines Wasser zum Saufen. Dies stärkt sie.

**) Warum ich sowohl hier, als bei der Hirschparforcejagd besonders über die Behandlung einiger Hundezufälle spreche, da doch im Allgemeinen diesem Gegenstande ein eigenes Kapitel des dem dritten Theile beigefügten Anhanges gewidmet ist, darüber kann ich, zur Rechtfertigung dieser scheinbaren Unordnung, weiter nichts anführen, als daß ich es für nicht unnöthig hielt, gegen die bei den Parforce- und Windhunden vorzüglich gewöhnlichen Zufälle auf der Stelle die Mittel anzugeben, deren man sich bisher mit besonderm Vortheil bedient hat.

requisit sind die Hasengarne und Federlappen. Von Verfertigung und Stellung der Federlappen ist im ersten Kapitel des Anhanges zum ersten Theile dieses Werkes §. 22. ausführlich gehandelt worden; die Hasengarne betreffend, hier, was das Verfertigen sowohl als das Stellen anlangt, kürzlich Folgendes:

Die Hasengarne werden mit vierzehn Maschen, deren jede von einem Knoten zum andern 3″ hält, angefangen, und aus dünnem, gutem Hanfbindfaden, 225 Leipziger Ellen lang, gestrickt. Dann zieht man eine eben so starke — oder, wenn es um Leichtigkeit zu thun ist, eine etwas schwächere — Ober- und Unterleine ein, wie an den Wolfs- und Rehnetzen. Diese Leinen müssen so lang seyn, daß das Netz 150 Ellen busenreich stellt, an jedem Wechsel aber 6 Ellen bei jeder übrig bleiben. An dem einen Ende derselben bindet man einen ähnlichen Haken, wie bei den Rehnetzen, zum Aufnehmen, an dem andern hingegen einen gleichen Heftel zur Befestigung ein.

Die Zahl der verhältnißmäßig kürzern Forkeln, so wie das ganze Verfahren beim Stellen, kommt in allen Stücken mit dem überein, was §. 18. des ersten Kapitels des dem ersten Theile beigefügten Anhanges darüber gesagt worden ist.

§. 21 b).

So unbestreitbar schädlich alles Jagen mit Netzen und Garnen auf den Wildstand und also auf die Erhaltung der Wildbahn einwirken muß; so können doch besondere Verhältnisse — z. B. Erhaltung des Rechts zu dieser Jagdbetriebsweise oder zur Frohnleistungs-Forderung bei selbiger, — es nöthig machen, von Zeit zu Zeit einmal darauf zurückzukommen.

Tritt dieser Fall in Rücksicht der Hasenjagd ein, so vermeide man es wenigstens, eine ganz geschlossene Stallung einzurichten, d. h. man lasse nie einen kleinern oder größern Wald- oder Feldbezirk ganz mit Garnen fangbar umstellen, sondern höchstens nur auf einem Flügel, und zwar, wo möglich, an der äußersten

Reviergrenze, in vorgedachtem Maaße, bestellen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren ist aus Th. I. Abschn. 2. Abth. 2. Kap. 1. §. 16 und aus §. 18 des ersten Kap. im Anhange zum Th. I. bekannt. Nächst dem ist noch zu bemerken, daß beim Abjagen nicht gerade auf die Garne zu, sondern längs des zugestellten Flügels gesucht oder getrieben werden darf, wenn diese Art zu jagen möglichst geringen Nachtheil stiften soll.

§. 21 c).

Wenn §. 21 a) gesagt wurde, daß der Gebrauch der Federlappen bei der Hasenjagd dem Gehege gefährlich werden könne; so darf nicht unbemerkt bleiben, daß beim oftmaligen dies allerdings zu fürchten sei, keinesweges aber beim seltenen, auf Localität und Jahreszeit richtig berechneten.

Wo nehmlich ein geschlossenes Feldrevier von Wald-, oder von Feldgemarkungen, die der leidigen Koppeljagd unterworfen sind, oder in welchen Habsucht und Eigennutz die Jagdregel diktirt, begrenzt wird; da mag der Besitzer des geschlossenen Reviers immerhin zum eigenen Nutzen und Vergnügen, gegen Ende des Monats Oktober, alljährlich einmal verlappen, oder, wie man zu sagen pflegt, einen Verzug machen. Es geschieht dies auf folgende Weise:

Abends — nach neun Uhr, wenn vorauszusetzen ist, daß Hasen, Füchse, Dächse ꝛc. aus dem anstoßenden Reviere in die zu verziehende Feldgemarkung herübergewechselt sind, werden in möglichster Stille und — begreiflicher Weise — ganz im Dunkeln, längs der Grenze zwölf bis funfzehn Schritt von derselben hereinwärts und auf beiden Flügeln so weit als möglich hinaus, die Lappen, 1½′ über der Erde — nach der in Kap. 1. des Anhanges zum ersten Theile d. W. §. 22. enthaltenen Vorschrift, gestellt, wobei dahin zu sehen ist, daß bei feuchter Witterung die Leinen nicht zu straff angezogen werden.

Am folgenden Morgen — mindestens eine Stunde vor Tages Anbruch — stellen die Schützen längs der Grenze,

und besonders an den Flügeln vor den Lappen sich an, um vorzüglich die in dem Verzuge befindlichen Füchse oder andern Raubthiere, oder auch Hasen — wenn es seyn soll — zu erlegen (§. 22. d. K.).

Späterhin — um neun Uhr etwa — wird die im Verzuge belegene Feldmarkung — nach Vorschrift §. 23. d. K. — abgesucht; nach Beendigung der Suche aber der Verzug gehoben und für etwa nöthige Abtrocknung und für gute Aufbewahrung der Federlappen gesorgt.

§. 22.

Nach der Jahreszeit sind auch die Arten, die Schießjagd auf Hasen zu betreiben, verschieden. Nur der Anstand, diese für den ungeübten Schützen einzig sichere Methode, von Zeit zu Zeit etwas in die Küche zu liefern, kann die ganze Schießzeit hindurch exercirt werden; obgleich nicht immer mit gleicher Zuversicht auf glücklichem Erfolg.

Wer nun vermöge der Lage seines Reviers oder durch andere Umstände veranlaßt wird, selbige in Anwendung zu bringen, der gebe, schon ehe die allgemeine Verfolgungsepoche des armen Lampe angeht, Acht, wo er gegen Abend auf die Weide und des Morgens zu Holze, oder auf dem Felde seinem Lager zurückt; denn, auch diese Wildart hält Wechsel, so lange sie an einem Orte Aesung findet und nicht zu sehr beunruhigt wird.

Da, wo einer oder mehrere an einem Holzrande bemerkt wurden, darf man sich in der Folge nur gegen Sonnenuntergang oder eine halbe Stunde vor deren Aufgang bei gutem Winde hinter einem Baume oder Strauche verborgen halten, und man kann ziemlich gewiß seyn, daß man, im September Abends oft noch bei hellem Tage, dann vom Oktober an, von Woche zu Woche später, bis bei tiefem Schnee der Hunger sie wieder früher auf die Aesung treibt, Morgens immer noch in der Dämmerung zu Schusse kommt. Steht oder sitzt der Schütze, ganz still, so kommt ihm, wenn er den richti-

gen Standpunkt gewählt hat, der Hase so nahe, als es nur gewünscht werden kann.

Wer hingegen weder Zeit noch Lust hätte, sich um den Hasenwechsel vorher zu bekümmern und sich doch anstellen wollte, der würde zuvörderst bei der Wahl des Platzes darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß solche Aesung in der Nähe vorhanden ist, welche es wahrscheinlich macht, daß Hasen nach derselben sich ziehen.

Ist der Wind gut, und finden sich etwa Schluchten oder wenig gangbare Wege, welche sich nach dem Dickicht hineinziehen so nehme man in der Nähe derselben seinen Stand.

Wo es wenig Hasen gibt, bedient man sich, um sie auf gewisse Punkte hinzuleiten — Abends vorzüglich — mit Nutzen der sogenannten Rothlappen, und zwar auf folgende Art: Es werden dicht am Holze kleine Stäbchen funfzehn bis zwanzig Schritte von einander entfernt in die Erde gesteckt, solche oben gespalten, und in diese Spalten etwa 6″ lange und eben so breite Stückchen weißes Papier eingeklemmt. Vor diesen scheut sich der der verlappten Fronte sich nähernde Hase, geht längs derselben fort und erst auf einem oder dem andern Flügel heraus. Besetzt man nun die Flügel mit Schützen, so kommt gewiß einer von ihnen zum Schuß.

Auf großen ganz freien Feldmarken benutzt man zum Anstande Weiden und Gräben, oder gräbt Löcher mit Sitzen ein, um sich im zeitigen Herbste an den Kraut- und Rübenäckern, späterhin aber an der grünen Wintersaat, vorzüglich an Raps- oder Rübsenbreiten, hinter oder in denselben zu verbergen. In solchen Gegenden wird er jedoch, wenn nicht, wie im Anhalt-Köthenschen, die Hasen in großer Menge vorhanden sind, nicht eher mit großem Vortheil betrieben, bis Schnee fällt.

Noch will ich hier eines kleinen Kunstgriffes erwähnen, während der Rammelzeit, gemeiniglich bis zur Mitte Septembers, jeden 2—300 Schritte entfernten Rammler, in so fern er nicht gerade eine Häsin treibt, heranzulocken;

ich meine das sogenannte Reitzen oder Rätzen, d. h. die Nachahmung des klagenden Lauts eines jungen Häschens, welcher hervorgebracht wird, wenn man das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe drückt, mit der Oberlippe mäßig auf die aufwärts gekehrte Seite der Daumenspitze kneift und durch eine kleine an der einen Seite gelassene Oeffnung in kurzen Absätzen äußere Luft einzieht. Anweisung eines Sachkundigen wird über das Verfahren hierbei leichter Aufschluß geben, als Seiten lange Beschreibung. So viel ist gewiß, der Rammler eilt, sobald er den Laut vernimmt, wenn der Schütze nur irgend still steht, bis zu seinen Füßen heran. Oft habe ich mir den Spaß gemacht, ohne schießen zu wollen, zu reitzen, und auf ganz freiem Felde kam der Hase mir so nahe, daß ich ihn mit dem Schnupftuche werfen konnte. Was ihn übrigens dazu veranlaßt, ist wohl schwer zu bestimmen; älterliche Zärtlichkeit gewiß nicht, denn die Häsin, von der man dies eher glauben könnte, entfernt sich vielmehr, wenn sie den Laut hört, als daß sie sich heranziehen sollte. Eher vermuthe ich, daß der Rammler sich vorstellt, ein anderer seines Gleichen sei im Begriffe, dem jungen Häschen das Garaus zu machen, um seine geilen Triebe bei der Mutter desto eher befriedigen zu können. Ein gleiches Bedürfniß fühlt auch jener, und so eilt er hinzu und will helfen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß, wenn nur dies Hinderniß aus dem Wege geräumt sei, es ihm nicht schwer werden könne, seinen Nebenbuhler zu verdrängen.

Gut und fast nothwendig ists, auch bei dieser Jagd einen Hühnerhund bei sich zu haben, welcher gut apportirt, zum Stillliegen gewöhnt, und auf den Schweiß gearbeitet ist *). Denn selbst der geübte Schütze kann dafür

*) Ich selbst war einst im Besitz eines in jeder Rücksicht vortrefflichen Hundes, der, wenn es dunkel war, mich dadurch auf die aus dem Holze rückenden Hasen aufmerksam machte, daß er, dicht an meinen Füßen liegend, diese mit der Nase unvermerkt berührte, und dann unverwandt auf die Stelle hinblickte, wo das Wild sich befand.

nicht stehen, daß der Hase auf der Stelle stürzt. Geht der angeschossene fort, so läßt man den Hund gleich nach, und so hat man nicht zu fürchten, daß der Fuchs denselben finde und verzehre, ehe am andern Morgen nachgesucht werden kann.

§. 23.

Auf großen Feldmarken, auf Grummetwiesen und im jungen, nicht allzu dicht bestandenen Holze gewährt unstreitig die Suche das meiste Vergnügen und den größten Nutzen, in so fern diese Jagdart von guten Jägern mit fermen Hunden und zur rechter Zeit betrieben wird.

Jeder schöne, warme Herbsttag eignet sich zum Absuchen; doch hält der Hase an einem nicht so gut, als am andern im Lager aus. Denn steht eine Wetterveränderung und vorzüglich starker Wind bevor; so mag der Himmel noch so helle seyn, die Sonne noch so warm scheinen und der Thau oder Reif noch so gut abgetrocknet seyn, der Hase wird, besonders auf Stoppelfeldern oder Sturzäckern, fast immer so frühe herausfahren, daß der Jäger auf gehörige Flintenschußweite von höchstens 50 Schritten nicht fertig werden kann. Macht man diese Bemerkung an einem Tage drei- bis viermal nach einander; so ists am besten, gleich vom weitern Suchen auf demselben Terrain abzustehen, und allenfalls einen Versuch im lichten Strauchholze, auf Krautfeldern oder Grummetwiesen zu machen. Mißlingt auch dieser, so gebe man lieber die Jagd auf; denn außerdem werden die Theilnehmer an derselben hitzig und verdrießlich, fangen an zu weit hinzuschießen, und thun dem Gehege dadurch beträchtlichen Schaden.

Im Winter beim Plattfrost spare man die Mühe des Suchens ganz. Nur an sehr gelinden Tagen belohnt sie sich da in Sturzäckern und Misthaufen zuweilen, doch selten. Desto besser hält der Hase während der ersten zwölf Stunden nach einer gefallenen Neue, vorzüglich wenn der Schnee einen Schuh und drüber hoch liegt.

§. 24.

Auch bei Ausübung dieser Jagdart ist der Hühnerhund unentbehrlich. Ein fermer Hund, der eine gute Suche hat, ist für drei bis vier Schützen hinreichend, und ein Jäger allein kann mit einem solchen in einigen Stunden eine große Fläche begehen.

Mehr als zwei Hunde auf einmal zu führen, wird sich wohl kein Sachverständiger einfallen lassen; aber auch diese müssen sich kennen, und nicht leicht kann ein andrer Fall eintreten, der mehr als einen nothwendig machte, als der, daß man einen jungen Hund durch den ältern, geübtern früher ferme zu machen wünschte, als es ohnedies geschehen könnte.

In der Gegend, welche abgesucht werden soll, zieht man sich unter Wind, d. h. nach der Seite hin, wo der Wind gerade, oder doch schräge auf den Hund zukommt, und geht hier allein, oder wenn mehr Jäger beisammen sind, mit ihnen in gerader Linie 40 bis 60 Schritte *) aus einander gestellt, eine beliebige Strecke vorwärts. Soll der Hund vor mehr als einem Schützen suchen, so muß der Jäger, welcher ihn führt, in der Mitte, das übrige Personal aber zu beiden Seiten und langsam gehen, damit der Hund nicht übereilt werde. Keiner als der Herr oder Führer desselben darf ihm zureden, noch weniger ihn strafen, wenn er nicht verdorben werden soll.

Je besser die Hasen halten, desto mehr Feld kann man ihn nehmen lassen; je lockerer sie sitzen, desto mehr muß er angehalten werden.

Steht er vor einem Hasen, welches der, welcher ihn kennt, bald bemerken wird, da fast jeder Hund vor diesen anders zeichnet, d. h. eine andere Positur macht, als vor Hühnern und anderm Federwilde; so fängt der Schütze, welcher am nächsten ist, zu kreisen

---

*) Im Gebüsche müssen die Schützen näher neben einander bleiben, der Hund aber kurz vor ihnen suchen, so daß jeder Schütze seine Nachbarn und den Hund im Auge behalten kann.

an*), bis er den Hasen im Lager ansichtig wird. Dann schießt er vor dem jungen Hunde, wenn es möglich ist, im Sitzen, vor einem alten aber, wenn er Jäger ist, gewiß lieber erst, nachdem er selbst ihn herausgejagt hat, im Laufen.

Bis der Kreisende geschossen und wieder geladen hat, müssen die übrigen Jagdtheilnehmer stehen bleiben; theils damit der Hund nicht hitzig werde und einspringe ehe er soll, theils um die Linie der Suche nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist es nicht nur wegen der Ordnung, sondern auch wegen der Sicherheit Aller nothwendig, daß die Schützen gerade Linie und Distanz halten; unverzeihlich aber, wenn einer von ihnen auf die Linie schießt. Unvorsichtigkeit dieser Art hat schon so viel Unglück gestiftet, daß man nicht oft genug dafür warnen kann. Wird sie vom Jäger verschuldet, so verdient er den Namen nicht, wohl aber strenge Bestrafung.

Jeder geübte Schütze weiß fast jedesmal, wenn er einen Schuß that, ob er getroffen oder gefehlt hat**) und

---

*) d. h. er beschreibt, in raschem Schritte ununterbrochen fortgehend, einen so großen Zirkel, daß er immer die ganze Fläche desselben genau übersehen und beschießen kann.

**) Nur selten geschieht es, daß der Hase, welcher Schrote bekam, nicht umstürzt oder stark zusammenrückt oder Wolle verliert. Indessen kommen doch einzelne Fälle vor, daß auch der angeschossene ohne das geringste Zeichen große Strecken fortgeht, und dann mit einemmale sich überschlägt und endet; deshalb ist es gut, gleich anfänglich bei Schießübungen das Abkommen beurtheilen zu lernen. (Hierüber mehr in dem Kapitel des Anhanges zum dritten Theile des gegenwärtigen Werkes, welches Anleitung zur Bildung eines guten Schützen geben soll.) Welche sonderbare Fälle sich übrigens bei der Jagd ereignen, mag folgendes beweisen: Der Verfasser selbst schoß, wenn seine Büchse auf den Brand geladen war, sie jedesmal beim Nachhausegehen ab, öfters auf Hasen, wenn sich gerade Gelegenheit darbot. Zweimal geschah es, daß die Kugel ihnen den Unterleib aufriß. Ohne zu stürzen, gingen die Hasen fort und verloren nach und nach das ganze Gescheide. Das erstemal saß der Hase beim Anschusse nahe vor dem Holze; ungefähr in einer Entfernung von 150 Schritten fand man ihn erst beim Nachsuchen; das zweitemal erreichte er, schwer verwundet, einen zu der Jahreszeit durchaus unzugänglichen Bruch und mußte da im Wasser versunken seyn, weil einer der besten Hühnerhunde ihn zu finden nicht im Stande war. Ich würde das Zeugniß des noch lebenden Revierjägers Jacobi zu Schierau unweit Dessau hierüber beibringen, welcher bei beiden Ereignissen gegenwärtig war, wenn ich in den Augen derer, die mich kennen, eines

hiernach zu beurtheilen, ob er den Hund im ersten Falle unter dem Zuruf: Apporte! nachlassen, oder im entgegengesetzten sogleich abpfeifen soll.

So sehr einige Schriftsteller auch dawider sind, den Hühnerhund dem angeschossenen Hasen folgen zu lassen; so kann ich ihnen doch in diesem Falle nur mit Einschränkung beistimmen. Man vermeide mit jungen Hunden während der eigentlichen Dressur solche Hetzen, lasse keinem das Jagen eines Hasen, auf den nicht geschossen ward, je hingehen, sondern pfeife ihm zu und erwarte sein Zurückkommen, nehme ihn, wenn er nicht hört, an die Dressirleine, strafe ihn durch derbes Rücken an der Leine unter dem Zuruf: Pfui, Hase! und unter wiederholtem Pfeifen; so wird er bald bemerken, daß er nur dann folgen darf, wenn er Schweiß findet, oder wenn ihn der Zuruf: Cherche, apporte! dazu berechtigt. Ueber die Mittel, dem Hunde das Jagen abzugewöhnen, wird bei der Anweisung zur Dressur im vierten Kapitel der zweiten Abtheilung §. 27. ausführlich gesprochen worden.

Endlich hüte man sich, dem Hunde entgegenzugehen, wenn er den geschossenen Hasen apportirt, oder ihm solchen gar unterwegs abzunehmen. Nimmt man aber wahr, daß ein junger Hund ihn fängt und doch liegen läßt; so nehme man den Hund an die Leine, ziehe ruhig bis dahin, wo er den Fehler beging, animire ihn durch gütlichen Zuruf zum Apportiren, bringe erst dann die bei der Anweisung zur Dressur näher anzugebenden Handgriffe und Strafmittel steigend in Anwendung, wenn er nicht gleich folgt, und lasse, wenn er den Hasen endlich aufnimmt, ihn solchen unter dem öfter wiederholten Zuruf: Ah, bien; apporte! tragen bis dahin, wo er angeschossen wurde. Dann aber vergesse man nicht, ihn zu streicheln und zu loben.

Ist nun unter Beobachtung der vorstehenden Regeln

---

solchen zu bedürfen glaubte; auch hoffe ich, daß keiner meiner Leser die zwecklose Ungereimtheit mir zutrauen wird, bei dieser Gelegenheit mit einer Lüge unterhalten zu wollen.

der festgesetzte Strich abgesucht worden; so gibt der Anführer der Jagd ein verabredetes Zeichen, durch Ruf oder Pfeife. Dem zu Folge versammeln sich sämmtliche Schützen bei ihm, nachdem sie den Hahn am Flintenschlosse fest in die Ruhe gesetzt haben, und nehmen mit ihm Rücksprache, wie und wo eine neue Suche angelegt und gemacht werden soll.

So wird fortgefahren, bis die Jagd beendigt ist.

§. 25.

In Holzgegenden, oder wenn sonst die Suche auf dem Felde nicht statt finden kann, ist das Treiben, Klappern — auch Klopfjagd genannt — in einem irgend gut mit Hasen besetzten Reviere nicht weniger unterhaltend, gibt auch gute Ausbeute, in so fern bei der Einrichtung desselben das wesentlich Nothwendige nicht vernachlässigt wird.

Treiben wird diese Jagdart genannt, weil das Wild durch mehrere Menschen auf die Schützen zu getrieben wird; Klappern, weil man, vorzüglich im Holze, jedem, oder doch den meisten Treibern ein Instrument gibt, welches aus einem etwa 8 bis 10″ langen und 4 bis 5″ breiten, dünne von hartem Holze geschnittenen, in der Mitte mit einem viereckigen, 1″ großen Loche versehenen Bretchen besteht. Durch das Loch wird ein genau passendes, 8″ langes, gerades Stäbchen so weit getrieben, daß es auf der obern Seite des Bretchens ungefähr 2″ heraussteht und dann auf beiden Seiten durch ein kleines Querpflöckchen so befestigt, daß es sich weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Am obern Ende dieses Stäbchens läßt man einen Kerb einschneiden, welcher 1″ tief und ½″ breit ist, in ihm den 3″ langen, am untern Ende abgerundeten Hammerstiel so einpassen, daß er sich, wenn er, nachdem ein kleines Loch durch Stab und Stiel gebohrt worden, mit einem genau passenden Bolzen gut befestigt ist, frei nach der Länge des Bretchens hin und her bewegen läßt. Das obere Ende des Stieles wird in ein 3″ langes hölzernes Hämmerchen eingelassen und durch einen Querpflock fest ge-

macht. Faßt man nun dieses Instrument beim untern Theile des Stäbchens, welcher zum Handgriffe dient, und bewegt die Hand so, daß der Hammer wechselsweise auf einer und der andern Seite des Bretchens aufschlägt; so entsteht dadurch das Geklapper, von welchem es seinen Namen erhalten hat.

Klopfjagd heißt das Treiben, wenn die Treiber sich, statt der Klappern, zweier Stöcke bedienen, und mit dem einen auf den andern, im Holze auch an das Gesträuch oder an Bäume schlagen, und dadurch ein ähnliches Geräusch machen.

Uebrigens kann diese Jagdart bei gehöriger Rücksicht auf Jahreszeit und Witterung sowohl im Felde als im Holze ausgeübt werden. Im ersten Falle macht man Feldtreiben, im letzten Holztreiben.

§. 26.

Ein Feldtreiben anzustellen, so lange im Herbste die Hasen noch beim Suchen aushalten, würde deshalb unzweckmäßig seyn, weil die meisten die Treiber bei sich vorbeigehen lassen, ohne aufzustehen, und weil die herausfahrenden dann auch nicht einmal gut vorwärts, sondern fast immer an den Seiten oder hinten durchgehen.

Gelindes Wetter und weicher Boden eignen sich also durchaus nicht dazu, Plattfrost aber und helle, kalte Wintertage — vorzüglich in Gegenden, wo die Felder durch kleine Gebüsche unterbrochen oder von Waldungen begrenzt werden; denn sobald nur so viel Schnee fällt, daß der Boden völlig bedeckt ist, zieht sich der Hase ins Holz.

Auf großen ganz freien Feldmarken hingegen, wo er keine andere Zuflucht hat, thut auch der tiefste Schnee keinen Eintrag, in so fern er 48 Stunden gelegen hat.

Desto weniger guten Erfolg darf man sich vom Holztreiben versprechen, wenn das Laub noch nicht abgefallen ist, weil da der Hase sich gar nicht treiben läßt, oder während des Laubfalles, weil er da im Holze nicht sitzt. Eher ist beim Plattfrost etwas auszurichten. Liegt aber der Schnee nicht allzutief, und ist er erst vom Ge-

sträuch abgefallen; so ist dies, besonders bei heiterm Himmel, der Zeitpunkt, welchen man zur Klapperjagd im Holze zu wählen hat. Je kälter und hellhöriger es ist, desto besser geht das Wild vorwärts.

§. 27.

Folgende Einrichtungen müssen eigentlich schon im zeitigen Herbste gemacht werden, wenn das Treiben wirklich Vergnügen machen und den höchstmöglichen Nutzen gewähren soll:

Wo in den Feldmarken trockene Gräben, Weiden und andere Bäume, Remisen oder große Steine nicht vorhanden sind, um in und hinter denselben die Schützen anzustellen, lasse man auf den Rainungen, ungefähr 80 Schritte von einander entfernt, Schießlöcher mit doppelten, einander gegenüber stehenden, Sitzen so tief ausgraben, daß, wenn rundum von der ausgeworfenen Erde ein gleichhoher Rand gemacht worden ist, der Schütze, bis der Hase schutzmäßig nahe genug kommt, sich in denselben gnüglich verbergen, dann aber, aufgerichtet, sich überall frei hinwenden und bewegen kann.

Zum Behuf der Klapperjagden im Holze sorge man dafür, daß alle gerade ausgehende Wege, welche sich nach Maaßgabe der Verschiedenheit des Windes zum Anstellen der Schützen schicken, von überhängenden Aesten gesäubert werden.

§. 28.

Ehe ich zur Beschreibung dessen fortgehe, was vor und bei dem Treiben selbst zu beobachten ist, schlage ich folgende Jagdgesetze vor, deren genaue Befolgung meines Erachtens viel dazu beitragen würde, die Theilnehmer an der Jagd sowohl, als die Treiber vor Schußverletzungen zu sichern:

1. Jeder Schütze muß sein Gewehr ungeladen auf den Versammlungsort bringen; bei 2 Gr. (9 Kr. rhein.) Strafe *).

*) Die obigen Strafansätze sind — wie sich von selbst versteht — beliebigen Abänderungen unterworfen.

2. An dem Bügel jedes Gewehres muß, vermittelst eines Riemchens, eine lederne Kapsel befestigt seyn, mit welcher der Flintenstein so lange bedeckt bleibt, bis jedem Schützen sein Stand im Treiben angewiesen ist. Strafe für jeden Contraventionsfall 1 Gr. (4½ Kr.)

3. Niemand darf sein Gewehr eher laden, bis von dem, welcher die Jagd dirigirt, auf einem freien Platze das Zeichen dazu gegeben wird, bei 2 Gr. Strafe.

4. Obgleich das unter Nr. 2. angezeigte Steinfutteral schon das Losgehen des Gewehrs verhütet, so ists doch möglich, daß das Ueberziehen desselben vergessen wird. Zu mehrerer Sicherheit soll daher keine geladene Flinte anders getragen werden, als so, daß, wenn sie mit der linken Hand über den Kopf genommen worden, der Riemen von der linken Schulter über die Brust herab, unter dem rechten Arme weggeht, die Mündung des Gewehrs aber in die Höhe gekehrt ist. Wer mit übergezogenem Steinfutter gegen diese Verordnung fehlt, zahlt 2 Gr.; wer aber auch zugleich den Stein nicht bedeckt hat, 4 Gr.*)

5. Wer, wenn die Schützen nach Beendigung eines jeden einzelnen Treibens sich versammeln, den Hahn nicht in die Ruhe gesetzt hat, zahlt bei bedecktem Steine 2 Gr., bei unbedecktem 4 Gr.

6. Wem das Gewehr durch sein Verschulden losgeht, gibt 8 Gr. Strafe.

7. Wer beim Treiben auf die Linie schießt, in welcher die Schützen stehen, zahlt, auch wenn er Niemand beschädigt hat, bei der ersten Uebereilung 8 Gr., bei jeder folgenden 16 Gr.

8. Wer auf dem Felde dann noch in das Treiben schießt,

*) Es würde lächerlich seyn, die unter Nr. 2 und 4 vorgeschlagenen Maaßregeln deshalb nicht zu nehmen, weil sich doch der Fall ereignen könnte, daß bei dem Zuge von einem Treiben zum andern etwas zum Schusse käme; denn theils ist er an sich selten, theils gelingen solche übereilte Schüsse noch seltener, theils verdient der unwahrscheinliche Nutzen gegen gewisse Gefahr nicht in Betracht gezogen zu werden.

wenn die Flügel= und Mittelführer die rothe Fahne — von welcher weiter unten die Rede seyn wird — aufgehoben tragen, zahlt die Nr. 7. angesetzte Strafe.

9. Wer im Holze, mögen die Treiber auch noch so entfernt seyn, ins Treiben schießt, zahlt 2 Gr., waren sie bis auf 100 Schritte heran, 4 Gr., bei noch geringerer Entfernung 8 Gr. Die zweite Uebereilung wird auch hier doppelt bestraft.

10. Wer den ihm angewiesenen Standort auch nur um einen Schritt breit verläßt, ehe das Treiben beendigt ist, gibt 4 Gr.

11. Wer am Ende der ganzen Jagd die Flinte nicht sogleich abschießt, oder den Schuß auszieht, zahlt 2 Gr.

12. Was am Ende der Schießzeit an Strafgeldern eingekommen ist, wird zum Besten der Armen verwendet.

§. 29.

Schon den Tag vor dem Treibjagen hat der Jäger, welcher es dirigiren soll, Beobachtungen und nach diesen seine Disposition zu machen, auch andere Einrichtungen zu treffen, welche ich hier kürzlich anzeigen zu müssen glaube.

A. Daß die Hasen sich, auch beim besten Winde, nicht gern nach manchen Gegenden hintreiben lassen, ist bekannt; daß sie aber ohne besondere Veranlassung von Zeit zu Zeit, vorzüglich im Felde, andere Lieblingswechsel wählen, ist wohl eine Bemerkung, die nicht jeder Jäger zu machen Gelegenheit fand. Einer der geschicktesten, den ich gekannt habe, benutzte sie auf folgende Art zu seinem Vortheil: Er ritt den Nachmittag zuvor, ehe er treiben lassen wollte, ganz langsam auf den Feldmarken herum, und gab Acht, welche Richtung die ersten vier, fünf aufgestößenen Hasen nahmen. Nach dieser Bemerkung stellte er, wenn der Wind es irgend erlaubte, am folgenden Tage die Schützen an, und jedesmal liefen auch die Hasen am willigsten dahin.

Ich selbst habe ähnliche Erfahrungen gemacht, empfehle dies unbedeutend scheinende Hülfsmittel in weitläufigen, gut besetzten Feldrevieren zur Nachahmung und füge noch hinzu, daß man sich dabei eines Pferdes bedienen, nie einen Hund mitnehmen, dem herausfahrenden Hasen aber ganz freien Lauf lassen muß. Ferner

B. muß der Dirigirende überlegen, wie er, der Wind mag am Morgen des Jagdtages wehen, woher er will, die verschiedenen Treiben so zu ordnen vermag, daß kein zu großer Zeitverlust entsteht.

Er nehme deshalb darauf Bedacht, daß er die Schützen auf jeden Fall, wo nicht gerade unter dem Winde, doch in gutem Seitenwinde anlegen kann.

Wegen der Folge der Treiben sind die Meinungen der Jäger verschieden. Viele wollen, man müsse sie so einrichten, daß das aus dem ersten herausgejagte, nicht erlegte Wild in eins der folgenden laufe, also im Oberwinde anfangen, weil man da Hoffnung habe, das durchgekommene wieder zu finden.

Meiner Ueberzeugung nach ist dies Verfahren nicht das rechte; denn

1. welcher wirkliche Jagdliebhaber wird es nicht gern sehen, wenn auch der größere Theil des vorhandenen Wildes glücklich davon kommt, und durch wiederholte Beunruhigung nicht aus dem Reviere gejagt wird?

2. Scheint es fast, als gäbe das in einem Bezirk rege gemachte Wild, wenn es in den andern kommt, durch seine Flucht dem dort befindlichen gleichsam ein Zeichen, sich bei Zeiten vor der Gefahr zu retten. Natürlich trägt aber

3. auch das nahe Schießen und der Wind dazu bei, die folgenden, unter dem Winde liegenden Treiben auszuleeren.

Dies sind die vorzüglichsten Ursachen, warum man bei der gegentheiligen Anordnung an Orten auf welche man das meiste Vertrauen zu setzen Ursache hatte oft kein Wild findet. Sie waren es daher, welche mich stets bestimmt haben, alle an den Seiten sich begrenzenden Ab-

theilungen eines Reviers nach einander und zwar, wenn es der Wind irgend erlaubte, von dem in der Folge zu bejagenden Distrikte abwärts treiben zu lassen; zugleich aber sorgte ich immer dafür, daß auf dem Flügel, wo die Treiben an einander stießen, und da, wo die Jagdleute sich anlegten, vor und während des Treibens alles sehr ruhig und stille herging.

Endlich

C. sind alle Schützen und Jagdleute, deren Zahl nach dem größern oder kleinern Flächeninhalte der Treiben, die der letztern (der Jagdleute) aber besonders nach der Witterung berechnet werden muß *), zu einer gewissen Stunde des folgenden Morgens auf einen genau bestimmten Versammlungsort zu bescheiden.

§. 30.

Sobald am Jagdtage das ganze Personal auf dem Sammelplatze beisammen ist, wählt der Dirigirende, wenn ihm Leute vom Metier, z. B. Jägerbursche, nicht zu Gebote stehen, drei mit der Sache im Allgemeinen und auf dem Reviere genau bekannte, zuverlässige Männer unter den Jagdleuten aus, von denen einer den rechten Flügel, der andere den linken, der dritte aber das Mittel in den Treiben führt. Mit diesen wird verabredet, in welcher Ordnung sie genommen, wo jedes angelegt und wie es fortgehen soll, allen übrigen Jagdleuten aber eingeschärft, den Führern pünktlich Folge zu leisten.

Hierauf werden so viel Nummerloose gemacht, als Schützen gegenwärtig sind, und von diesen zieht jeder eins, welches ihm seinen Stand und Nachbar in allen Treiben bestimmt **). Endlich macht man, wo Strafgesetze einge-

*) An einem kalten, hellhörigen Wintertage richtet man mit zehn Treibern eben so viel und mehr aus, als an einem gelinden, oder wenn der Schnee weich ist, mit der doppelten Zahl. Auch können und müssen im erstern Falle die Treiben viel weitläufiger genommen werden, als im letztern.

**) Durch diese Maaßregel wird am füglichsten dem Vorwurf der Partheilichkeit beim Anstellen begegnet. Damit aber die Inhaber der letzten Nummern nicht immer am weitesten gehen müssen, ist es gut, wenn beim

führt sind, solche bekannt, zeigt auch laut und deutlich an, welche Wildarten und was — in Rücksicht des Geschlechts — von ihnen geschossen oder geschont werden soll.

§. 31.

Wenn nun das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gegeben worden ist, geht der ganze Jagdzug bis dahin fort, wo Schützen und Treiber sich trennen. Hier stellt sich der Führer des Flügels der letztern, welcher den weitesten Weg zu machen hat, an die Spitze; ihm folgt die erste Hälfte der Jagdleute; dann kommt der Mittelführer, nach ihm die andere Hälfte der Treiber, und hinter ihnen schließt sich der Führer des andern Flügels an. So geordnet begeben sie sich, auf dem vorgeschriebenen Wege still und ruhig fortgehend, dahin, wo das Treiben angelegt werden soll. Dort ziehen sie sich in der eben erwähnten Ordnung so aus einander, daß alle freie Zwischenräume gleich groß sind, und bleiben, ohne irgend ein Geräusch zu machen, stehen, bis das Zeichen zum Abgehen gegeben wird.

Die Schützen nehmen unter Anführung des dirigirenden Jägers ihren Weg dahin, wo sie angestellt werden sollen. Bis in die Nähe des Treibens kann man ihnen den Spaß, sich munter zu unterhalten, wohl gönnen; dem stillen Beobachter wird es sogar Vergnügen gewähren, wenn er hört, wie fast jeder die Güte seines Gewehrs, die sich vielleicht selten genug bethätigt, herausstreicht und seine Heldenthaten aus vorigen Zeiten erzählt, deren Grund oder Ungrund der erfahrne Mann leicht zu beurtheilen im Stande ist.

Mit desto mehr Genauigkeit muß beim Anstellen auf ruhiges Verhalten gesehen werden.

Jedem Schützen wird sein Stand, welchen er unter keiner Bedingung verlassen oder verändern darf, der Num=

ersten Treiben Nr. 1. zu stellen anfängt, beim zweiten die letzte und so in umgekehrter Ordnung fort, bis zu Nr. 1. Bei allen folgenden wird dann ebenmäßig abgewechselt.

mer nach, die er zog, ohne Noth nicht weiter als höchstens 80 bis 90 Schritt von dem des Nachbars entfernt, angewiesen. Vortheilhaft ists, wenn auch auf jedem Flügel des Treibens einigen Schützen Plätze angewiesen, d. h. sogenannte Haken gestellt werden, weil dadurch mancher Hase, welcher sonst frei durchgehen würde, noch zum Schuß kommt.

Im Holze finden es einige Jäger gut, einige Schritte vom Wege in das Treiben hinein die Schützen anzulegen. Wahr ists, das Wild nähert sich unbehutsamer; aber wie wenig ist das gegen die Gefahr in Anschlag zu bringen, in welcher jene unaufhörlich schweben, da sie sich nicht im Auge behalten können! Eben so wenig ists zu billigen, wenn ihnen die Plätze so angewiesen werden, daß sie den Stellweg zwischen sich und dem Treiben frei haben; denn dadurch wird jeder in die Verlegenheit gesetzt, in das Treiben zu schießen, der hitzige auch wohl verleitet, die Richtung zu vergessen, in welcher die übrigen stehen. Deshalb bin ich der Meinung, dicht ans Holz und so zu stellen, daß der Weg im Rücken behalten wird; denn, wird eine Dickung abgetrieben, so können die Schützen selten in das Treiben schießen, wenn sie, ohne Rücksicht auf die Gefahr der Jagdleute, oder auf die etwa festgesetzte Strafe zu nehmen, es auch thun wollten; sie müssen vielmehr das Wild heraus und über den Weg laufen lassen; ist es aber bis dahin, so sind die Nachbarn auch fast immer vor Schaden gesichert. Nur Plattfrost und mit Glatteis belegte Bäume machen einen Unterschied, weil unter diesen Umständen die Schrote auf der Erde und an diesen, wie an Steinen, in unzuberechnenden Richtungen abprallen. Eben deswegen sei unter solchen Verhältnissen der Schütze doppelt vorsichtig, und nie schieße er eher, bis das Wild wenigstens zwanzig Schritte weit aus der Linie ist, auf der er mit seinen Nachbarn steht.

§. 32.

Hat nun auch der letzte Schütze seinen Stand eingenommen, so gibt der Dirigirende das mit den Treibern

verabredete Zeichen zum Abgange. Beide Flügelführer, und mit ihnen die nächstfolgenden Jagdleute ziehen sich dann etwas vor, geben wieder ein Zeichen, welchem zu Folge sich auch das Mittel in Bewegung setzt, und so geht alles in unveränderlicher Richtung auf die Schützen los. Ist der Tag sehr hellhörig, so müssen die Treiber still bleiben, im entgegengesetzten Falle aber etwas laut werden. Ist Geräusch nöthig, so thun die §. 25. angegebenen Klappern von Zeit zu Zeit, aber nicht unablässig, gebraucht, die besten Dienste. Starkes Schreien schadet immer, denn dadurch kommen die meisten Wildarten, vorzüglich aber die Hasen, besonders wenn erst einigemal geschossen worden ist, so in Angst, daß sie wie blind auf die Treiber zulaufen und unaufhaltsam durchbrechen.

Tritt der Fall ein, daß die in einem Feldtriebe befindlichen Hasen Lust zum Durchgehen verrathen, so wird dies am besten dadurch verhütet, wenn das ganze Treiben während eines kurzen Zeitraumes anhält, jeder einzelne Mann aber ganz still sich einige Schritte hin und her bewegt. Gemeiniglich machen die Hasen in einiger Entfernung Kegel oder Männchen und kehren dann sich wieder nach den Schützen zu. Dies ist der Augenblick, in welchem die Jagdleute mäßig laut vorwärts gehen müssen.

Das Zusammenlaufen der Treiber ist der letzte, fast immer fruchtlose Nothbehelf, das Durchbrechen zu verhindern. Die schon §. 28. s. 8. erwähnte kleine rothe Fahne, welche bei einer Feldjagd jeder Treibenführer so lange niedergesenkt tragen muß, bis er und seine Untergebenen etwa noch 150 Schritte von den Schützen entfernt sind, dann aber als bestimmtes Zeichen, daß nun nicht mehr in das Treiben geschossen werden dürfte, aufgehoben wird, kann, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr viel dazu beitragen, die Treiber für Schußverletzungen zu sichern; im Holze aber wäre freilich diese Maaßregel zwecklos.

Daß Stöber- oder Jagdhunde in einem regulären Treiben nicht gelös't werden dürfen, ist wohl je-

dem einigermaßen mit der Sache Vertrauten einleuchtend.

§. 33.

Jeder Schütze steht, sitzt oder liegt, je nachdem es die Umstände erfordern, während das Treiben immer mehr ins Enge kommt, unbeweglich still auf dem ihm angewiesenen Posten und wartet mit Gelassenheit, bis ihm das Wild schußmäßig ist, ehe er die Flinte an den Backen nimmt. Fast immer ist das zu frühe Anschlagen hauptsächlich Schuld am Fehlen, wahrscheinlich weil durch das angestrengte Blicken aufs blanke Korn das Auge geblendet wird, oder weil die Schwere des Gewehres Zittern im Arme verursacht. Als fest begründet kann man den Erfahrungssatz annehmen: wer lange zielt, trifft selten.

Unschicklich ists, wenn ein Schütze auf einen Hasen, welcher seinem Nachbar näher war, früher schießt, als bis dieser ihn gefehlt oder leicht verwundet hat; im höchsten Grade unbescheiden, wenn an Orten, wo das Schießen ins Treiben nicht verboten ist, ein Nachbar dem andern das Jagdvergnügen dadurch stört, daß er Feuer gibt, wenn das Wild vielleicht noch 80, 90 Schritte entfernt ist.

Das Hab Acht! zurufen, in der guten Meinung, den Schützen, auf welchen das Wild zugeht, aufmerksam zu machen, schadet fast immer und nützt selten — beim Feldtreiben nie. Der Fuchs kehrt gewiß jedesmal um und schleicht sich durch die Treiber; da aber, wo es viele Hasen gibt, gehen vielleicht drei, vier zurück, während man einen nicht ohne Schuß davon kommen lassen will. Wenigstens sollte man nie eher irgend einen Laut hörbar werden lassen, bis das Wild neben dem Schützen, welcher es versah, aus dem Treiben herausgeht.

Niemand, der etwas erlegt hat, darf seinen Standort verlassen, um es zu holen, weil er von andern geschossen zu werden wagt, und beiläufig auch anderes herankommendes Wild verscheucht. Selbst das Lösen eines Hundes, welchen man bei sich hat, ist unrecht, so lange das ver-

wundete Stück noch im Treiben ist, oder wenn es in ein künftiges geht.

§. 34.

Sämmtliche Schützen und Treiber ziehen sich, wenn ein Treiben beendigt ist, da zusammen, wohin sie bestellt worden sind. Jeder, der etwas angeschossen zu haben glaubt, darf dies nicht verschweigen, sondern muß es dem Dirigirenden sagen, auf Verlangen den Anschuß zeigen, übrigens aber ihm die fernern Maaßregeln überlassen.

Unbescheiden würde es seyn, wenn dieser (den Fall ausgenommen, daß außerdem ein verwundetes Stück, an dem sehr viel gelegen wäre, ganz verloren gehen könnte) das weitere Nachsuchen auf der Stelle selbst verrichten und so den fernern Gang der Jagd unterbrechen wollte. Er gebe also entweder einem andern Sachverständigen den Auftrag, mit einem guten Hunde nachzuziehen, wenn das angeschossene Wild nicht in eins der künftigen Treiben ging; denn dann muß entweder das Suchen ausgesetzt bleiben, bis auch das genommen ist, und nur den Jagdleuten eingeschärft werden, beim Durchgehen genau Acht zu haben, ob sie etwas liegen sehen, oder es muß ein Jäger mit dem an der Leine arbeitenden Hunde auf der Fährte so nachziehen, daß er den Treibern um mehrere Schritte vor ist. In diesem Falle darf aber der Hund nicht eher gelös't werden, bis der Jäger den Platz findet, wo das Wild sich gedrückt oder niedergethan hatte und wo ganz frischer Schweiß und Ausriß kund thun, daß es so eben erst rege wurde.

Ueberhaupt aber ist es Pflicht des Jägers, unter dessen Aufsicht das Revier steht, wo möglich an dem Jagdtage selbst, oder doch am folgenden Morgen allem Angeschossenen genau nachzusuchen.

Bei Verrichtung dieses Geschäfts kommt es darauf an, ob es möglich ist, der Fährte und dem Schweiße zu folgen oder nicht. Im erstern Falle wird, mit dem Hunde an der Leine, so lange darauf nachgearbeitet, bis man das verwundete Stück verendet findet, oder bis es herausfährt; dann schieße man es, wo möglich, auf der Stelle todt,

oder lasse den Hund nach. Hat man keinen Schweiß, so bleibt freilich nichts anderes übrig, als den Hund ganz frei suchen zu lassen und abzuwarten, ob er etwas findet.

§. 35.

Alles in einem Treiben geschossene Wild bringen die Schützen oder Jagdleute auf den Sammelplatz zusammen, und strecken es dort reihenweise hin.

Gut ists, wenn eine Liste geführt und in dieser eingetragen wird, wie viel Stück jeder Art, und von wem sie erlegt worden sind.

So wenig der wahre Jäger darüber sich streiten wird, ob er oder ein anderer einen Hasen geschossen habe, so kommen doch kleine Irrungen über diesen Punkt, unter den sogenannten Dilettanten wenigstens, nicht selten vor. Gewöhnlich wird, obgleich oft mit Ungrund, demjenigen das Erlegungsrecht zuerkannt, welcher zuletzt schoß: denn genauere Untersuchung kann, schon des Zeitverlustes wegen, selten statt finden. Indessen kann ich auch hier auf die Bemerkung verweisen, welche schon Th. I. Abschn. I. Abth. I. K. 1. §. 48. S. 95. mitgetheilt wurde, und, meinen Erfahrungen zu Folge, untrüglich ist: Alles Haarwild fällt, wenn es nicht von vorn oder von hinten geschossen wird oder im Feuer zusammenbricht, indem es verendet, auf die Seite, auf der es überhaupt nur, oder doch am tödtlichsten, verwundet ward. Hiernach kann, wenn das Stück noch unberührt auf der Stelle liegt, wo es stürzte, in den meisten Fällen mit Gewißheit entschieden werden.

Endlich, ehe man zu einem andern Treiben fortschreitet, läßt man die Hasen einhessen (s. §. 1.), und übergibt sie so lange den Jagdleuten zum Tragen, bis sich zum Nachhauseschaffen Gelegenheit findet*).

---

*) Stärkere Wildarten, z. B. Rehe, welche oft bei Holztreiben beiläufig geschossen werden, heßt man gleichfalls ein, indem die Haut über der Sehne des einen Hinterlaufs vom Geäfter bis zum Knie aufgeschärft, die Sehne selbst vom Knochen losgezogen und durch die entstandene Oeff-

§. 36.

Wenn im Vorhergehenden das Treibjagen nicht erwähnt worden ist, bei welchem durch eine große Menge von Jagdleuten die Hasen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk zusammengetrieben, und hier entweder mit Netzen oder Lappen ganz umstellt, oder doch dadurch, daß neben dem letzten Schützen auf jedem Flügel ein Jagdmann, und so um das ganze Jagen herum ein Treiber nicht weit vom andern steht, fast eben so sehr eingeschränkt werden, so daß bei immer größerer Verengerung der Bauer fast eben so viele Hasen todt schlägt, als der Schütze erlegt; so geschah dies aus dem Grunde, weil ich dergleichen mörderische Jagden hasse und nur dann billigen kann, wenn diese Wildart so übermäßig sich vermehrt hätte, daß ihr auf keine andere Weise hinlänglicher Abbruch gethan werden könnte, um den Schaden, welchen sie Feldern und Gärten zufügt, weniger fühlbar zu machen.

Und doch ist die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens, welche wohl jetzt an sehr wenig Orten eintreten kann, immer ein sicherer Beweis, daß vorher zur Ungebühr gehegt und also ein solches Revier nicht nach richtigen Grundsätzen behandelt worden ist.

§. 37.

Zuweilen erlaubt es weder die Zeit, noch die örtliche Lage einer großen Feldpläne, reguläre Treiben einzurichten. Dann sind die sogenannten Kesseltreiben anwendbar, welche in der That auch viel Vergnügen gewähren würden, wenn nicht, da unter den vielen dazu erforderlichen Schützen immer unvorsichtige sich befinden könnten, einige Gefahr damit verbunden wäre. Jedoch kann diese allerdings durch zweckmäßige Maaßregeln wo nicht ganz verhütet, doch sehr vermindert werden. Mehr hiervon weiter unten; jetzt von der Anordnung.

---

nung der andere Hinterlauf bis übers Knie gesteckt wird, dann läßt man sie an Baumästen bis zur Abholung aufhängen.

Der ganze auf einmal abzujagende Bezirk kann entweder ringsum, oder, in so fern an dem einen Ende desselben ein breites Wasser oder ein Dorf belegen wäre, halbmondförmig so umlegt werden, daß anfänglich ganz im Weiten, aber gleich weit von einander entfernt, neben dem zweiten oder dritten Treiber ein Schütze zu stehen kommt.

Sobald das verabredete Zeichen gegeben wird, setzt sich alles in Bewegung. Ist das Jagen ganz in der Rundung umstellt, so nimmt jedes Individuum seine Richtung nach dem Mittelpunkte zu; bildet es aber einen halben Zirkel, so müssen die Flügelführer an beiden Enden, nebst den ihnen zunächst gehenden Jagdleuten und Schützen, während die übrigen sich nach dem Wasser oder Dorfe zu bewegen, sich immer mehr vorhalten, so daß sie bei Zeiten auf beiden Seiten da ankommen, wo den Hasen der Ausgang nach vorn zu versperrt ist. Nach und nach kommt dann das Ganze mehr ins Enge, das Wild aber wird unruhiger und sucht einen Ausweg. Steht nun der ganze oder halbe Zirkel noch im Weiten, so kann wohl den Hasen entgegengeschossen werden, um die nicht getroffenen zurückzuscheuchen; sobald er sich aber so verengert, daß die sich gegenüber stehenden Schützen nicht über 200 Schritt von einander entfernt sind, darf es niemand wagen, eher Feuer zu geben, bis das Wild durchgebrochen und rückwärts ist. Auch hier würden die aufgehobenen Warnungsfahnen das beste Mittel zur Bestimmung des Zeitpunktes seyn, von welchem an nicht mehr in das Treiben geschossen werden darf.

§. 38.

Von §. 22. an bis hieher ist bloß von solchen Hasenjagdarten die Rede gewesen, welche nur mit Beihülfe der Flinte betrieben werden, und deshalb ist auch wohl hier der Ort, wo von der Ladung derselben gesprochen werden muß.

Gewöhnlich werden vom Anfange der Schießzeit an bis in die Mitte des Oktobers, oder so lange, als die

Hühner halten, bei der Hasensuche auch Hühner geschossen: deshalb bedient man sich in dieser Periode mit Nutzen des Schrotes Nr. 4. Späterhin, und so lange der Hase hält, wendet man Nr. 3 an, und im Winter beim Treiben Nr. 2.

Indessen habe ich sehr brave Jäger gekannt, welche das ganze Jahr hindurch mit Nr. 4 Hasen schossen. In gewisser Rücksicht und bedingungsweise können sie auch wohl Recht haben. Denn allerdings hält fast jede Flinte, besonders die französische, das klare Schrot besser zusammen, als das grobe; es ist also immer wahrscheinlicher, daß der Hase eher absolut tödtlich verwundet wird, wenn man ihn mit sechs Körnern trifft, als wenn dies mit dreien der Fall ist. Aber freilich muß dann auch von der Zeit an, wo die stärkere Winterwolle den klaren Schrotnummern mehr Widerstand leistet, als den gröbern, die höchste Schußweite bis auf 40 Schritte eingeschränkt werden. Dies war auch der unwandelbare Grundsatz eines sehr erfahrnen alten Jägers, des verstorbenen Oberforstmeisters von Arnim in Annaburg, welcher überhaupt den für einen Stümper erklärte und in seiner Gesellschaft auf der Jagd nicht duldete, der die eben angezeigte Schußweite überschritt.

§. 39.

So wenig ich den an mehrern Orten dieses Werks aufgestellten Grundsatz widerrufe: daß Jagd- oder Wildbodenhunde nie angewendet werden dürfen, wenn es andere Mittel gibt, die Jagd mit Nutzen zu betreiben; so kann ich doch nicht läugnen, daß man sich ihrer in gebirgigen, waldigen, unzugänglich bruchigen und Heidegegenden fast ausschließlich bedienen muß, wenn den Hasen Abbruch gethan werden soll. Ich will hier nur der Lüneburger Heide erwähnen, wo durch die Suche eben so wenig als durch Treiben auszurichten ist. Denn bei der erstern kann man den Hühnerhund fast nie übersehen, wenn er auch ganz kurz sucht, und wäre dies auch dann und wann möglich, so würde man doch den Hasen, vor welchem er stände, weder im Lager, noch bei dem Herausfahren an-

sichtig werden; beim letztern aber sitzt er im Heidekraute so fest, daß er entweder gar nicht aufsteht, oder doch gleich wieder sich drückt und dann sicher die Jagdleute vorbeigehen läßt.

Da meine eigene Erfahrungen über diesen Gegenstand sich bloß auf einige Jagden, denen ich im Hannövrischen beizuwohnen Gelegenheit hatte, einschränken; so liefere ich hier größtentheils einen Auszug aus dem in der Anmerkung zum zwölften Paragraph d. K. angezeigten Jesterschen Werke, in welchem, meines Erachtens, in dieser Rücksicht das Benehmen des Jägers am gründlichsten aus einander gesetzt wird, und füge nur einige Bemerkungen bei, welche sich auf selbst gemachte Erfahrung gründen.

§. 40.

Obgleich das durch eine größere Anzahl Hunde verstärkte Geläut (der Laut) dem Ohre des Jagdliebhabers angenehm ist; so wird doch dadurch ein glücklicher Erfolg der Jagd weit öfter verhindert als bewirkt. Mit vier bis fünf Hunden wird, wenn jeder einzelne gut, zuverlässig, weder zu rasch noch zu faul ist und guten Laut hat, gewiß mehr ausgerichtet, als mit zehn bis zwanzig zusammengerafften.

§. 41.

Es ist räthlich, vor dem Monat Oktober nirgends, in Holzgegenden aber nie eher, bis das Laub völlig abgefallen und durch einen starken Regen auf dem Erdboden festgedrückt ist, mit den Jagdhunden auszuziehen.

Große Wärme und Trockenheit erschweren ihnen die Arbeit; ein grauer Herbsttag, feuchter, aber nicht zu nasser Boden, Morgenthau, Reif und im Winter die Neue *) erleichtern sie; starker Wind, Plattfrost, oder mit schwacher

*) Doch muß es seit zwölf Stunden, oder doch seit Mitternacht nicht mehr geschneit haben, und der Schnee weder zu tief, noch zu locker und sandig liegen, wenn am folgenden Morgen gejagt werden soll.

Eisrinde überzogener Schnee macht jeden Versuch mit dieser Jagdart unnütz.

Die Wildbodenhunde suchen immer mit tiefgesenkter Nase; durch die Feuchtigkeit des Bodens wird sie daher immer angefrischt und empfänglicher, die Fährte aufzunehmen; in den Morgenstunden finden und halten sie deshalb am besten an.

§. 42.

Nur einem und immer demselben Jäger muß die Aufsicht und Anführung der Hunde anvertraut seyn; doch kann ihm in weitläuftigen Revieren allenfalls bei der Jagd selbst ein Gehülfe zugesellt werden.

Ersterer wenigstens soll, wo das Terrain das Fortkommen zu Pferde irgend erlaubt, beritten und gut beritten seyn, jeder aber die Flinte bei sich führen.

Bei der Wahl der Anführer ist nicht nur auf gründliche Kenntniß alles dessen, was zu dieser Jagd gehört, sondern auch vorzüglich darauf zu sehen, daß sie überall, im eignen Reviere sowohl als in den benachbarten, Bescheid wissen und genau mit den Wechseln und Stegen bekannt sind, welche die Hasen und Füchse anzunehmen pflegen.

§. 43.

Daß die Jagdhunde nicht eher losgekoppelt werden dürfen, bis sie suchen sollen, ist schon an den §. 12. d. K. angezogenen Orten gesagt worden. Wenn dies unter dem Zuruf: Los Hunde! los, los! geschehen ist, folgen ihnen die Aufsichtführenden so viel als möglich, und feuern sie durch beliebiges, aber immer wörtlichgleiches Zureden, oder durch Blasen auf dem halben Monde — einer bekannten Art von Jagdhörnern — zum Suchen an. Fällt ein oder der andere Hund eine Fährte an, welches raschere Suche, schnellere Bewegung der Ruthe und Schnäufeln mit der Nase bemerkbar machen; so wird der Zuspruch verstärkt.

Beim ersten Laut eines Hundes, der, wenn der Hase

im Gesichte desselben herausfährt, gewöhnlich mehr schreiend als bellend ertönt, lockt man die übrigen durch Juchen und mit den Worten: hier, hier! hai, hai! herzu, bringt sie auf die Fährte, bezeichnet sie ihnen unter dem Zuruf: da weg, da weg! und fährt fort, sie aufzumuntern, bis sie alle auf derselben beischlagen (fortgehen und laut werden). Dann animire man nicht weiter, sondern lasse den Hunden freien Willen. Ein gleiches Benehmen findet auch dann statt, wenn der Hase von einem der Theilnehmer an der Jagd gesehen, von jungen Hunden aber die Fährte in der Hitze überschossen wird.

Kennt der Jäger seine Hunde gehörig; so bemerkt er gewiß auch in der Entfernung am Laut und an der Art zu jagen, ob sie einen Hasen oder Fuchs, den sie gemeiniglich eifriger jagen, vor sich haben. Er wird sogar bald beurtheilen können, ob sie einen alten oder jungen Hasen, einen Rammler oder eine Häsin verfolgen. Besonders der alte Rammler geht gewöhnlich gleich vom Anfang an, eine weitere Strecke fort, ehe er einen Wiedergang macht, als die Häsin; junge Hasen hingegen wenden sich bald hierhin, bald dorthin, schlagen Haken über Haken und entfernen sich nicht leicht weit vom Lager; gemeiniglich aber kommt Alt und Jung dieser Wildart nach längerer oder kürzerer Zeit wieder dahin zurück, wo es angejagt ward.

So wenig die Jagd mit Wildbodenhunden sich dazu eignet, von einem Manne allein betrieben zu werden, so kommen doch in den Gegenden, wo sie gewöhnlich ist, Fälle vor, wo der Revierjäger zu einer Jahreszeit Hasen schaffen soll, in welcher dort auf andere Art keiner zu bekommen ist. Ihm bleibt dann, wenn er diese schwierige Aufgabe ohne Gehülfen lösen soll, nichts anderes übrig, als einen oder zwei alte, langsame Hunde zu nehmen, um mit ihnen einen Hasen aufzusuchen, und auf dem Anjagdsplatze seine Rückkunft zu erwarten. Nur höchst selten würde ihm das Vorspringen auf dem Wechsel etwas helfen, weil der Hase fast immer eher da seyn möchte, als er. Hat er nur einen Gehülfen, welcher auf dem Reviere und mit der Sache selbst Bescheid weiß, so stellt dieser sich auf

dem Hauptpasse vor; jener hingegen bleibt bei den Hunden und, wenn sie zu jagen anfangen, auf dem Anjagdsplatze. Nimmt nun die Jagd unerwartete Wendungen, so muß nur der Vorstehende coupiren.

Sicherer und weniger ermüdend für Jäger und Hunde ist diese Jagd, wenn mehrere Schützen daran Theil nehmen; aber doch kann es nicht fehlen, daß unvortheilhaftes Terrain, ungünstige Witterung, häufiger Wiedergänge und Absprünge, und bald darauf erfolgtes Drücken des Hasen oft machen, daß die Hunde abkommen und still werden. Dann eile der Jäger, welcher sie führt, hinan, ehe sie zu schwärmen anfangen, behalte sie in Aufsicht, suche, mit ihnen kreisend, die ganze Gegend genau ab, und gebe nicht eher die Hoffnung, wiederzufinden, auf, bis wirklich gar nichts mehr zu thun ist. Ungeduld und übereiltes Weitersuchen macht die Hunde unachtsam; öftere Vorfälle der Art verderben sie auf immer.

§. 44.

Kann man über mehrere Schützen disponiren, so stellt diese, ehe die Hunde gelös't werden, ein erfahrner Mann entweder am Rande des zu bejagenden Distriktes, auf den bekannten Wechseln, oder innerhalb desselben auf den Wegen und Stegen an. Gut ists, wenn in diesem Falle einer von den Schützen den Jäger, welcher die Hunde unter Aufsicht hat, so lange begleitet, bis diese zu jagen anfangen und dann auf der Stelle, wo der Hase rege ward, stehen bleibt.

Gern postirt man die revier- und sachkundigsten Schützen auf die Flügel, damit diese, wenn der Bezirk nicht ganz umstellt werden konnte, da sich vorwerfen, wo sich die Jagd hinwendet. Daß dies mit Vorsicht, andere Personen und sich keiner Schußverletzung auszusetzen, geschehen müsse, ist begreiflich.

§. 45.

Kein Schütze, welchem nicht besonderer Auftrag dazu ertheilt worden, darf seinen ihm angewiesenen Stand eher verlassen, bis er abgerufen wird.

Jeder Einzelne wird wohl thun, wenn er überall um sich her die freien Stellen im voraus erspäht, wo er mit Sicherheit hinschießen kann. Beim ersten Laut der Hunde muß er schußfertig seyn, und immer, ohne sich viel hin und her zu bewegen, seine Blicke nach allen Seiten wenden; denn oft macht sich, vorzüglich der alte Hase, wie schon gesagt, oder der Fuchs rasch vorwärts und kommt einem über den Hals, wenn die Jagd noch weit entfernt zu seyn, oder eine ganz entgegengesetzte Richtung zu nehmen scheint.

Geht sie bei ihm heraus, ohne daß er einen Schuß anbringen kann, so benachrichtigt er den die Hunde in Obsicht habenden Jäger davon, durch den Zuruf: Zieh nach! hierher!

Sieht er, daß das Wild auf einen seiner Nachbarn zugeht, so ruft er ihm: Hab Acht! zu.

Verwundet er das angejagte vor den Hunden, so folge er ihm so schnell als möglich, um gleich bei dem Fange zu seyn, damit es von den Hunden nicht zerrissen oder verzehrt werde. Uebrigens nehme man es mit jungen Hunden, oder bei der ersten Jagd im Jahre auch mit den alten, nicht so genau, sondern gönne ihnen den Schmaus einmal; das wird sie desto feuriger machen.

Stürzt das gejagte Wild gleich auf den Schuß, so bezeichnet der Schütze dies durch den Ruf: hohoho! Tod! eilt dann hinzu, hebt es gleich auf und hält es frei in die Höhe, damit die nacheilenden Hunde sehen, daß sie nicht umsonst gearbeitet haben. Liegen lasse er es nicht, bis die gierigen Fresser herankommen, sonst möchte nicht viel zu retten seyn.

Von Zeit zu Zeit einmal, aber nicht jedesmal, wird der erlegte Hase auf der Stelle ausgeworfen und den Hunden das Gescheide zur Belohnung Preis gegeben.

§. 46.

Für Männer, welchen das Gehen beschwerlich wird, oder die keine Liebhaber vom Schießen sind, ist die Ha=

senhetze in der That eine eben so angenehme Unterhaltung, als zuträgliche Bewegung.

Man wähle dazu vorzüglich nicht zu warme Herbsttage, bis die ersten Nachtfröste einfallen, die Morgenstunden, dann aber den Nachmittag, überhaupt aber Gegenden und Zeitpunkte, wo und wenn die Hunde nach §. 19. kein schlechtes Geläuf haben. Dann nehme man sie an den Strick, reite dahin, wo man, der Jahreszeit nach (s. §. 5.), Hasen zu finden hoffen darf und suche einen ganzen Bezirk, wenn sie festsitzen, mit dem Winde, wenn man aber bemerkt, daß sie nicht gut halten, gegen den Wind, oder bei gutem Seitenwinde, Strich vor Strich ab.

Ueberall müssen die Ackerstücken nicht der Länge, sondern der Breite nach abgesucht, und immer Vorkehrungen getroffen werden, daß die Suche nicht gerade auf Kraut- und Kartoffelfelder, in welchen der angehetzte Hase, wenn sie irgend breit sind, sich fast immer mit dem besten Erfolge verbirgt, ehe die Windhunde, die ihre Nase nie brauchen, ihn rahmen oder wegnehmen können, zugeht, und eben so wenig den Rainungen und harten Wegen entlang, welche er ohnedies so bald als möglich annimmt, weil es den Hunden äußerst schwer wird, ihn da einzuholen.

Gibt es in dem Reviere hin und wieder Feldhölzer, oder sonst in Rücksicht des Terrains kritische Stellen; so nehme man jeden einzelnen Strich davon abwärts, indem in ersteren die Hunde durch Anrennen leicht lahm werden und doch nie fangen, auf letztern aber der Hase einen großen Vorsprung gewinnt, ehe diese nebst den Reitern folgen können.

Die Hetze hat allerdings auch deshalb Annehmlichkeit, weil sie von einem einzelnen Manne mit eben so gutem Erfolge als die Schießjagd betrieben wird, und weil nicht nur dann mehrere Reiter daran Antheil nehmen können, wenn man über zwei Strick Hunde, sondern auch wenn man nur über einen disponiren kann. In jedem Falle wird gleich beim Anfange der Suche von dem, welcher die Hunde am Stricke führt, die Schleife, mit welcher dieser

am Hetzriemen befestigt ist, gelös't, dann das Ende desselben einmal um die rechte Hand geschlagen und mit dem Daumen festgehalten. Reiten mehrere Jagdliebhaber nur mit einem Strick Hunde auf die Hetze, so nimmt derjenige, welcher denselben führt, im Mittel der Suche seinen Stand, die übrigen aber ziehen sich nach beiden Seiten gleichzählig und in gleichen Entfernungen so weit aus einander, daß, wenn nahe genug vor einem oder dem andern Flügelführer ein Hase herausfährt, darauf gehetzt werden kann; haben sie aber zwei Strick Hunde bei sich, so nimmt der eine Führer den rechten, der andere den linken Flügel ein. Zwischen beiden vertheilen sich die Reiter, so daß die Hunde von jedem Flügel den im Mittel aufgehenden Hasen einholen können.

So geht die Suche, Schritt vor Schritt reitend, fort, indem jeder Theilnehmer überall umherblickt, um keinen herausfahrenden, selbst auch nicht leicht einen im Lager sich drückenden Hasen zu übersehen *). Im letztern Falle wird der benachbarte Strick auf ein verabredetes Zeichen so nahe als möglich herangezogen; im ersteren aber, bei nicht zu großer Entfernung des Hasen, durch den Ruf: Hetz! das Zeichen zum Lösen der Hunde gegeben.

Nie darf man mit zwei Strick Hunden zugleich anhetzen, auch nicht einmal dann, wenn der erste den Hasen beim andern vorbeibrächte, zu Hülfe hetzen, wenn man die Hunde nicht lässig machen will.

Uebrigens bleibt es bei allen §. 19. und 20. gegebenen Vorschriften; nur in Rücksicht der Distanz, auf welche mit Hunden, die im zweiten oder dritten Felde stehen, d. h. schon eine oder zwei Hetzzeiten mit gelaufen haben,

*) Vom Pferde sieht man allerdings den Hasen im Lager leichter, als zu Fuß; doch gehört auch hier ein geübtes Auge dazu, um ihn an der Auszeichnung der Wollenfarbe von den ihn umgebenden Gegenständen zu unterscheiden. So viele Jäger ich nun auch gekannt habe, welche hierin eine eigene ganz außerordentliche Fertigkeit sich erworben hatten, so fand ich doch unter allen keinen, der die so vielfältig nachgebetete Sage: „als könne man am frühen Morgen den Ort, wo er sitzt, an einem von da aufsteigenden Dunstwölkchen erkennen," zu bestätigen im Stande gewesen wäre.

angehetzt werden kann, lassen sich gewisse Regeln nicht angeben. Bekanntschaft mit der Schnelligkeit der Hunde, genaue Achtsamkeit aufs Terrain und aufs Geläuf und Uebung müssen den Maaßstab liefern.

Zu scharfes Reiten im Moment des Anhetzens taugt bei gutem Geläuf und auf ganz freiem Felde nie etwas, theils weil sich sonst auch alte Hunde in der Folge zu sehr auf Hülfe verlassen, theils weil, wie schon gesagt, das Gepolter der Pferde den Hasen flüchtiger macht.

Nimmt dieser aber einen Weg oder eine Rainung an, oder hätte es den Anschein, als könnte er ein benachbartes Krautfeld oder Gehölz erreichen; dann wende man alles an, was eigene Kraft und Schnelligkeit des Pferdes vermögen, um ihm zuvorzukommen und nöthigen Falls durch Peitschenhiebe seinem Laufe eine andere Richtung zu geben. Vorzüglich muß, wenn mehrere Reiter beisammen sind, der, welcher am wenigsten entfernt ist, sein möglichstes thun, von den übrigen aber unterstützt werden; denn das Abkürzen der Hetze trägt viel zur längern Erhaltung der Hunde bei.

Man hüte sich, die Hunde je aus dem Gesicht zu verlieren, besonders wenn eine Fehlhetze zu befürchten wäre; denn nimmt man sie da nicht so schnell als möglich an den Strick, so fangen sie an, herumzuschwärmen, finden wohl gar einen frischen Hasen, ver- oder überhetzen sich durch zu große Anstrengung selbst, oder werfen sich, wenn sie Gelegenheit finden, ins Wasser und verschlagen.

Mehr als vier Hasen soll man in der Regel an einem Tage selbst mit den geübtesten Hunden nicht hetzen; man müßte denn etwa zwei junge gefangen haben, die ihnen nichts zu thun gemacht hätten, dann kann der fünfte allenfalls noch mitgenommen werden.

Gingen hingegen etwa die ersten drei Hetzen, oder zwei davon weit fort, so begnüge man sich mit dieser Zahl. Noch nothwendiger ist dies, wenn man, nachdem die zweite eine Fehlhetze war, den dritten Hasen gefangen hat. Entkäme aber ja der letzte; so suche man auf jeden

Fall weiter, hetze nur sehr nahe und in vorzüglich gutem Geläuf; beschließe also nie die Jagd mit einer Fehlhetze, weil sonst die Hunde gar leicht das Zutrauen zu sich selbst verlieren.

Das Verhetzen der Hunde kann, unter Befolgung der in diesem und im neunzehnten Paragraph vorgeschlagenen Maaßregeln, eigentlich nie statt finden. Ereignete sich aber durch Versehen ein solcher Fall, so ists zwar immer schwer, aber nicht unmöglich, den Fehler wieder gut zu machen, indem man jeden einzelnen verwahrlos'ten Hund zu einem Strick guter Hunde bringt, auch mit diesen recht kurz und wo möglich junge Hasen anhetzt. Bringt man es nur erst dahin, daß jeder einmal beim Fange war, so kann man sie wieder allein brauchen, muß aber in der ersten Zeit doppelt vorsichtig seyn, und jede starke Ermüdung und Fehlhetze zu vermeiden suchen.

Auch im Winter können die Hunde zuweilen geübt werden, wenn der gefallene Schnee noch weich ist; liegt er aber so tief, daß die Hasen Noth leiden, so versteht es sich von selbst, daß dies unterbleiben muß. Aasjägerei würde man es mit von Wildungen zu nennen berechtigt seyn, wenn Eigennutz Herrn oder Diener dazu in letzterwähntem Falle verleiten könnte.

§. 47.

Zuweilen wenden Windhundbesitzer selbige auch zum Besetzen der wichtigsten Pässe an, welche Hasen und Füchse bei Holztreiben, oder bei der Jagd mit Wildbodenhunden annehmen könnten. Alles was hierbei etwa besonders zu beobachten ist, besteht im Anstellen der Hunde mit dem Hatzmanne dicht am Holze und in dem Abwarten des richtigen Zeitpunktes zum Anhetzen. Mit letzterem übereile man sich nicht, sondern lasse das Wild so weit aufs Freie heraus, daß es so leicht nicht umkehren kann, ohne vor Wiedererreichung des Gehölzes gefangen zu werden. Das Hetzen auf Rehe ist revierverderblich und jeden Falls unweidmännisch.

§. 48.

Immer ist ein Retter beim Strick sehr schätzbar, besonders aber für einen bejahrten Liebhaber der Hetze, weil er sich weder beim Reiten noch beim Absteigen zu übereilen braucht.

Der Solofänger steht in großer Achtung, wird sehr gut bezahlt, und, wie der Retter, vom Sachverständigen vorzüglich geschont, und das mit Recht, da einer so selten wie der andere ist, und beide nicht abgerichtet werden können, sondern ihre Virtuosität von der Natur erhalten, oder von ihren Ahnen geerbt haben müssen.

Bedenkt man nun noch dazu, wie sehr sich besonders der Solofänger anstrengen muß, wenn er allein einen alten Hasen fangen soll; so wird man leicht einsehen, daß er um so vorsichtiger zu behandeln ist, je leichter er außerdem ruinirt werden kann. Dies zur Warnung für sogenannte Liebhaber! — Jetzt einige Worte über die Behandlung desselben. Findet man einen jungen Hund unter dem Stricke, welcher sich durch vorzügliche Schnelligkeit im Laufen und Fangen auszeichnet; so nehme man ihn an einem der nächstfolgenden Tage allein, reite mit ihm an einen Ort, wo das Geläuf vorzüglich gut ist, hetze anfänglich nur auf junge Hasen und ganz nahe, an den nächstfolgenden Hetztagen aber immer weiter, bis auf 80 Schritte, an. Endlich mache man auch den Versuch, den Hund etwa in der Entfernung von 40 Schritten auf einen alten Rammler zu lösen. Mehr als zwei Hasen, höchstens — wenn ein junger dabei ist — drei dürfen an einem Tage mit dem besten Solofänger nicht gehetzt werden.

Nur selten und höchstens dann, wenn ein- oder ein Paarmal fehlgehetzt worden ist, vereinige man ihn im Strick mit andern guten und raschen Hunden, aber ja nicht auf lange Zeit.

§. 49.

Die nicht ungewöhnliche Art, die Hunde frei neben dem Pferde herlaufen zu lassen, wenn man auf die Hetze reitet, kann ich nicht billigen; denn es gehört gewiß höchst

seltene Folgsamkeit dazu, wenn sie nicht unaufhaltsam jedem herausfahrenden Hasen, sobald sie ihn äugen, folgen sollen. Natürlich werden auf diese Art selbst die besten eben so leicht verhetzt, als überhetzt.

Ferner verzärtle man die einmal eingehetzten nicht durch zu sorgfältiges Aufsuchen des besten Geläufs, verderbe sie jedoch auch nicht muthwillig beim ganz schlechten, bringe sie aber oft auf verschiedenen Boden und in fremde Reviere.

Endlich probire man Windhunde, die man kaufen will, jedesmal auf dem Reviere, wo sie an das Geläuf gewöhnt sind, und lasse sich nicht irre machen, wenn sie auf fremdem Boden in den ersten acht Tagen weniger leisten.

Auch beurtheile man gute Hunde darum nicht falsch, wenn sie im Spätherbste weniger schnell fangen, als im September. Daran ist meistentheils die durch reichliche Aesung der üppig aufsprossenden Wintersaat zunehmende Schnelligkeit des Hasen, vorzüglich des Rammlers und unter diesen wieder dessen, welcher im vollen Rennen oft mit dem einen Hinterlaufe ausschnellt, und deshalb an manchen Orten Dreiläufer genannt wird, Schuld.

Nur das ist ein unfehlbares Zeichen von schlechten Hunden, wenn sie nicht bis zum Rahmen dicht beisammen bleiben, sich vielmehr gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen. Alte entkräftete nehmen fast durchgängig diese üble Gewohnheit an.

§. 50.

Beiläufig will ich erwähnen, daß man mit englischen oder französischen Jagdhunden auch Hasen parforcejagen kann. Nur Liebhaberei und ein tüchtig gespickter Beutel kann einen solchen Aufwand um eines so geringen Gegenstandes willen einigermaßen entschuldigen.

Der glückliche Ausgang dieser Jagd hängt übrigens davon ab, daß 1. nur wenige Hasen da, wo sie ausgeübt werden soll, vorhanden sind; 2. daß die Hunde gut eingejagt und folgsam sind, auch die Fährte des Hasen, auf welchen sie angelegt wurden, selbst dann nicht verlassen,

wenn ein anderer herausfährt; 3. daß das Terrain zur Parforcejagd geeignet ist. Auf keinen Fall würden sich Holzreviere dazu schicken; auch ist mir kein Beispiel bekannt, daß in solchen ein Versuch gemacht worden sei, sondern immer hat man große Feldpläne oder höchstens Heidegegenden gewählt. In letztern mußte man schon nicht selten mit unbesiegbaren Schwierigkeiten kämpfen. Endlich 4. müssen die Jäger tüchtige Pferde haben *) und brav reiten; denn einer von ihnen muß den angelegten Hasen unablässig im Auge behalten, weil er — zu Anfang der Jagd wenigstens — von andern nicht zu unterscheiden ist.

Uebrigens ist vieles von dem, was bei der Hirschparforcejagd, und vorzüglich das, was dort über die Behandlung der Hunde gesagt worden ist, auch bei der auf Hasen anwendbar, der Gegenstand überhaupt aber zu geringfügig, um länger dabei zu verweilen.

§. 51.

Für sehr rüstige und beherzte Reiter hat das sogenannte Hasen-Bugsiren vielen Reiz. Zu dem Ende begeben sich ihrer zwei oder mehrere, die auf jeden Fall mit vortrefflichen Pferden versehen seyn müssen, auf eine große, ganz freie Feldmarkung, theilen sich da in gleichen Entfernungen aus und suchen so lange strichweise ab, bis ein Hase herausfährt. Während einer von den Reitern ihm unablässig folgt, suchen sich die übrigen so vorzuwerfen, daß der Hase bei jeder veränderten Richtung seines Laufs von einem coupirt werden kann.

Anfänglich muß er nicht zu scharf angeritten, sondern unablässig nur in der Entfernung beobachtet und am Ruhen verhindert werden. Bemerkt man nach fünf bis acht Mi-

---

*) Da der Boden in solchen Gegenden, wie die unter 3 zuletzt bezeichneten, bei nassem Wetter, oder immer sehr weich und senkig, auch deshalb meistentheils mit vielen und breiten Gräben durchschnitten ist: so versagen deutsche und polnische Pferde oft den Dienst, weshalb die englischen, oder von englischer Race gefallenen den Vorzug haben und fast unentbehrlich sind. Bei andern Parforcejagden ist der Fall umgekehrt.

nuten, daß er Versuche sich zu drücken macht; dann lasse der Reiter, welcher ihm zunächst ist, rasch sein Pferd hinanlaufen, und verfolge ihn, von den übrigen durch unausgesetztes Coupiren unterstützt, so lange, bis er nicht mehr fort kann. Will er nun nach einem tüchtigen Choc im Freien sich drücken, so gestatte man ihm das und umreite ihn, während einer etwa fünf Minuten dauernden Pause, im Schritt. Beim wiederholten Versuche, ihn herauszujagen, wird man finden, daß er total verschlagen hat und mit der Hand gegriffen werden kann.

Daß während der ganzen Jagd alles mögliche angewendet werden muß, ihn von solchen Orten abzuhalten, wo er sich dem Blicke der Reiter entziehen könnte, versteht sich von selbst.

§. 52.

Jeder von Hunden, oder im Netz gefangene, oder mit Gewehr erlegte, nicht verendete Hase wird bei den Hinterläufen aufgehoben, und, indem man ihm mit der hohlen Hand einen kräftigen Schlag hinter die Löffel gibt, g e n i c k t *). Unweidmännisch ist das Gegenschlagen gegen einen Baum oder Stein.

Beim A u s w e r f e n oder A u s w e i d e n schärft man, nachdem die Keulen, während der Hase auf dem Rücken liegt, scharf aus einander gedrückt worden, vom Weideloche über das Schloß herein eine so große Oeffnung bis aufs Gescheide durch, daß zwischen diesem und der Bedeckung desselben am Unterleibe die flache Hand bis an das Zwerchfell hinaufgeschoben und dort der Schlund mit dem Zeige- und Mittelfinger zusammengedrückt werden kann. Dann faßt man mit unterwärts gekrümmter Hand das ganze Gescheide, zieht es nach dem Schlosse zu heraus, jedoch so

*) So schrieb es die a l t e Jägerregel vor. Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß das V e r e n d e n leichter und schneller erfolgt, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger die Lungen unterhalb der Blattschaufeln kräftig zusammendrückt — worauf Erstickung sogleich erfolgt und wodurch das erbärmliche K l a g e n des Hasen beseitigt wird.

vorsichtig, daß der Mastdarm, welcher zuletzt dicht am Weideloche auszulösen ist, nicht abgerissen wird.

Wo die Lunge dem Jäger nicht zufällt, bleibt sie unberührt und gehört zum Hasenklein.

Im Winter kann der Hase so lange unausgeweidet bleiben, bis er gestreift werden soll. Viele sind der Meinung, der Braten sei dann zarter und von besserm Geschmack; auch sehen es die Wildbretshändler lieber, wenn sie den Hasen unausgeworfen bekommen.

Bei warmem Wetter kann indessen weder auf jene Liebhaberei, noch auf den Wunsch der letztern von Seiten des Jägers Rücksicht genommen werden, in so fern er nicht an demselben Tage abliefern kann.

Das Streifen und die fernere Behandlung des Hasen, bis er auf den Tisch kommt, ist Küchensache.

Zweites Kapitel.

Vom Kaninchen.

Lepus Cuniculus, (*Linn*) *)

§. 1.

Alle beim Hasen angeführte weidmännische Ausdrücke werden auch von den Kaninchen gebraucht. Doch bemerke man hier noch, daß bei diesen der Rammler auch zuweilen Bock genannt wird. Eigentlich sollte letzter Ausdruck nur von zahmen, nie von wilden Kaninchen gebraucht werden.

---

*) v. Wildungens Neuj. Gesch. 1799. Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. B. I. K. 10.

Ihr unterirdischer Aufenthaltsort heißt Bau, jeder einzelne Ausgang Röhre. Diese wird von ihnen ausgeführt, indem sie vermittelst der Vorderläufe sich scharrend in den Boden hineinarbeiten, und die Erde mit den Hinterläufen zurück- und herauswerfen.

§. 2.

Das Kaninchen ist sonst auch unter den Namen Kanickel, Karnickel, Küllen, Küniglein, Küniglhase, Kunigl, Kunele, Kunlein, Lulle, Murkchen, Rabbet bekannt. Das Junge wird von einigen alten Schriftstellern Lamprete genannt *).

Wegen der Aehnlichkeit in der Gestalt und wegen der Gleichheit im innern Bau wird es von allen Naturforschern als eigene Art zur Gattung Hase gezählt.

§. 3.

Die Kaninchen sollen aus dem südlichen Europa, und zwar ursprünglich aus Spanien und Alt-Griechenland herstammen, von dort aus aber zuerst nach Frankreich und Italien und dann nach Teutschland und England verpflanzt worden seyn.

In kalten Ländern, z. B. in Schweden und andern noch nördlicher gelegenen, gedeihen sie im Freien nicht; hingegen findet man sie in den höchsten Gegenden von Asien und Afrika. Auch in den südlichen Theilen von Amerika, wohin sie durch Europäer erst gebracht wurden, haben sie sich außerordentlich vermehrt.

§. 4.

Die Farbe des gemeinen, wilden Kaninchens erscheint bei flüchtiger Ansicht schwarz und gelbbräunlich melirt, nur am Unterleibe weißgrau; bei genauerer Untersuchung aber fand ich die einzelnen Theile des Kör-

---

*) Soll vielleicht Lamprette heißen und wäre so ein Diminutiv mit französischer Endung von Lampe (Hase); besser dann freilich und rein teutsch — Lämpchen.

pers der folgenden Beschreibung gemäß gezeichnet und gestaltet.

Die Löffel sind mit sehr kurzem Haar besetzt, welches am auswendigen Rande, wie auf der ganzen innern Seite derselben weißgraulich gefärbt ist. Auf der auswendigen verbreitet sich $\frac{3}{4}''$ von der Spitze herab ein schwarzbrauner Flecken, welcher nach dem auswärts gekehrten Rande in einem schmälern gelbbraunen, mit Schwarz gestichelten, nach dem einwärts stehenden aber in einem aschgrauen breiteren Streifen verläuft. Mit dem eben gedachten Streifen ist der ganze übrige Theil der Löffel bis zur Wurzel herab belegt. Der ganze Körper ist auf dem Grunde des Balges mit dunkelgrauer Wolle besetzt, aus welcher auf der Stirn dichtstehendes, an der Wurzel schwarzes, an der Spitze aber dunkelfalbes Haar hervorgeht, so daß die Oberfläche schwarzgelb erscheint.

Bei alten Kaninchen sind die Seher mit einem gelblichen, bei jungen mit einem weißlichen Rande umgeben. Aus diesem zieht sich ein gleichgefärbter schmaler Streifen bis zu den Löffeln hinauf und bis zu dem theils aus schwarzen, theils aus grauen, 2 bis $2\frac{1}{2}''$ langen Haaren bestehenden Schnurrbarte herab. Die wie am Hasen geformten Lefzen, ingleichen die untern Kinnbacken und die Kehle sind weißgrau behaart, der Augenstern ist schwarz.

Zwischen den Löffeln fängt ein roströthlicher, fingerbreiter Streif an, welcher über den ganzen Hals herabgeht, und zwischen den Schultern in einem eben so gefärbten, $1\frac{1}{2}''$ breiten, $2''$ langen Flecken endigt. An beiden Seiten dieses Streifs ist das Genick mit gelbweißlicher und fahler Wolle besetzt. Von den Schultern an verbreitet sich über den ganzen Rücken bis auf die Keulen in gleicher Mischung rostgelbes und schwarzes Haar, welches an den hintern Theilen der letztern eine blaßgraue Farbe annimmt. Die Blume ist auf der obern Seite bis zur weißen Spitze schwarz, nur falb gerändert, unten ganz weiß. Die Seiten des Halses, die Blätter, die Seiten, Dünnungen, und die auswärts gekehrten Theile der Keulen erscheinen oberwärts dunkler, unterwärts heller gelbfahl;

die äußern und vordern Seiten der Läufe roströthlich. Die Brust ist dunkel=semmelfarbig, wenig mit Hellweißgrau gemischt; der Unterleib und die einwärts gekehrte Seite der Läufe bis zum Knie herab weiß, hin und wieder in Grau schillernd.

Die Nägel an den Zehen sind weiß, scharf und lang.

Bei alten Kaninchen stellen sich alle Farben lebhafter und dunkler dar als an jungen *).

Die Schwere eines völlig ausgewachsenen beträgt vier bis fünf Pfund, die Höhe 6 bis 7″, die Länge des Körpers 15 bis 18″, die der Blume 2″, die der Löffel 2½″. Immer ist der Rammler stärker als das Weibchen. Die verhältnißmäßig geringere Länge der Löffel und der Hinterläufe ist die einzige Abweichung, welche man bei dem Vergleich der äußern Gestalt des Kaninchens mit der des gemeinen Hasen bemerkt; im Innern findet gar keine statt.

---

*) Des Verfassers eigentlichem Zwecke gemäß konnte oben nur vom inländischen, wilden Kaninchen die Rede seyn; doch möge der bei uns bekannten und also merkwürdigsten Varietäten hier Erwähnung geschehen. Nehmlich:

1. das Hauskaninchen. Viele dieser Art behalten die Farbe der wilden; sonst gibt es weiße, graue, schwarze, braun und weiß, gelb und weiß, schwarz und weiß gescheckte u. dgl. m. und zwar will man behaupten, daß die Schecken nach Belieben hervorzubringen wären, wenn man die Wände des Kaninchenstalls mit Flecken von der Farbe häufig bemahlte, welche man an der künftigen Generation zu sehen wünscht. An den weißen ist der Augenstern lackroth, und mit einem weißlichen, lackfarbig schattirten Streife umgeben.

2. Der sogenannte Seidenhase, auch das angorische oder englische Kaninchen genannt. Es gibt graue, weiße und rothe. Man hält auf sie vorzüglich, weil das ihnen monatlich abgekämmte schöne und weiche, 2 bis 3″ lange Haar zu Winterwesten, Strümpfen, Handschuhen u. dgl. gut zu verarbeiten ist. Alle diese Sachen halten sehr warm, hären aber stark ab. Stiebt dem, der sie trägt, von dem Haar etwas ins Auge so wird dadurch oft eine örtliche Entzündung verursacht. Die beste Anleitung zur Behandlung dieser Thierchen gibt Mey in seiner Anweisung zur Zucht derselben.

Beide genannten Varietäten werden in unsern Gegenden im Winter nur im Stalle, im Sommer aber durch eine 4′ über und 1 bis 2′ unter der Erde stehende Mauer auf einen gewissen Bezirk im Freien eingeschränkt, gezogen und unterhalten. Da man ihnen gewöhnlich hölzerne oder steinerne Röhren macht, so geben sie sich die Mühe nicht, Baue anzulegen. Frischer Sand darf in ihrem Behältniß nicht fehlen. Ihre Aesung ist die der wilden.

Es bewegt sich ganz wie jener (s. §. 3. d. v. K.). Ob es aber gleich nicht so sehr überbaut ist, als er, so übertrifft es ihn doch — aber nur im ersten Moment — an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Letztere beweis't es besonders bei dem ihm noch mehr eigenen Häkenschlagen oft zum nicht geringen Verdruß des nicht ganz geübten Schützen, erstere hingegen vermindert sich bald und zwar so sehr, daß ein irgend rascher Hühnerhund auf freiem Felde ein gesundes einzuholen im Stande ist, wenn es in einer Entfernung von 2—300 Schritten keine Gelegenheit sich zu verbergen findet.

Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und des Witterns sind bei ihm äußerst scharf und fein organisirt.

Es ist ungleich verschmitzter und schlauer als der Hase. Schon durch die Schwierigkeit, selbiges auf der Weide zu beschleichen, beweis't sich dies; mehr noch durch die geschickte Anwendung der Fähigkeit, unterirdische Baue auszuführen und durch das schnelle Zurückeilen in diese — wenigstens für den Augenblick — sichern Schutzorte, sobald die Annäherung eines Feindes es nöthig macht.

Andere von seiner Lebensweise hergenommene Gründe geben ihm noch wesentlichere Vorzüge vor jenem. Ich rechne hierher den Hang zur Geselligkeit und zur Verträglichkeit mit ihres Gleichen; die größere und treuere Anhänglichkeit, welche die Gatten gegen sich und ihre Kinder beweisen, ungeachtet die Natur ihnen nicht weniger heftige Geschlechtstriebe als dem Hasen zu Theil werden ließ; die Achtung, welche überhaupt die Jugend dem Alter, vorzüglich aber die ganze Familie dem Stammvater beweis't, und endlich der Instinkt, man möchte fast sagen, die Bedachtsamkeit, bei anscheinender Gefahr nicht nur auf individuelle Rettung Rücksicht zu nehmen, sondern auch durch bestimmte Warnungszeichen andere Glieder der kleinen Kolonie davon zu benachrichtigen. Mehr über diese und ähnliche Eigenheiten weiter unten. —

Den hellpfeifenden Laut des Kaninchens hört man nur als Klage, wenn es keine Möglichkeit zu entrinnen sieht, oder Schmerzen empfindet.

Sein Alter bringt es nicht leicht über sieben Jahre.

§. 5.

Im Monat Februar oder März fangen die Kaninchen zu rammeln an.

So wahr es ist, daß beide Geschlechter, ob sie gleich eben so heftige Begattungstriebe zu empfinden scheinen, als die Hasen, weit weniger veränderlich in ihren Neigungen sind als jene; so kann doch die Behauptung, daß der Rammler sich auf immer mit einem Weibchen paare, als erwiesen nicht angenommen werden. Das ist indessen ausgemacht, daß er, so lange das Weibchen bei ihm bleiben will und kann, nicht von der Seite desselben weicht, ihm auch oft Zärtlichkeitsbeweise gibt; aber nie ist er so zudringlich, ihm folgen zu wollen, wenn es sich von ihm zurückzieht. Möchte doch mancher Mann an diesen Aeußerungen der Bescheidenheit und des ehelichen Zutrauens ein Beispiel nehmen, und nur in dem Falle dies kleine unvernünftige Wesen übertreffen, daß er in der Zeit des Entbehrens süßer Genüsse, während welcher dieses nicht immer standhaft treu seyn kann, über seine Leidenschaften Herr zu bleiben sich ernstlich bemühte! —

Beim Begattungsakte selbst streckt das Weibchen alle vier Läufe lang aus und läßt zuweilen einen leisen Laut hören, der sicher mehr Folge des Entzückens als des Schmerzes ist; denn, beißt ihm auch der Rammler dabei ins Genick, so geschieht dies doch mit weit mehr Diskretion, als bei andern Thieren.

Selbst während der Tragzeit (Schwangerschaft) ist das Weibchen geneigt zur Begattung, auch sogleich, nachdem es gesetzt hat, fähig zur Befruchtung. Dennoch hat man kein Beispiel von Ueberfruchtung, ob es gleich, wie die Häsin eine doppelte Gebärmutter hat. Würde man das letztere nicht als Beweis annehmen können, daß das Weibchen die Gattentreue nie verletze? —

Es geht, wie die Häsin, 30 bis 31 Tage tragend

und setzt bis zum Oktober fast alle fünf Wochen vier, sechs bis zwölf, einige Tage — was bei allen unsern Nagethieren (mit Ausnahme des gemeinen Hasen) der Fall ist — blind liegende Junge in einer besondern, mit seiner Bauchwolle reichlich ausgefütterten Kammer, d. i. Aushöhlung, welche im tiefsten Hintergrunde einer von den vielen sich durchkreuzenden Röhren eines Hauptbaues befindlich ist. Selten kommen die Jungen früher zum Vorschein, bis die Mutter sie zu säugen aufhört, und dies pflegt nicht eher zu geschehen, als dann, wenn sie wieder setzen will. Bis dahin bleibt sie zwar nicht immer bei ihnen, rückt vielmehr täglich zu wiederholtenmalen, nachdem sie den Ausgang der Röhre mit Erde verstopft und diese benässet (d. h. mit ihrem Harn befeuchtet) hat, auf die Aesung, welche sie dann sehr eilig annimmt. Bei dieser Gelegenheit sucht sie den harrenden Gatten auf, um mit ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, süßer Vertraulichkeit zu pflegen. Bald aber kehrt sie zu den frühern Pfändern derselben zurück, und erfüllt, mit Aufopferung alles geselligen Vergnügens, ihre Mutterpflichten treulich. Selbst dem Gatten wird der Zugang zu den kürzlich gesetzten Jungen nicht gestattet, weil wahrscheinlich die sorgsame Mutter schon öfter die Erfahrung gemacht hat, daß er ihnen, sei es in einem Anfall von verliebter Raserei, oder aus übertriebener Zärtlichkeit, das Leben zu rauben fähig ist. Bosheit treibt ihn dazu gewiß nicht an; denn erblickt er seine Kinder zum erstenmale im Freien, so empfängt er sie mit Aeußerungen ächter Zärtlichkeit, nimmt sie zwischen die Pfoten, streichelt sie freundlich, leckt ihnen die Seher und theilt mit der Mutter die Bemühung, sie schickliche Aesungsmittel suchen zu lehren.

Bei der diesen Kreaturen eigenen, so überschwenglichen Fruchtbarkeit und bei der glücklichen Verborgenheit, in welcher Alt und Jung vor vielen seiner Feinde, am Tage wenigstens, meistentheils lebt, kann es nicht fehlen, daß eine anfänglich ganz geringzählige Kolonie in kurzer Zeit sich ungeheuer vermehrt, um so mehr, da die Jungen in warmen Ländern im

fünften, in kältern aber im achten Monate ihres Lebens schon zeugungsfähig sind *).

Im zwölften Monate erreichen sie ihr volles Wachsthum. Sonderbar ists, daß, trotz der Uebereinstimmung mehrerer äußern und aller innern Theile, nie eine fruchtbare Vermischung zwischen Hasen und Kaninchen statt findet. Selbst ganz junge beider Arten, mit einander zahm erzogen, wurden desto bitterere Feinde, je mehr sie heranwuchsen. Bei der außerordentlichen Geilheit dieser Kreaturen ließen es zwar, wenn Kaninchenrammler mit Häsinnen, oder umgekehrt, Hasenrammler mit Kaninchenweibchen zusammengesperrt wurden, erstere an häufigen Versuchen, letztere zu ihrem Willen zu zwingen, nicht fehlen; aber entweder büßte unter diesen Umständen das Weibchen durch die beständige Anstrengung, sich den Zudringlichkeiten des Männchens anderer Art zu widersetzen, das Leben ein, oder letzteres ging durch den immer gereizten, nie befriedigten Begattungstrieb verloren **). Brachte man einen Hasenrammler und einen Kaninchenbock zu einem Weibchen einer oder der andern Art, so büßte gewöhnlich der erstere im Kampfe für seine wahren oder eingebildeten Gattenrechte das Leben ein.

§. 6.

Vorzüglich gern wählt diese Wildart zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte Gegenden, wo sandiger oder doch

---

*) Pennant hat sich die Mühe gegeben zu berechnen, daß von einem Paare in vier Jahren 1,274,840 Stück entstehen können, wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre siebenmal setzt und im Durchschnitte bei jedem Satze acht Junge bringt.

**) Im dritten Theile von Martini's Uebersetzung des Büffon S. 187, Anm. 4. wird gesagt, daß aus der Vermischung eines zahmen Kaninchens mit einer Katze drei Junge entstanden wären, deren eines einer gewöhnlichen Katze, zwei hingegen (Männchen und Weibchen) am Vordertheile der Katze, hinten dem Kaninchen geglichen, daß sie aber sämmtlich den zwölften Tag nicht überlebt hätten. Auch sollten Kaninchenböcke sich öfters mit Hühnern begattet und diese so sehr geliebt haben, daß sie nicht nur neben ihnen geschlafen, sondern ihnen auch anderwärts geraubtes Brod zugetragen hätten. — Wenigstens als Mährchen verdienen diese Geschichtchen ihre Stelle! —

mit Sand vermischter Boden das Ausführen der Baue erleichtert, und wo Anhöhen mit Vertiefungen abwechseln; doch kommt sie auch auf ganz flachem Boden, ja selbst an felsigen Berghängen fort, wenn diese entweder mit einer nur mäßigen Erdschicht belegt sind, welche die Anlage unterirdischer Wohnungen begünstigt, oder Ritzen darbieten, welche Zufluchtsorte gewähren.

In der Nachbarschaft fließender Gewässer sind die Kaninchen schlau genug, zur Anlage der Baue so hoch über der Wasserfläche erhabene Orte zu wählen, daß sie beim stärksten Anschwellen vor dem Eindringen der Nässe sicher bleiben. Auch wird man ihre Wohnungen immer nur in solchen Gegenden finden, wo sie zu keiner Jahreszeit Weide und Aesung weit suchen müssen.

Nie, oder nur selten wohnen sie tief in den Wäldern, desto lieber aber in Vorhölzern, oder in Gegenden, die mit Strauchwerk, vorzüglich mit Wachholdergestrüppe besetzt sind; doch verschmähen sie auch die nacktesten nicht, nur muß es an Gelegenheit, hinlänglich schützende Baue auszuführen, nicht fehlen.

Je starkzähliger eine Kaninchenkolonie ist oder wird, desto mehr vergrößert sie durch gemeinschaftlichen Fleiß die schon vorhandenen Baue, oder legt neue an und verbreitet sich weit und schnell.

Am Ende der verschiedenen Röhren nimmt jedes erwachsene Individuum, vorzüglich jedes tragende Weibchen, seine besondere Kammer ausschließlich in Besitz.

Durch das häufige Ein- und Auskriechen werden die Hauptröhren am Ausgange immer mehr erweitert, und so gleichfalls, obgleich in geringerem Maaße, die Fluchtröhren, sämmtlich aber verengern sie sich in der Gegend der Kammern so sehr, daß nur die kleinsten und schmächtigsten ihrer zahllosen Feinde bis dahin einzudringen vermögen. Einem der gefährlichsten, dem Fuchse, ist wenigstens in so fern der Zugang gesperrt, daß es dem schwachen schüchternen Völkchen nie an Zeit gebrechen kann, durch einen andern Ausgang zu entwischen, wenn er sich die Mühe nehmen will, nachzuarbeiten.

In holzleeren Gegenden bringen sie den Tag fast immer im Baue hin, einzelne Fälle ungerechnet; denn zuweilen findet man doch auch da eins im Wiesengrase, unter Getreideschwaden und in Sommerungsfeldern unfern ihrer eigentlichen Wohnung. Ist diese aber mit Buschwerk umgeben und werden sie hier nicht zu oft beunruhigt, so pflegen sie bei hellem, freundlichem Wetter, selbst im Winter, nicht zu Baue zu gehen, sondern drücken sich unter den dicksten Sträuchern und sitzen da sehr fest; bei stürmischer, trüber, regnigter Witterung suchen sie auch hier im Baue Schutz.

Aus der Verborgenheit rücken sie gemeiniglich, sobald der Abendstern erscheint — im Sommer oft noch früher — auf die Aesung, zeigen aber auch da mehr Sorgfalt für ihre Sicherheit als der Hase; denn, ehe sie sich vom Baue entfernen, blicken sie, dicht vor der Röhre sitzend, spähend umher *), fliehen beim geringsten Anschein von Gefahr, nachdem sie ihre Kameraden durch starkes Aufschlagen mit den Hinterläufen davon benachrichtigt haben, pfeilschnell in solche zurück, und hüpfen, wenn sie keine fürchten zu müssen glauben, erst gemächlich vorwärts. Mit gleicher Behutsamkeit gehen sie auch zu Werke, ehe sie das Holz verlassen, und nicht leicht bleibt irgend etwas von ihnen unbemerkt.

Von innern, bürgerlichen Fehden, von Bruder- oder Gattenzwist wissen die Glieder dieser volkreichen Republik nichts, in welcher Achtung gegen das Alter, besonders in einzelnen Familien gegen den Stammvater — wie oben §. 4. schon gesagt — zum Grundgesetz erhoben zu seyn scheint.

Im Knabenalter trieb ich selbst eine sogenannte kleine Oekonomie mit Hauskaninchen und mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute, daß ich das Meiste von dem bestätigt gefunden habe, was in Martini's Uebersetzung des Büffon, Th. 3. S. 193. u. f. nach der Angabe eines Hrn.

*) Diese Vorsichtsmaaßregel wird in der Jägersprache durch sichern ausgedrückt.

La Chapt du Moutier ungefähr mit folgenden Worten erzählt wird:

„Bei der stärksten Zunahme der Familie blieben doch auch die später entstandenen Väter dem Stammvater gleichsam untergeordnet. Sobald beim Futter oder sonst ein Streit entstand, eilte dieser schnell herbei. Die, welche er im Kampfe überraschte, wurden hurtig aus einander gebracht und auf der Stelle bestraft. Daher kam es, daß gewöhnlich gleich beim Anblick des gerechten und strengen Richters alles wieder in Ruhe und Ordnung war."

„Ein anderer Beweis der Herrschaft des Stammvaters über alle seine Nachkommen ergab sich daraus, daß sie sich, wenn sie zusammengepfiffen wurden, alle hinter ihm versammelten und ihm bis vor das ihnen angewiesene Behältniß folgten. Hier ließ er sie sämmtlich bei sich vorbeigehen, und beschloß dann erst den Zug."

§. 7.

Wie der Hase nimmt das Kaninchen Getreide — reifes und grünes, — Blätter der Winter-Oelsaat, Gras, Kräuter, Klee, Kohl und Rüben aller Art, von welchen letztern es die Erde ringsum wegscharrt, um mehr davon zu genießen, zur Aesung an; weiß noch besser als jener im Winter den Schnee vom Grünen wegzubringen, um dessen habhaft zu werden, und löst zu dieser Zeit noch emsiger die Schale von den jungen Bäumen ab. Vorzüglich liebt es die der Acacien- und Wachholdersträucher, auch nicht weniger Früchte, Spitzen und Nadeln der letztern. Olivenblätter soll es äsen, der Genuß derselben ihm aber Blutharnen verursachen.

§. 8.

Ungeachtet, das wilde besonders, sich selbst beim tiefsten Schnee ohne besondere Winterfütterung durchzubringen sucht; so kann doch eine feste, darüber gezogene Eiskruste und sehr heftige Kälte, völlige Ausrottung bewirken, wenn man nicht eben die Mittel anwendet, welche §. 6.

des vorhergegangenen Kapitels angegeben wurden, und ihnen nicht Weizenkleie und Wachholder beifügt.

§. 9.

Außerhalb des Baues sind die Feinde des Hasen (s. §. 7. des vorhergehenden Kapitels) auch die des Kaninchens; innerhalb desselben ist der unversöhnlichste, gefährlichste und mordsüchtigste das Frettchen.

Dieses, wie alle übrige kleinere Arten von Raubthieren, welche zur Wieselgattung gerechnet werden, sucht es in den engsten und geheimsten Schlupfwinkeln der Baue schleichend auf. Gelingt es dem Kaninchen nicht zeitig genug, durch schleunige Flucht zu entkommen, so ist es ohne Rettung verloren. Dies weiß die arme, hülflose Kreatur aber auch so gut, daß sie, überrascht, sich in einen Winkel drückt und klagend sich würgen läßt.

Schon für den Marder sind fast immer die Röhren der Kaninchenbaue zu enge, um ohne Geräusch und rasch genug eindringen zu können; noch seltener erreicht der Fuchs, welcher ohnedies Gelegenheiten genug findet, sie im Freien zu überlisten, hier seinen Zweck.

§. 10.

Die so große Vermehrung der Kaninchen macht, daß, wenn sie irgend gehegt werden, der Schade, welchen sie Saatfeldern, nicht ganz genau verwahrten Gärten, Baumschulen und Baumpflanzungen, die in ihrer Nachbarschaft liegen, zufügen, noch beträchtlicher ist, als der, welchen die Hasen verüben, um so mehr, da sie sich weniger in einem Reviere ausbreiten und alle Pflanzen so dicht an der Erde abbeißen, daß die sogenannten Herzblätter und mit ihnen die ganzen Stauden verloren gehen. Deshalb wird auch an einigen Orten für jedes Paar abgelieferte Kaninchenlöffel ein gewisses Schieß- und Fanggeld bezahlt, wobei die übrige Benutzung dem Jäger zu gute geht; gemeiniglich aber muß dieser das Kaninchen abliefern und erhält dafür halb so viel Schießgeld als für den Hasen.

Fast überall ist es erlaubt, sie auch in der Schonzeit zu erlegen.

Dessen ungeachtet sind sie da, wo sie sich einmal eingenistet haben, sehr schwer und ohne Frettchen gar nicht zu vertilgen.

In Frankreich hat man in vorigen Zeiten berechnet, daß, wenn der Werth eines Stücks zwölf bis funfzehn Sous betrage, der Schade, welchen es anrichte, jährlich auf einen Louisd'or zu schätzen sei. Dieser Berechnung zu Folge glaubte der Prinz Condé die Hälfte des Ertrags seiner Güter durch sie verloren zu haben, ließ sie deshalb auf alle mögliche Art aufreiben und selbst ihre Baue zerstören *).

Um diese sonst ziemlich gut zu nutzende Wildgattung möglichst unschädlich zu machen, und um doch das Jagdvergnügen nicht ganz zu verlieren, hat man den Versuch gemacht, sie auf einer kleinen Insel auszusetzen. Daß diese Maaßregel nur da von Nutzen seyn kann, wo ein milderer Himmel als der unsrige das Zufrieren des Wassers nie voraussetzen läßt, fällt in die Augen.

Das Wildbret der Kaninchen ist fast so weiß wie Hühnerfleisch, süßlich von Geschmack, aber trocken; am besten das der Jungen. Doch wird es von Manchen sehr geschätzt und auf vielerlei Art zubereitet. Von vorzüglich gutem Geschmack soll das von solchen seyn, welche in einer Gegend leben, wo der Boden eher schlecht als gut und mit Quendel und andern zarten Kräutern bewachsen ist; von ausgezeichnetem aber, wenn sie Hügel und Berge bewohnen, auf denen Wachholdersträucher befindlich sind.

Eine ganz eigene Benutzungsart ist mir erst kürzlich bekannt geworden. Ein niederländischer Gutsbesitzer unterhielt nehmlich einen ungeheuer besetzten Kaninchenberg mit nicht geringem Aufwande, wollte aber dennoch berechnet haben, daß er dadurch noch Nutzen ziehe, daß er jährlich eine große Menge dieser Thiere zur Schweinemastung an-

*) Martini's Uebersetzung des Büffon, Th. 3. S. 225.

wendete. Wahrscheinlich hat der gute Mann nicht daran gedacht, daß die kostbare Fütterung der Kaninchen auf dem geradern Wege verwendet, ihm mehr eingetragen hätte.

Der Balg gibt als Futter ein brauchbares Pelzwerk; die Wolle oder das Haar davon wird zu feinen Hüten und, mit Seide versetzt, zu warmen Strümpfen und Handschuhen *) verarbeitet.

Die englischen und moskowitischen Bälge werden am meisten, nach diesen aber die bolognesischen vorzüglich geschätzt.

Die besten von den aschgrauen Hauskaninchen genommenen werden nicht selten fälschlich für Fehen **) ausgegeben, gehalten und bezahlt.

§. 11.

Keine auf Kaninchen anwendbare Art zu jagen gewährt ergiebigere Ausbeute, als das Frettiren. Dieser Ausdruck ist von dem dazu erforderlichen Frett oder Frettchen hergenommen.

Ehe ich zum Gebrauch dieser Thierchen übergehe, halte ich es für nöthig, in dem nächstfolgenden Paragraphen das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte und von der Behandlung derselben mitzutheilen.

Das Frett oder Frettchen (Mustela furo, *Linn.*, Viverra, Ictis bei Neueren) wird nach dem Linnéischen und Pennantischen Systeme zu den Raubthieren, nach dem Blumenbachischen aber zu den viel-

*) Ob dies beim gemeinen Kaninchen auch der Fall ist, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Vorzüglich wird hierzu das Seidenhasenhaar angewendet.

**) Unter Fehe, Feech, Veh, oder Grauwerk sind eigentlich die Bälge des grauen kanadensischen oder virginischen Eichhorns zu verstehen, welche man für ein vorzügliches Rauchwerk hält. Das Rückenhaar ist schön aschgrau in Schwarz spielend, das Bauchhaar und das an der Fahne weiß in Grau schillernd. Schwarzer Feh heißt daher der Rückentheil, weißer Feh der Bauchtheil. Die Wammen werden Fehwammen (nach Bechstein Fehbam) genannt und am wenigsten geschätzt. Siehe Martini's Uebersetzung des Büffon 3. Th. S. 227. Nach Bechstein liefern alle nördlichen Gegenden dieses Grauwerk.

zehigen, nagenden Thieren gerechnet, und ist eine Art der Gattung Wiesel. Auch hat es mit diesem und dem Iltiß große Aehnlichkeit, ist aber keineswegs eine Abart von einem oder dem andern, sondern eine für sich bestehende Säugthierart. Es stammt ursprünglich aus der Barbarei her, wo es auch jetzt noch wild gefunden und Nimse genannt wird. Als dort die Spanier, in deren Vaterlande die Kaninchen sich über alle Beschreibung vermehrt hatten, es als Erbfeind derselben kennen lernten, brachten sie Männchen und Weibchen mit herüber, suchten sie eingeschränkt zu erhalten, zogen Junge davon, und wendeten sie mit Vortheil zur Verminderung der ihnen lästigen Kaninchen an. Kaum erfuhr man dies in andern Ländern, wo man deren zu eben dem Zwecke bedurfte, so suchte man sich auch in den Besitz derselben zu setzen, und jetzt findet man sie bei den meisten Jägern unsrer Gegend, die wilde Kaninchen auf ihren Revieren haben.

Das Frettchen zeichnet sich durch hellrothe Augen aus. Der ganze Balg ist auf dem Grunde, wie beim Iltiß, mit gelber Wolle belegt, aus welcher sich langes, stachliches, von der Wurzel herauf blaßgelbes, an der Spitze weißgefärbtes Haar erhebt *).

Die Körperlänge des Männchens beträgt 14 bis 15″, die des Schwanzes 7″, die Höhe 7 bis 8″. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner.

Es ist länger und gestreckter gebaut als der Iltiß. Sein schmaler Kopf geht in einer spitzigen Schnautze und einem fleischfarbenen Näschen aus; die weit aus einander und aufgerichtet stehenden Lauscher sind kurz und abgerundet; die Zehen der niedrigen Läufe gehen in weißen Fängen (Krallen) aus.

Das Gebiß ist ganz wie beim Iltiß; in Rücksicht der

*) Als Farbenvarietäten, die besonders unter den Böcken (Männchen) gewöhnlich seyn sollen, sind die zu bemerken, welche weiße Zeichnung am Kopfe und kastanienbraune Spitzen am Rückenhaar haben; auch noch andere, welche mit diesen Farben gescheckt sind. Beide Arten hält man für Bastarde vom Iltiß und Frett.

Rippenzahl hingegen findet bei diesen sonst, wie es scheint, nahe verwandten Thierarten einige Verschiedenheit Statt; denn das Frett hat funfzehn Rippen, der Iltiß aber, wie jeder andere Marder nur vierzehn.

Es kann sich nicht eben schnell bewegen und erscheint im Freien fast nicht anders als mit hochgekrümmtem Rücken; im Baue aber dehnt es sich lang aus und dringt so durch die engsten Röhren der Kaninchenbaue bis zu den Kammern ein. Der Sinn des Geruchs scheint der schärfste zu seyn, und fast immer ist das Näschen in schniffelnder Bewegung.

Wie alle Raubthiere ist es mit Mordsucht, besonders aber, wie der Marder, mit Blutdurst erfüllt. Unbarmherzig fällt selbst das junge unerfahrne einem ihm vorgehaltenen Kaninchen ins Genick, berauscht sich gleichsam durch den Schweiß, welchen es aussaugt, schläft, wie das Alte, darüber ein, und erwacht oft erst wieder nach fünf bis acht Stunden *). Ueberhaupt verschläft diese Thierart den größten Theil ihrer Lebenszeit. Ist sie aber einmal wach und nicht zu enge eingeschränkt, so neckt sie sich gern mit ihres Gleichen spielend herum. Immer falsch stellt sie sich zwar recht freundlich und zuthulich gegen Bekannte, beißt aber selbst ihren Wohlthäter oft hinterlistig und derb in die Finger. Je häufiger sie rohes Fleisch und besonders Blut genießt, desto hämischer und boshafter wird sie, vorzüglich gleich nachher.

Es gibt, wenn es ruhig ist, einen schwach murrenden Laut aus, bei schmerzlichen Empfindungen aber einen hell kreischenden.

Zweierlei Krankheiten kosten vielen dieser, in ihrer Art so brauchbaren Kreaturen das Leben: die Auszehrung nehmlich und der Durchfall. Die Grundursache beider liegt gewöhnlich in nicht vollkommen angemessener Fütterung und Wartung. Erstere ist immer tödtlich und zwar gleich in den ersten vier, fünf Tagen, auch ist mir

*) Von dem von einigen Schriftstellern angegebenen 24stündigen ununterbrochenen Schlafe habe ich nie ein Beispiel erlebt.

kein Mittel dagegen bekannt; die letztere würde, nach Bechstein, vielleicht durch folgendes zu heben seyn: Man nehme

Bohnenmehl und Siegelerde oder einen Theelöffel voll Magnesia alba, koche daraus einen Brei und gebe solchen dem Thiere früh nüchtern zu fressen.

Die Frettchen begatten sie jährlich zweimal*). Während der Ranzzeit bemerkt man einen ziemlich starken Bisamgeruch. Das Weibchen sucht das Männchen mehr, als es von diesem gesucht wird, geht sechs Wochen tragend und muß, wenn die Werfzeit herannaht, in einem mit Heu gut ausgefütterten Behältniß allein eingesperrt werden. Hier bringt es jedesmal fünf bis neun Junge, welche vierzehn Tage bis drei Wochen blind bleiben, nicht selten aber gleich nach der Geburt von der Rabenmutter selbst aufgefressen werden. Haben sie vier Wochen gesogen, so kann man das Alte wieder zu den erwachsenen Frettchen bringen, die Jungen aber bei Semmel und Milch aufziehen. Nur hüte man sich, den Fraß sauer werden zu lassen.

Die Frettchen halten in unserm Klima im Freien nicht aus, sondern müssen in einem im Winter mäßig erwärmten Aufenthaltsorte gut gepflegt werden. Vorzüglich sehe man immer auf Reinlichkeit, weil dies zur Erhaltung derselben und zur Verminderung des sonst sehr übeln Geruchs beiträgt. Gewöhnlich verwahrt man sie paarweise in Tonnen, Kisten, oder mit Drath vergitterten Käfigen, und bereitet ihnen in diesen ein Lager von Werg, Heu oder Stroh.

*) Man will behaupten, daß sie sich gern mit dem Iltiß vermischen. Die dadurch entstehenden Bastarde sollen aber weniger brauchbar seyn, als die reine Race. Ob dies alles sich so verhalte, kann ich aus Erfahrung nicht sagen. So viel aber weiß ich, daß beide Thierarten nicht immer gute Freunde sind; denn, kaum hatte ich einst mein Frettchen in einen seichten Bau gelassen, als sich in demselben ein unmäßiges Gepolter und sonderbares Geschrei erhob. Beim augenblicklichen Einschlagen fanden wir, daß das Frett sich schon fest im Genick eines Iltiß verbissen hatte. Woher mochte es wohl kommen, daß der letztere, welcher stärker und eben so gewandt als jenes ist, doch gleich die Flucht ergriff und von diesem überwunden ward? —

Hätte man mehrere, so können sie allenfalls in einer Stube beisammenwohnen, in so fern man nur jedes hitzige Weibchen mit einem Männchen abgesondert zusammenbringt und das erstere, wenn es hochtragend ist, absperrt; doch mag bei diesem Verfahren wohl die Schüchternheit vermehrt werden.

§. 12.

So nützlich auch für die Erhaltung der Frettchen eine, vorzüglich aus rohem, zarten Fleische bestehende Nahrung seyn mag; so glaube ich doch der, welche sich auf Semmel, weißes Brod und Kleie, in Milch geweicht, einschränkt, und nur zuweilen mit kleingeschnittenem, gekochtem Hühner-, Tauben- und Kalbfleische abwechselt, den Vorzug geben zu müssen. Einmal, weil dieses Futter ihre Mordsucht nicht erregt, und dann, weil sie bei demselben gewiß zahmer werden, woran allerdings nicht wenig gelegen ist. Sollten sie auch Honig fressen, so würde ich doch nicht rathen, ihn zu geben, weil er ihnen, wie man sagt, schädlich ist. Reicht ihnen der, welcher sie in der Folge gebrauchen will, jedesmal den Fraß selbst und nie eher, bis sie sich auf einen willkührlichen, aber unveränderlichen Ruf nähern; so gewöhnen sie sich bald so an ihn, daß er sie aufnehmen und tragen kann, wohin er will. Ich selbst hatte ein Paar, die auf den ersten Pfiff zu mir eilten, und, wenn ich ihnen ihr Schüsselchen etwas hoch vorhielt, aufwartend, wie die Hunde, daraus fraßen. Andere habe ich gekannt, welche, wenn ihr Herr vor dem Baue, in dem sie arbeiteten, pfiff, selbst dann sogleich herauskamen, wenn man schon glaubte, sie wären eingeschlafen.

§. 13.

Sollen die Frettchen ihrer natürlichen Neigung und Bestimmung zu Folge zur Kaninchenjagd gebraucht werden; so ist auf Jahreszeit, Lage der Baue, Witterung und Tageszeit gehörige Rücksicht zu nehmen.

Nur die Zwischenzeit von der Mitte des Monats

Oktober bis zu Ende Februars ist eigentlich zum Frettiren schicklich, weil während derselben in der Regel nicht zu fürchten ist, daß das Frettchen junge Kaninchen finde, und dann durch das Würgen derselben sich zwar Genuß und Vergnügen, dem Jäger aber Verdruß und Langeweile mache. Zwar gibt es Mittel, diese Unannehmlichkeit, welche sich auch wohl in der angegebenen Zeit, mit alten ereignet, zu verhüten; aber durch Anwendung derselben zieht man sich in der That oft neue und größere zu. Mehr über diesen Gegenstand im 15ten Paragraph.

Auf Bauen, welche im Holze liegen, darf man bei hellem Sonnenschein nicht eher frettiren, bis die Kaninchen vorher durch Hunde oder Menschen hineingetrieben worden sind. Hier schicken sich kalte, trübe, aber trockne Tage überhaupt am besten zu dieser Jagd; nasse, stürmische weniger, weil an solchen theils das Frettchen oft ohne weitere Veranlassung in einer Röhre liegen bleibt und einschläft, theils die Kaninchen nicht so schnell vor ihrem Feinde fliehen, und also leichter von ihm beschlichen werden.

Befinden sich hingegen die Baue im Freien, so wählt man lieber heitere und kalte Witterung, weil bei solcher das Frettchen am muntersten ist.

Immer und überall sind die Morgenstunden schicklicher zum Frettiren, als die Nachmittage; denn bliebe im ersten Falle auch ein Frettchen im Baue, so würde es doch vor Abends wieder herauskommen.

§. 14.

Ehe man mit dem Frett ausgeht, muß es zwar so viel Futter bekommen, daß es Hunger nicht mehr noch, als Natur zum Morden reizt; nur hüte man sich, es zu übersättigen, weil es sonst träge wird und so in der ersten besten Röhre, auch ohne ein Kaninchen gewürgt zu haben, liegen bleibt.

Dann bringt man zwei oder drei Stück, möglichst gezähmte, in einen mit Moos oder Werg ausgelegten Kasten, nimmt ein oder zwei Kaninchen- oder Hasen-

garne, nebst Forkeln und eine hinlängliche Anzahl Decknetze *), ingleichen einen Spaten, und begibt sich, in Gesellschaft der Theilnehmer an der Jagd, auf einen Hauptbau.

Nachdem die am wenigsten bekrochenen Röhren mit Holz oder Säcken verstopft sind, werden Garne recht busenreich und fallbar um den ganzen Bau hergestellt, jede der offenen Röhren aber belegt man mit einem Decknetze. Hierauf nimmt man ein Frettchen aus dem Kasten, läßt es in die Hauptröhre, und zieht auch über diese ein Decknetz.

Sobald das unter der Erde wohnende Kaninchenvolk seinen Erbfeind bemerkt, wird er durch ein stark hörbares Poltern seine Unruhe verrathen und sich durch die Flucht zu retten suchen, jedes einzeln herausfahrende Kaninchen sich in den Decknetzen verwirren, oder in die Garne laufen. Die Gefangenen nimmt man so schnell als möglich aus und nickt sie, stellt und legt die Netze wieder ordentlich, bis endlich, wenn der Bau leer ist, das Frettchen auf eine von den Röhren herauskommt. Man gebe genau Acht hierauf, damit es gleich aufgenommen werden kann; denn sonst kehrt es um und pflegt der Ruhe nach Bequemlichkeit. Auch lasse man das nehmliche Frett nicht in einen andern Bau, sondern immer ein frisches, oder wenigstens ausgeruhetes. Wer sich bei dieser Gelegenheit den Spaß machen will, Kaninchen zu schießen, der lasse die Garne etwas weiter abwärts stellen und nicht alle Röhren verdecken. Zwischen den offnen stelle er sich dann so an, daß er sie alle übersehen und beschießen kann, ohne einem Menschen Schaden zu thun.

*) Die Kaninchengarne werden eben so gestrickt, wie die Hasengarne, nur aus feinerm Bindfaden und über etwas schmälere Bretchen, damit die kleinern Kreaturen nicht durchfahren können. Will man sich der Hasengarne bedienen, so muß man sie busenreicher als gewöhnlich stellen.

Die Decknetze knüttet man wie die Kaninchengarne, so daß sie 4 bis 5′ im Quadrat halten. In jeder Ecke wird ein 6 bis 8″ langer Bindfaden und an diesem eine Bleikugel befestigt.

§. 15.

Viele, die sich mit dem Frettiren abgeben, pflegen dem Fretchen ein ledernes Maulkörbchen umzuschnallen, oder ihm einen kleinen Knebel durch das Maul zu ziehen, und eins wie das andere am Halse und Kopfe zu befestigen. Allerdings wird dadurch das Würgen und das Einschlafen, welches, wie schon gesagt, unmittelbare Folge des Blutsaugens ist, gewiß verhindert; aber desto mehr scheint die natürliche Trägheit dieses Thieres durch das Gefühl der Unmöglichkeit, seine instinktmäßige Mordsucht zu befriedigen, genährt zu werden, und oft rächt es sich dann durch langes Außenbleiben.

Besser ists, ihm ein schmales Halsbändchen, an welchem ein Paar ganz kleine Schellen befestigt sind, anzumachen. Durch den Klang derselben werden die Kaninchen aufmerksam und früh genug rege; und dennoch kann der Eifer des Fretts nicht erkalten, weil es seine Kraft auf keine Weise beschränkt fühlt.

Beide angegebene Maaßregeln sind jedoch in Bauen, wo der Boden mit kleinem Gewürzel durchwachsen ist, deshalb gefährlich, weil das Frettchen mit dem Halsbändchen oder Maulkörbchen an einer Wurzel hängen bleiben kann, und so im Baue umkommen muß, wenn, wie fast immer, Ausgraben unmöglich wird.

Am sichersten und auf die unschädlichste Art wird dem Würgen, wozu besonders die Männchen geneigt sind, vorgebeugt, wenn man die eigentlichen Fänge (Eckzähne) mit einer Zange verbricht, oder sie abfeilt. Daß dies mit Vorsicht geschehen müsse, und nicht wohl anders bewerkstelligt werden könne, als unter Anwendung eines dem zu Anfang dieses Paragraphens erwähnten ähnlichen Knebels, darf ich wohl kaum erwähnen.

Tritt indessen dennoch zuweilen der unangenehme Fall ein, daß ein Frettchen im Baue bleibt, so ist das einfachste Mittel, sich vor dem Verluste desselben, wenn es sich mit den Händen leicht fangen läßt, zu hüten, auch das beste. Der, welcher es gewöhnlich füttert, bleibe nehmlich so lange auf dem Baue, bis es freiwillig heraus-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

kommt, und nehme es dann augenblicklich in Verwahrung. Gut ists nächstdem, wenn bei einer solchen Gelegenheit die Netze nicht eher weggenommen werden, bis man das Frett wieder hat, damit es, vorzüglich im Holze, sich nicht unbemerkt wegschleichen könne.

Nicht selten sieht man es nicht gar weit hinten in der Röhre liegen. Ist es dann an das Heranpfeifen zum Futter, oder an einen gewissen Namenruf gewöhnt, so kommt es meistentheils heraus, wenn man ihm das bekannte Zeichen zur Annäherung gibt; außerdem binde man ein lebendes oder verendetes Kaninchen fest an das Ende einer Stange, welche bis an das schlafende Frettchen reicht. Beim Vorhalten dieses Leckerbissens erwacht es sogleich, fährt voller Begierde zu und verbeißt sich so fest, daß es, daran hängend, herausgezogen werden kann.

Hat es seine Lagerstätte im Hintergrunde oder in einer Kammer des Baues genommen und erlaubt die Tageszeit oder irgend ein anderer Umstand das Warten auf dem Baue nicht; so verstopfe man die Fluchtröhren, mache am Ausgange jeder Hauptröhre ein Lager von Moos oder Heu, und versetze sie vor demselben mit einem Steine, oder auf andere Art. Wird nun in Zwischenräumen von zwei zu zwei Stunden der Bau wiederholt besucht, so findet man das Frett gewöhnlich schlafend auf einem Lager.

Gefährlich und also durchaus verwerflich ist jeder Versuch des Ausräucherns.

§. 16.

Zufällig wird man auf der Hasenjagd bei der Suche nicht selten da Kaninchen zu schießen Gelegenheit finden, wo sie sich einmal eingenistet haben, und hierdurch, wie durch andere tägliche Erfahrungen widerlegt sich die alberne Sage: daß diese aus der von ihnen bewohnten Gegend die Hasen ganz vertrieben. Nur ganz in der Nähe der Baue wird man keinen Hasen im Lager antreffen, weil es ihm da zu unruhig hergeht.

Der gute Hühnerhund muß eben so vor dem Kaninchen wie vor dem Hasen stehen und wird dabei auch fast

immer die nehmliche Positur annehmen. Das Benehmen des Jägers weicht nicht im geringsten von dem ab, was darüber bei der Hasensuche gesagt worden ist *).

§. 17.

Außer dem Frettiren gibt es keine sicherere und bequemere Art, den Kaninchen Abbruch zu thun und ihrer grenzenlosen Vermehrung Schranken zu setzen, als den Anstand.

Nach Maaßgabe der §. 6. bemerkten Zeit, wenn, und der Art, wie sie aus den Bauen oder aus dem Holze auf die Aesung rücken, bestimmt sich das dabei zu Beobachtende von selbst. Denn, es ist einleuchtend, daß man sich, wenn die Baue im dichten jungen Holze befindlich sind, nicht an oder auf denselben anstellen kann; einmal, weil man von sechs kaum eins auf den vielen Röhren zu Gesicht bekommen würde; dann aber auch, weil man sich bei aller Vorsicht nicht hinlänglich verbergen könnte, und so gewiß einem oder dem andern von den unbemerkt herausschlüpfenden beim Sichern in die Augen fiele, dies aber gewiß nicht ermangelte, Allarm zu schlagen, mit seinen Kameraden in die Verborgenheit zurückzueilen und dort mit ihnen so lange zu verweilen, bis sie, unter dem Schutze der Dunkelheit zur Befriedigung ihrer Aeselust **) gemächlich und ohne Gefahr befürchten zu dürfen, das Freie suchen können.

Der Anstandsort wird also unter solchen Verhältnissen mit besserm Erfolge an dem Holzrande zu wählen seyn, welcher der Weide am nächsten ist. Aber auch da nehme man den guten Wind genau wahr, verberge sich so vorsichtig als möglich hinter einem Baume oder in einem ausgeästeten Strauche, stehe unbeweglich still und versuche es nicht, früher das Gewehr an den Backen zu nehmen,

*) S. §. 23. des vorigen Kapitels.

**) Man glaubt es wohl ohne Versicherung, daß ich mir etwas darauf zu Gute thue, die Jägersprache mit einem neuen Ausdrucke bereichert zu haben! — ? —

bis man vor dem scharfen Blicke des schlauen Thierchens sicher ist.

Im hohen Holze könnte man, gut verdeckt stehend, in der Nachbarschaft der Baue bleiben, auch gleich schießen, wenn eins herausrückte und dabei den Kopf vom Schützen abwärts gewendet hätte; aber nur zu oft möchte der Fall sich ereignen, daß es nach dem Schusse nicht gleich endete und in eine Röhre zurückfiele. Dadurch ginge es dann nicht nur verloren, sondern öftere Fälle der Art könnten wohl gar dazu beitragen, daß eine ganze Familie den Bau verließe.

Im Freien hingegen, wo die Baue gemeiniglich an Hügeln und Abhängen ausgeführt sind, würde man eine oben über denselben befindliche Vertiefung benutzen, oder Schießlöcher eingraben, oder kleine Schirmchen von belaubtem Holze anbringen müssen, um sich bei gutem Winde auf eine oder die andere Art verstecken zu können. Hier bliebe aber freilich kein anderer Ausweg übrig, als den Moment zum Schusse zu benutzen, wenn ein Kaninchen die Röhre verläßt.

§. 18.

Ist die Witterung so beschaffen, daß die Kaninchen, im Holze vermuthlich außer dem Baue sitzen, so kann auch mit Erfolg ein Treiben gemacht werden; nur muß man vorher die Röhren, der Hauptbaue wenigstens, verstopfen. Gern wählt man zum Anstellen der Schützen die Wechsel von einem Baue zum andern und Wege, welche das Holz durchschneiden. Sind nun den Kaninchen alle Aussichten benommen, einfahren zu können; so drücken sich die, welche durchkommen, gleich wieder im nächsten Dickicht.

Das Treiben selbst muß kurz gefaßt und mehreremal wiederholt werden; auch müssen die Treiber brav hin und her gehen, an die Sträucher klopfen und, vorzüglich beim Repetiren, laut seyn.

Auf diese Weise kann man sich und andern auf einem kleinen Bezirk Stunden lang ein den Liebhaber sehr unterhaltendes Jagdvergnügen machen, mit welchem zugleich

noch die unvergleichlichste Uebung im Schnellschießen verbunden ist.

§. 19.

Hühnerschrot, auch Nr. 4. genannt, ist das anwendbarste zur Kaninchenjagd.

§. 20.

Die erlegten Kaninchen werden, wenn sie nicht gleich auf den Schuß verenden, genickt, dann eingeheßt, ausgeworfen und endlich gestreift, wie der Hase; s. §. 52. des vorhergehenden Kap.

Drittes Kapitel.

Vom Biber.

Castor Fiber, (*Linn.*) *).

---

§. 1.

Unter allen Haarwildsgattungen ist es der Biber allein, bei welchem der Schwanz diese Benennung auch in der Jägersprache behält.

Er brunftet, indem er sich begattet **); er bringt Junge. Seine künstlich gebaute Wohnung heißt Burg,

---

*) Bechst. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 24., v. Wildungens Taschenb. 1807.

**) Der Verfasser kann denen, welche den Biber zu den Raubthieren zählen, nicht beipflichten, und schon deshalb den bei diesen gewöhnlichen Ausdruck ranzen nicht billigen. Auch schickt er sich, wie jeder andere bei der kleinen Jagd auf das Begattungsgeschäft anwendbare, für den Biber, der sich durch Mäßigkeit bei Ausübung desselben vor allem Haarwilde auszeichnet, um so weniger, da man mit demselben die Idee von überstarkem Begattungstriebe zu verbinden pflegt.

Bau hingegen die, welche er auf längere oder kürzere Zeit am Ufer der Gewässer ohne weitere Vorbereitung dazu wählt, wo er einen ruhigen, verborgenen, schicklichen Platz dazu findet.

Der Ort, wo er das Land betritt, wird der Ausstieg, der aber, wo er ruhig ins Wasser steigt, der Einstieg genannt.

Er fährt oder fällt ins Wasser, wenn er im Baue, in der Burg oder auf dem Lande aufgeschreckt wird.

Er geht nach seiner Aesung und schneidet Stangen ab.

Kommt er, noch nicht verendet, in die Gewalt des Jägers, so wird er todtgeschlagen; dann gestreift.

Manche Jäger bedienen sich der Ausdrücke Balg und Fell als synonym; letzter scheint, als sonst in der Jägersprache verpönt, verwerflich zu seyn, erster besser durch Haut ersetzt werden zu können.

§. 2.

Der Biber wird sonst auch Castor, Erd- oder Landbiber, auch gemeiner Biber *) genannt.

Linné und Pennant zählen ihn den Nagethieren bei; von Blumenbach wird er zu der Ordnung gerechnet, welche Säugthiere mit kurzen Schwimmfüßen enthält.

Nach dem neuen Pariser System macht er eine eigene Gattung in der sechsten Unterordnung der vierten Ordnung der vierfüßigen Säugthiere aus. (S. T. B.)

§. 3.

Er wird in ganz Europa gefunden, selten jedoch in den südlichen Theilen; einzeln in unsern Gegenden; ge-

*) Wahrscheinlich zum Unterschiede von der Biberratte (Castor muschatus) und von der Zibethratte (Castor zibethicus). Beide Thierarten sind in unserm Welttheile nicht einheimisch und gehören deshalb in dieses Werk nicht.

sellschaftlich schon, obgleich in geringer Zahl, in den nördlichen bis nach Lappland hinauf. Häufiger und in stärkern Kolonien vereinigt, trifft man ihn im russischen Asien, in Menge aber in Nordamerika an.

Seine Körperlänge beträgt 2′ und 4 bis 6″, den Schwanz ungerechnet. Dieser ist 11 bis 12″ lang, oben am Leibe 4 bis 5″, in der Mitte 5 bis 6″ breit.

In der Höhe hält der Biber 1′ 2 bis 3″, in der stärksten Breite 12 bis 15″, im Gewicht 40 bis 60 Pfund.

Der kurze, starke, zusammengedrückte, mit kurzem struppigem Haar dicht besetzte Kopf geht in einer stumpfen wulstigen Schnautze aus, welche inwendig mit sechzehn Backen- und vier Schneidezähnen bewaffnet ist. Letztere sind fast wie beim Eichhorn gestaltet, keilförmig nehmlich und oben wie ein Meißel geschärft. Die beiden obern haben auf der innern Seite hinter der Schärfe eine kleine Riefe und 10‴ Länge, die untern sind 1″ lang, seitwärts etwas aus einander gekrümmt und so gestellt, daß die oberen sich gleichsam in die Kimme hineinschieben können. Sie sind bei jüngern Bibern so rein und weiß von Farbe, wie das beste Elfenbein, bei ältern geblich, auch so fest und glasirt, daß eine ordinäre Feile darauf nicht greift. Braun ist die Farbe der kleinen Seher, welche fast wie an der Fischotter liegen. Die kurzen abgerundeten Lauscher stehen nur wenig über das Kopfhaar hervor.

Der Hals ist kurz und stark, der Leib überall dick, hinten noch etwas mehr als vorn, der Rücken gewölbt.

Schneidet man das Hintertheil (den Schwanz) eines dritthalb- bis dreipfündigen Karpfen rund ab und legt ihn auf eine Seite; so wird man dadurch die Form und gewöhnliche Stellung des, am äußersten Ende abgerundeten, platten, nur in der Mitte etwas gewölbten Schwanzes ziemlich treffend sich versinnlichen können. Dieser den Biber vor allen Säugthieren so bestimmt auszeichnende Theil ist vom Leibe abwärts ungefähr 3″ breit behaart,

sonst überall mit sechseckigen, bläulich-blaßbraunen Schuppen belegt, zwischen welchen kurze, borstige Haare einzeln hervorstehen. Werden die Schuppen mit einem Messer weggenommen, so sieht man den Abdruck ihrer Form, wie bei den Fischen, auf der fischähnlichen damit bedeckten Substanz. Sie sind beinahe $\frac{1}{8}''$ dick und fühlen sich pergamentartig an.

Die Vorderläufe sind kurz und stark wie am Dachse; die Füße stehen einwärts und haben fünf getrennte, mit gekrümmten Krallen bewaffnete Zehen.

Etwas länger sind die Hinterläufe, deren unbehaarte Füße fast wie die des Schwanzes gestaltet, gleichfalls einwärts gestellt und mit schwarzgrauer glatter Haut überzogen, die daran befindlichen fünf ziemlich langen Zehen, von welchen die vierte zwei Krallen zu haben scheint, durch Schwimmhäute verbunden.

Durch die Fortschritte, welche in der vergleichenden Anatomie in der neuesten Zeit gemacht worden sind, gelangte man zu genauern Aufklärungen über die Beschaffenheit der innern Theile dieses in vieler Rücksicht merkwürdigen Thieres.

Der Verfasser, gegenwärtig in einer Gegend lebend, wo er, Untersuchungen selbst anzustellen, keine Gelegenheit finden konnte, liefert demnächst das auszugsweise, was Oken in seiner Zoologie Abth. II. S. 879 und 880 hierüber sagt; nehmlich:

„Speicheldrüsen bedecken den ganzen Hals. Der Magen sonderbar, 1' lang, 4'' breit, fast in zwei getheilt, so dünne, daß er durchsichtig ist; ohne Drüsen, aber zwischen der Sehnen- und Fleischhaut eine Lage von je 2 bis 3''' weiten, an die Sehnenhaut befestigten Bläschen — 100 an der Zahl. Sie nehmen einen Raum ein von 3''. Ihre in zwölf Ausführungsgänge zusammenlaufenden Stiele öffnen sich in den Magen. Sie enthalten nach dem Tode des Thiers eine Art Gallert, welche vielleicht als Magensaft dazu dient, aus den unverdaulichen Aesungsmitteln (s. §. 8.) — meist Holzrinden, welche als solche wieder abgehen — Nahrungssäfte abzuscheiden. Die

Därme sind 20′ lang, wovon der Dickdarm 5′, der sichelförmige Blinddarm 2′ 6″ wegnimmt. Ruthe, Scheide und Harnröhre öffnen sich in eine Kloake, so daß von außen das Geschlecht nicht zu erkennen ist, denn Ruthe und Hoden liegen in einem hohlen Muskel unter und an dem Mastdarme. In dem hohlen Muskel seitwärts liegen auch bei beiden Geschlechtern vier Beutel, von denen die zwei obern 3″ lang, 1½″ dick sind und zusammen zwei Unzen wiegen. (Sie sind beim Männchen nicht selten größer und gewichtiger, beim Weibchen kleiner und leichter. Anm. d. Verf.) Sie enthalten eine harzige Materie, das Bibergeil (Castorium) — eingetrocknet als officineller Artikel bekannt. — Die zwei untern Beutel, nicht viel kleiner als die obern, enthalten eine ölige Flüssigkeit. Diese ist es eigentlich, welche zu manchen Raubthierwitterungen verwendbar ist; darüber aber, wozu sie, wie das Bibergeil — man lasse durch den Namen zu einem Trugschlusse sich nicht verleiten — dem Thiere selbst diene, weiß man nicht, — zum Erwecken des Appetits gewiß nicht. Die Scheide liegt nicht in dem Hohlmuskel; die Geschlechtstheile des Biberweibchens sind denen der Häsin ähnlich. Von den vier Zitzen desselben stehen zwei auf dem Brustmuskel zwischen der zweiten und dritten Rippe; 4″ vor diesen am Halse die andern zwei. Das Becken außerordentlich groß, (fast) von gleicher Länge mit der Brust. Die Rippen schwach. Unter der Haut eine 8 bis 10‴ dicke Fettlage, die sich jedoch nicht über den Rücken verbreitet. Der Hautmuskel sehr stark."

Ueber den ganzen Körper dieses sonderbaren Thieres (den Kopf ausgenommen, dessen struppige Bedeckung schon oben erwähnt ward) bis zu den glatten Schwimmfüßen an den Hinterläufen und bis zur Schwanzwurzel verbreitet sich zweierlei Haar, kürzeres wolliges nehmlich, welches seidenartig weich und bräunlichgelb ist, auch die Grundbekleidung der Haut ausmacht, und längeres, festes, starkes, welches über jenes emporragt, kastanienbraune Farbe und sehr vielen Glanz hat.

Wie bei den allermeisten Wildarten findet man auch

bei dieser mancherlei Farbenvarietäten *). Dahin gehört:

1. der Biber, an welchem nach d'Aubenton das längere Haar von der Wurzel bis zu zwei Drittheilen der Länge aschfarben, übrigens rothbraun, das kürzere hingegen auf dem Rücken ganz aschfarben, am Bauche aber perlgrau war;
2. der ganz weiße;
3. der weiß und grau gefleckte;
4. der weiße, rothgeschimmelte;
5. der dunkelbraune. Die letztere Auszeichnung findet desto mehr und häufiger statt, je weiter gegen Norden er einheimisch ist, so daß man in den nördlichsten Gegenden, obwohl selten,
6. fast ganz schwarze findet.

Zu schnellen Bewegungen auf dem Lande ist freilich der Bau dieses Thieres nicht eingerichtet; es geht vielmehr nur langsam mit den Hinterläufen wacklich, fast wie die Ente. Man will behaupten, es könne auf diesen aufgerichtet auch fortkommen, dabei zwischen den Vorderläufen sogar etwas tragen. In unsern Gegenden möchte der Weidemann wohl nicht leicht Gelegenheit finden, von der Wahrheit oder Unrichtigkeit dieser Angabe sich überzeugen zu können.

Im Schwimmen gibt der Biber der Fischotter nichts nach, kann indessen weniger lange hinter einander unter dem Wasser aushalten und steckt deshalb fast immer die Nase, aber auch nur diese, heraus, um Luft zu schöpfen. Den Schwanz soll er beim Schwimmen so wenden können, daß die scharfen Kanten ober- und unterwärts gerichtet sind, auch dessen sich zum Steuerruder bedienen. Mag nun auch dies nicht ganz erwiesen seyn, so ist es doch unbestreitbar, daß er, bei drohender Gefahr ins Wasser fahrend, in demselben Augenblick mit dem Schwanze einen derben, laut klatschenden Schlag darauf thut; vorzüglich dann

*) Bei uns, wo dies Thier an sich selten ist, muß natürlich dieser Fall es noch mehr seyn, und nur da, wo es häufig wohnt, konnte man dergleichen Beobachtungen zu machen Gelegenheit finden.

wenn mehrere seines Gleichen in der Nähe sind — wahrscheinlich also zum Rettungszeichen. —

Seine Sinne, besonders die Witterungs-Werkzeuge (der Geruch) sind sehr fein organisirt und des leisesten Eindrucks empfänglich.

Zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt mit der Geschicklichkeit dieses Thieres in Anwendung seiner Fähigkeiten zu mechanischen Verrichtungen, mit seiner Erfindungskraft, mit seiner ungemeinen Vorsichtigkeit, die unter andern auch daraus hervorgeht, daß es, bei dem Gefühl des Mangels an Kraft, auf der Erde schnell entfliehen zu können, sich immer nur einige Schritte vom Wasser entfernt, kann es dem Verfasser nicht einfallen, ihm einen hohen Grad thierischer Klugheit absprechen zu wollen. Aber dessen ungeachtet vermag er es nicht, seiner Ueberzeugung zuwider, ihm dies alles in so hohem Grade zuzuschreiben, als es andere, übrigens sehr achtungswerthe Männer vor ihm gethan haben. Im siebenten Paragraphen d. K. wird er versuchen, seine Gründe, wenigstens in mancher Rücksicht, deutlicher aus einander zu setzen.

Mehr verträglich und weniger leidenschaftlich ist keine andere Wildart als diese.

Im wilden Zustande kühn und tapfer bei der Gegenwehr *), wird der Biber doch nie der angreifende Theil seyn.

Erwachsen eingefangen, duldet er keine Einschränkung gelassen, nimmt auch nicht den mindesten Grad von Zahmheit an. Dies beweis't unter andern Göze's Erzählung (in der europäischen Fauna), nach welcher ein in Westbothnien gefangener mit Ketten gefesselt werden mußte, dadurch aber so in Wuth gerieth, daß er dicke Holzknüttel entzwei, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine gerade wegbiß **).

---

*) Er ist im Stande, einem starken Hunde, welcher es wagt, ihn unbehutsam zu packen, mit seinem äußerst starken Gebiß die Läufe zu zermalmen. Wenn aber der gute Flemming sagt, sie bießen wie die Schweine von unten nach oben, so ist dies reine Unwahrheit.

**) Entlehnt aus Jesters kleiner Jagd, Th. 3. S. 63.

Von klein auf in der Nähe des Menschen erzogen, legt er die Wildheit so ganz ab, daß er seinen Herrn selbst im Freien nicht verläßt. Gmelin fand (wie er in seiner Reise durch Sibirien sagt) bei einem dortigen Befehlshaber einen gezähmten, der ganz frei umherlief und alles mit sich machen ließ. Er ging zuweilen 25 bis 30 Werste weit allein fort, brachte sich zu seiner Zeit ein Weibchen mit, gab ihm aber den Abschied wieder, wenn er seiner überdrüssig war *).

Vermeidet man es, einen jungen Biber in der ersten Zeit an und in das Wasser zu bringen; so wird ihm die Bewegung in diesem Elemente, welches sonst so viel Reiz für ihn hat und selbst zu seiner Existenz zu gehören scheint, für die übrige Lebenszeit entbehrlich. Uebrigens ist und bleibt er nach vollendeter Erziehung immer ruhig und sanft, aber auch traurig, ja man könnte fast sagen, schwermüthig. Im zahmen Zustande schläft er, wie im wilden, sehr fest, sehr viel und nie anders, als auf dem Bauche liegend.

Der wilde Biber soll im Kampfe einen Laut hervorbringen, welcher dem heiseren Geschrei eines Schweines gleiche, bei der Brunft aber einen schnalzenden, der dem des gemeinen Eichhorns ähnle, doch natürlich viel stärker sei. — So erzählt man! —

Sein Alter soll er auf funfzehn bis zwanzig Jahr bringen.

§. 4.

Die Brunftzeit dieser Wildart fällt in die Wintermonate. Während derselben schließt sich das Männchen nur an ein Weibchen an, übt, wie man sagt, den Be-

---

*) S. Jester, am angef. Orte. Gmelin sagt: er habe wilden Männchen die Weibchen entführt. Mir schien das unwahrscheinlich; ich setzte deshalb: „er habe immer eins mitgebracht," und auch dies ist nur so zu verstehen, daß es dem zahmen Männchen bis in die Gegend folgte, wo der Herr desselben wohnte, daß es dort an einem in der Nachbarschaft befindlichen Gewässer so lange sich aufhielt und Besuche des Geliebten annahm als die Brunst dauerte. Uebrigens konnte es sich ja auch wohl nachher freiwillig zurückziehen, ohne gerade verstoßen zu werden.

gattungsakt mit Heftigkeit, aber wohl kaum, wie einige behaupten, auf den Hinterläufen aufgerichtet stehend, sondern wie andere Säugthiere, und soll zur Vollendung desselben geraume Zeit bedürfen. Sobald das Weibchen befruchtet ist, zieht sich das Männchen bescheiden zurück. Jenes bringt nach vier Monaten (wie einige wollen, gerade nach sechzehn Wochen) gewöhnlich im April, längstens zu Anfang des Mai's, in seiner Burg oder im Bane, auf einem aus Laub und trocknem Grase oder Schilf bereiteten Lager, zwei bis drei neun Tage blind liegende Junge. Während der ersten vier Wochen leben diese blos von der Milch, welche das Gesäuge der Mutter hergibt, die nächstfolgenden vierzehn Tage hindurch führt diese ihnen junge, weiche Baumstämmchen — aspene vorzüglich — zu, an welchen die Kleinen sich nicht nur im Nagen und Schneiden üben, sondern auch die süße Schale davon äsen. Haben sie ein Alter von sechs Wochen erreicht, so folgen sie schon der Mutter ins Wasser, steigen mit ihr aus und erhalten an jungen Weiden oder Aspen die erste Anweisung zum Verfahren beim Abschneiden und Fortschaffen.

Vielleicht macht dem Leser nachstehende Erzählung um so eher Vergnügen, wenn ich versichere, daß sie blos Resultate solcher Beobachtungen enthält, welche ich auf dem damals meiner Familie zuständigen, in der Muldenaue an der dessauischen Grenze belegenen Rittergute Moest zu machen Gelegenheit hatte.

Derselbe Jäger, welcher jetzt noch jenes Revier in Aufsicht hat, ein geschickter und braver Mann, sahe einst, als er Abends — ich glaube im Monat Julius — am hohen Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn spitzen, hinten immermehr sich ausbreitenden Furchen, welche sich in dem stillen Wasser bildeten, daß irgend etwas auf ihn zu schwamm. Da er sich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande stehende Gesträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war; so erwartete er desto aufmerksamer, was erfolgen würde, weil auf dem diesseitigen Ufer sowohl, als auf

dem jenseitigen der Biber schon immer geschnitten hatte. Noch war es nicht ganz finster, er wurde daher bald an den Nasenpunkten auf der Wasserfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie schwammen indeß nach der gegenüber stehenden Seite, stiegen aus und gingen in das nahe gelegene Weidicht. Als sie dort emsig zu schneiden begannen, entfernte er sich vorsichtig und stattete meinem Bruder Bericht von diesem, bei uns seltenen, Ereigniß ab. Auch ich, dessen Leidenschaft für alles, was auf Jagdkunde Bezug hatte, bekannt war, erhielt sogleich Nachricht und ward auf den andern Tag zu einer Conferenz beschieden. Wir kamen bei derselben dahin überein, daß wir am folgenden Abende uns längs dem Ufer anstellen wollten, nicht um zu schießen, wenn es auch mit Erfolg geschehen könnte, sondern um zu beobachten.

Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie Tags zuvor ausgestiegen war. In der Dämmerung kam sie wieder rasch im Wasser hergezogen, nahm auch denselben Weg bis zum Ausstiege. Hier trat die Mutter zuerst allein ans Land und ging, nachdem sie, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick gesichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Grösse einer halbwüchsigen Katze haben mochten. Kaum waren auch sie im Holze, als das durchs schnelle Schneiden veranlaßte schnarpende Getöse hörbar wurde. Nach Verfluß einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun der eben erwähnte Laut, indem das sämmtliche Personal in Thätigkeit war, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch um gleich auf der Stelle Schale davon zu äsen. Es war einer der schönsten Sommerabende, der Vollmond spiegelte sich in der Wasserfläche; wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenstange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend, zum Vorscheln. Gleichmäßig waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das

Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnautze gefaßt; höchst eilig und ohne auszuruhen, schwamm sie mit ihrer Beute denselben Weg zurück, auf welchem sie gekommen war; doch konnte weder ich noch einer der übrigen neben mir Angestellten, weil das Wasser Krümmen machte, und es Nacht war, wahrnehmen, wo sie am Ende blieb. Oefter stellten wir uns an, auch weiter von einander entfernt, und immer schien es, als wenn sie von dem jenseitigen Ufer, welches mit einer hochufrigen Lache in Verbindung stand, wo sie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Untersuchungen anzustellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort und das ganze jenseitige Ufer zu einem anhalt-dessauischen Reviere gehört. Auf unsrer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und wieder am Rande des Wassers fanden wir indessen stärkere und schwächere Aspen- und Weidenstangen, von denen die Schale völlig abgenagt war.

Da man die Biberfamilie auf keine Weise störte, so blieb sie bis zum nächsten Herbste beisammen. Als aber dann die Mutter todtgeschossen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber sie kamen nur einzeln zum Vorscheine. Eins davon schoß der Jäger, das andere wurde im Tellereisen gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem sogenannten alten Wasser nie wieder einen Biber.

Nach dem verhältnißmäßig schnellen Wachsthum der Jungen zu schließen, von denen im Vorhergehenden die Rede gewesen ist, möchte doch wohl Flemmings Angabe: daß der Biber gegen das Ende seines zweiten Lebensjahres völlig ausgewachsen sei, die richtige seyn. Wahrscheinlich sind sie dann auch brunftfähig.

Sollten hingegen die Schriftsteller Recht haben, welche behaupten, er vollende sein Wachsthum erst im dritten Jahre; so würde die erste Brunft vielleicht auch erst im nächstfolgenden Winter erfolgen.

Bei einem Thiere, welches nie häufig in unsern Gegenden war, und von Jahr zu Jahr seltener wird, das auch aus vielen Gründen im wilden Zustande, worauf doch hierbei alles ankommt, nicht ununterbrochen in seiner Lebensweise beobachtet werden kann, wird dies, wie manches andere, wohl immer nur auf Muthmaßungen beruhen. Auch sei dem, wie ihm wolle; wenn man nur aufhören wollte, das Publikum durch ganz unwahrscheinliche Erzählungen, von denen ich in der Folge einige zu erwähnen Gelegenheit haben werde, gegen alles mißtrauisch zu machen, was auf Naturgeschichte des Wildes überhaupt, vorzüglich aber dieser Art Bezug hat. —

Die Erziehung der jungen Biber bleibt gleich von klein auf der Mutter allein überlassen. Auch sie trennt sich beim Eintritt der nächsten Brunftperiode von ihnen. Von dieser Zeit an müssen sie ihre eigene Oekonomie anfangen.

§. 5.

Wahrscheinlich sind es die beständigen Nachstellungen, denen diese dem Holze allerdings schädliche, zugleich aber dem Fänger anselnlichen pecuniären Vortheil gewährende Wildart ausgesetzt ist, welche machen, daß sie in allen gut kultivirten und stark bevölkerten Ländern überhaupt nicht mehr häufig gefunden wird, auch die Brunftzeit und die Periode, während welcher die Mutter bei ihren Kindern bleibt, abgerechnet, ganz isolirt lebt.

Ueberall bewohnt der Biber nur da die Ufer der Flüsse, der ältern Flußbetten, oder solcher Lachen und Landseen, welche mit Flußwasser in Verbindung stehen, wo deren Ränder mit Weidicht dicht besetzt oder von andern Laubholzwäldern begrenzt sind und nicht gar häufig von Menschen oder von Viehheerden besucht werden.

An den meisten Flüssen Teutschlands hat er keine Burg, sondern nur sogenannte Baue, wie die Flußotter *); nur höhlt er diese etwas tiefer aus, ohne je-

*) S. §. 6. des ersten Kapitels der dritten Abtheilung dieses Abschnittes.

doch ordentliche Röhren zu bilden. Hierzu benutzt er, wie jene, die Gelegenheiten, welche ihm sich darbieten, um unter hohen, oben überhängenden Ufern, oder hohlen Baumstämmen, welche an diesen stehen, verborgen, der Ruhe zu pflegen. Gemeiniglich wählt er den Platz dazu so nahe am Wasser, daß er, im Baue liegend, den Schwanz darin hängen lassen, und bei irgend einiger Gefahr gleich hineinfahren kann.

Gar gern sonnet er sich im Wiederscheine. Ist daher seine Wohnung so gelegen, daß er diese Ergötzlichkeit immer entbehren muß, oder doch in den Mittagsstunden an Ort und Stelle nicht genießen kann; so steigt er, auf unsern des Ufers stehende erlene Böcke oder auf Kopfweiden, welche nur so stark mit Holz bewachsen sind, daß den Sonnenstrahlen der Zugang auf den Ort, wo er ruht, nicht ganz verwehrt wird. Mangelt ihm auch diese Gelegenheit, so bringt er vom schwächern Holze, welches er der Aesung halber schnitt, so viel zusammen, als erforderlich ist, um sich unter den vom Ufer übers Wasser hängenden Sträuchern ein Lager bereiten zu können, auf dem er, den Schwanz ausgenommen, im Trocknen ist.

An allen diesen Orten läßt er sich, trotz seiner sonstigen Vorsicht, doch nicht selten so sehr vom Schlafe überwältigen, daß der Jäger bis auf kurze Entfernung an ihn heranschleichen kann.

Im Frühjahre bei starken Eisgängen und überhaupt bei großen Ueberschwemmungen sucht er auf Kopfweiden, an Felswänden, welche den Strom begrenzen, im Nothfall auch auf Ausschalungen, die an Mühlgerinnen u. dgl. angebracht sind, oft ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen, Zuflucht, und sitzt oder liegt da so fest, daß ihn je zuweilen der erste Fehlschuß nicht einmal zur Flucht reizt. Uebrigens ist mir kein Beispiel bekannt, daß der Biber am hellen Tage schwimmend, oder auf dem Lande holzschneidend angetroffen worden wäre; doch können beide Fälle in Gegenden sich wohl ereignen, wo er ungestört bleibt. Erst mit Einbruch der Nacht kommt er bei uns zu diesem Zwecke aus dem Baue hervor. Ist der

Ort, wo er schneiden will, weit davon entfernt, so legt er selbst im reißendsten Strome große Strecken ununterbrochen fortschwimmend, zurück. —

Nur im stillen, ruhigen Wasser scheint er sich zum Vergnügen zu baden. —

Noch ist zu bemerken, daß er ohne Noth seinen Aufenthalt nicht leicht verändert; fast jede Nacht, so lange er etwas findet, die Orte besucht, wo er zu schneiden gewohnt ist, und dann immer in Rücksicht des Aus- und Einstiegs genau Wechsel hält.

§. 6.

An der Elbe und Lippe sollen, wie man sagt, die Biber noch Burgen bauen. Ich selbst habe nie eine gesehen, ob ich mir gleich Jahre lang Mühe gab, am erst genannten Strome dergleichen ausfindig zu machen.

Eine Elb-Biberburg zeugt der Beschreibung nach, welche ich von alten Jägern und Fischern davon erhielt, allerdings schon von unermüdlicher Arbeitsamkeit, von nicht gemeiner Benutzung körperlicher Kraft, und — wenn ich mich so ausdrücken darf — von einem gewissen Grade von Bausinn. Ich halte es daher nicht für unnütz, hier das, was ich darüber erfuhr, mitzutheilen, wär's auch nur deshalb, um den jungen Weidmann darauf hinzuleiten, daß er sich gewöhne, bei allem, was er über diesen und andere Gegenstände lies't, einen Unterschied zwischen Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Uebertreibung zu machen. —

Erfahrung hat die Biber belehrt, daß alle ihnen von der Natur verliehene Eigenschaften und Fähigkeiten nicht hinreichen, ihren anzulegenden Wohnungen hinlängliche Festigkeit da zu geben, wo der Strom heftig anfällt; sie benutzen daher, wo es nur immer möglich ist, die Gelegenheit, sie in und auf von Menschen angelegten Wasserbauen da aufzuführen, wo sie, wenigstens im Fundamente, von diesen Schutz erwarten können, d. h. auf der Seite, welche dem Stromanfalle nicht ausgesetzt, und wo daher das Wasser beim niedrigen und Mittelstande immer ruhig ist.

Kann dieser für sie glückliche Fall nicht eintreten, so suchen sie an solchen Orten, wo der Fluß vor längerer oder kürzerer Zeit sich ein anderes Bette machte, in dem alten verlassenen, oder, wenn dies auch nicht seyn kann, an dem obern Ende einer im eigentlichen Stromufer befindlichen Bucht einen Platz, wo sie den Grund wenigstens zum Theil auf Baumstämmen, die unter der Wasserfläche versandet wurden, oder aus dem Ufer hervorragen *), legen können.

Ist die Wahl eines Ortes getroffen, so gehen sie zur Nachtzeit ans Land, um das benöthigte Holz zu schneiden. So viel sie auch mit ihren Schneidezähnen ausrichten können, so machen sie sich doch nie an andere als weiche Holzarten, die keine bittere Schale haben, z. B. an Aspen, Pappeln und Weiden, vielleicht auch (doch kann ich das aus Erfahrung nicht sagen) Birken. Die größte Stärke solcher Stämmchen, die sie wählen, beträgt (bei uns) im Durchmesser 3 bis 4″. Wo der Biber einen für seinen Zweck brauchbaren findet, da setzt er sich auf der Seite, wo er hinfallen soll, gemächlich auf dem Hintertheile nieder, und macht sehr geschickt und mit unglaublicher Schnelligkeit **) etwa 8″ über der Erde einen Einschnitt. Ist dieser nach Verhältniß der Stärke der Stange tief genug, so geht er auf die andere Seite und schneidet da etwa 3″ höher ein. Bemerkt er, daß der Stamm bald fallen muß, so setzt er, vorzüglich wenn es windig ist, oft ab, beobachtet, in die Höhe blickend, auch wohl etwas abwärts gehend, sorgfältig, wohin er sich zu neigen scheint, und ist auf diese Weise

---

*) In dem Flußbette der Mulde habe ich viele, 60 und mehrere Schuh lange Eichen, welche über 12′ hoch mit Sand und Erde bedeckt waren, alle mit der Spitze gegen Morgen und mit dem oft 40″ im Durchmesser haltenden Stammende gegen Abend lagen, gefunden. Aus was anderm, als aus einer, vor undenklichen Zeiten in diesen Gegenden statt gehabten Erdrevolution kann diese sonderbare Erscheinung erklärt werden?

**) Er nagt eben so rasch am Holze, wie das Eichhörnchen an der Nuß, nur natürlich weit kräftiger und vernehmlicher. Daß er dabei den Kopf von der Seite biegen muß, ist einleuchtend.

so sehr auf eigene Sicherheit bedacht, daß noch nie ein Beispiel von Verletzung bekannt wurde. Weniger Behutsamkeit wendet er bei dünnen Stäben an, die ihm im Fallen keinen Schaden zufügen können. Diese schneidet er entweder von einer Seite durch, oder er geht, immer fortnagend, im Kreise herum.

Sowohl der in der Erde stehen bleibende Stamm, als das Ende der abgeschnittenen Stange erscheint demnach kolbig zugespitzt.

Nachdem die Aeste vom gefällten Holze abgeschnitten sind, wird alles zum Verbauen Taugliche zu Wasser an den Ort transportirt, wo die Burg entstehen soll; dort auf Pallisaden, wo es nöthig ist, welche am Ufer der Biber geschickt einzugraben, auch die Erde fest daran anzutreten, sie vielleicht gar mit dem Schwanze niederzuschlagen weiß, wird der Grund in rundlicher Form, die allen Gebäuden der Art eigen ist, gelegt, dann das Holzwerk über und gegen einander gefügt, und mit dünnen Weiden so durchflochten und verbunden, daß das Ganze einem mäßigen Wasserdrucke zu widerstehen vermag.

Gewöhnlich soll die Burg aus drei Stockwerken bestehen, von denen das unterste der Wasserfläche gleiche *), auf niedrigen, das zweite auf mittleren, und das dritte auf hohen Wasserstand berechnet ist, so daß der Bewohner derselben, so lange das Wasser im Ufer bleibt, aus dem obersten nicht vertrieben wird. In jedem Stockwerke ist der Boden mit Holz, dieses aber wieder mit Gras, Schilf, Moos, Kräutern, auch wohl mit Lehm belegt und der Eingang am Vordertheile angebracht; das ganze Gebäude aber an den Seiten und oben, gegen Eindrang des Regens, durch gute Ausfütterung und Bedeckung gesichert.

*) Wenn einige Schriftsteller sagen, die untere Abtheilung stehe immer unter dem Wasser; so gestehe ich gern, daß ich nicht einsehe, wozu sie der Biber benutzen sollte, da sie, seiner Natur nach, für ihn unbewohnbar wäre.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch eine solche kleine Burg ihre Entstehung den vereinten Kräften und Bemühungen eines männlichen und weiblichen Bibers, kurz vor und während der Brunstperiode zu verdanken habe.

Kann der erstere nicht vielleicht dunkel fühlen, daß nichts ihm leichter die Dankbarkeit und Liebe des letzteren zu erwerben im Stande ist, als Behülflichkeit zu einer bequemen Wohnung? Und wer kann es ihm zur Last legen, wenn er diesen Weg einschlägt, um jenen Zweck zu erreichen? Aber wenn nun im Hintergrunde doch dabei so etwas von dem Interesse durchblickte, diese Behausung mit dem geliebten Gegenstande zu theilen, dort selige Stunden in ungestörter Ruhe und unter süßen Genüssen zu verleben? — Wer von uns Männern darf es wagen, selbst hiergegen seine Stimme zu erheben? Müssen wir es nicht bekennen, daß auch wir meist nur geben, um wieder zu empfangen oder doch um mit zu genießen? —

Wenigstens mißbraucht das Bibermännchen das ihm zugestandene Recht so wenig, daß es, sobald die Tage der Wonne vorüber sind, auf Bequemlichkeit Verzicht thut, und die Wohnung, welche es mit errichten half, dem Weibchen ganz zum Wochenbette einräumt. Dies übernimmt dagegen, wie schon §. 4. gesagt worden, die Erziehung der Pfänder ihrer Liebe ganz allein, besitzt aber wohl schwerlich die ihm von einigen Naturgeschichtschreibern beigelegte Resignation, den Erwachsenen die Burg zum Theil, oder ganz abzutreten, vielmehr entfernt es sie, wenn er wieder zu liebeln anfängt, vielleicht in der guten Absicht, um sie nicht zu Zeugen von Vertraulichkeit zu machen, die zu früh Begierden in ihnen wecken könnten, die sie noch nicht kennen sollen *).

Daß die Biber in unsern Gegenden, bei ihren Bur-

*) Ich darf nicht auf lauter gutmüthige Leser rechnen! Um also nicht mißverstanden zu werden, hier die Erklärung: daß diese und ähnliche Stellen nur als Versuche anzusehen sind, den Vortrag weniger trocken werden zu lassen.

gen Abdämmungen im Wasser anlegen sollten, davon habe ich durchaus von meinen Gewährsmännern nichts erfahren können; auch nie die geringste Andeutung wahrgenommen.

§. 7.

Schon in den nördlicheren Theilen von Europa fangen die Biber, zu gewissen Jahreszeiten wenigstens, gesellig zu leben an, so daß nach Petri (s. d. Esthen und Esthland Th. 1. S. 106.) in Esthland mehrere, obwohl nicht viele sich vereinigen. In Rußlands nördlich-asiatischen Provinzen sollen dergleichen Kolonien zuweilen aus 50 Mitgliedern bestehen, in Nordamerika aber mitunter bis auf 300 Stück anwachsen.

Sie ziehen sich im Junius oder Julius zusammen, trennen sich aber, oder vermindern sich doch an Zahl gegen die Brunstzeit, und leben dann während derselben paarweise, nachher bis zur Wiedervereinigungsperiode meist isolirt — die Weibchen in Gesellschaft ihrer Jungen, versteht sich! — in Burgen oder Bauen, wie die unsrigen. Daß die Gesellschaftsbiber — ich werde mich der Kürze wegen dieses Ausdrucks öfter bedienen, wo blos von amerikanischen und überhaupt im Norden gesellig beisammenwohnenden die Rede ist — wenn sie sehr beunruhigt oder gar ihre Burgen zerstört werden, Baue mit Röhren auf dem Lande ausführen und lange sich in diesen verborgen halten sollen, ohne das Wasser zu besuchen, erwähne ich zwar, kann aber nicht läugnen, daß es mir unwahrscheinlich ist, weil der Körperbau dieser Thiere es unmöglich macht, daß sie auf dem Trocknen irgend einem ihrer Feinde, deren es in jenen Gegenden doch so manche gibt, von welchen sie in diesen Verschanzungen aufgesucht werden würden, entrinnen, und weil sie in der That, wie schon gesagt, im wilden Zustande nicht lange das Wasser entbehren können.

Da sie heftigen Leidenschaften durchaus nicht unterworfen und zugleich klug genug sind, der einzigen, welche unter ihnen, wie unter allen vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen, das meiste Unheil anrichten könnte, der

Eifersucht dadurch auszuweichen, daß sie sich früher zerstreuen, als die Periode eintritt, die am ersten sie erregen möchte; so leben sie bei der republikanischen Verfassung ruhiger und einträchtiger, als es bei einer solchen unter uns Menschen der Fall zu seyn pflegt.

Uebrigens liefern sie, durch die Anlage ihrer Burgen, den sprechendsten Beweis, wie viel durch vereinigte, gehörig in Thätigkeit gesetzte Kraft und Anstrengung, selbst bei dem Abgang aller künstlich-mechanischen Hülfsmittel, ausgerichtet werden kann, wenn man auch alles Unwahre und Unwahrscheinliche abrechnet, was uns ältere und neuere Reisebeschreiber zu erzählen für gut gefunden haben.

Durch die Güte eines verständigen, wahrheitsliebenden Freundes, der mehrere Jahre in Nordamerika zubrachte, und vermöge seiner Geschäfte mehr als Andere Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, befinde ich mich in dem glücklichen Falle, manches Berichtigende hierüber beizubringen.

Er selbst hat, wie er sagt, keine einzige Biberburg an einem Strome, sondern alle, die ihm zu Gesicht kamen, an Landseen, welche mit jenem in Verbindung stehen, gefunden. Ohne nun die Existenz derselben an Flüssen ganz läugnen zu wollen, bestätigt er meine, über die in diesem Falle nothwendige Lage derselben, im vorhergehenden Paragraph geäußerte Meinung.

Was die Anlage, Ausführung und Form betrifft; so sollen diese gleichfalls in allem mit dem übereinstimmen, was ich am eben angeführten Orte gesagt habe, nur allerdings weit mehr ins Große gehen.

Ob mein Freund zwar persönlich keine von den größten Burgen gesehen hat, so gesteht er doch ein, daß ihm glaubwürdige Männer versichert hätten, solche könnten wirklich zuweilen 24 bis 30′ im Umfang, und über 8′ in der Höhe, in diesem Falle auch oft zwölf und mehrere Bewohner fassen, die, so lange sie bei einander blieben, in ungestörtem Frieden und ungetheilten Gütern lebten. Als Augenzeuge könne er nur von halb so großen und kleineren, also auch weniger starkzählig bewohnten sprechen, da-

für habe er aber auch sechs, acht und mehrere neben einander gefunden.

Die stärksten Baumstämme, welche sie verbauen, halten nach seiner Angabe 6, 8, höchstens 10" im Durchmesser. Nie schneiden sie aber auch dort in andern als weichen Holzarten. Und in der That ist das auch sehr begreiflich; denn so scharf auch ihre Schneidewerkzeuge sind, so möchten sie sie doch im harten Holze zu schnell abnutzen. Auch würden sie wegen der Schwere desselben, beim Transport mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Unstreitig müssen diese Kreaturen schon beim Fortschaffen der leichtern Stämme des weichen Holzes von der angegebenen Stärke sich nachbarlich beistehen und zu diesem Zweck aus einer ganzen Gegend sich vereinigen. Und wahrscheinlich dauert diese gemeinschaftliche Arbeit so lange fort, bis das Werk vollendet ist *).

Hier verdient auch wohl die außerordentliche Reinlichkeit dieser Thiere Erwähnung; denn nie lassen sie Losung da fallen, wo sie wohnen, sei es im Baue oder in der Burg. Selbst der gezähmte Biber thut es, wenn er eingesperrt ist, im höchsten Nothfalle nur nahe an der Thür, und stößt den Unrath gleich, wenn sie geöffnet wird, über die Schwelle hinaus.

So viel man auch bisher von den Abdämmungen, welche Biber vor ihren Burgen machen sollen, geschrieben hat, so muß ich doch bekennen, daß ich diesen Thieren zwar einen hohen Grad von Kunstfertigkeit im Holzwasserbaue zugestehe; daß ich mir aber nicht vorstellen kann, warum und wie sie solche zu diesem Behufe anwenden sollen. Denn bei der gewöhnlichen Lage der Burgen am ruhigen Wasser wäre die sehr schwierige Arbeit völlig un-

*) Die lächerlich lügenhaften Nachrichten einiger Reisenden von gemeinschaftlicher Berathung über die Anlage der Burg, von ausdrücklich angestellten Baumeistern, von Sklavendiensten, welche alte oder überwandene Biber thun müßten, indem sie auf den Rücken geworfen, mit Steinen und Sand befrachtet, zum Wagen dienten, verdienen kaum Erwähnung, viel weniger Widerlegung.

nütz. Gleichwohl wird in dem Punkte der Mensch vom Thiere nicht selten übertroffen, daß es ohne hinlänglichen Grund seine Kraft nicht in Thätigkeit setzt.

Wollte man annehmen, ein solcher Damm sollte dazu dienen, den Strom zu fangen, d. h. machen, daß der Wasserstand vor dem Damme immer eine gewisse Höhe behält; so wäre dies nicht anders zu bewirken, als wenn er von einem Ufer bis zum andern geführt würde. Und wer, der nur einigen Begriff von der Gewalt und dem Druck des Flußwassers hat, und mit den Gegenwirkungsmitteln bekannt ist, kann Thieren es zutrauen, daß sie letztere, welche uns Menschen nur die angewandte Mathematik darbietet, durch Instinkt und Fleiß zu ersetzen vermöchten?

Gesetzt aber auch, die Biber hätten keine andere Gelegenheit finden können, Burgen zu errichten, als da, wo der Strom mit Heftigkeit anfällt, gleichwohl wäre ihnen ein ruhiger Badeplatz gemüthlich oder unentbehrlich; gesetzt, sie wollten zu Erreichung dieses Zwecks einen Damm, oder vielmehr einen Uferbau, stromabwärts führen: wie soll das ausführbar seyn? Durch Faschinen und Pfähle? Angenommen, das Thier wäre im Stande, erstere zu binden und gehörig anzulegen, letztere aber hinlänglich zuzuspitzen; welche Hülfsmittel stehen ihm zu Gebote, die Pfähle einzutreiben? Man wird uns doch nicht zumuthen wollen, den Schwanz, oder die Vorderläufe dafür anzunehmen? Könnten hundert Schläge mit solchem Werkzeuge bewirken, daß ein mäßiger Pfahl — und es müßten doch starke und lange verwendet werden — nur 3″ tief in die Erde dränge? Wie viel Schläge soll das Thier mit jenem Werkzeuge thun können, ohne die gräßlichsten Schmerzen zu empfinden und ohne sich tödtliche Contusionen zuzuziehen, da die genannten Theile nur eine ⅛″ starke Schuppen- und Hautbedeckung haben? —

Andere Schriftsteller, von denen die meisten, so wenig als ich, aus eigener Beobachtung sprachen, fühlten die Unmöglichkeit, daß der Dammbau auf diese Weise von Bibern zu bewerkstelligen sei, und sagten, eine solche An-

lage bestehe aus auf einander gelegten Holzstücken, welche mit Zweigen durchflochten, eine Art von Kasten bildeten, der inwendig mit Sand, Erde und Steinen ausgefüllt, und oben mit Rasen überlegt wäre. Ohne die Möglichkeit zu untersuchen, das hierzu erforderliche Material geschwind genug herbeizuschaffen; wie sollen die Baumstämme unter der Wasserfläche eines Flusses so lange in gehöriger Richtung erhalten werden, bis sie mit einander verbunden und die Zwischenräume ausgefüllt werden, da die Biber bekanntlich vortreffliche Schwimmer, aber schlechte Taucher sind? Und wenn auch diese Schwierigkeiten durch die Menge der Theilnehmer am Geschäft zu besiegen wären, könnte das Ganze haltbar seyn, wenn es nicht auf allen Seiten mit starken Pfählen verwahrt würde? Daß ich den Bibern die Geschicklichkeit, Pfähle und Pallisaden auf dem Lande einzugraben und zu verfestigen, nicht ganz abspreche, habe ich schon im vorigen Paragraph gesagt; daß sie aber dies unter dem Wasser nicht im Stande sind, beweis't gleichfalls das Unvermögen, lange zu tauchen. Wollte man aber auch annehmen, daß sie sich beständig ablös'ten, so würde im Strome doch alle Arbeit der Art verloren seyn, weil das gegrabene Loch immer wieder verschüttet seyn würde, ehe der Pfahl eingesetzt werden könnte.

Aus den angeführten Gründen, und da mein mehr erwähnter Freund versicherte, daß er die Kunst, Dämme irgend einer Art zu verfertigen, an den nordamerikanischen Bibern nicht habe kennen lernen, vergebe man es mir, wenn ich die Existenz solcher Anlagen so lange wenigstens ganz bezweifle, bis ich durch genauere und wahrscheinliche Beschreibung von meinem Unglauben bekehrt werde.

§. 8.

Der Biber äs't in hiesigen Gegenden vorzüglich die süße junge Schale weicher Holzarten, z. B. der Pappeln, Aspen, Weiden, Haseln u. dgl., in Amerika die des Biberbaums (Magnolia glauca, *Linn.*), der dortigen Esche (Fraxinus americana, *Linn.*), des

Storarbaums (Liquidambar styraciflua, *Linn.*), des Sassafras (Laurus Sassafras, *Linn.*) und aller Holzarten, welche süßen Gummi enthalten.

Im Sommer verschmäht er überall auch Wurzelwerk von Kalmus, Seerosen und einigen Schilfarten nicht; auch soll er sogar im Herbste wildes Obst annehmen.

Ob es wahr ist, daß man — wie in den Mémoires de Sarassin gesagt wird — während des Winters in den Biberburgen einen großen Vorrath von klein gekauter Holzschale finde und daß der Biber vor Winters frische Baumzweige um seine Burg her unter dem Wasser in die Erde stecke, um sie während desselben zu seinem Unterhalte benutzen zu können, läßt in unsern Gegenden sich nicht ausmitteln. Die letztgedachte Angabe hat allerdings mehr Wahrscheinliches, als die erste, da es wohl zu glauben ist, daß diese Thiere überhaupt nichts unversucht lassen, um von ihren Burgen und Bauen aus, selbst beim härtesten Froste, einen Einstieg ins Wasser offen zu halten, und da nur frische Holzschale in der Regel von ihnen geäs't wird.

An der Mulde habe ich indessen auch im Winter, wenn der Schnee nicht zu hoch lag und die Kälte nicht zu groß war, Plätze im Holze gefunden, wo sie frisch geschnitten hatten.

Meine Ueberzeugung, daß der Biber nie Fische, Krebse, Krabben u. dgl. raube, kann darum weder durch die desfallsigen Behauptungen anderer achtungswerther Männer, noch dadurch erschüttert werden, daß der gezähmte das alles gekocht frißt, weil man im Magen der wilden nie Gräten findet, weil er keine Fänge, wie andere Raubthiere hat und weil endlich kein anderes Nagethier etwas dergleichen genießt.

§. 9.

In unsern Gegenden sind blos Hunde und Fischottern für Feinde des Bibers anzusehen; doch können beide ihm unmittelbar nicht gefährlich werden, im Gegentheile haben sie Ursache, sich vor ihm zu hüten, wenn bei

seiner Ueberlegenheit an Stärke und Waffen der Fall sich nicht umkehren soll. Im Norden von Europa hat er hingegen Grund, die Nachstellungen der Bäre, Wölfe, Luchse und des Vielfraßes (Ursus gulo, *Linn.*, Gulo vulgaris, *Oken*), in Nordamerika die der Wolverene (Ursus luscus, *Linn.*, G. luscus, *Oken*) zu fürchten.

Deshalb macht er dort seine Burg von der Landseite her unzugänglich, entfernt sich nie weit vom Ufer und geht nicht anders als in Gesellschaft der Aesung nach. Da, wo mehrere zu schneiden anfangen, werden Wachen ausgestellt, und ein einziges warnenden Zeichen von Seiten dieser macht, daß alle augenblicklich dem Wasser zueilen und über Hals und Kopf hineinfahren.

§. 10.

Ueberall, wo diese Wildgattung nicht häufig ist und, wie bei uns, isolirt in Bauen lebt, kann nur der Schade in Anschlag gebracht werden, welchen sie der Aesung halber dem Holze zufügt. Gleichwohl ist für holzarme Gegenden schon dieser beträchtlich genug, um ihrer Vermehrung nicht zu weite Schranken zu setzen.

Unbeschreiblich aber müssen die Verwüstungen seyn, welche die Gesellschaftsbiber anrichten, wenn man ihren Holzbedarf zur Aesung nicht nur, sondern auch zur Erbauung und Unterhaltung der Burgen in Anschlag bringt.

Dieser Schade auf einer und die vortheilhafte Benutzung auf der andern Seite machen, daß dort vorzüglich jeder gute Jäger den höchsten Grad von Emsigkeit anwenden wird, sobald sich ein Biber angibt, seiner habhaft zu werden.

Da mehrere Körpertheile desselben in hohem Werthe stehen, so läßt sichs leicht begreifen, daß die Bibercompagnien (deren eine die englische, vom Prinzen Ruprecht errichtet, eine zweite, die russische, in Archangel etablirt, und eine dritte, die unter dem Namen der Compagnie von Canada bekannt ist) um so

vortheilhaftere Geschäfte machen müssen; da ihnen das Unheil, welches diese Thiere anrichten, auf keine Weise zur Last fällt, und da in manchen Gegenden die Biber sich in erstaunlicher Menge finden, so daß z. B. an der Hudsonsbay in kurzer Zeit 50,000 Stück *) erlegt werden konnten.

Der größte Handelsvortheil wird vom Vertriebe der Bälge gezogen. Unter diesen zeichnet man vorzüglich die frischen oder moskowitischen aus, welche von Bibern, die im Winter erlegt wurden, genommen, am reichsten und festesten mit Haaren besetzt sind. Diesen folgen im Werthe die getrockneten magern, welche von Bibern gestreift, die man im Sommer fing, kürzeres und weniger dicht stehendes Haar haben. Noch geringer achtet man die fetten, die durch den Gebrauch, den die Wilden davon zu Bettdecken oder Kleidungsstücken, welche sie auf dem bloßen Leibe trugen, gemacht haben, gleichsam eingeölt sind.

Unter allen werden die nordamerikanischen am meisten gesucht, am wenigsten die von unsern Grubenbibern, d. h. solchen, die stets in Bauen leben, weil sie, mit allen nördlicher und in Burgen wohnenden Gesellschaftsbibern verglichen, weniger dichtes und langes Haar haben.

Die oben erwähnten frischen oder Winterbälge kommen ausschließlich in den Rauchhandel. Man verarbeitet sie zu Mützen, Müffen und andern Verbrämungen. Schon die schwarzen werden theuer bezahlt; sehr hoch im Preise stehen die höchst seltenen weißen.

Aus dem zarten, seidenartigen kürzeren Haar allein, welches die andern genannten Sorten hergeben, verfertigt man feine Strümpfe, Tuch, Handschuhe, und wenn dieses mit langem vermischt ist, vorzüglich die sogenannten Kastorhüte **). Zu dieser Fabrikation sind die von den Wilden

---

*) S. Jesters kl. J. Th. 5. S. 87.

**) Es gibt viertel, halbe und ganze. Zu letztern kommt nur ein Zusatz von Vigognewolle; bei den andern beiden Sorten wird der

präparirten Bälge, welche von ihnen getragen und von welchen die langen Haare durch anhaltenden Gebrauch abgestoßen worden, die besten.

Aus dem langen Haar allein macht man auch in eigenen Fabriken Malerpinsel.

Gegerbte Biberhäute werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln und dergleichen gebraucht.

Das Bibergeil wird von den Apothekern, zum Theil auch von Materialisten, gut bezahlt. Das beste und feinste *) kommt aus Rußland.

Noch jetzt verordnen es die Aerzte als ein nervenstärkendes, krampf- und schmerzstillendes Mittel.

Auch der Jäger verwendet es, wie man im Verfolge dieses Werkes öfter zu bemerken Gelegenheit finden wird, beim Rauchwerksfange zu mancherlei Witterungen, wozu jedoch, wie oben (§. 3.) bemerkt wurde, die in den untern Beuteln befindliche ölige Flüssigkeit bessere Dienste leistet.

Das Wildbret wird von den katholischen Glaubensgenossen als Fastenspeise eigends zubereitet und geschätzt, sonst aber auch von mehreren europäischen, asiatischen und amerikanischen Völkerschaften theils frisch gebraten, theils geräuchert und getrocknet (bukanirt) gern gegessen. Der Geschmack der Vordertheile bis zu den Nieren soll Aehnlichkeit mit dem des Dachswildbrets haben, die Hintertheile aber wie Fisch riechen und schmecken **).

Der Schwanz, welcher oft drei bis vier Pfund wiegt, nebst dem kahlen Theile der Hinterläufe wird für einen Leckerbissen gehalten und von Liebhabern bis zu drei Thalern bezahlt. Aus ersterem sollen die Wilden ein bei allen äußern Verletzungen vorzüglich heilsames Oel ziehen.

---

aus gemischter Hasen- und Schafwolle bereitete feinere oder gröbere Filz nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen.

*) Nicht selten wird er mit Harzarten verfälscht. Der ächte zeichnet sich durch stärkern Geruch, schwereres Gewicht, auch durch kleine daran hängende Häutchen und Fasern aus.

**) Letzteres ist mir nur vom Schwanze bekannt.

Das ausgeschmolzene Fett wenden die russischen und polnischen Aerzte, wie man sagt, mit gutem Erfolg gegen Nervenkrankheiten, Krämpfe und Gliederreißen an.

Die Knochen des Bibers sind außerordentlich hart, weiß von Farbe und nehmen so schöne Politur an, daß sie zu mancherlei Drechslerarbeiten u. dgl. mit Nutzen angewendet werden könnten, wenn man sie uns häufiger zuführte, und die Handwerksleute Veranlassung erhielten, Proben damit zu machen.

Die Schneidezähne werden bei uns zum Vergolden und Glätten, von den Wilden aber statt der Messer, Meißel und Bohrer gebraucht.

§. 11.

Die Tritte, welche der Biber mit den Vorderläufen macht, sind denen des Hundes nicht unähnlich; nur stehen die Zehen und Krallen in denselben weiter aus einander und die Ballen sind nicht so tief eingedrückt. Die der Hinterläufe stellen sich fast eben so dar, wie der Abdruck eines Schwanen- oder Gänsefußes.

Die Spur oder die Stellung der Tritte von allen vier Läufen zusammengenommen, ähnelt der der Flußotter*); nur die Hinterlauffährten stehen breiter aus einander, sehr einwärts und zeichnen ihre Form noch genauer ab.

§. 12.

In Gegenden, wo es Gesellschafts- oder doch burgbewohnende Biber gibt, scheinen mir Hunde — welche in allem den Otterhunden gleichen, auch auf eben die Art abgerichtet werden — zum Betrieb der Jagd unentbehrlich. Um hier nicht zu weitläufig zu seyn, verweise ich den Leser auf den zehnten, elften und zwölften Paragraph des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung des dritten Abschnitts, welchem ausschließlich der gegenwärtige Theil dieses Werkes

*) S. §. 8. des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung des gegenwärtigen Abschnitts.

gewidmet ist. Dort wird er gleichfalls sich über die Beschaffenheit und Anwendung der Bibernetze und Biberhamen Raths erholen können. Nur glaube ich noch hinzufügen zu müssen, daß es wohlgethan seyn möchte, wenn man noch stärkere Leinen zum Gemäsch nimmt, als beim Otternetz; am Ende des Küttels oder Sacks einen zwei bis drei Pfund schweren Stein (der an jenem nicht nur unnöthig, sondern auch schädlich seyn würde), und zunächst desselben einen eisernen Ring anbringen läßt, und endlich, wenn man, sobald das Netz gestellt ist, an einem am Ufer befindlichen Pfahle eine hinlänglich lange, dünne Leine befestigt, solche hierauf bis zur Mitte des Küttels führt, dort ringsum durch die Maschen, dann durch den am Ende befindlichen vorher erwähnten Ring und wieder ans Land zieht.

Auch die Jagd mit diesen Netzen und Hamen wird in Flüssen oder Gewässern, welche nicht zu breit sind, um völlig von einem Ufer zum andern durchzustellen, auf eben die Weise, wie man sie am vorbesagten Orte beschrieben findet, ausgeübt; dabei aber ergreift einer von den beim Netz am Ufer angestellten Männern die vorher erwähnte Zugleine, um, sobald er am Rucken fühlt, daß der Biber am Ende des Küttels ist, augenblicklich sie anzuziehen, damit der Zipfel, in welchem der Biber liegt, sich umschlägt und der Sack sich zuzieht. Es möchte nicht gut seyn, Männer an die Küttel zu stellen; desto mehr muß aber vom Ufer hinzugeeilt werden, wenn sich ein Biber gefangen hat, um ihn todtschlagen oder mit der im folgenden Paragraph zu erwähnenden Gabel todtstechen zu können, weil er sich gern durchschneidet.

Wo der Fluß oder das Wasser zu breit wäre, um ganz durchstellen zu können, oder wenn man zwei Wathen nicht besäße, würde man, wo möglich, vor der ganzen Bucht, in welcher sich die Burgen und Baue befinden, die abgejagt werden sollen, das Netz vorziehen, oder wenn es auch dazu nicht hinreichte, in möglichster Stille einen Bogen vor den Burgen stellen müssen. Doch glaube ich fast, daß unter diesen Umständen große Hamen noch bessere

Dienste thun würden, weil man mit solchen sich leichter von der Landseite an die Burg schleichen und den Hamen verhalten könnte.

Daß die Hunde nie eher gelös't werden dürfen, bis alles Zeug gehörig in Ordnung ist, versteht sich.

Der Biber soll auch in eine Reuse gehen, welche wie eine Fischreuse, nur stärker und von fichtenen Aesten gemacht ist, und in der ein Köder von grünen aspenen Knospen steckt.

Der Fallnetze, welche Döbel in Vorschlag bringt, erwähne ich nur beiläufig, um zu erklären, daß ich sie deshalb nicht für anwendbar halte, weil der Biber sich nie (auch in der Nacht nicht) weit genug vom Ufer entfernt, um sie, ohne ihn rege zu machen, stellen zu können. Wie sie aber im Wasser fangbar angebracht werden sollten, begreife ich nicht.

§. 13.

In seichten, klaren Gewässern, an deren Ufern sich Burgen befinden, soll auch, wie man sagt, der sogenannte Biberstich ganz im Freien ohne Netz ausführbar seyn, indem sich eigens darauf geübte Männer, mit dreizinkigen eisernen, an den scharfen Spitzen mit Widerhaken versehenen, an hölzernen Stielen befestigten Gabeln bewaffnet, an die Ausgänge der Burgen schleichen, hier abwarten, bis die Hunde die darin befindlichen Biber rege machen, und die heraus ins Wasser fahrenden anspießen. Ob man etwa an den Gabelstielen Leinen befestigt, um den Verwundeten (weil die an den Zinken befindlichen Widerhaken machen, daß er nicht los zu kommen vermag) bis zur völligen Ermattung daran fortgehen zu lassen, kann ich nicht sagen, sollte aber meinen, daß dadurch der Fang erleichtert würde. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß der Stich von vorn nie angebracht werden kann. Auf jeden Fall gehört zu dieser sonst sehr einfachen Jagd viel Gewandtheit und Geschicklichkeit.

§. 14.

In unsern Gegenden, wo man selten mehr als einen Biber auf einmal zu sehen erwarten darf, verspricht um so sicherer bei mondhellen Nächten und gutem Winde der Anstand, mit einer mit Schrot Nr. 0. oder Posten geladenen Flinte, einen glücklichen Erfolg, weil diese Kreaturen, so lange sie ungestört bleiben, fast täglich auf dem nehmlichen Orte aussteigen, um zu schneiden. Nur verberge man sich gut, stehe unbeweglich still, lasse sie erst einige Schritte aufs Land heraus und halte auf den Kopf. Das Schießen im Wasser ist mißlich, weil man da nichts als die Nase erblickt. Hat nun das Wasser vollends viel Tiefe, so geht nicht nur der Geil nach §. 3. und 16. d. K. fast immer verloren, weil beim Aufsuchen mit Haken u. dgl. es sich nicht selten ereignet, daß man den Biber beim Herausziehen am Hintertheile faßt, sondern man büßt zuweilen auch das Ganze ein.

Am öftersten wird er im Frühjahre beim Eisgange und sonst bei großen Ueberschwemmungen an den Zufluchtsorten, welche er dann nach §. 5. d. K. sucht, geschossen.

§. 15.

In so fern die Hauptsache bei allem Rauchwerksfange, Reinlichkeit, gehörig wahrgenommen wird, ist der Fang mit dem Tellereisen *) das sicherste Mittel, des Bibers habhaft zu werden.

Witterungen nimmt er, so viel ich weiß, eigentlich nicht an; doch ist es nützlich, das ganze Eisen vor dem Legen tüchtig mit aspenen oder haselnen Knospen abzureiben.

*) Döbel rühmt vorzüglich beim Biber und der Otter das Stangeneisen. Ich kenne dieses zwar, doch nicht ganz genau, weiß aber, daß das Stellen mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und, so wenig als der Mechanismus des Ganzen durch Worte und ohne Zeichnung, zu versinnlichen ist. Da nun ein gutes Tellereisen zur Erreichung des Zwecks vollkommen hinreicht, so habe ich es nicht für nöthig gehalten, durch überflüssige Kupfer das Werk zu vertheuern.

Das ganze Verfahren beim Legen bleibt übrigens dasselbe, wie beim Otterfange. (S. §. 13. des oben (§. 12.) angezogenen Kapitels.)

Auch hier ist es sicherer, das Eisen unter Wasser zu bringen; mangelt dazu die Gelegenheit, so wird es doch so nahe als möglich vor den Ausstieg gelegt; auch täglich an den Seiten und nach dem Lande zu mit frischen, nicht mit bloßen Händen angegriffenen, mit einem sehr reinlichen Messer abgeschnittenen weidenen oder aspenen Zweigen umstreut. Nur glaube man hier dem Sprichworte nicht: Viel hilft viel!

Uebrigens muß das Eisen vorzüglich gut seyn und wenigstens eine sehr starke Feder haben.

§. 16.

Kommt der Biber auf irgend eine Weise noch lebend in die Gewalt des Jägers, so wird er am leichtesten durch einen derben Schlag auf die Nase — versteht sich mit irgend einem harten, mehr schmal- als breitkantigen Werkzeuge — zum Enden gebracht, oder — selbst nach der angenommenen Jägerterminologie — todtgeschlagen.

Vorzügliche Aufmerksamkeit hat der Jäger sofort darauf zu verwenden, daß das Geil nicht ganz oder zum Theil nach innern Theilen übergehe, und dadurch — den Geldverlust ungerechnet — dem Wildbret und selbst dem Schwanze seinen widrigen Geschmack mittheile.

Erlauben es daher die Umstände, so schärfe man auf der Stelle vorsichtig und rasch, den Biber auf die Seite gelegt, die Haut an den Keulen bis über die Geilensäckchen hin auf, und unterbinde die letztern fest. Ist dies zur Nachtzeit nicht möglich, so sorge man beim Nachhauseschaffen dafür, daß der Hintertheil tiefer als der Kopf liege, verfahre dann, wie vorhergesagt, und löse die vorher unterbundenen Geilenhübel sogleich aus; aber auch mit Behutsamkeit, um durch Verletzung derselben nicht Schaden zu leiden.

Wenn dies bewerkstelligt worden, schärft man den Schwanz ab und benimmt sich hernach beim Streifen

gerade so wie bei den Raubthieren. Hierzu soll im letzten Paragraph des zweiten Kapitels der dritten Abtheilung Anleitung gegeben werden.

Viertes Kapitel.

Vom gemeinen Eicher oder Eichhorn.

Sciurus vulgaris *).

---

§. 1.

In Rücksicht der Jagd-Kunstsprache bemerke man folgende Abweichungen von der bei andern zur niedern Jagd gehörigen Haarwildarten angenommenen:

Der Schwanz behält bei einigen Jägern diesen Namen, bei den meisten heißt er Fahne.

Für Begattung ist mir kein anderer Ausdruck bekannt, ich werde diesen daher beibehalten.

§. 2.

Im gemeinen Leben wird dieses Thierchen seiner Zierlichkeit und Kleinheit wegen Eichhörnchen, zuweilen auch Eichkätzchen genannt.

Es gehört nach dem Linneischen und nach dem Pennantischen Systeme unter die Nagethiere, nach dem Blumenbachischen unter die nagenden, vielzehigen Säugthiere, nach dem Pariser zu den Vierfüßern, welche Schneide- und Backenzähne,

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. 1. K. 26. v. Wildungens Taschenb. 1808. II. Okens Zool. Abth. 2. S. 859. ff.

an den Zehen aber keine hufartige Bedeckung haben, und zwar in die sechste Unterordnung der ersten Abtheilung der Säugthiere. Ueberall macht es eine besondere Gattung aus.

§. 3.

Verschiedene Arten und Halbarten der Gattung Eicher sind in Europa, in Asien, in einigen afrikanischen Ländern, besonders in Amerika einheimisch.

Der gemeine, bei uns bekannte Eicher mißt 8 bis 9″ vom Kopf bis zur Wurzel des Schwanzes; der zuletzt genannte Theil aber allein genommen ist um 1″ länger, als der übrige Körper. Die Höhe beträgt am Vordertheile 3½ bis 4″.

Der Kopf ist dick, an den Seiten plattgedrückt, nach der Schnautze zu gespitzt, die Stirn flach, die Nase hochstehend, die Oberlippe beträchtlich länger als die untere. Letztere bedeckt die Vorderzähne nicht ganz.

Wie bei allen Nagethieren findet man vorn sowohl in der Ober- als in der Unterkinnlade zwei keilförmige, äußerst scharfe Schneidezähne, von denen die untern schmäler, spitziger und länger als die obern sind. So lange das Thier lebt, behalten die an der vorwärts gekehrten Seite pomeranzenfarbenen Schneidezähne sämmtlich eine gewisse wankende Beweglichkeit vor- und hinterwärts, auch nach den Seiten, sobald es aber verendet, hört diese auf.

Außerdem findet man in der obern Kinnlade fünf, in der untern vier zum Theil geriefte Backenzähne.

Die Lippen sind mit kurzen, steifen, weißen Haaren besetzt; der Nase zur Seite stehen fünf Reihen schwarzer, langer Barthaare; über den großen, hervorstehenden, schwarzbraunen (fast schwarzen), mehr nach den Lauschern (Ohren), als nach der Nase zu gerichteten Sehern noch einige einzelne, etwas weniger lange, von gleicher Farbe. Die Lauscher selbst sind eigentlich weniger lang, als sie es durch die an den Spitzen sich emporsträubenden Haarbüschel zu seyn scheinen. Der Hinterkopf ist erhaben gewölbt, der Hals

kurz, der Leib schlank, der Rücken, wenn das Thier sitzt, sehr, wenn es läuft, nur wenig gekrümmt.

Die fächerförmig mit langen Haaren besetzte Fahne legt es im Sitzen fast gerade am Rücken hinauf, im Laufen aber streckt es sie von sich weg.

Die kurzen Läufe, von denen die hintern die vordern an Länge noch übertreffen, gehen in langen, starken Zehen und breiten Fußsohlen aus. An den Vorderläufen findet man vier mit scharfen, langen, grauen Krallen besetzte fingerartige Zehen nebst einem stumpfen Daumen, an den hintern fünf gleich scharf bewaffnete Zehen.

Mit den langen Fersen berührt das Eichhorn bei jedem Sprunge den Boden. Es kann daher wie alle Nagethiere auf den Hinterläufen aufgerichtet sitzen, zwischen den Vorderzehen aber etwas halten und sogar schnell wenden und drehen. Sein ganzer Bau ist zum Springen und Klettern eingerichtet. Beides wird durch die stark ausdünstenden, immer feuchten Fußsohlen sehr erleichtert.

Das Haar ist ziemlich lang und weich, am gemeinen Eicher von der Wurzel an aschgrau, nur an der Fahne mit etwas Weiß gemischt; die übrigen zwei Drittheile der Länge desselben sind — die Kehle und den Bauch, wo es weiß, und die Schnautze nebst den Augenlidern, wo es weißgelb erscheint, ausgenommen — feurig braunroth gefärbt. Im Winter geht weiter nach Norden zu das Braunroth völlig in Grau über; bei uns wird es nur mit Aschgrau und Weiß gemischt. Bei sehr alten Thieren ist dies zu allen Jahreszeiten der Fall; doch bleiben an ihnen die Fahne, die Läufe nebst den Büscheln an den Lauschern, im Sommer wie an den Jungen gezeichnet.

In unsern Gegenden findet man folgende Farbenvarietäten:

1. Das schwarze Eichhorn, welches auf dem thüringer Walde nicht sogar selten ist; 2. das schwarzbraune ebenfalls dort und schon in der Gegend von Eisleben anzutreffende; 3. das immer aschgraue, bei uns sehr rare.

Aus der Vermischung dieser Varietäten unter einander

und mit dem gemeinen sollen zuweilen noch andere hervorgehen, z. B. Eichhörnchen, welche überall grau und nur längs des Rückens mit einem rothen Striche gezeichnet sind; braunrothe oder schwarze, weißgeschäckte. Auch sah Bechstein am Reinhardtsbrunnen im Gothaischen ein rothes mit weißer Fahne. Endlich fand man zuweilen auch weißgelbe und weiße, von denen einige rothe Seher hatten, aber nie anders als ganz jung im Neste. Wahrscheinlich sind dies Kakerlaken, d. h. (wie die Albino's, oder weiße Mohren) Geschöpfe, bei denen diese unnatürliche Farbenveränderung eine kränkliche Organisation anzeigt. Weder bei Menschen noch bei Thieren läßt sich unter solchen Umständen Gedeihen erwarten.

Ungeachtet seiner kurzen Läufe ist doch das Eichhorn nichts weniger als langsam. Auf der Erde bewegt es sich nie im Schritte oder Trabe, sondern immer in größern oder kleinern Sprüngen vorwärts. Außerordentlich ist seine Geschicklichkeit im Klettern. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit fährt es an dem glattesten Baumstamme ein großes Stück, ja, bis in den äußersten Gipfel, ohne abzusetzen, hinauf. Von da aus thut es oft von freien Stücken 14 bis 16′ weite Sätze bis auf einen der benachbarten Bäume. Dabei scheint ihm die langbehaarte und doch so leichte Fahne gute Dienste zu leisten; denn man hat Versuche gemacht, diese halb wegzuschlagen, und nicht halb so weit konnte das verstümmelte Geschöpf nachher springen. Aber auch im natürlich gesunden Zustande springt das Eichhorn nicht gerade aus, sondern immer etwas abwärts, so daß es gegen den Ast, wo es den Anlauf nahm, gerechnet, allemal auf einem niedrigern des benachbarten Baumes ankommt. Erreicht es nur die äußerste Spitze desselben, so faßt es diese so schnell und fest, daß das Schwanken des Zäckchens ihm nie gefährlich wird; im Gegentheile läuft es schnell auf demselben hin, auch mit gleicher Gewandtheit Baum an und Baum ab.

Zwar liebt diese kleine Kreatur das Wasser eigentlich nicht, dessen ungeachtet aber wird ihr im Nothfalle das

Schwimmen nicht schwer. Daß sie sich dabei eines Spanes statt eines Fahrzeugs und der Fahne statt des Segels bediente, oder daß sie sich auf den Rücken legte, und die Fahne, Gott weiß zu welchem Behufe, ins Wasser hängen und so sich forttreiben ließe, halte ich für ungegründet, so oft man es auch in Schriften erzählt und wieder erzählt hat. Mehr als einmal habe ich sie, auf die natürlichste Art, wie jedes andere vierfüßige Säugthier, durch Flußwasser schwimmen sehen. Läugnen will ich deshalb nicht, daß der Eicher, wenn er im Strome ein Stückchen Holz, welches ihn tragen kann, erreicht, sich desselben vielleicht zum Ausruhen bedient und sich darauf forttreiben läßt. Wie oft sieht man bei starken Eisfahrten andere Thiere auf Schollen sitzen; wem würde es aber je einfallen, zu glauben, daß sie diese als bequemes Vehikel ansähen? Nothbehelf ists gewiß in beiden Fällen, weiter nichts!

Sitzt das Eichhörnchen ruhig und ungestört, so hört es fast nicht auf, sich zu lecken und zu putzen. Dies sowohl als die Bemerkung, daß man nie in seinem Ruhelager oder Neste, sondern unten am Baumstamme, auf welchem jenes sich befindet, Losung findet, zeugt für seine ungemeine Reinlichkeit.

Zeichnen sich an ihm schon die Sinne des Gesichts, Gehörs und Geruchs durch scharfe Organisation aus; so scheint doch die Vorempfindung von stürmischer Witterung, welche es durch seine Unruhe, durch den dann auch ohne andere Veranlassung oft wiederholten Laut, durch theilweises oder gänzliches Verschließen seiner Wohnung, zu Tage legt, zu beweisen, daß der Sinn des Gefühls jenen an Feinheit wenigstens nicht nachsteht.

So leicht es ist oder scheint, diese kleine niedliche Kreatur zu zähmen, wenn man ihrer in der frühesten Jugend habhaft wird; so freundlich sie sich in der Folge auch stellt: so bleibt sie doch, vorzüglich während der Begattungszeit, boshaft und tückisch. Ihre Bisse sind nicht nur sehr schmerzhaft, sondern oft die dadurch entstehenden Verletzungen sogar gefährlich.

List und Verschlagenheit, womit die Natur sie nicht stiefmütterlich ausstattete, sprechen sich durch die Maaßregeln aus, welche sie zu ergreifen pflegen, wenn es auf Rettung durch Flucht ankommt. Denn, werden sie einen wirklichen oder vermeinten Feind gewahr; so eilen sie blitzschnell dem höchsten der umstehenden Bäume zu, fahren fast immer auf der entgegengesetzten Seite bis in die erste Zwasel *) hinan, kommen da höchstens nur mit dem Köpfchen zum Vorschein, gehen, wenn sie noch nicht sicher zu seyn glauben, bis auf den höchsten Gipfel fort, drücken sich platt auf einem Aste dicht am Hauptstamme, hängen sich, immer der Gefahr so viel als möglich ausweichend, am Hauptstamme an, oder eilen, sobald sie sich unbemerkt wähnen, von einem Baume zum andern springend, davon.

Es gibt wenige Säugthiere, welche so immerwährend munter wären und so kurze Zeit auf einer Stelle blieben, als der gemeine Eicher während der mildern Jahreszeit und bei leidlicher Witterung. Desto ruhiger verhält er sich bei stürmischem Regenwetter und im Winter.

Sein dreifach verschiedener Laut bezeichnet genau die Stimmung, in welcher er jedesmal sich befindet. Freude und Begattungstrieb drückt er durch ein gewisses Pfeifen aus, Furcht und Schreck durch ein sonderbares, fast wie: duck, duck, duck! ertönendes Gluchsen, Zorn und Schmerz durch Murxen und Zischen.

Gezähmte überleben selten das sechste oder siebente Jahr. So wenig dies nun als unumstößlicher Beweis für die längste Lebensdauer im Freien aufgestellt werden kann; so ists doch nicht unwahrscheinlich, daß auch hier sich das höchste Lebensziel auf diesen Zeitraum beschränke, der mit dem Wachsthume in einem Verhältnisse steht, welches Büffon nicht mit Unrecht in Rücksicht der vierfüßigen Thiere angibt **).

---

*) Der Ort, wo mehrere Aeste sich vom Hauptstamme ausbreiten.

**) Schon oft ist desselben in diesem Werke Erwähnung geschehen; der Leser wird sich dessen erinnern.

§. 4.

Die Begattungszeit der ältern Eicher fängt im März, die der jüngern etwas später an. Wo diese Thierchen häufig sind, versammeln sich dann oft zehen und mehr Männchen bei einem Weibchen, deren lauter Zwist gar bald in Thätlichkeit übergeht.

Ob nur dem Tapfersten unter ihnen der Minnesold zu Theil wird, oder ob das Weibchen vielleicht, während die übrigen um seinen Besitz kämpfen, mit einem erkohrnen Liebling entflieht, läßt sich eben so wenig bestimmen, als es uns interessiren kann; aber so viel ist gewiß, daß das zärtliche Pärchen, wenigstens bis nach erfolgter Befruchtung, sich gegenseitig eheliche Treue beweis't.

Vier Wochen geht das Muttergeschlecht tragend. Während dieser Periode wird ein gut verwahrtes Nest (s. §. 5.) von ihm recht weich mit Moos ausgefüttert, nach Verfluß derselben bringt es in selbigem drei bis sieben Junge *), welche acht bis neun Tage blind und schwarzbräunlich gefärbt sind. Sie werden vier Wochen gesäugt. Die nächstfolgenden vierzehn Tage hindurch, während welcher die junge Familie zwar schon auf den das Nest umgebenden Aesten spielend herumklettert, wird sie von der Mutter mit Aesungsmitteln versorgt, dann aber trennt sich alles, und jedes Individuum muß selbst für seinen Unterhalt sorgen.

Bechstein sagt, die alten Weibchen begatteten sich nachher oft zum zweitenmale, so daß man im Julius und August wieder Junge in den Nestern fände; ja, er will sogar in Jahren, wo es viel Nadelholzsamen gibt, Beispiele eines dritten Gehecks erlebt haben.

Nur so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß kräftigere und überflüssige Frühjahrsäsung die Zahl der Jungen eines Wurfes vermehrt. Diese sind im nächsten

*) Nach der Versicherung meines oben (K. 1. §. 3. Anmerk) gedachten Verwandten und Freundes brachte ein zu Neuyork mit einem Männchen im Käfig unterhaltenes Weibchen vier und zwanzig Junge auf einmal.

Oktober völlig ausgewachsen und im folgenden Frühjahre fortpflanzungsfähig.

§. 5.

Gewöhnlich leben die Eichhörnchen in Wäldern, vorzüglich gern in Schwarzhölzern, überall am liebsten in trocknen und schattigen Gegenden; denn Nässe und drückender Sonnenschein ist ihnen zuwider. Wenn manche Obstsorten und Nüsse aller Arten reifen, besuchen sie jedoch auch nahe gelegene Gärten.

Da sie nur zu gewissen Zeiten einige Aesung auf der Erde und dann eben so viele und bessere auf den Bäumen und Sträuchern finden; so leben sie meistentheils in der Höhe. Selten springen sie indessen, wenn es nicht um zu entfliehen geschieht, von einem Baume oder Strauche zum andern, sondern sie steigen bei voller Ruhe gemächlich an einem Schafte herab, hüpfen dann auf der Erde fort bis zu einem benachbarten, und klettern absichtlich oder zum Spaß an diesem wieder hinauf.

Man will bemerkt haben, daß jedes Eichhörnchen wenigstens vier Nester habe, in welchen es wechselsweise ruhe. Zum kürzern Aufenthalte benutzt es verlassene Elster-, Krähen- und Raubvogelhorste *), wie sie sind; zum Nachtquartier, zum Schutz gegen üble Witterung und Kälte und zum Hecknesie hingegen werden gewöhnlich nur die vorgefundenen Materialien verwendet, das Ganze aber neu erbauet.

Ein solches Nest wird gewöhnlich in eine Zwasel, dicht an den Hauptstamm des Baumes gestellt. Der Boden desselben ist den Vogelnestern gleich geformt, oben aber erhält es eine Haube. Der Haupteingang ist vom Schafte abwärts, fast immer gegen Morgen gerichtet und gerade nur so groß, daß das Thierchen gemächlich hineinschlüpfen kann; ein etwas kleineres Fluchtloch hingegen wird gewöhnlich dicht am Schafte gelassen.

---

*) Alle Raubvögel haben Horste, keine Nester.

Fällt Regen oder stürmisches Wetter ein, so eilt jedes Eichhörnchen seinem auf diese Weise bereiteten Schutzorte zu, verstopft den Haupteingang, im Nothfalle auch wohl das Fluchtloch, und wartet ruhig bessere Zeiten ab.

Im Winter schläft es viel, jedoch nicht anhaltend, erstarrt auch nicht und kommt aus seinem Schlupfwinkel hervor, so oft es vom Hunger sich gequält fühlt.

§. 6.

Die Aesung unsrer Eicher besteht der Jahreszeit nach in Tannen-, Kiefern- und Fichtensamen, welchen sie geschickt aus den Zapfen auszumachen wissen; in Knospen der mehresten Holzarten, vorzüglich der Kiefern *), von denen sie im Winter die jüngsten Triebe am letzten Quirl abbrechen, um die Knospen zu erlangen; in der Schale der schwächsten frischen Reiser von alten Birken; in Heidel- und Preiselbeerblättern; in den Kernen der meisten Beerenarten; in Ahorn- und Masholdersamen. Auch nehmen sie manche Obstsorten, besonders Süßbirnen an, lieben aber ganz vorzüglich alle Nüsse, nicht zu harte Obststeine, Eicheln, Bucheckern und einige Pilzarten.

Mit Unrecht gibt ihnen Büffon Schuld, sie raubten auch Vögel; häufige Versuche an gezähmten haben das Gegentheil erwiesen. Aber das glaube ich nicht verhehlen zu dürfen, daß ich einigemal frische Eierschaken am Stamme eines Baumes, das Eichhörnchen aber oben im Neste fand. Ob sie nun im wilden Zustande die Vogeleier ausschlürfen, wie ich es von einem gezähmten gesehen habe, mag ich nicht entscheiden **), bin aber eher geneigt zu glauben, daß sie solche nur darum aus dem Neste werfen, um es für sich einzunehmen.

---

*) Der Genuß derselben, so wie der des Nadelholzsamens, macht, daß die Losung der Schwarzholz bewohnenden Eichhörnchen, welche viel harzige, öhlige Theile enthält, aufs Feuer geworfen, hell aufbrennt.

**) Ein solcher einzelner Fall beweis't um so weniger etwas, da die gezähmten auch gekochtes Fleisch fressen, die wilden nie.

Beim Aesen zeigt jede ihrer Mienen und ihr ganzes Benehmen einen hohen Grad von Wohlbehagen an. Auf den Hinterläufen allein sitzend, erheben sie alles, vorzüglich ihr Leckergericht, Nüsse ungemein behende zwischen den Vorderzehen, und führen sie so der Schnautze zu. Unbegreiflich ists beinahe, wie schnell unter fortwährendem Drehen der Nuß mit den Schneidezähnen ringsum ein Kerb bis auf den weichen Kern geschnitten und dann die harte Schale weggeworfen wird. Aber trotz der sichtbaren Begierde, recht bald zu genießen, verschluckt das Thierchen nichts eher, bis alles völlig vermittelst der Backenzähne zermalmt ist. Sicher belehrt sie ein sehr zuverlässiger Instinkt, daß die geringste Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaaßregel bei einer früher, als die vollkommene Verdauung erfolgt wäre, nöthigen Anstrengung im Springen leicht tödtliche Folgen haben könnte.

Für den ersten Moment scheint es, als sei das Eichhorn recht eifrig darauf bedacht, sich auf die Zeit des Mangels mit einem Vorrath an Lebensmitteln zu versorgen; denn oft trägt es nicht ganz unansehnliche Quantitäten von Nüssen, Eicheln, Buchecken, Eierschwämmen u. dgl. zusammen, verbirgt dies alles in einem der überbauten Nester, oder in einem hohlen Baumstamme, und bedeckt seinen Reichthum auf der Erde wohl vorzüglich darum so sorgfältig, um ihn den spähenden Blicken der lüsternen Holzheher (Corvus glandarius, *Linn.*) zu entziehen.

Aber dennoch macht es gemeiniglich die Rechnung ohne den Wirth; denn kaum tritt die nasse Herbstwitterung ein, so denkt es nicht daran, daß oft nur zu bald der noch rauhere Winter folgt, sondern zehrt so rasch auf das Eingesammelte los, daß gewöhnlich für den Nothfall nichts übrig bleibt. Daher kommt es, daß bei anhaltend strengem Winterwetter und tiefem Schnee mancher Eicher Hungers sterben *) muß, oder daß eine glückliche Ahndung

*) Nicht sowohl der Hunger, als das beständige Aesen der Holzschale, welche man im Winter im Magen der Eicher fast ausschließlich findet,

auch in unsern Gegenden zuweilen sämmtliche Individuen dieser Art im Herbste noch zur Auswanderung aus gebirgigen Gegenden in ebene Waldungen veranlaßt.

Oefter oder eigentlich jedes Jahr tritt der letzte Fall in allen Ländern ein, welche dem nördlichen Polarkreise zunächst liegen. Dort kehren sie bei Eintritt des Frühlings in die Gebirge zurück.

In allen nördlich gelegenen Ländern aber soll, wenn im Sommer durch ungünstige Witterung Mangel an Aesung entsteht, eine ähnliche Emigration nicht zu den Seltenheiten gehören.

§. 7.

Hauptfeind des Eichers ist der Baummarder, welcher dem alten von Baume zu Baume, von Aste zu Aste unnachlässig im eigentlichsten Verstande nachsetzt, bis er sich aus Entkräftung ergibt, junge aber in den Nestern aufsucht. Den Nachstellungen der großen Haselmaus sind letztere gleichfalls ausgesetzt.

Auch der Fuchs gibt sich viel Mühe, sie auf der Erde zu beschleichen, ob es ihm gleich nur selten gelingen mag. Raubvögeln werden alte nur selten, junge desto häufiger zur Beute.

§. 8.

Vor einigen Jahren gab es einen Zeitraum, während dessen man gezähmte Eichhörnchen sehr häufig fand. Und in der That sind es possierliche Geschöpfchen, welche bei guter Behandlung wenigstens zehn Monate des Jahres hindurch sehr fromm werden.

Wem es Spaß macht, sich mit ihnen abzugeben, der muß die jungen, wenn er sie im Neste findet, augenblicklich ausnehmen, sonst trägt sie die sorgsame Mutter,

---

mag wohl ihren Tod befördern, da sie eigentlich nie saufen, sondern im Sommer nur Thau, im Winter weichen Schnee lecken. Bekommt letzterer nur einen Schorf, so fehlen vollends alle Mittel, das Hitzige jener Nahrung zu mildern.

sobald sie Unrath vermerkt, in ein anderes oft weit entferntes.

Mit Milch und Semmel (Weck in Franken) lassen sie sich leicht aufziehen; späterhin gebe man ihnen Nüsse, Eicheln, Buchecker, wenn man will, auch allerhand Backwerk und süße Mandeln; nur hüte man sich, daß sie keine bitteren, oder Pfirschen- und Aprikosenkerne zu äsen bekommen, denn dies alles ist ihnen, wie den übrigen blindgebornen Thieren, unfehlbar tödtlich.

Um sie so zahm als möglich zu machen, muß ihnen gleich in der frühesten Jugend ein weichledernes, mit feinem Tuche gefüttertes Halsbändchen angelegt, und an dieses ein leichtes Drathkettchen befestigt werden. Doch muß man sie oft losmachen, herumtragen, auch immer frei aus der Hand füttern.

Ganz frei sie immer herumlaufen zu lassen, würde, wenn der Besitzer sich auch über das Unreinliche hinaussetzen wollte, doch deshalb nicht räthlich seyn, weil sie alles, was sie fortbringen können, leicht verschleppen.

Ihre Tücke und Bosheit verläugnen auch die anscheinend frömmsten im März und April nie ganz. Sollen ihre Bisse vorzüglich Kindern nicht gefährlich seyn, und sollen sie sonst durch Nagen keinen Schaden thun; so müssen sie zu der Zeit wenigstens immer angelegt bleiben, oder die Nagezähne ihnen ausgebrochen werden. Natürlich kann man sie dann mit Nüssen in der Schale nicht füttern.

§. 9.

Mit Unrecht werden die Bälge unsrer inländischen Eichhörnchen, außer dem, daß man aus den Fahnenhaaren Mahlerpinsel verfertigt, fast gar nicht benutzt. Desto höher schätzt man die der nördlichen grauen, welche unter dem Namen Grauwerk oder Vehe bekannt sind, und den sogenannten Vehbam oder die Vehwamme liefern. Der Kürze wegen beziehe ich mich auf das, was ich in einer Anmerkung zum eilften Paragraph des zweiten Kapitels der gegenwärtigen Abtheilung über die-

sen Gegenstand gesagt habe. Ueberall sind die Bälge im Spätherbste und Winter am dichtesten behaart.

Nach Smiths Unterricht zum Vertreiben schädlicher Thiere halten die Engländer das Wildbret dieser kleinen Kreaturen für das allerwohlschmeckendste. Auch im südlichen Teutschland findet man es sehr gut; nur im nördlichen gibt man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, dem Vorurtheile noch immer Raum, daß es ungenießbar sei, so oft es auch schon gesagt ward, daß es dem Hühnerfleische gleicht, und — wenn es selbst von solchen Eichhörnchen genommen würde, die Nadelholzsamen vorzüglich geäset haben — dem Wildbret der wilden Kaninchen, gebraten sowohl als mit der Zwiebelbrühe zubereitet, bei weitem vorzuziehen sei. Eigene Versuche berechtigen mich, diese Meinung zu bestätigen, besonders wenn die Eichhörnchen zur rechten Zeit, d. i. im Herbste und zu Anfange des Winters, erlegt werden.

Zum Krebsfange gibt es keinen bessern Köder als rohes Eichhornwildbret und Gescheide und man kann sich desselben sowohl in der Reuse, als auf dem Kättscher bedienen.

Uebrigens möchte ich, am wenigsten in Nadelhölzern, allgemeine Hegung anrathen; denn der Nutzen bleibt in unsern Gegenden, wo die Bälge keinen Werth haben, immer nur sehr unbedeutend, der Schade aber, welchen diese lüsternen Thiere auf frisch besäeten oder dem Anfluge überlassenen Kiefern-, Fichten- und Tannengehauen anrichten, wird, sobald nur einige in deren Nachbarschaft sich aufhalten, leicht bemerkbar. Manche Stubengelehrte, vorzüglich solche, welche den Aufwand der kiefernen Aeste, die in Städten zu — Bierzeichen verbraucht werden, sehr hoch berechnen, möchten wohl den Verlust noch höher anschlagen, welcher durch das Abbrechen der äußersten Spitzen von Nadelholzzweigen und Blüthenknospen entstehen könnte, weil sie in ihrem heiligen Eifer nicht bedenken würden, daß dadurch fast immer nur Seitenzweige, nicht Haupttriebe verloren gehen. Wir wollen zwar die gute Absicht nicht verkennen, aber bei Kleinigkeitskrämerei weiter

uns nicht aufhalten, sondern nur beiläufig erklären, daß auch diese Wildart, wie jede andere im Uebermaaß geduldete, Waldrevieren, vorzüglich aber benachbarten Gärten, am Ende lästig werden kann und uns feierlich verwahren, daß unsre Meinung nicht dahin geht, den Regierungen ansehnliche Fanggeldausgaben zu verursachen, wenn sie auch viel weniger ungeheuer groß seyn sollten, als die der amerikanischen, welche — nach Göze — zu befehlen sich gedrungen sahe, daß jeder Einwohner wenigstens vier Eicherköpfe abliefern und für jeden 3 Pence (1 Gr. 9 Pf.) als Auslösung bekommen sollte, deren Totalsumme in einem Jahre 48,000 Rthlr. (wahrscheinlich doch deductis deducendis?) betrug. Dort auf den Gebirgen sollen sich aber auch die Eicher so unglaublich vermehren, daß sie in zahllosen Scharen Pensylvanien gleichsam überschwemmen, und dann zuweilen die ganze von den Maisfeldern zu erwartende Ernte in einer Nacht verheeren.

§. 10.

Die Spur des Eichers zeichnet sich so sehr aus, daß sie, einmal erkannt, mit keiner andern zu verwechseln ist. Sie setzen die Tritte der Vorderläufe viel dichter neben einander *), als die der beträchtlich längern Hinterläufe, welche jedesmal vor jenen abgedrückt erscheinen. In jedem einzelnen Tritte sind die langen ausgesperrten Zehen wahrnehmbar — beim Schnee versteht sich.

§. 11.

Gewöhnlich werden sie beim Herumschleichen im Holze nur gelegentlich, von angehenden Jagdliebhabern aber gemeiniglich zur Uebung mit Schrot Nr. 4. geschossen. Für letztere allein hier Folgendes: Kommt man dem Eichhörnchen unversehens auf den Hals, so fährt es, wie schon §. 3. gesagt worden, den gluchzenden Schreckens-

*) Zuweilen auch in einander.

laut ausgebend, am nächsten Baume hinauf und drückt sich auf einem Aste oder am Stamme. Steht kein anderer so nahe, daß es ihn springend zu erreichen vermag; so hält es oft mehrere Fehlschüsse aus, ohne sich zu bewegen, oder geht, wenn es kann, höher hinan. Will es sich springend retten, so lasse man es nur nicht aus den Augen, denn bald drückt es sich wieder.

Sogar ein gutes Blaserohr reicht hin, um es durch harte, allenfalls vorher mit klarem Hammerschlag vermischte Thonkugeln zu erlegen.

Keine andere Art des Fanges, sei es mit Schlingen oder Schlagbäumen, verspricht einen sichern Erfolg, lohnt auch, bei uns wenigstens, der Mühe nicht.

Da dergleichen, obwohl stärkere, Schlingen und Schlagbäume beim Wiesel- und Marderfange beschrieben werden sollen; so will ich hier den Leser damit nicht aufhalten. Alles dort zu Erwähnende wende man hier unter gehörigen Modifikationen an — wenn man Lust und Zeit dazu hat.

So muß z. B. der kleine Schlagbaum auf die Zwasel eines Baumes kommen, und an der Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befestigt werden.

Die Schlingen können sowohl auf der Erde, als vor den Ein- und Fluchtausgängen der bedeckten Nester, jedoch ohne diese zu beschädigen, gestellt werden.

Im ersteren Falle muß man aber mit Nüssen, guten Kastanien oder Mandeln kirren, und zwar zu solchen Jahreszeiten, wo sie ähnliche Aesungsmittel sonst nicht finden.

Anhang.

Unstreitig wäre es ein zweckwidriges Unternehmen, wenn ich die von Linné aufgeführten eilf Arten der Eicher, deren einige noch dazu als bloße Varietäten anzusehen sind, ausführlich beschreiben wollte. Eine Linnéische Art — oder nach Oken (Zool. Abth. 2. S. 864. c.), eine Art der Gattung Schlutt (Pteromas) — glaube

ich jedoch deshalb nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu können, weil sie zum Theil in Gegenden einheimisch ist, wo doch schon mancher teutsche Jäger sein Unterkommen gesucht und gefunden hat. Ich meine das fliegende Eichhorn (Sciurus volans, *Linn.*), auch Polatusche — von Oken a. a. O. S. 865. Art 2. Pt. russica, gemeiner Schlutt-Poletuch — von den Russen Ljetaga (fliegendes Thier) genannt wird *). Da es nicht nur im nördlichen Asien, sondern auch, obwohl seltener, in den ältern und neuern europäisch russischen Provinzen, und nach Petri schon in Esthland anzutreffen ist; so könnte es auch das nördlich-europäische heißen.

Die Länge desselben beträgt 9″, wovon die Fahne 3″ wegnimmt.

---

*) Es gibt außer dieser noch zwei, nehmlich:

a) das virginische — nach Oken, Pt. americana, virginiana, Assaponick — welches in mehreren wärmeren Provinzen von Nordamerika lebt. Der Körper desselben ist, bis zur Fahnenwurzel 5″; die Fahne allein 3½″ lang. Hellaschgrau gefärbt und gelblich gestreift erscheint es am Obertheile des Kopfes und Halses. Dunkler ist die Hauptfarbe des Rückens, der Seiten und der äußeren Theile der Hautverlängerungen, welche die Springhäute bilden; doch stellen sich an diesen Theilen auch gelbbraune Querstreifen dar. Eben so sind auch die Schenkel und Läufe, bis auf einige ganz gelbe Streifen, gezeichnet. Die oberwärts gekehrte Seite der Fahne ist graufahl schattirt, die untere gelblich; der ganze Unterleib, einige gelbe Streifen am innern Rande der Spannhaut abgerechnet, weiß. Es ruht am Tage und geht nur bei Nacht der Aesung nach, welche in Knospen der Nadelhölzer und Birken, auch in der Schale von den jüngsten Trieben derselben besteht.

b) Der Taguar. (Indischer Schlatt, Pt. indica, *Oken*). Man ließ ihm den ersten Namen, welchen es von den Eingebornen der philippinischen Inseln erhielt wo es, wie auf Ternate, in den Gegenden der malabarischen Küste und vermuthlich in mehreren Theilen von Ostindien einheimisch ist. Die Länge des Körpers bis zur Fahnenwurzel beträgt 23″, die der Fahne selbst 21″. Diese weit ansehnlichere Stärke hat ihm bei einigen Schriftstellern die Benennung: fliegende Katze, erworben. Manche dieser Thiere haben fast ganz die Farben unseres Fuchses; an andern sind der Rücken und die Seiten schwarzgrau gefärbt die Spannhäute aber oben mit graubraunen, unten mit aschgrauen kurzen Haaren dünn besetzt. Sie werden niegends häufig gefunden, sind auch sehr wild und schüchtern. Ihre Aesung kommt mit der des gemeinen Eichhorns überein.

Der Kopf ist kürzer und rundlicher (stumpfer) geformt, als am gemeinen Eichhorn und an den andern in der Anmerkung beschriebenen Familien des fliegenden. Die großen schwarzen, mehr vorwärts nach der Nase zu, als beim gemeinen, stehenden Seher haben weiße Augenbraunen. Die Lauscher sind kahl, kurz und abgerundet. Auch bei ihm sind die vierzehigen Vorderläufe kürzer als die hintern.

Merkwürdig ist besonders die Einrichtung des Körperbaues, wodurch die Natur diesen Thieren das Vermögen verlieh, ungleich weitere Sprünge von einem Baume zum andern thun zu können, als das bei uns bekannte Eichhorn, ohne ihnen an der Behendigkeit im Klettern etwas zu benehmen, und so sie in den Stand setzte, bei minderer Beweglichkeit auf der Erde, sich doch mit Leichtigkeit den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen. Der ganze Leib nehmlich ist mit einer weiten, losen Haut umgeben, welche an beiden Seiten sich verlängert und hier die Vorder- und Hinterläufe bis an die Zehen umschließt. Dieser selbst im Sitzen schlaff herabhangende Hauttheil ist sehr leicht, durchsichtig und oben und unten fettig. Er besteht aus zwei Blättern, geht ausgedehnt an den Vorderläufen, bis über die Zehen zipfelförmig herab, von da gerade nach den Hinterläufen zu und bildet hier an den Seiten und Schenkeln gleichsam einen Zwickel. Zwischen diesen Blättern findet man eine Menge zarter, schwammiger Fasern, welche vom Rücken herab und in krummen Linien auslaufen. Vermöge der Dehnbarkeit derselben kann das Thier die ganze Doppelhaut, bis auf einen gewissen Grad willkührlich ausbreiten oder zusammenziehen. Eine andere Reihe elastischer, leinenartig verbundener Fasern, an welchen die vorerwähnten sich anschließen, ist mit dem einen Ende am Zehgelenke des Hinterlaufes befestigt, wird von dem untern Rande der Hautblätter umschlossen, und ist an der Spitze eines dünnen Knöchelchens, welches an dem Knie des Vorderlaufes aus einem eigenen Wirbel hervorgeht, angewachsen. Dieser dünne Knochentheil schlägt sich, wenn die Spannhaut völlig ausgedehnt werden soll, bis über die

Zehen der Vorderläufe herab, und bildet dann den oben erwähnten Zipfel, welcher hingegen, sobald sich das Thierchen setzt, und das Knöchelchen aufwärts schlägt, verschwindet, oder doch weit weniger sichtbar wird. Endlich gibt es in den leeren Räumen, welche sich zwischen der Doppelhaut noch finden, eine unzählige Menge äußerst zarter Knorpel- oder Flechsentheile, die zum Aufspannen des so sonderbaren Fallschirmes mit dienen müssen.

Der Rücken ist mit weißgrauen, der Unterleib mit schneeweißen, ziemlich langen, nicht dichtstehenden, die Springhaut mit schwarzgrauen, seidenreichen, kurzen Haaren besetzt.

Die vorstehende Beschreibung des sonderbaren Baues dieser Kreatur wird wenigstens davon wohl den Leser überzeugen, daß das Thier, so gestaltet, nicht anders als häßlich erscheinen kann.

Eine nur sehr wenig haltbare Haut bedeckt den ganzen Körper derselben; am dünnsten ist die, mit welcher die eigentlichen Springwerkzeuge überzogen sind.

Vermittelst derselben sollen diese sonderbaren Thiere, nach der Angabe mehrerer Schriftsteller, einen Raum von sechzig bis hundert Ellen in der Luft durchschweben. Lassen wir die Wahrheit dieser allerdings nicht ganz wahrscheinlichen Angabe dahin gestellt seyn, und hören lieber, wie uns die fliegende (eigentlich immer nur springende) Bewegung von Pallas und Göze beschrieben wird! Es soll sich nehmlich damit so verhalten: Wenn das sogenannte fliegende Eichhorn von den obersten Aesten eines sehr hohen Baumes nach einem entfernten niedrigern Gegenstande hinspringen will — denn Haupterforderniß ists, daß der Ort des Ansprunges um so mehr über den zu erreichenden erhaben seyn muß, je weiter dieser von jenem absteht; — so nimmt es einen kleinen Anlauf, und streckt gleich beim Ansetzen, indem durch die Elasticität des biegsamen Astes die natürliche Schnellkraft noch Zuwachs erhält, die Vorderläufe vor- und etwas seitwärts, die Hinterläufe aber ebenmäßig rückwärts aus. In demselben

Augenblicke schlägt sich der an den Vorderläufen befindliche Spannknochen herab, und so erhält die Spannhaut den höchst möglichen Grad von Ausdehnung. Da nun auf diese Weise zwar die Fläche des Körpers, keineswegs aber die Schwere desselben vermehrt wird, so muß eine Art von Fallschirm entstehen, welcher das Thier länger, als es sonst geschehen könnte, in der Luft trägt. Immer noch würde es jedoch unbegreiflich bleiben, wie es, da weder Läufe noch Spannhaut beim Sprunge sich bewegen, im Stande seyn sollte, einen Raum von, wir wollen nur sagen, 40 bis 50 Ellen, in schräger Richtung zu durchstreichen, wenn man nicht annähme, daß die Fahne, welche dabei nach allen Richtungen gedreht und gewendet wird, die Stelle eines Ruders vertreten müßte.

Auch dieses kleine Geschöpf ist heimtückisch, wie die Eicher, und beißt heftig. Weniger thätig und mehr schüchtern, als der gemeine, ruht es gemeiniglich den Tag über und kommt nur spät gegen Abend zum Vorschein. Selten und immer nur als Schmerzensäußerung läßt es einen mehr piependen als hellpfeifenden, erzürnt aber einen schwach murrenden Laut hören.

Das Weibchen bringt im Anfange, oder längstens in der Mitte des Monats Mai, zwei, drei, höchstens vier völlig nackte, dreizehn Tage blind liegende Junge, bei denen erst nach sechs Tagen die ersten Zähne und Haare, welche sehr langsam wachsen, zum Vorschein kommen. Sie werden in der frühen Jugend den ganzen Tag über von der Mutter mit dem Leibe und der Flughaut bedeckt.

Das letzt Gesagte ist uns zuerst aus Pallas schätzbaren Werken bekannt geworden, welcher eine Hecke Junger so klein erhielt, daß sie kaum zwei Tage alt seyn konnten. Der Versuch, sie aufzuziehen, glückte indeß so wenig, daß sie sämmtlich, als sie am dreizehnten Tage die Seher öffneten, starben. Ungewiß bleibt es demnach immer, ob die Natur einen eben so langsamen Weg bei der Ausbildung dieser Thiere gehe, wenn sie im freien Zustande sich befinden; da die Einschränkung und der daher entstandene

kränkliche Zustand der von Pallas beschriebenen, in einem oder dem andern Falle, Verzögerungen bewirkt haben kann.

Das fliegende Eichhorn wird nur in solchen Waldungen gefunden, wo Birken häufiger als andere Holzarten vorkommen.

Das mit weichen Moosarten ausgefütterte Nest, in welchem es ruht und Junge bringt, bereitet es sich in hohlen Bäumen. Auch wenn die Erfüllung älterlicher Pflicht es nicht daran fesselt, verläßt es dasselbe, selbst während der mildern Jahreszeit, am Tage nur selten; im Winter (aber dann auch nur bei gelinder Witterung) allein des Nachts.

Es trägt keine, oder doch weniger große Vorräthe an Lebensmitteln ein, als das virginische, welches im Winter gar nicht ausgeht. Beide Arten erstarren indessen nicht, welches sich dadurch beweis't, daß man selbst bei der heftigsten Kälte, im December und Januar, frischen Nahrungssaft im Gescheide findet.

Die Lieblingsäsung des asiatischen (Ljetaga) besteht vorzüglich in den Schäfchen oder Kätzchen, weiterhin im reifenden Samen der Birke; sonst stimmt sie mit der des gemeinen Eichhorns größtentheils überein, so wie jenes diesem auch in der Reinlichkeit ganz gleich ist.

Die Bälge sind selbst im Winter nur dürftig mit Haaren besetzt und nicht dauerhaft; auch werden sie wenig geschätzt. Man stellt deshalb diesen Thieren wenig nach, sondern schießt sie nur bei Gelegenheit, oder fängt sie zufällig in Schlingen und Schlagbäumen, welche nach gemeinen Eichhörnchen gelegt und gestellt werden.

Da sie zu allen Zeiten fast ganz die Farbe der Schale von ältern Birken haben, so hält es um so mehr schwer, sie ansichtig zu werden, da sie gewöhnlich nur Abends zum Vorschein kommen.

Am meisten wird ihre Reinlichkeit an ihnen zum Verräther; denn da sie, wie das gemeine Eichhorn,

die Losung am Baumstamme herabfallen lassen, in welchem sie ihr Nest haben, in diesem aber die meiste Zeit zubringen, wodurch der Abgang der Excremente sich an einer Stelle häuft; so gibt gerade dieser Umstand, vorzüglich im Winter, oft Gelegenheit, sie zu entdecken.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Kapitel.

Vom Schneehuhne *).

Tetrao Lagopus, (*Linn.*)

---

§. 1.

Das Schneehuhn wird auch weißes Birkhuhn, Weißhuhn, Ptarmigan, Rypen, weißes Morasthuhn genannt, nach allen systematischen Eintheilungen der Vögel, als Art der Waldhühnergattung betrachtet, und so mit dem, in den vorigen Abschnitten abgehandelten Auer-, Birk- und Haselwildbret unter der Ordnung der hühnerartigen Vögel aufgeführt.

§. 2.

Der grimmigsten Kälte trotzend, ist es eigentlich nur in den nördlichsten Ländern der alten Welt einheimisch. Häufig findet man es, als Standvogel, in den

---

*) Bechsteins Handb. der Jagdwissenschaft Th. I. Bd. II. K. 4. v. Wildungens Taschenbuch 1800. V. Meyers Taschenb. Th. I. S. 298. Weißes Waldhuhn.

kältern, ältern und neuern Provinzen des russischen Reiches; in Grönland, Lappland, Island, in Norwegen, Schweden und Schottland. Im südlichen Europa bewohnt es nur die höchsten Schneegebirge, z. B. die schweizer und savoyischen Alpen, seltener die tyroler, salzburger und steyermärkischen Gebirge; auch wird es bei Nagold, am Anfange des würtembergischen Schwarzwaldes angetroffen. Nur im Winter verfliegt sich zuweilen ein einzelnes in andere Gegenden Teutschlands.

Das Männchen ist 17″ lang, 22″ breit und wiegt sechzehn bis zwanzig Unzen *).

Die Flügelspitzen reichen bis auf die Mitte des 4″ langen Schwanzes. Der bauchig aufgetriebene Schnabel hat nur acht Linien Länge und schwarzblaue Farbe.

Von den Mundwinkeln bis an die Augen dehnen sich zur Winterszeit schwarze Zügel aus; über den Augen warzige, scharlachrothe, den Augenbraunen ähnliche Flecken. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel sind rostbraun mit schwarzen und aschgrauen feinen Linien durchschnitten, hin und wieder weißgefleckt; die Flügel, an denen nur die Schäfte der sechs ersten Schwungfedern eine schwarze Farbe haben, der Bauch, After und die langen Schwanzdeckfedern sind weiß. Von den vierzehn Schwanzfedern sind die äußersten schwarz, reinweiß eingefaßt, die mittleren wie der Rücken gefärbt. Die ganze Brust erscheint graubraun. Die Schenkel, die 1½″ hohen Schienbeine, nebst den mit schwarzblauen Nägeln bewaffneten Zehen, sind mit weißen, struppigen Federn besetzt.

Am kleineren Weibchen ist die Warzenstelle über

*) Petri gibt es für kleiner, als das Haselhuhn aus; vielleicht soll es heißen leichter. Ueberhaupt scheint man mit der Naturbeschreibung dieser Federwildart noch gar nicht im Reinen zu seyn. So schrieben z. B. mehrere schwedische und russische Ornithologen dem Hofrath Meyer (s. d. Taschenb. a. a. O.), daß sie in ihren Gegenden kein Schneehuhn mit schwarzen Zügeln je gesehen hätten; das ihrige möge daher von dem unsrigen wohl als Art verschieden seyn. Nach Retzii fauna Suecica steht zu vermuthen, daß es in Lappland drei verschiedene Arten gebe.

den Augen blässer (gelblichroth) und weniger groß. Die schwarzen Zügel fehlen ganz, oder zeichnen sich doch nur wenig aus. Der Bauch und unter dem Schwanze mehr aschgrau, als weiß. Die Gefiederfarbenzeichnung ähnelt der der Birkhenne, indem der ganze Körper vom Schnabel bis zum Schwanze auf einem gelbbraunen mit Weiß gemischten Grunde, häufig mit schwarzen geschlängelten Querstreifen, belegt ist. Alles übrige stellt sich wie am Hahne dem Auge dar.

In Teutschland bleiben auch im Winter sämmtliche Farben so ziemlich unverändert, außer daß sich hier und da mehrere und größere weiße Flecke als in der mildern Jahreszeit zeigen.

Im Norden hingegen geht zur Herbstzeit die Sommerfarbe in Weiß über; nur an den Zügeln und den schwarzen Schwanzfedern bleibt sie sich immerwährend gleich.

Fliegend bewegt sich das Schneehuhn schwerfällig; laufend verhältnißmäßig viel leichter und schneller. Beim Auffliegen macht es wie der Fasan ein starkes Geräusch.

In Teutschland ist es weniger schüchtern als das Birkhuhn, aber mehr als das Haselhuhn. Im tiefern Norden soll seine Zahmheit an Dummheit grenzen. Im Winter sucht es dort Rettung vor seinen Feinden dadurch, daß es sich tief im Schnee verbirgt und so sich fast todt treten läßt. Heller Sonnenschein scheint es zu blenden, und starker Wind ihm so zuwider zu seyn, daß es, wie bei heftigen Regengüssen, baumet, und sich an der Seite, wo es geschützt ist, auf einem Aste, dicht am Hauptstamme drückt.

Der Laut desselben soll dem Gelächter eines Kindes ziemlich gleich seyn; Andere sagen, er ähnle dem Geschrei eines Brunfthirsches *).

---

*) Beide so sehr abweichende Meinungen ließen sich ja wohl, bis dieser Gegenstand bestimmter entschieden ist, dahin vereinigen, daß der gleichsam lachende Laut der gewöhnliche, der andere aber der balzende der Hähne seyn könnte. d. V.

§. 3.

Man will behaupten, aber es ist weder erwiesen, noch wahrscheinlich (weil dies sonst bei der Waldhühnergattung der Fall durchaus nicht ist), daß sich das Männchen nur mit einem Weibchen paare *). Den Grund für die Behauptung des Paarens nimmt man von der Bemerkung her, daß, wenn das Weibchen in der Balzzeit neben dem Männchen erlegt wird, dieses so sehr an der Geliebten hängt, daß es lieber ein Opfer seiner Zärtlichkeit wird, als durch Flucht sich zu retten sucht.

Die Balzzeit fängt im April an und dauert den Mai hindurch. Im Junius legt das Weibchen sieben bis funfzehn gelblichweiße, schwarzbraun gefleckte Eier von der Größe der Taubeneier, in einer, auf steinigem oder moosigem Grunde kunstlos bereiteten Erdvertiefung und brütet sie muthmaßlich in drei Wochen aus. Kaum dem Eie entschlüpft, folgen die Jungen der Mutter laufend, und fangen auch unter ihrer Leitung sogleich an, sich Nahrung zu suchen.

§. 4.

Gewöhnlich halten sich die Schneehühner im Sommer an den Hängen der höchsten Berggipfel unter niedrigen Tannengesträuchen, Alpenrosen oder Felsabsätzen und Schneefirnen auf; im Herbste, Winter und Frühlinge ziehen sie sich in tiefer liegende Mittelgebirge; nur in Rußland bewohnen sie ohne Unterschied Gebirge und Ebenen, trockne Wälder und Moräste. Außer der Balz-, Lege- und Brütezeit leben beide Geschlechter, wie das Haselwild, volk- oder kettenweise beisammen.

Sie äsen vorzüglich Knospen und Nadeln der Fichte, der Tanne und des Lerchenbaumes; außerdem noch Kätzchen, Knospen, Schale der Schößlinge und junge Blätter verschiedener Laubhölzer, als der Birke, Aspe und Saalweide,

*) Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes ist nicht der Meinung, daß hier Paarung statt finde; seinen Grund hat er im Texte in parenthesi angegeben.

besonders die Knospen der Alpenrose (Rhododendron alpinum et hirsutum); allerhand Beeren, Heidekraut und Heidelbeerstaudenblätter, andere Gebirgspflanzen; auch zuweilen, jedoch selten, kleine Mistkäfer; zur Verdauung verschlucken sie Quarzkörner.

Schwer soll es seyn, aber nicht unmöglich, sie eingeschränkt zu erziehen und zu zähmen, wenn man ihnen Ameiseneier, Lerchenbaumnadeln, Hühnerdarmkraut, feinen Gebirgssand und oft frisches Wasser gibt.

§. 5.

So wenig der Schade in Betracht zu ziehen ist, welchen das Schneehuhn anrichtet, so unbedeutend ist auch der von ihm zu ziehende Nutzen. Zwar sagt Bechstein, das Wildbret, der Jungen vorzüglich, schmecke vortrefflich und komme dem der Haselhühner bei; Petri *) hingegen versichert, es werde in dem Theile des Nordens, welchen er beschreibt, gar nicht geschätzt und nur vom gemeinen Manne genossen. Einige Grönländer essen es nach vorhergegangener ganz ordentlicher Zubereitung und da könnte man dann wohl ihr Gast seyn; wenn es aber wahr ist, daß andere es erst halb in Fäulniß übergehen lassen und dann mit Robbenspeck verzehren, oder daß sie das Gescheide mit Beeren und frischem Thrane ausfüllen und das alles für Leckerbissen halten: so möchte wohl in unsern Gegenden Niemand diesen haut-gout zu schätzen wissen.

Jene Nation bereitet sich aus den befiederten Häuten der Schneehühner hemdenartige Ueberwürfe, auch machten, sonst wenigstens, die Schwanzfedern derselben einen Theil ihres größten Staates aus.

§. 6.

Im tiefsten Norden soll dieses Geflügel die, allem

---

*) S. desselben Ehstland und die Ehsten, Th. 1. S. 113. Ebendaselbst erwähnt er auch des Morasthuhns, welches im Winter grau, sonst aber weiß wäre. Ob es wohl gar nur eine Haselhuhn Varietät ist, da es mit ihm von gleicher Größe seyn soll? d. V.

übrigen angeborne Schüchternheit, im Winter besonders, so ganz verläugnen, daß die dortigen Einwohner, um seiner habhaft zu werden, nichts zu thun nöthig haben, als daß sie, wo eine Kette beisammenliegt, etwas höher hinaufklettern und von da aus an Stäben befestigte Schlingen vorhalten. Ein mäßiges Geräusch bewirkt dann allgemeinen Aufstand und mehrere Stück bleiben in den Schlingen hängen. So erzählt man! —

In Tyrol, Salzburg und überall, wo die Gemsenjagd im Schwunge ist, wird es oft beiläufig geschossen. Dort hat man bemerkt, daß es, zum erstenmale und ohne Schuß aufgejagt, gemeiniglich nur eine Strecke von einigen hundert Schritten fortzieht, dann wieder in einem Strauche einfällt, und da den sich nahenden Jäger, aber immer nur einen Schuß desselben aushält, hernach aber sehr flüchtig wird.

Uebrigens läßt sich vermuthen, daß Laufdohnen (von denen in dem dritten Kapitel dieser Abtheilung ausführlich und in der Folge, bei Gelegenheit des Krammetsvogelfanges öfter gesprochen werden wird) an den Orten gestellt, wo es gern liegt und Aesung sucht, zum Fange angewendet werden könnten.

§. 7.

Da in Teutschland, so viel ich weiß, das Gescheide von keiner Federwildsgattung — Schnepfen, Krammetsvögel und Lerchen abgerechnet — für Leckerbissen gehalten, sondern vor der Zubereitung bei allen übrigen ausgezogen, d. h. ausgenommen wird; so will ich hier gleich ein für allemal das Verfahren bekannt machen.

Man schärft nehmlich vom After nach der Brust eine kleine Oeffnung durch, schiebt dann ein kleines hölzernes Häkchen, von der Seite gewendet, im hohlen Leibe oben über dem Gescheide bis an die Herzkammer hinauf, dreht das eigentliche Häkchen dann unterwärts, so daß jenes von diesem gefaßt und mit leichter Mühe rein und ohne Verletzung herausgezogen werden kann.

Dies Geschäft sowohl, als das Rupfen muß bei keiner Federwildart über Nacht ausgesetzt bleiben, wenn das Wildbret keinen übeln Geschmack vom Gescheide annehmen, und wenn durch das bekannte Zehren der Federn nicht ein Theil desselben und des Fettes verloren gehen soll.

Zweites Kapitel.

Vom weißen Waldhuhne *).

(Tetrao albus, *Linn.*)

§. 1.

Es hat sämmtliche, dem Schneehuhne eigene, Benennungen mit demselben gemein und ist mit ihm auch oft verwechselt worden, macht aber bestimmt eine eigene Art der Waldhühnergattung aus.

§. 2.

Man findet es rund um die Erde, innerhalb und außerhalb des arktischen Kreises, in Amerika, in Norwegen, in ganz Sibirien, auf den schweizer und teutschen Alpen, auch nach Pommern verfliegt es sich zuweilen.

Seine Länge beträgt 18, die Breite 25½", das Gewicht 24 Unzen **).

---

*) Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels ist fast durchgängig aus Bechsteins Naturgeschichte Deutschlands entlehnt. (Vermuthlich ist dies eins von den, §. 2. des vorhergehenden Kapitels in der Anmerkung erwähnten drei Schneehuhnarten.

**) Eine kleinere Varietät bewohnt in Norwegen die höchsten Berge

Der Schnabel ist schwarz, sehr große scharlachrothe Ringe umgeben die Augen des Männchens, schmälere und weniger hochrothe die des Weibchens.

Im Sommer ist das Gefieder des Kopfes, Halses und Rückens, der Flügel- und obern Schwanzdeckfedern tief orangengelb gefärbt, häufig mit dunkelbraunen Querstreifen belegt und mit großen weißen Flecken besetzt. Weiß sind die Schwungfedern, schwärzlich oder dunkelbraun und nur an den Spitzen weiß die Schwanzfedern, ausgenommen die mittleren, deren Bosen ganz weiß erscheinen. Sämmtliche Schäfte der Kielfedern sind schwarz. Der Bauch hat weißes Gefieder; die Stände (Füße) sind bis zu den breiten, flachen, zum Scharren eingerichteten Klauen mit weißen haarförmigen Pflaumfedern dicht besetzt.

Vor oder im Anfange des Winters gehen überall die angezeigten Gefiederfarben, beim ersten Mausern in Weiß über. Zum Schutze gegen die Kälte sproßt dann, Schwung- und Ruderfedern ausgenommen, aus jeder Wurzel aller übrigen noch eine Dunenfeder hervor. Zu Ende des Februars beim zweiten Mausern kommen zuerst am Rumpfe die Keime des Sommerkleides in Gestalt brauner Stoppeln hervor, das Doppelgefieder fällt aus und die oben beschriebenen bunten Farben werden von Tage zu Tage mehr sichtbar.

Schüchternheit ist dieser Waldhühnerart nur im Herbste, im Winter und bis zur Legezeit eigen. Sobald sie Junge hat und bis diese vollkommen flugbar sind, soll sie, vorzüglich an gelinden Tagen äußerst zahm seyn.

Ihr Flug ist schwerfällig und sie ermüdet bei demselben bald; laufend bewegt sie sich verhältnißmäßig leichter.

Ihr Laut besteht in einem einfachen, hellen, abgebrochenen Tone.

---

und heißt Berghuhn; die obige größere aber, welche in den ebenen Waldungen lebt, wird dort Waldhuhn genannt. Dies vielleicht die dritte lappländische Schneehuhnart.

§. 3.

Gewisse Erfahrungen, ob die weißen Waldhühner in Polygamie oder Monogamie leben, sind bis jetzt noch nicht gemacht. Analog von andern Arten gleicher Gattung auf diese zu schließen, ist letzteres wohl nicht der Fall, obgleich, wie beim Schneehuhne, die Anhänglichkeit des Männchens am Weibchen, in so fern diese auch nach der Balzzeit noch statt findet, Paarung ahnden ließe. Wahrscheinlich tritt die Balzzeit ein, sobald der kränkliche Zustand, in welchem sich jeder mausernde Vogel befindet, im Frühjahre gehoben ist.

Das befruchtete Weibchen macht sich ein kunstloses Nest auf der Erde, und legt neun bis eilf schwarz bepuderte Eier. Wohnt es in der Nähe der offenbaren See, so findet man die Nester meistentheils an den Küsten.

§. 4.

Die Mutter bleibt pflegende Beschützerin der Jungen, bis diese vollkommen flugbar und ausgewachsen sind. Bis dahin lebt jedes Volk (Familie) abgesondert. Erst im Oktober ziehen sich die Völker in Ketten, welche nicht selten aus 200 und mehr Individuen bestehen, zusammen, welche (so sehr dieses Geflügel überall in der mildern Jahreszeit den Aufenthalt auf Gebirgen, wo noch Gesträuch vegetirt, jedem andern vorzieht) dann nach waldigen Ebenen herabgehen. Im Norden begeben sie sich zur Winterszeit an die Küsten, wo der Wind den Schnee von den Felsen weht, weil dort die beste und vielleicht einzige Gelegenheit sich darbietet, Aesung zu erlangen. Diese besteht in Gebirgs- und Waldbeeren, Knospen und Blättern von Bäumen und Sträuchern. In Lappland wird sie ihnen vorzüglich durch die Knospen der Zwergbirke (Betula nana, *L.*), und in Grönland durch die Krähenbeeren (Empetrum nigrum) gewährt. Immer aber halten sie beim Aesen eine Zeit lang inne und rufen sich während dieser Pause wieder zusammen.

§. 5.

Um diese von allen Raubthieren und Raubvögeln grausam und unablässig verfolgten Thierchen vor gänzlichem Untergange zu schützen, sorgte die immer gütige Natur dafür, daß sie ein Winterkleid erhielten, welches gleiche Farbe mit dem der Berge und Ebenen, der Wälder und Küsten in jenen kältern, von ihnen bewohnten Gegenden hat. Noch mehr! sie lehrte sie, sich noch besser zu verbergen, indem sie ihnen das Vermögen verlieh, vermittelst ihrer starken und breiten Nägel sich in den Schnee einzugraben und unter demselben lange Gänge zuzubereiten, in welchen sie zur Nachtzeit Sicherheit und Ruhe suchen und finden. Am Morgen erst kommen sie hervor, fliegen gerade aufwärts in die Luft, stäuben dadurch den Schnee von den Flügeln, rufen sich dann zusammen, und bringen den übrigen Theil des Tages im geselligen Vereine zu.

§. 6.

Das Wildbret soll ein vortreffliches Gericht liefern. Im Winter werden sie in Norwegen zu Tausenden gefangen, nicht nur frisch nach Bergen und weiter noch bis nach Stockholm zu Markte gebracht, sondern auch, halb geröstet, in Fässer gepackt und weiter auswärts versendet.

§. 7.

An gelinden Tagen, wo sie, wie schon gesagt, nicht schüchtern sind, müßte ein guter, dazu angeführter Hühnerhund dem Weidemanne bei der Jagd auf weiße Waldhühner vortreffliche Dienste thun. Wäre aber die Witterung auch so, daß sie anfänglich Hund und Jäger nicht aushielten, so würden sie doch, irgend rasch verfolgt, bei ihrem schwerfälligen Fluge, bald ermüden und fester zu liegen anfangen. Außerdem soll, wenn sie auffliegen, der nachgeahmte Laut eines Raubvogels sie so in Schrecken setzen, daß sie augenblicklich wieder einfallen und fest sich drücken. Alles bis hierher Gesagte ist auf die Schießjagd anwendbar, zu deren Ausübung die Flinte mit Schrot Nr. 3 zu laden seyn würde.

Gewöhnlicher noch werden sie in Netzen gefangen, welche aus Bindfaden bestehen und 20′ ins Gevierte halten. Diese werden hinten mit Haken an der Erde befestigt *), vorn aber durch zwei senkrecht an den Ecken aufgerichtete Stäbe in die Höhe gehalten. Die am untern Theile jeden Stabes angeschleiften gleichlangen Leinen faßt ein in gewisser Entfernung außer dem Winde gut verborgener Mann zusammen und gibt Acht, wenn die von mehrern Leuten vorsichtig rege gemachten Waldhühner in größerer oder geringerer Zahl unter das große Decknetz laufen. Wird das Rücken an der Leine nicht übereilt, aber auch nicht zu lange verschoben und recht rasch bewerkstelligt; so fängt man oft 50 und mehr Stück auf einen Zug.

Die Lappländer bauen Hecken aus Birkenzweigen, lassen kleine Oeffnungen in gewissen Abständen und hängen Schleifen hinein. Wollen nun die nach dem Geäse kommenden Waldhühner durch die Lücken, so bleiben sie in den Schlingen hängen.

Dies kann man als Fingerzeig betrachten, daß Hängedohnen und Leimruthen (von denen in der Folge beim Krammetsvogelfange die Rede seyn wird), auf den Bäumen und Sträuchen, wo dieses nicht sehr kluge Geflügel einfällt, gehörig angebracht, gute Dienste leisten müßten.

*) An den Seiten und vorn werden sie wahrscheinlich durch irgend etwas beschwert und Stäbe eingezogen. d. V.

Nachtrag.

Vom Ringel-Waldhuhne*).

Tetrao arenarius (*Wolf*).

§. 1.

Klassifikation: die des weißen Waldhuhnes.

§. 2.

Das Ringel-Waldhuhn ist eigentlich an der Wolga, nach Astrakan hin, als Standvogel einheimisch. Herrn Naumann — dem berühmten Ornithologen und Gutsbesitzer zu Ziebigk im Anhalt-Dessauischen — war der seinen unermüdeten Forschungen gebührende Lohn beschieden, von drei Exemplaren dieser Federwildart, welche am 21. August 1801 im Anhaltischen gesehen wurden, eins zu erlegen. Er war der erste, der sie in Teutschland entdeckte und als teutschen Vogel bekannt machte.

Kennzeichen der Art. Runde, unter kurzen Federn versteckte Nasenlöcher; sehr dunkelbrauner Augenstern, blauschwarze Pupille; nackte, graugelbliche Augengegend; mit grauweißen, schwarzgrau fein gestrichelten, kurzen Federn, wie bei andern Waldhühnern, bekleidete Stände (Füße). Länge 14½". Oberleib auf rostrothem Grunde, hellrostfarben, aschblau und schwärzlich unordentlich gefleckt; Oberbrust hellfleischfarben, grau überflogen, mit einem breiten, schwarzen Ring (hierauf gründet sich die teutsche Benennung); Unterleib und Schenkel bräunlich schwarz; von

*) Naumanns Nachtrag zu seiner Naturgeschichte der Vögel ꝛc. Heft I. S. 41. Tab. VII. Fig. 15. Meyers Taschenb. Th. I. S. 301. f.

den Schwanzfedern die zwei mittlern zimmtbraun, schwärzlich in die Quere gestreift, die übrigen aschgrau, gleichfalls mit schwärzlichen Querstreifen.

§. 3.

Von der Fortpflanzung ist nur so viel bekannt, daß das Weibchen weißliche Eier legt, die etwas größer als Taubeneier sind.

§. 4.

Nahrungsmittel: Linsen, Weizen, Gerste. Wahrscheinlich fanden sich diese in dem Magen des von Herrn Naumann erlegten Exemplares; mehrere und andere stehen dieser Federwildart wahrscheinlich in ihrer eigentlichen Heimath zu Gebote.

Drittes Kapitel.

Von der Waldschnepfe *).

Scolopax Rusticola (*Linn.*).

§. 1.

Der Zeitraum, während dessen sowohl im Frühjahre als im Herbste in unsern Gegenden Waldschnepfen gefunden werden, heißt der Schnepfenzug.

Wenn sie im Frühjahre Abends und Morgens hin- und herziehen, so sagt man: sie sind auf dem Striche, oder sie streichen; im Herbste hingegen behält man die

*) v. Wildungens Taschenb. 1801. IV. Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 14. Meyers Taschenb. Th. II. S. 361.

Ausdrücke ziehen und Zug bei. In der zuerst genannten Jahreszeit wird ein Weibchen oft von mehreren Männchen verfolgt; sucht nun von diesen eins das andere zu verdrängen, so heißt dies: sie stechen auf einander.

Statt Nahrung suchen, braucht man gleichfalls den Ausdruck stechen.

Wenn sie sich im Holze niederlassen, so sagt man: sie fallen ein. Auch liegen sie, sie sitzen nicht auf der Erde.

§. 2.

Die Waldschnepfe wird sonst auch gemeine Schnepfe, Großschnepfe, Eulenkopf, Holz-, Busch- oder Bergschnepfe, Schneppe und Wasserrebhuhn genannt.

Alle Naturforscher klassificiren sie, wie sämmtliche Schnepfenarten, unter die Sumpfvögel und, wie die meisten von diesen, ist sie in der Regel ein Zugvogel.

§. 3.

Als die eigentliche Heimath der Zugvögel sind wohl die Gegenden anzunehmen, wo sie gewöhnlicher Weise nisten und Junge ausbrüten. Nach dieser Regel ist die der Waldschnepfe unstreitig in den nördlichen und nördlichsten Gegenden Europens und Asiens bis nach Island und Kamtschatka hinauf zu suchen. Den Winter hingegen bringen sie in den südlichsten Theilen von Europa nicht nur, sondern auch in Afrika zu; ja, sie verbreiten sich dann auch auf allen warmen Erdstrichen, bis nach China, Japan und an die Goldküste hinab.

In Sachsen und Anhalt, auch im Hannöverischen, wo der Verfasser Gelegenheit hatte, die Jagd auf Waldschnepfen zu betreiben, gab es während des Zugs zwei Arten derselben. Nehmlich

1. eine kleinere, von welcher das Männchen — von der Schnabelwurzel an gerechnet — in der Länge 10″, in der Breite — von einer Flügelspitze zur andern — 18 bis 19″ maß; und

2. eine größere, wovon das männliche Geschlecht 2″ länger und 3 bis 4″ breiter war *).

Erstere findet man sowohl beim Frühlings- als beim Herbstzuge zuerst, aber minder häufig als die letztere, welche immer den Beschluß macht.

Bei beiden Arten ist der gerade, dünne und biegsame Schnabel 3 bis $3\frac{1}{4}$″ lang; der obere zwischen den länglich runden Nasenlöchern, welche dicht an der Wurzel liegen, stärker, nach der kolbigen Spitze zu immer schwächer gerieft, auch merklich länger, aber nicht breiter, als der untere.

Da man die größere Waldschnepfenart am häufigsten bei uns findet, so soll sie, von ihr aber das Männchen deshalb ausführlich beschrieben werden, weil auch bei dieser Federwildart die Zahl des weiblichen Geschlechts von der des männlichen bei weitem übersteigen wird. Doch werde ich nicht versäumen, die Farbenauszeichnungen an beiden Arten und Geschlechtern anzuführen.

Der Oberschnabel des Männchens erscheint an der Wurzel und bis zur schwärzlichen Spitze herab schmutzig-fleischfarben, der untere bis auf die bräunliche Spitze grüngelblich; beide Theile haben an der Spitze einen graubräunlichen Punkt.

Dicht unter dem von vorn nach hinten gewölbten Scheitel des verhältnißmäßig kleinen, an den Seiten eckig gekanteten Kopfs stehen die großen, dunkelbraunen — fast schwarzen — stark glänzenden und hervorliegenden Augen.

Die Stirn ist bis zwischen die Augen mit aschgrauen, röthlichgelben und schwarzen kurzen Federn in ziemlich gleicher Mischung besetzt. Vom Schnabelwinkel bis zum Auge dehnt sich ein schwarzbrauner Strich aus. Gesicht und Wangen sind weißlich, schwarz gesprenkelt. Aus vier schwarzbraunen und drei rostgelben Querbändern besteht die Zeichnung des Scheitels bis zum Nacken herab. Das

*) Die mittlere, welche v. Wildungen in seinem Taschenbuche vom Jahre 1801 anführt, ist mir nicht vorgekommen.

Genick, der obere Theil und die Seiten des Halses haben rosigelbe Grundfarbe und schwarzbraune Querstreifchen.

Der Oberrücken ist rothbraun, hin und wieder schwarz punktirt, mit feinen schwarzen Querlinien belegt. Zwischen diesen Linien und Punkten sind schmutzigweiße und größere schwarze Flecken sichtbar.

Der Unterrücken und die ziemlich langen Deckfedern des Schwanzes sind rostfarben, braunschwärz querüber bandirt. Der kurze, nur 2½″ lange, abgerundete Schwanz besteht aus vierzehn Federn; oberwärts sind sie schwarz, weiter unten aschgrau, und am Rande mit dreieckigen rothbraunen Fleckchen besetzt. Die Schulterfedern haben gleiche Grundfarbe mit dem Rücken, nur an den Spitzen große schmutzigweiße Flecken, welche hinten am Flügel weg ein Band bilden. Die obern Flügeldeckfedern sind rothbraun, schwarz, grau und röthlichgelb gebändert und gestreift.

Die vorderste Schwungfeder ist mit schwarzen, rostrothen und weißen Flecken geziert; die folgenden meist dunkelbraunen haben an der äußern Fahne größere rostrothe, an der innern kleinere gelbgraue, gezackte Flecken; die mittlern sind von gleicher Grundfarbe, auch eben so gezeichnet, nur verlängern sich die gezackten Flecken; die letzten sind wie der Rücken gezeichnet. Die Kehle ist weißlich, schwarzbraun gesprenkelt, Vorderhals und Brust grauweißlich, roströthlich und braun gefleckt. Bauch, Seiten und Schenkel, nebst den Deckfedern der Unterflügel sind gelblichweiß, alle genannte untere Theile des Körpers dunkelbraun leicht durchwellt, die Seiten außerdem noch rosigelb einzeln gefleckt. Die langen untern Deckfedern des Schwanzes haben, außer den weißen Spitzen und einigen schwarzen, spitzwinklich zusammenlaufenden Strichen, rostgelbe Farbe.

Die Stände (Beine) sind vom unbefiederten Knie bis zu den Fußgelenken 1½″ lang, bei den Alten mit gelbröthlicher, vorn geschilderter, sonst überall netzförmiger Haut überzogen; die Zehen eben so gefärbt und mit kurzen schwarzbraunen Nägeln besetzt, aber nicht, wie bei der

meisten Sumpfvögeln, durch eine Spannhaut verbunden. Die mittelste mißt 1¼", die nach hinten gekehrte ½"; letztere steht näher an der Ferse, als bei den Wasserschnepfen.

Die kleinere Waldschnepfe ist durchaus dunkler von Farbe, überall mehr mit schwarzen Punkten und Strichen gezeichnet, hat einen etwas kürzern, fast ganz aschgrauen, einzeln mit braunen und rostgelben Punkten bespritzten Hals und bläuliche Ständе.

Bei beiden Arten unterscheidet sich das Weibchen vom Männchen nicht nur dadurch, daß es stärker ist, sondern es hat auch durchaus blassere Farben, eine weniger weiße Brust, viele ziemlich große weiße Flecken auf den Deckfedern der Flügel und einen der Länge nach ununterbrochen herablaufenden weißen Strich auf der sonst eben so, wie am Männchen, gefärbten vordersten Schwungfeder.

In Rücksicht der Gefiederfarbe findet man in Gegenden, wo die Waldschnepfen sehr häufig sind, verschiedene Spielarten, z. B. strohgelbe, ganz weiße, weiße mit braunen Flügeln und röthlichem Kopfe; solche, welche mit Flecken aller Schnepfenfarben unordentlich geschäckt sind, sich aber besonders durch weiße Punkte auf dem Rücken und den Schultern auszeichnen; endlich auch weißgeflügelte, übrigens wie die gewöhnliche gefärbte.

Nächst den genannten Varietäten führt Bechstein*) noch eine an, welche er vor einigen Jahren selbst sahe: „Diese Schnepfe hatte einen gelbweißlichen Kopf bis auf den wie gewöhnlich bandirten Hinterhals, weißen Rücken, Schulterfedern und Deckfedern der Flügel; der Unterleib war weiß mit kaum sichtbaren dunkeln Querlinien gezeichnet; die graubraunen Schwungfedern hatten rostgraue Flecken, die dunkelbraunen Schwanzfedern große weiße Spitzen."

*) In seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands, erste Aufl. B. 3. S. 207.

Die Waldschnepfen bewegen sich im Laufen ziemlich schnell, auch im Fluge rasch, aber regulär, d. h. sie schlagen nicht oft Haken, sondern ziehen eine weite Strecke in gerader Richtung und gleicher Höhe fort, außer in der Balzzeit und wenn sie aus dem hohen Holze auf ein junges Gehau kommen. Doch wird es ihnen schwer, gegen den Wind fortzukommen.

Ob sich an ihnen gleich kein Sinn besonders auszeichnet, so kann man doch auch nicht sagen, daß die Natur sie in Rücksicht des einen oder des andern vernachlässigt hätte. Der Tastsinn und der des Geruchs scheinen die schärfsten zu seyn, da sie ihre Aesungsmittel tief aus der Erde hervorholen, und sie entweder oben schon wittern, oder beim Stechen auch zugleich durch den Schnabel fühlen müssen.

Sie sind schüchtern und furchtsam, ergreifen aber nicht leicht die Flucht, um sich den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen, sondern drücken sich gemeiniglich, indem sie zugleich den Hals einziehen und den Schnabel gerade vorwärts strecken. Werden sie dann nicht durch ihre großen, glänzenden Augen verrathen, so hält es schwer, sie, selbst wenn der Hühnerhund vorsteht, zu erblicken, weil ihre Gefiederfarben theils dem Erdboden, theils dem trocknen Laube gleichen. Wenn sie aufstehen, entziehen sie sich dadurch oft dem Schusse, daß sie eine ziemliche Strecke hinter einem Strauche oder Baume, welcher zwischen ihnen und dem Schützen steht, fortziehen.

Nur im Frühjahre, Morgens und Abends auf dem Striche, zuweilen auch beim Aufstehen, geben sie einen Laut von sich, nie im Herbste *). Dieser ertönt aber nicht, wie so viele Naturgeschichtschreiber sagen, wie Kätsch, Kätsch, sondern — obgleich auch diese Versinnlichung nicht ganz treffend ist — wie Püitz,

*) Im Herbste 1803 erfuhr ich von zwei zuverlässigen Männern und braven Jägern, daß sie kürzlich Schnepfen in der Suche beim Aufstehen leise, nach Art der zahmen Hühner, haben kakern hören; doch immer nur in zwei Sylben.

Püitz *). Dieser weit hörbare Ton wechselt, wenn der Begattungstrieb erwacht, an wärmeren, besonders regnigen Morgen und Abenden, mit einem laut und tief quarrenden ab, geht aber, wenn, wie oft geschieht, mehrere Männchen einem Weibchen auf dem Striche folgen und auf einander stechen, in ein kreischendes Gequietsch über. Fast wie dieses ertönt auch der Schmerzenslaut.

Obwohl das höchste Lebensziel mit Gewißheit nicht zu bestimmen ist, so glaube ich doch, daß sie, gegen anderes Geflügel, nicht alt werden, theils weil ihnen, selbst im Ei, überall sehr nachgestellt wird, theils weil sie so weichlich sind, daß sie bei einer für andere Wildarten nicht absolut tödtlichen Verwundung leblos herabstürzen.

§. 4.

Die Waldschnepfen machen ihre weiten Wanderungen — in unsern Gegenden wenigstens — **) zur Nachtzeit, am liebsten, wenn der Mond ihnen leuchtet. Wenn in den nördlicheren Gegenden, welche sie im Sommer bewohnen, zu Ende Septembers der erste Schnee fällt, treten sie bei Nord- oder Nordostwinden ihren Herbstzug einzeln an, und treffen deshalb zu dieser Jahreszeit nicht gar häufig auf einmal bei uns ein. Vielleicht hält sich dann keine länger als einen Tag an dem Orte auf, wo sie am Morgen, um auszuruhen, einfiel, sondern die, welche man täglich findet, sind wahrscheinlich immer neue Ankömmlinge. Je schöner die Witterung ist, desto kürzere Stationen legen sie muthmaßlich zurück, da zu der Zeit ihre Korpulenz ihnen öftere Ruhe nöthig macht; desto längere aber, wenn ihnen auch unser Klima zu rauh zu werden anfängt. Daher mag es wohl kommen, daß sie, wenn zeitig starke Nachtfröste eintreten, oft schon zu

*) In der Gegend, wo der Verfasser jetzt lebt — im untern Mainkreise des Königreichs Baiern — hört man das Püitzen viel seltener als in Sachsen. Anm. z. zweiten Ausg.

**) Hiermit vergleichen die Bemerkung des Herrn Dr. Meyer in v Wildungens Weidm. Feierabenden, Bändch. II. S. 124. und Bändch. I. S. 68 ff. Anmerk. z. zweiten Ausg.

Ende Oktobers, wenn aber der Herbst sein Recht behauptet, unsere schönste Jahreszeit zu seyn, erst in der Mitte des Novembers uns ganz verlassen.

In der Gegend, wo sie den Tag über gelegen haben, streichen sie Abends, sobald der Abendstern sichtbar wird, nur kurze Zeit herum, fallen dann wieder ein, suchen und nehmen noch einige Aesung und setzen, durch diese aufs neue gestärkt, die Reise fort.

Höchst selten, und sicher nicht aus freiem Entschlusse, geschieht es, daß eine bei uns überwintert, sondern dies Ereigniß ist, meiner Meinung nach, wohl fast immer als Folge einer natürlichen Kränklichkeit oder leichten Schußverletzung anzusehen. Doch ereignet sich das Verbleiben, (wie im Winter von 1807 — 1808 in Sachsen) auch dann, wenn die Schnepfen bei einem schönen, milden Herbste länger als gewöhnlich auf dem Zuge sich verweilen, und von einem starken, anhaltenden Schnee überrascht werden.

Im Frühjahre besuchen sie uns auf ihrer Heimreise desto früher, je zeitiger der Winter weicht, so daß man die ersten zuweilen schon im Februar, gewöhnlich aber im März findet. Weht der Wind zu dieser Zeit aus Süden, Südwesten oder Westen, so kommen sie starkzähliger auf einmal an, als beim Ost- oder Nordwinde; verweilen sich aber auch dann, wenn sie nicht durch Schneegestöber und Stürme aufgehalten werden, um so weniger, und machen desto stärkere Tagreisen, weil das herannahende Lege- und Brütgeschäft sie zwingt, den Gegenden, wo sie selbiges gewöhnlich verrichten, zuzueilen. Je schöner und wärmer die Nächte sind, je heller der Mond scheint und je später der Frühjahrszug anfängt; desto eher geht er zu Ende, so daß er unter diesen Umständen oft kaum drei Wochen dauert.

Dann streichen sie mit sinkendem Tage und in der Morgendämmerung, bei stürmischer, rauher Witterung, stumm, oder doch nur von Zeit zu Zeit püitzend, hoch in der Luft und schnell, bei warmer hingegen, vorzüglich wenn es sanft regnet, tief, langsam, ununterbrochen laut, kür-

zere oder längere Zeit umher, je früher oder später sich Männchen und Weibchen zusammenfinden, und je mehr oder weniger beide der Ruhe bedürfen oder sich darnach sehnen.

Zuweilen, doch nicht sehr häufig, verwechselt ein Paar Schnepfen von der größern Art, welches sich unter verliebten Tändeleien zu lange verweilt hatte, seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt und nistet, legt und brütet bei uns, zieht auch seine Jungen meist glücklich groß. Wird aber der ganzen Familie oder einem Theile derselben das Leben gefristet, so gehen sie sämmtlich beim nächsten Herbstzuge mit fort.

Sonderbar ists, daß die Waldschnepfen in den Revieren, welche sie besuchen, so lange, als das in denselben befindliche Holz nicht zu große Veränderungen erleidet, den einmal gewohnten Zug immer wieder wählen.

Am liebsten ziehen und streichen sie über mäßig dicht und hoch bestandenen Laubholzrändern, welche von Wiesen, jungen Gehauen und Lachen begrenzt sind, in bergigen Gegenden aber in den Thälern *).

Schließlich muß ich bemerken, daß in Gegenden, wo irgend eine Lauchart (Allium) wild wächst, der Früh-

---

*) Noch will ich hier Jagdliebhabern einen Fall erzählen, der mir öfter nicht vorgekommen ist. Vor einem Jahre suchte ich in Gesellschaft mehrerer Jäger am Nachmittag beim schönsten Frühlingswetter nach Schnepfen. Wir verweilten uns länger, als es unser Vorsatz war, und konnten einen andern Theil des Revieres, wo wir uns auf den Strich anstellen wollten, nicht erreichen. So sehr wir nun auch überzeugt waren, daß da, wo wir uns befanden, der Zug schlecht seyn würde, so wählten wir uns doch Plätze. Es war schon sehr düster, als ich nicht weit von mir mehrere Schnepfen ununterbrochen pfitzen und quarren, hörte, und dennoch sahe ich auch nicht eine. Endlich kam der Jäger vom Revier, ein sehr erfahrner, geschickter Mann, um mich abzurufen und sagte mir: es wären drei Stück weit bei ihm vorübergestrichen, im Holze eingefallen, dann auf die Wiese heraus und unaufhörlich laut sehr pathetisch neben und hinter einander hergelaufen, ohne daß eine davon nach Aesung gestochen hätte. Uebrigens wäre es weder zu einem Begattungsakt, noch zu eifersüchtigen Zänkereien gekommen. Fast vermuthe ich, alle drei waren Männchen, aber zu ermüdet, um noch weiter streichen zu können, und doch nicht so sehr, daß sie sich nicht nach dem Weibchen hätten sehnen sollen. Um wo möglich eins herbeizulocken, ließen sie sich hören, und gewiß würden sie sich nicht ganz gütlich verglichen haben, wenn ihr Wunsch erfüllt worden wäre.

jahrszug aufhört, sobald diese Pflanze im Holzboden hervorzusprossen anfängt.

§. 5.

Während ihres Frühjahrszuges balzen sie zugleich. Wahrscheinlich ist der püitzende Laut, welchen beide Geschlechter auf dem Striche hören lassen, ein Zeichen des erwachenden Begattungstriebes, durch welches die gegenseitige Annäherung bewirkt und erleichtert wird. Wenn sie nach einigen Tagen wirklich im Balz begriffen sind, kommt noch das Quarren hinzu.

Fast scheint es, als stünde gegen Abend, wenn der Strich beginnt, das Weibchen am frühesten und jedesmal püitzend auf *). Ich habe mehrmals bemerkt, daß es, fortstreichend, kaum zweimal diesen Laut geäußert hatte, als aus dem unter ihm befindlichen Gehölz andere Schnepfen — vermuthlich männliche — gleich quarrend sich erhoben, der ersteren, eben so abwechsend püitzend und quarrend laut wie diese, eilig folgten und bald in nebenbuhlerische Streitigkeiten verwickelt, quietschend auf einander stachen. Wenn die vorderste einfiel, folgte ihr blitzschnell die nächstkommende, während die übrigen fortstrichen. Gewiß war dies die Schäferstunde, in welcher beide ganz in der Stille sich, für den nächsten Sommer wenigstens, paarten. Freilich kommt der Fall sehr häufig vor, daß dieser zärtliche Verein, früher als er sollte, durch den Tod eines oder des andern Theils getrennt wird, und dann mag wohl der zurückbleibende eben nicht säumen, neue Bande zu knüpfen. Den Weibchen kann dies um so weniger fehlen, da sich auf den ersten Wink Competenten genug melden; es kommt nur darauf an, ob sie strenge und ekel in ihrer Wahl sind, oder sich dem ersten besten hingeben.

---

*) Nicht nur die oben folgende Beobachtung, sondern auch die, daß, wenn die vorderste von mehreren hinter einander herziehenden Schnepfen erlegt ward, diese allemal die §. 3. angegebenen weiblichen Auszeichnungen, jede der folgenden aber die männlichen an sich trug, hat mich in der geäußerten Meinung befestigt.

Unglücklicher ist das arme Männchen daran, welchem die Geliebte durch den Tod entrissen wurde; denn bei der weit geringern Zahl der Weibchen bleibt ihm nichts übrig, als dem ihm zunächst aufstoßenden sich an den Hals zu werfen, wenn es das Peinliche des Wittwerstandes zu ertragen nicht vermag.

Naht bei dem befruchteten Weibchen die Legezeit heran, so scharrt es auf den trocknen Stellen großer, dicht mit Holz bestandener Brücher, auf der Erde, oder auf bemoos'ten erlenen Böcken eine Vertiefung, macht einen kleinen Rand von dünnem Reisig darum und füttert sie mit einigen Halmen aus. In dieses kunstlose Nest legt es im Mai drei, vier, höchstens fünf nicht sehr gespitzte, schmutziggelbe, blaßviolet und schwarzbraun punktirte Eier. In der Regel geschieht dies alljährlich nur einmal, zuweilen aber, wenn die Eier in den ersten Tagen weggenommen werden, auch wohl wiederholt; doch steigt dann die Zahl derselben nicht über drei.

Zur Vollendung des Brütgeschäfts halten neuere Schriftsteller vierzehn bis sechzehn Tage für hinlänglich; Döbel hingegen sagt, erst nach 21 Tagen kämen die Jungen aus. Genau über diesen Gegenstand etwas zu bestimmen, grenzt wohl, bei der Schwierigkeit, genaue Beobachtungen anzustellen, fast ans Unmögliche; aber verhehlen will ich es dennoch nicht, daß mir die Behauptung des letztern deshalb am meisten für sich zu haben scheint, weil andere Federwildarten von fast gleicher Stärke in kürzerer Zeit nicht ausbringen.

Von allen Schriftstellern, welche ich zu Rathe zu ziehen Gelegenheit hatte, erklärt sich kein einziger darüber, ob das Weibchen beim Brüten vom Männchen abgelös't werde oder nicht. Es sei mir daher erlaubt, hier die Wahrnehmungen zu erzählen, durch welche ich veranlaßt wurde zu glauben, daß es geschähe. In einem Bruche, welcher sich an dem Fuße einer Anhöhe, deren Böschung ich oft zum Anstande auf Damwild benutzte, hinzog, nistete ein Paar Schnepfen. Während der Brütezeit strich eine jedesmal Abends und Morgens nicht lange, und nur

über dem Bruche, welchen ich ganz übersehen konnte, laut quarrend und püitzend herum und fiel dann in der Nähe des mir bekannten Nestes ein. Fast in demselben Augenblick stieg, wahrscheinlich, die andere auf, machte eine weitere und längere Tour, fiel aber nicht gerade immer da wieder nieder, wo sie sich erhoben hatte. Dies leitete mich auf die Vermuthung, daß erstere den Platz der letztern eingenommen haben möchte, wenn diese die Eier verließ, um sich Bewegung zu machen und Aesung zu suchen. Auch war das Nest wirklich besetzt, als ich einst, während die zweite zog, mich hinanschlich. Der wechselsweise Zug der Alten dauerte auch dann noch fort, als die Jungen schon ausgekrochen waren. So wie diese flugbar wurden, strichen sie, von beiden Aeltern begleitet, anfänglich kürzere, hernach längere Zeit umher, wobei Mutter und Vater bis zum August wie im Frühling quarrend laut blieben, dann diesen Laut seltener und heiser ausgaben, bald darauf ganz verstummten *).

Noch ehe ich eine andere Schnepfe im Herbste fand, verließ die ganze Familie, welche ich absichtlich, um Bemerkungen zu machen, geschont hatte, das Revier.

§. 6.

Die Aesung der Waldschnepfen besteht vorzüglich aus allerlei kleinen Mistkäfern, Insekten und deren Larven, nackten Schnecken, Regenwürmern und Erdmaden; nur im Frühjahre, wo sie auf ihrem Rückzuge dies alles weniger häufig, zuweilen auch gar nicht finden, müssen sie sich meistentheils mit halbverfaultem Grasgewürzel, welches sie aus der aufgethauten lockern Erde und dem Schlamme an den kleinen Gewässern, Lachen und Sümpfen, die im Wiederscheine liegen, hervorziehen, begnügen. Diese frugale Kost sowohl, als die mehr beschleunigte Reise und das

---

*) Die hier befindliche Abänderung des in der ersten Ausgabe Gesagten gründet sich auf neuere Beobachtungen in hiesiger Gegend, wo die Waldschnepfen häufiger als in Sachsen ihr Geheck machen.

Anm. z. zweiten Ausg.

gleichzeitige Balzen machen, daß sie zu dieser Jahreszeit oft sehr schlecht, im Herbste hingegen, wo ihnen die nahrhafteste Aesung nirgends fehlt und ihr Zug nur langsam vorwärts geht, fast immer fett, in trocknen Jahren aber mindestens gut an Wildbret sind *).

Aus dem Gesagten erklärt sich zugleich, warum im Herbste die Waldschnepfen am liebsten in den erhabneren, mit Viehheerden bezogenen birkenen Stangenhölzern, besonders wo gangbare Triften und hutbare Wiesen in der Nähe sind, auch in Weidenhegern einfallen; da man sie im Frühjahre hingegen in kiefernen Stangenhölzern, aus welchen die Nadeln nicht weggeharkt werden und wo daher der Frost weniger eindringen konnte, am frühesten, nachher aber mehr in warmen, gut mit Holz bestandenen Brüchen und in feucht-gründigen Laubholzdistrikten findet.

Immer liegen sie gern im Dornengebüsche, zur Frühjahrszeit aber vorzüglich auch im Sahlweidengesträuch, wenn dieses einige Schritte vom übrigen Holze ab an Wiesenrändern oder Viehtriften sich findet.

Treffen sie auf ihrem Zuge solche Gegenden, wo Meilen weit vielleicht kein zusammenhängender Wald zu finden ist; so fallen sie auch in den kleinsten Feldbüschen, in Remisen, in Gärten, ja selbst an den Wänden ein, wenn nur eine Haselnußstaude oder ein Johannisbeerstrauch u. dgl. vorhanden ist, unter welchem sie sich drücken können **).

Im Herbste lebt jede isolirt für sich, im Frühjahre aber habe ich oft mehrere Tage nach einander drei bis vier Stück in einem großen Strauche beisammen gefunden. Wahrscheinlich sind das lauter Männchen, die sich gegenseitig über ihre Ehelosigkeit trösten. Ein zärtliches Pärchen aber ists gewiß, wenn nur zwei dicht neben einander aufstehen, und fast jedesmal wird das Weibchen eher rege.

---

*) Von Vielen wird die Frühlingsschnepfe für wohlschmeckender gehalten als die Herbstschnepfe. Der Verfasser ist nicht dieser Meinung! Vergl. §. 8.

**) Im Anhalt-Köthenschen — wie in andern holzarmen Gegenden — fallen sie im Herbste auch auf Stoppelfeldern ein und werden nicht selten beim Lerchenfange mit Nachtnetzen gedeckt.

Am Tage liegen sie meistentheils still oder suchen doch nur im dichtesten Holze auf den Dohnen- und Viehsteigen Aesung. Abends fallen sie hingegen, um ihren Appetit gemächlicher und besser stillen zu können, auf Wiesen, frisch gedüngte Aecker und Viehtriften, auch auf Krautfelder ein. Am letztgenannten Orte habe ich, obgleich das Holz ziemlich weit entfernt war, am Tage eine geschossen.

Sie finden ihre Aesung, indem sie den langen Schnabel bis an die Nasenlöcher in die Erde stecken — weidemännisch zu sprechen — stechen. In dieser Stellung bleiben sie oft Minuten lang, bis sich in dem aufgelockerten Boden das Gewürm u. dgl. regt, oder bis sie Witterung von den darin verborgenen Nahrungsmitteln bekommen. Schnell und mit Ungestüm schleudern sie dann das Untaugliche umher und erhaschen augenblicklich das, wonach ihnen gelüstet. Der verstorbene K. Slevogt hat in Hartigs Journ. f. d. Forst-, Jagd- und Fischereiwesen Jahrg. 1807, S. 797 einige dem Jäger nicht unwichtige Beobachtungen über die Nahrungsweise der Waldschnepfe mitgetheilt, wovon ich das Erheblichste hier auszugsweise liefere.

„Die Waldschnepfe fällt der Lieblingsnahrung halber auf feuchten Rasenplätzen (überall, wo der Boden feucht und locker ist), im Herbste bei anhaltender Dürre aber an den Suhlen oder an hier und da befindlichen Pfützen und Lachen ein. Man wird sie da oft bis gegen den halben Leib ins Wasser waden (? —) und nach Gewürm und Insekten suchen sehen. Ehe sie hierzu schreitet, sichert sie (späht nach allen Seiten) Minuten lang mit so großer Achtsamkeit auf alles in der Nähe Befindliche, daß jeder Versuch des sich noch so gut verborgen haltenden Jägers, in dem Zeitraume des Sicherns unbemerkt sich schußfertig zu machen, vergeblich seyn würde."

„Glaubt sie sich sicher, so sticht (bohrt) sie mit dem langen Schnabel (wie oben gesagt) in den Boden, läuft dann zu wiederholtenmalen, ein schnurrendes Getös ausgebend und mit den dieserhalb wahrscheinlich so hoch gestellten Augen die nächste Bodenfläche emsig beobachtend, im Kreise

herum. Kein durch das Getös aus der Erde hervorkommender Wurm entgeht ihrem Scharfblicke. Schnell zieht sie dann den Schnabel aus dem Bohrloche und den damit gepackten Wurm behutsam — um unverkürzt ihn zu erhalten — aus seinem Gange hervor. Kleinere verschluckt sie ganz, längere mit dem Schnabel in zwei oder mehrere Stücke getheilt."

Dergleichen trichterförmige Stichstellen (Bohrlöcher) wird man da, wo Schnepfen gern liegen, im Frühlinge wie im Herbste bei einiger Aufmerksamkeit nicht selten wahrnehmen können. Doch gesteht der Verfasser des gegenwärtigen Werkes, daß ihm das Glück nie so wohl gewollt hat, die Schnepfe bei der von Slevogt beschriebenen Procedur beobachten zu können.

§. 7.

Interesse, Leckerei und Jagdliebhaberei machen den Menschen zum bittersten Feinde dieses überall eifrig verfolgten, durchaus unschädlichen, ja, indem er manches schädliche Insekt aus dem Wege räumt, sogar nützlichen Vogels. Nächst dem Menschen thun den Alten die Füchse, den Jungen und Eiern aber alle Marder- und Wieselarten großen Abbruch. Den Nachstellungen der Raubvögel entgehen sie durch ihre Verborgenheit am Tage und durch ihre Nachtreisen meist glücklich.

§. 8.

Das Schnepfenwildbret ist in der That, vorzüglich im Herbste, so wohlschmeckend und gesund, daß man es nicht mit Unrecht dem meisten wilden und zahmen Geflügel vorzieht.

In der Regel wird die Schnepfe nicht ausgezogen (ausgenommen), sondern sie wird mit dem Gescheide gebraten, dabei aber die herausträufelnde fettige Feuchtigkeit und die Brocken — beides nennt man sehr unschicklich Schnepfendreck — auf gerösteten Semmelscheibchen aufgefangen, und so für einen Leckerbissen gehalten. In einigen Küchen zieht man sie auch aus, hackt das Gescheide klein,

vermengt es dann mit geriebener Semmel, Eiern und Petersilie, bratet dies alles in Butter und streicht es gleichfalls auf geröstete Semmelschnittchen.

Dem Schnepfenragout, welches, wenn es mit Burgunder, Citronen- und Orangensaft und gutem Gewürze recht gut zubereitet wird, allerdings zu den köstlichsten Speisen gehört, wird das Gescheide, klein gehackt, beigemischt.

Uebrigens sagt man, daß in den Gegenden, wo die Waldschnepfen häufig nisten, die frischen Eier derselben — wie an andern Orten die Kiebitzeier — unter die vorzüglichsten Delicatessen gerechnet, und besonders an den Fasttagen — wo solche statt finden — sehr theuer bezahlt würden.

§. 9.

Obgleich die Waldschnepfenjagd überhaupt, oder doch manche Art, dieselbe auszuüben, nicht geringe Mühe von Seiten des Jägers fordert und dennoch, in unsern Gegenden wenigstens, von Jahr zu Jahr weniger reiche Ausbeute gewährt; so wird sie doch von jedem rechtlichen Weidemanne, wie von der zahllosen Schaar wirklicher oder angeblicher Jagdliebhaber schon der Ehre wegen, welche mit dem Rufe, in der Nachbarschaft die meisten Waldschnepfen erlegt zu haben, verbunden ist, mit vorzüglicher Emsigkeit betrieben, um so mehr, da Jagdberechtigte das Wildbret derselben gar gern auf ihren Tafeln haben, minder wohlhabende aber den hohen Preis, welchen in ansehnlichen Städten der Wildbretshändler dafür zahlt, sehr in Anschlag zu bringen pflegen *).

An manchen Höfen erhält derjenige Jäger, welcher im Frühjahre oder Herbste das erste Stück einliefert, jedesmal eine besondere Belohnung.

Auf jeden Fall muß der, welcher die Schnepfenjagd

*) Man zahlt an manchen Orten im Frühjahre für das Stück zwanzig Groschen bis einen Thaler, im Herbste noch mehr.

ausüben will, ein geübter Schütze, im Besitz eines guten, kurz suchenden Hühnerhundes und an Strapazen gewöhnt seyn; auch darf er, im Frühjahre vorzüglich, Nässe nicht zu scheuen Ursache haben.

Gute Wasserstiefeln erleichtern das Geschäft; mehr noch, meiner Meinung nach, tüchtige Schuhe und Kamaschen.

Die Flinte wird mit Schrot Nr. 5. geladen. Manche Jäger mengen Nr. 4 und 5, jedes zur Hälfte, durch einander. Der Verfasser ist weder bei dieser, noch bei irgend einer andern Jagd ein Freund von dergleichen Gemengsel.

§. 10.

Angenehm und belohnend zugleich ist im Frühjahre auf dem Striche der Anstand in solchen Gegenden, wo zu dieser Jahreszeit die Waldschnepfen häufig ziehen *) und einfallen.

Zu dem Ende begibt man sich ungefähr Abends nach

---

*) Auf den Gütern, welche meine Familie an der hessenischen Grenze sonst besaß, war noch vor einigen und zwanzig Jahren der Strich so vortreflich, daß ich selbst in einem Abende zwölf- bis sechzehnmal geschossen habe — als Anfänger damals, leider! oft ohne Erfolg. Von Jahr zu Jahr fielen von jener Zeit an weniger Waldschnepfen ein, so daß ich etwa zwölf Jahre später selten mehr als zwei Schüsse an einem Abende oder Morgen anbrachte.

Es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, woher die allgemein bemerkbare Verminderung der Sumpf- und Wasservögel überhaupt, vorzüglich aber die der Waldschnepfen rühre. Vermehrte Thätigkeit, zunehmende Geschicklichkeit der Jäger, oder Anwendung unrechter Mittel bei der Jagd sind gewiß nicht Schuld daran! Wenn es aber wahr ist, daß manche Religionsverwandte und andere Leckermäuler auf die Eier fast aller Sumpfvögelarten und besonders dieser einen gar hohen Werth setzen, so kann dies allerdings dazu beitragen. Ein anderer Grund mag wohl in der wenigen Achtsamkeit der Schützen liegen, denen es entweder an Ueberlegung oder Ruhe fehlt, beim Schnepfenanstande es so viel als möglich zu vermeiden, ein Weibchen zu erlegen. Die Abnahme der bei uns anbringenden Wasser-Federwildarten suche ich vorzüglich in den trocknen Jahren, die seit geraumer Zeit auf einander gefolgt sind, so wie in der Urbarmachung großer Sümpfe. Schon auf dem natürlichen Wege wird dadurch das Brutgeschäft gestört; mehr noch aber geschieht dies durch das unleidliche, so sehr erleichterte Aufsuchen und durch das muthwillige Zerstören der schon bebrüteten Eier, worin unsre liebe Bauerjugend so sehr excellirt!

sechs Uhr und Morgens vor Tagesanbruch in solche Gegenden des Reviers, wo der Strich am besten zu seyn pflegt. Da wählt man einen Stand, von welchem aus auf gehörige Weite nach allen Seiten, von großen Bäumen ungehindert, geschossen werden kann.

Ohne gerade sich sehr zu verstecken, erwarte man hier die laut herankommenden Schnepfen, schieße, wenn man eine einfache Flinte führt, nie von vorn, halte, wenn dies geschieht, eine gute Hand breit vor die Schnabelspitze, wenn sie aber seitwärts fliegen, auf die Schnabelspitze und lasse, wenn von hinten geschossen werden muß, den Unterleib des Vogels aufsitzen, d. h. ziele so, daß man diesen auf dem Korne hat *).

Da es in der Dämmerung sehr schwer hält, die herabstürzende Schnepfe zu finden, weil, wie oben gesagt, ein großer Theil ihres Gefieders dem trocknen Laube und der Erde selbst gleich gefärbt ist; so gewährt es unverkennbaren Vortheil, einen Hühnerhund auf dem Anstande bei sich zu haben, welcher gut findet und im Apportiren zuverlässig ist, um so mehr, da selbst der beste Hund nicht leicht von der nur seit einer Stunde verendeten Witterung bekommt.

Gleich in den ersten Tagen des Strichs bemerkt auch der bis dahin noch ungeübte Hund so genau, worauf es abgesehen ist, daß er den Kopf oft noch eher, als der Schütze irgend etwas hört, dahin wendet, wo er den Laut der Schnepfe vernimmt. Mir, dem Verfasser, kam bei dieser Gelegenheit ein ganz eigener Fall vor. Ich schoß nehmlich, indem mein Hund neben mir saß, auf eine Waldschnepfe. Nie ging er sonst irgend einer Wildart eher nach, bis er Befehl dazu erhielt. Diesmal mochte er vielleicht einige zerschossene Federn abstieben sehen und mer-

*) Warum ich sonst vom Vorhalten beim Schießen kein Freund bin und unter welchen Umständen ich es allenfalls nur billige, darüber werde ich mich nicht nur bei einigen andern Federwildarten, sondern auch vorzüglich in dem Kapitel des ersten Anhanges zum dritten Theile, welches von der Bildung eines guten Schützen handelt, aussprechen.

ken, daß er im Finstern den fortziehenden, verwundeten Vogel nicht ausmachen würde, wenn er ihn nicht so lange in den Augen zu behalten suchte, bis er herabfiele. Er eilte daher, ungeachtet ich, in der Meinung fehlgeschossen zu haben, ihn pfeifend abrufen wollte, unaufhaltsam nach. Hitzig, wie ich zu der Zeit war, und, leider! noch zuweilen bin, war ihm nun schon harte Strafe zugedacht. Während seiner Abwesenheit fing ich an, das Gewehr zu laden; noch vor Beendigung dieses kleinen Geschäftes kam der Hund zurück. Etwas abgekühlt durch den Verzug, redete ich ihn nur hart verweisend an. Statt daß bei andern ähnlichen Gelegenheiten das gute Thier, seinen Fehler bereuend, sich demüthigte, ging es, während ich die Augen immer in die Luft gerichtet hatte und horchte, ob vielleicht eine andere Schnepfe herankäme, ruhig um mich herum, ohne sich durch den Zuruf: lege dich! irren zu lassen. Noch ehe ich durch die ungewohnte Widersetzlichkeit in Harnisch gebracht werden konnte, vernahm ich den schniffelnden Ton, welchen die Hunde ausgeben, wenn sie etwas im Maule haben, ich blickte herab und, siehe da! meine brave Manille bot mir die gefundene, noch nicht verendete Schnepfe dar *).

Ziehen mehrere Schnepfen dicht hinter einander her, oder stechen sie gar; so schieße man nie auf die vorderste, denn diese ist allemal das Weibchen, jede folgende aber ein Männchen. Würde beim Schnepfenstrich auf diesen geringfügig scheinenden Umstand überall mehr Rücksicht genommen; so könnte schon dadurch zur größern Vermehrung dieser so geschätzten Federwildart mitgewirkt werden. Auch kann ich es überhaupt nicht bergen, daß mir der Jäger verächtlich ist, welcher bei der Jagd auf unschädliche Zugvögel nicht eben so genau auf möglichste

*) Obenstehendes Jagdgeschichtchen steht nur deshalb da, um den ungeübteren Jäger von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sowohl bei alten als jungen Hunden äußerst aufmerksam auf den geringsten Umstand seyn zu müssen, in so fern er nicht wagen will, selbst den besten, durch strafen zur Unzeit zu verderben.

Schonung des weiblichen Geschlechts Bedacht nimmt, als bei der auf Standwild.

§. 11.

Eine andere bekannte Art, auf Waldschnepfen zu jagen, ist die Suche mit dem Hühnerhunde. Man verfährt dabei eben so, wie bei der auf Hasen im Gesträuche. Daß, wie dort, der Hund ganz kurz suchen, vollkommen Appell haben, durchaus gehorsam seyn und gar nicht jagen darf, versteht sich von selbst. Wie er hierzu gearbeitet wird, lese man im 28. Paragraphen des nächstfolgenden Kapitels nach.

Die beste Zeit zum Suchen geht Vormittags um neun Uhr an und dauert bis ungefähr Nachmittags um drei Uhr; denn früher Morgens und später gegen Abend hält, im Frühjahre wenigstens, diese Schnepfenart selten den Hund, und noch viel weniger den Schützen aus.

In der ersten Zeit des Schnepfenzuges wird man, wie schon oben gesagt, die Waldschnepfe immer im jungen Nadelholze, und da wieder im Gegenscheine an einem Berghange, obwohl nur einzeln, zu finden hoffen dürfen; späterhin fällt sie im Frühjahre am liebsten in den nässigsten, im Herbste in den mit Birken besetzten erhabnern Bezirken eines Reviers ein.

An jedem Tage fange man in den acht- bis zwölfjährigen Niederwaldschlägen, oder in Distrikten von gleicher Höhe, welche aus dem Samen erwachsen sind, zu suchen an, gehe dann in die ältern und zuletzt in die jüngsten. Der Fall ist mir öfter vorgekommen, daß ich einen ganzen halben Tag hindurch wenig ausrichtete, und nachher in den drei- bis sechsjährigen Schlägen viele Schnepfen fand. Witterung und Zufall machen, daß sie heute lieber hier, morgen lieber dort einfallen. Nie gehe man bei einem dicken Dornen- oder sahlweidenen Strauche ohne Aufmerksamkeit vorüber, denn, wie schon oben gesagt, liegen sie am liebsten in solchen.

Schon um dem Hunde desto leichter Witterung zu

verschaffen, ist es nöthig überall gegen den Wind zu suchen; dies hat aber auch noch den Vortheil, daß die Schnepfe desto besser aushält, weil sie gegen den Wind sich nur schwer heben kann, und wenn sie ja gezwungen aufsteht, desto eher wieder einfällt. Auf die Einfallsstelle muß der Jäger vorzüglich Acht haben, um die Schnepfe wiederfinden zu können. Gerade dahin ihr nachzugehen, ist nicht rathsam; denn, einmal rege gemacht, hält sie gewöhnlich besser, wenn man von einer andern Seite kommt, wahrscheinlich deshalb, weil sie da, wo sie einfällt und sich drückt, jedesmal das Gesicht dahin wendet, wo sie gestört ward. Ich verdanke diese Bemerkung einem alten, braven Jäger und habe sie oft bestätigt gefunden.

Steht der Hund vor der Schnepfe, wobei er gewöhnlich die Positur macht, wie vor Hühnern; so kreise man in solchem Gehölze, wo man überall hinschießen kann, bis man sie erblickt (fast immer werden, wie schon oben gesagt, ihre großen Augen an ihnen zum Verräther), und schieße, wo immer möglich, im Sitzen. Wäre aber das Holz sehr geschlossen bestanden, so suche man während des Kreisens einen Standpunkt, von wo aus nach allen Richtungen zu schießen ist, welche sie nehmen könnte, und lasse dann den Hund einspringen, oder werfe, wenn er dazu nicht gewöhnt ist, abgebrochene Zäckchen in die Gegend, wo die Schnepfe muthmaßlich liegt.

Im Stangenholze braucht sie immer einige Momente, um, da sie anfangs immer fast senkrecht sich erhebt, durch die Aeste bis ins Freie zu gelangen. Der geübtere Schütze wird diese gute Gelegenheit zum Schießen nicht ungenützt entschlüpfen lassen, im Freien hingegen sich nicht übereilen, sondern erst dann drücken, wenn er sie in der gehörigen Schußweite von 30 bis 40 Schritten genau auf dem Korne hat.

Haben sich mehrere Jäger zu dieser Jagd vereinigt, so müssen diese in dem abzusuchenden Bezirke sich nicht weiter aus einander ziehen, als daß jeder seine Nachbarn im Auge behalten kann, auch im Fortsuchen stets gerade Linie zu halten suchen. Hat einer geschossen, so müssen alle übrige

so lange still stehen bleiben, bis dieser mit Laden fertig ist und durch den Zuruf: Fort! das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gibt. Man wird ohne Erinnern einsehen, daß dies alles zu den Sicherheitsmaaßregeln gegen Schußverletzungen gehört.

Sehr vortheilhaft ists, wenn einige der gelassensten Schützen sich auf eben die Art, wie im künftigen Paragraphen angezeigt werden wird, vorstellen können, während die übrigen suchen. Sobald vor einem der letztern eine Waldschnepfe aufsteht, wird solches durch den Ruf: Tirez haut! oder: Schnepfe hoch! den übrigen kund gethan, jeder aber, der sie gewahr wird, muß, wenn er auch nicht schießen kann, doch des Wiederaufsuchens wegen auf den Einfall genau Acht haben. Daß die Suchenden nicht den Vorstehenden, und diese jenen nicht entgegenschießen dürfen, wenn die Schnepfe nicht mehrere Schuh über das Holz erhoben fliegt, wird jedem ohne Weiteres einleuchten.

§. 12.

Endlich wird auch die Jagd auf Waldschnepfen in Gehölzen, die zu dicht bestanden sind, um in der Suche schießen zu können, durchs Treiben mit desto glücklicherm Erfolge ausgeübt, je häufiger sie in der Gegend, wo getrieben werden soll, einzufallen pflegen; je mehr man bei der Wahl der Schützen auf Qualität, als auf Quantität Rücksicht nimmt, und je mehr geräumte Wege und lichte Plätze im Holze befindlich sind, welche zum Vorstellen benutzt werden können.

Da bei dieser Jagd nur kleine Bezirke auf einmal abgetrieben werden können, so bedarf man dabei keiner großen Anzahl von Jagdleuten. Ein Anführer und fünf bis sechs Knaben von zehn bis vierzehn Jahren reichen vollkommen hin. Letztere ziehe ich deshalb bei allen Holzjagden den Erwachsenen vor, weil es ihnen natürlich weit weniger schwer wird, sich in den Dickungen durchzuarbeiten, und weil sie gewöhnlich ihr Geschäft eifriger, gleichsam mit Leidenschaft betreiben, auch dem Führer eher Folge leisten.

Besser ists auf jeden Fall, besonders im Herbste, die Treiben mit dem Winde zu nehmen, weil, wie schon erwähnt, die Schnepfe lieber vorwärts und bei entgegengesetzter Einrichtung eher auf den Flügeln, als auf die vorstehenden Schützen hinausgeht. Läßt es jedoch die Zahl dieser zu, Haken zu stellen; so hat man nicht Ursache, auf dieses alles so sehr zu achten, als auf freie Standpunkte derselben.

Um die Schnepfen aufzujagen, können die Treiber sich entweder der Klappern, wie bei der Hasenjagd, bedienen, oder sie dürfen nur im Gange fleißig mit den Füßen stampfen und laut Pr! Pr! — auch jedesmal, wenn eine vor ihnen aufsteht, augenblicklich Schnepfe hoch! rufen. Ob aufmerksamen Jägern, welche bei dieser Gelegenheit die Augen immer in die Höhe gerichtet haben werden, zwar auch ohnedies nicht leicht eine unbemerkt entwischen kann; so ists doch gut, wenn ein Nachbar dem andern das Herannahen derselben auf gleiche Weise, oder durch das gewöhnliche Tirez haut! anzeigt.

Die Schützen sowohl, als die Treiber müssen der fortziehenden Schnepfe so lange als möglich nachsehen, um den Einfall zu beobachten.

Bei dem Treiben wie bei der Suche darf ein Bezirk des Reviers, wo man Schnepfen fand, nicht eher ganz verlassen, sondern es muß jede einzelne Abtheilung desselben so lange immer wieder abgejagt werden, bis keine mehr vorhanden ist.

Mir sind Fälle vorgekommen, daß man den ganzen Tag auf einem Distrikte beschäftigt war, der in einer halben Stunde zu umgehen war. Auf einem solchen erlegten vier Schützen einst im Anhalt-Dessauischen achtzehn Stück, und gewiß blieben noch fünf bis sechs übrig, als der Abend der Jagd ein Ende machte.

Noch ist zu bemerken, daß es unnütz seyn würde, sich am Abende des Tages, an welchem eine Gegend abgetrieben oder abgesucht ward, in derselben anzustellen, weil die ja noch vorhandenen Schnepfen zu ermüdet sind, als daß sie zum Streichen Lust haben könnten.

Gewöhnlich aber ist dann der folgende Morgenzug sehr gut.

§. 13.

Da in der Regel jedem Jäger und Jagdinhaber aus den oben angeführten Gründen daran gelegen ist, seinem Nachbar in Rücksicht der Zahl der erlangten Waldschnepfen den Rang abzulaufen; so dachte man schon von Alters her auf Mittel, dieser Federwildart auch durch den Fang Abbruch zu thun.

Eigentlich sollte dies freilich im Frühjahre nicht geschehen, weil bei aller Vorsicht schon durch das Schießen manches Weibchens der Vermehrung Eintrag geschieht. Im Herbste hingegen muß der Jäger den Fang desto weniger vernachlässigen, je mehr durch Suchen und Treiben — der Anstand findet zu dieser Jahreszeit mit gutem Erfolge nicht statt — das andere Wildbret beunruhigt wird. Beiläufig will ich hier der Fangarten nur erwähnen, welche mir nicht zweckmäßig oder zu kostbar scheinen, ausführlich aber in der Folge die beschreiben, welche, ohne Aufwand zu verursachen, wirklich Vortheil gewähren.

Zu den ersteren rechne ich vorzüglich die Anwendung der Stoß- und Klebegarne, auch Hochnetze genannt, welche, meiner Meinung nach, deshalb weder Mühe noch Kosten lohnen können, weil die Waldschnepfen im Frühjahre, wo diese Garne doch nur anwendbar sind, in unsern Gegenden wenigstens, höher zu ziehen pflegen, als daß sie im Netze gefangen werden könnten *).

Eben so wenig leisten mir die in Döbels Jägerpraktik, Th. 2. p. m. 175. beschriebenen Fallen Genüge, theils weil sie nicht so leise gestellt werden können, daß die Schnepfe die Zunge abzutreten vermöchte, theils weil sie oft zufällig über diese wegschreiten würde, ohne sie zu berühren.

---

*) Von dieser Garnart ein mehreres im folgenden Kapitel.

§. 14.

Wo die Waldschnepfen häufig einfallen, kann man sich mit vielem Nutzen der Steckgarne *) zum Fange bedienen.

Man stelle sie zu dem Ende — besonders an nebeligen Tagen — auf der Seite eines, den Bezirk, wo man einige zu treffen vermuthet, durchschneidenden Weges, welchs dem zuerst abzutreibenden Theile zugekehrt ist, im Zickzack oder winkelig unter den Sträuchen herum. Dann begebe man sich mit einigen Knaben dahin, wo, den Garnen gegenüber, das Treiben angelegt werden soll, und lasse sie dann, öfters mit den Füßen auf die Erde stampfend, gerade auf den Stellweg losgehen. Wählt man zu diesem Geschäfte die Mittagsstunden nicht, und läßt man die Knaben im Treiben recht langsam gehen; so wird die Schnepfe nicht nur nicht aufstehen, sondern auch, dem Gepolter ausweichend, vorwärts und ins Garn laufen.

Wo man vor Raubthieren und menschlichen Unholden sicher ist, können auch die Steckgarne aufs bloße Ungefähr hin in Dickungen, vorzüglich auf Vieh- und Wildbretssteigen (auch quer über diese weg), nur so viel als thunlich, winkelig gestellt werden. Dort lasse man sie Tag und Nacht stehen, besuche sie aber täglich zweimal und trockne sie einen Tag um den andern in der Sonne ab.

§. 15.

Mit nicht geringerem Vortheile werden auch Laufdohnen gestellt.

Die besten Dienste leisten sie, wenn sie auf folgende Art verfertigt werden:

Man nimmt einen etwa 3′ langen, fingerstarken sahlweidenen oder haselnen Stock und schneidet an beide Enden Spitzen. Dann biegt man selbigen, oben möglichst flach gerundet, in Form eines gemeinen Dohnenbügels so

---

*) Ueber Beschaffenheit, Verfertigung und weitere Anwendung derselben lese man im nächstfolgenden Kapitel §. 34, lit. D; auch §. 47 nach.

zusammen, daß er oben, wo die Rundung aufhört, und unten an den Spitzen gleichweit aus einander steht, und bewirkt endlich durch einen an beiden Schenkeln, 5″ von den Spitzen herauf, fest angeschleiften Bindfaden, daß der Bügel die angegebene Form behält. Hierauf macht man gewöhnliche Dohnenschleifen *) von sieben bis acht schwarzen, möglichst langen Pferdehaaren, sticht in der Mitte der Bügelrundung, auch da, wo die Rundung am Schenkel aufhört, von unten nach oben eine möglichst kurze Spalte vermittelst eines dünnen Messers durch, zieht durch jede derselben eine Schleife von oben nach unten ein, und stellt diese so auf, daß durch die drei Oesen der freie Raum zwischen den Bügelschenkeln nicht nur ausgefüllt ist, sondern daß auch die Seitenrundung der einen die der nebenstehenden noch ein wenig überdeckt.

Von den im dichten jüngern Holze, wo keine Hutung statt findet, vorhandenen Wild- und andern nicht sehr begangenen Stegen wird zu Anfange des Schnepfenzuges alles Laub weggerecht und aller Rasen erforderlichen Falls weggeschaufelt. Dann steckt man die Dohnen quer über dieselben bis an den Bindfaden, welcher die Schenkel zusammenhält, in die Erde, so daß jede Schleife etwa 3½ bis 4″ über dem Boden hängt.

Will man des Fanges gewisser seyn und den Schnepfen das Ausweichen von dem Stege verwehren; so belegt man ihn an den Seiten mit dürrem Reisig, oder man macht einen kleinen Flechtezaun oder stellt schwache Horten von gleicher Höhe mit den Bügeln, wenn sie in der Erde stecken, zu beiden Seiten des Steges auf. Am Eingange wird dann eine Laufdohne eingesteckt, welche den leeren Raum zwischen dem Zaune einnimmt; diesen führt man nun fünf bis sechs Ellen fort, setzt an das Ende gleichfalls eine Dohne, unterbricht die Seitenvermachung etwa um 4 bis 6′, legt dann wieder eine gleiche Abtheilung des Schnepfensteges an und fährt auf ähnliche Weise fort, so weit man es für gut findet.

---

*) S. Krammetsvogelfang.

Noch besser habe ich die Einrichtung gefunden, wenn man den Zaun so weit auf dem gekehrten Stege fortführt, als er gehen soll, am Ein- und Ausgange aber die Flügel desselben etwas breiter werden läßt, da auch den Rasen weghackt und den Boden aufharkt, auch bei trocknem Wetter im Herbste stark begießt. Da, wo nun der eigentliche Fangsteg angeht und der Zaun sich hinlänglich verengert, wird die erste Dohne querüber gestellt. Etwa von 12 zu 12′ läßt man an den Seiten des Zaunes Lücken, welche wieder mit Laufdohnen ausgefüllt werden; nach diesen hin führt man aber wieder kurze Eingänge von 4 bis 5′ Länge, von denen gleichfalls der Rasen abzustechen ist.

Statt der Zäune kann man sich auch der spiegelich gestrickten, 10″ hoher, 8′ langer Garne, deren Maschen 2″ ins Gevierte halten, bedienen, immer zwischen je zwei dieser Netzstücken Laufdohnen einbinden, und mit diesen Garnen den Steg auf beiden Seiten der Länge nach bestecken, auch den Aus- und Eingang mit besondern Laufdohnen verstellen. Längs diesem Geleiter wird die Schnepfe, welche den frisch gekehrten Steg sieht, hinlaufen, bis sie an der ersten Dohne einen Eingang zu finden glaubt und sich in den Schleifen fängt.

Diese mit eingebundenen Dohnen unterbrochenen Spiegelgarne vertreten vollkommen die Stelle der Steckgarne beim Schnepfentreiben, vorzüglich wenn sie im Dickicht recht im Zickzack herumgesteckt werden; man kann sogar überzeugt seyn, daß Schnepfen und Hühner noch leichter darin sich fangen.

Fänden sich an Orten, wo Schnepfen gern einfallen, nicht zufällig Stege; so bereite man sie schon im August oder September durch Wegschaufeln des Rasens und beständiges Aufkratzen mit dem Rechen (der Harke). Wer dann die Mühe nicht scheut, kann sich gewiß viel Vortheil versprechen, wenn bis zur Fangzeit je zuweilen frischer Kuh- und Pferdemist auf den Triften gesammelt, über den Steg verbreitet, und nur erst, wenn der Fang eingerichtet ist, weggeharkt wird, weil dadurch der Boden immer locker und feucht bleibt, auch Käfer und

Würmer — Lieblingsäsung der Schnepfen — sich hinziehen.

Weder in noch außer der Fangzeit darf man abgefallenes Laub auf solchen Stegen dulden.

Daß übrigens da, wo der Schnepfenfang exercirt werden soll, vorher Raubthiere und Raubvögel möglichst vertilgt, dennoch aber in der Fangzeit die Stege und Laufdohnen wenigstens Vormittags und gegen Abend besucht werden müssen, versteht sich von selbst.

Da der Herbstzug der Waldschnepfe mit dem der Krammetsvögel zusammentrifft; so kann man die Dohnenstege selbst, wie die Gegend um dieselben herum, zur Einrichtung der Schnepfenstege benutzen.

Viertes Kapitel.

Vom Rebhuhne.

Perdix cinerea, (*Latham*) *).

---

§. 1.

Eine ganze aus dem Hahne (dem Vater), der Henne (der Mutter) und den Jungen (den Kindern) bestehende Familie dieser Federwildart heißt an den meisten Orten in der Jägersprache ein Volk, an andern eine Schaar oder eine Compagnie. Hier und dort bedient man sich auch wohl, als gleichbedeutend, der Ausdrücke: Kette oder Kitte, jedoch nicht mit Recht; denn der erstere kommt vor-

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. B. 2. K. 5; desselben ornithologisches Taschenb. Th. I. S. 242; Meyers Taschenb. Th. I. S. 303.

züglich den Haselhühnern, Schneehühnern und weißen Waldhühnern zu, der letztere hingegen wird in vielen Gegenden nur vom wilden Wassergeflügel und besonders von Enten und Gänsen gebraucht.

Den Hahn nennen Einige — vorzüglich die, welche das Volk mit dem Namen Compagnie belegen — Corporal.

Wenn Rebhühner irgendwo einzeln oder volkweise beisammen sitzen, so heißt das: sie liegen da.

Wenn sie auffliegen, sagt man: sie stehen auf; wenn sie tief über der Erde fortgehen: sie streichen oder ziehen; wenn sie höher steigen: sie stieben; wenn sie sich auf der Erde niederlassen: sie fallen ein. Geschieht letzteres, um an einem Orte Nahrung zu suchen, so fallen sie auf die Weide oder auf das Geäse; sie weiden und äsen deshalb auch, sie fressen nicht.

Stehen sämmtliche Individuen eines Volkes einzeln oder zugleich auf, fallen aber nicht an einer Stelle, sondern vereinzelt wieder ein; so sagt man: das Volk hat sich gesprengt.

Der Locklaut wird durch Ruf bezeichnet; er ist das Wiedervereinigungszeichen für das gesprengte, oder aus einander gelaufene Volk.

Lager (das) ist die Benennung einer kleinen, durch gemeinschaftliche Anstrengung ausgekratzten Vertiefung, in welcher das Volk — bis auf ein gemeiniglich als Wache ausgestelltes Individuum — längere oder kürzere Zeit, gleichsam auf einen Haufen zusammengedrängt, sich aufhält.

Gebreche *) (das) nennt man die Exkremente, welche man gewöhnlich im Lager findet.

Wenn Rebhühner sich im trocknen, lockern Felde, oder im Sande, nach der gemeinen Sprache, baden; so sagt der Weidemann: sie stauben sich.

---

*) Dieser Ausdruck wird auch von Einigen synonym mit Lager gebraucht.

Wenn ein Hahn im Frühjahre mit einer Henne sich vereinigt und beide, vom übrigen Volke getrennt, isolirt zu leben anfangen; so heißt das: die Hühner fallen zu Paaren, oder sie paaren sich.

Der große braune Flecken auf der Brust, durch welchen der Hahn von der Henne in der Farbe vorzüglich unterschieden ist, wird Schild genannt. Hiervon ist auch der Ausdruck schildern hergenommen, welcher von jungen Rebhühnern gebraucht wird, wenn sie im vierten Monate ihres Alters die Farben am Gefieder bekommen, an welchen jedes Geschlecht, das männliche und weibliche, zu erkennen ist.

§. 2.

Das Rebhuhn wird auch Feldhuhn, Rufhuhn, Wildhuhn genannt.

Allen systematischen Eintheilungen zu Folge wird es zu den hühnerartigen Vögeln gerechnet, welche bekanntlich eine eigene Ordnung oder Abtheilung bilden. Nach Linné macht es eine Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao) aus; in allen übrigen in der Einleitung zum ersten Theile des gegenwärtigen Werkes aufgestellten Systemen ist es unter der Gattung Feldhuhn (Perdix) begriffen und gibt ihr den Namen.

§. 3.

Diese Federwildart gedeiht nur unter gemäßigten Himmelsstrichen, verträgt aber immer noch eher einen höhern Grad von Hitze als von Kälte. Eigentlich einheimisch ist übrigens das gemeine Rebhuhn nur in den europäischen, asiatischen und in einigen amerikanischen Ländern, die sich eines milden oder doch nicht ganz strengen Klima zu erfreuen haben *)

Um die Stärke (Größe) desselben bestimmter, als es

*) In Nordamerika fand mein oben erwähnter Freund daher nie ein Rebhuhn. Man belegt dort das Haselhuhn (Tetrao Bonasia), auf [illegible] fälschlich mit dem Namen Perdrix.

gewöhnlich geschieht, angeben zu können, mag hier gleich die Anzeige ihren Platz finden: daß in den 36 Jahren, während deren ich mich fast unausgesetzt theils aus Beruf, theils zum Vergnügen mit der Jagd beschäftigte, ich in verschiedenen Gegenden Teutschlands zwei Familien dieser Art bemerkt zu haben glaube.

Beide unterscheiden sich in den Gefiederfarben gar nicht, oder doch nur unmerklich, wohl aber in der Stärke und Lebensweise. Denn die stärkere hat 12½″ Länge und 18½″ Breite und ist ausgemachtes Standfederwild, das sich nur der Jahreszeit nach aus einem Theile des Revieres, wo es einheimisch ist, in den andern zieht, und blos durch unnachlässige Beunruhigung oder andere weiter unten anzugebende Veranlassungen dahin gebracht werden kann, daß es den einmal gewählten Aufenthalt ganz verläßt.

Die andere kleinere, welche sowohl in der Länge als in der Breite beinahe 2″ weniger mißt, scheint gewissermaßen ein Strichvogel, d. h. ein solcher, der kleinere Reisen als der Zugvogel macht, zu seyn.

Nie habe ich diese in unsern flachen Gegenden früher, als gegen das Ende des Monats Oktober und im November, dann immer in sehr starkzähligen Völkern, bei diesen aber oft mehr als eine alte Henne, und einen alten Hahn gefunden. Sehr oft traf ich sie in Bezirken des Revieres an, wo vorher keine Rebhühner gelegen hatten, doch selten länger, als drei bis vier Tage nach einander und gemeiniglich dann nicht wieder *). Diese Bemerkungen veranlassen mich zu glauben, daß diese kleinere Art in Gebirgsgegenden, vorzüglich da, wo der Weinbau stark betrieben wird, niste. Dort bleiben die aus einzelnen Familien bestehenden Völker vielleicht so lange ruhig, bis rauhere Herbstwitterung sie den baldigen Eintritt des Winters ahnden läßt, oder bis sie durch die mit der Weinlese verbun-

*) Einigemal habe ich sie indessen auch noch in der Schneehaube gefangen, aber nur bei sehr früh eingetretenem Winter.

dene Unruhe vertrieben und gezwungen werden, gemäßigteres Klima und Gelegenheit zur volleren Winteräsung auf der Ebene zu suchen.

Nach diesen Vorausschickungen mag nun die genauere Beschreibung des äußern Ansehens und der Farbenauszeichnungen des Männchens sowohl als des Weibchens und der Jungen folgen.

a) Das Männchen. An dem beinahe 1″ langen, scharfen, bläulich ins Olivenfarbene spielend, gefärbten Schnabel überdeckt der bauchig erhabene obere Theil den untern an den Seiten. Der Augenstern ist rothbraun. Unter den Augen zieht sich ein hochrother, warziger, kahler Streif weg, und bildet hinter denselben ein spitzwinkliges Dreieck. Von der dunkel orangerothen Stirn dehnt sich ein eben so gefärbter Strich über die Augen bis in den Nacken aus. Ueber diesem läuft ein aschgrauer bis eben dahin. Der olivenbraune, mit gelblichweißen, feinen, einzelnen Längestreifen gezeichnete Scheitel hat eine feingetüpfelte schwarze Einfassung. Schön aschgraues, sehr schwach mit Schwarz durchwelltes Gefieder bedeckt den Hinter- und Vorderhals bis zum Rücken und bis auf die Hälfte der Brust herab; nur am Hinterhalse zeigt sich eine wenig in die Augen fallende Mischung von Rostgelb. Aschgrau mit Goldgelb gemischt ist des Rückens Hauptfarbe, auf welcher feine schwarze und stärkere schwarzbraune Querlinien sichtbar werden. Eben so, nur mit einzelnen breiten kastanienbraunen Streifen gezeichnet, erscheinen die Steiß- und langen obern Deckfedern des keilförmigen, gewölbten, aus achtzehn kleinen Federn bestehenden Schwanzes. Von diesen sind die vier mittelsten wie die erwähnten Deckfedern, die übrigen aber bis an die rostgelben, schwarzbespritzten Spitzen dunkel gelbroth gefärbt. Jede einzelne übrigens rostfarbene Schulter- und Deckfeder der Oberflügel ist der Länge nach mit feinen schwarzen Querlinien und einem großen rothbraunen Flecken an der innern Fahne besetzt und ununterbrochen schwarz eingefaßt. Die einwärts gekrümmten dunkel braunen Schwungfedern haben hell rostfarbene Querbänder, welche an den hintern dunkelbraun bespritzt sind.

Das schön kastanienbraune Schild steht mitten auf der Unterbrust, und nicht mit Unrecht vergleicht man die Gestalt desselben mit der eines — freilich gegen die Länge etwas zu breiten — Hufeisens, dessen hohler Theil nach unten gekehrt ist. Auf dem hell aschgrauen Gefieder der Seiten stellen sich schwarze feine Querstreifen und roth-braune Querbinden dar.

Der weiße Bauch ist schwärzlich gefleckt, der After röthlichweiß. Der auswärts stehende Theil der Schenkel hat rothgraues, überall schwarz gesprickeltes und weiß gestreiftes Gefieder, der einwärts gekehrte durchaus röthlichweißes.

Die fast 2″ hohen Schienbeine sind mit bräunlich fleischfarbener, geschuppter, die Zehen mit etwas dunklerer Haut überzogen. Bei zunehmendem Alter gehen diese Farben fast in Schwarz über. Die Nägel sind horngrau.

b) Das Weibchen. An ihm ist der kahle Warzenflecken unter den Augen schmäler und weniger lebhaft gefärbt, der Scheitel rostbraun, mit eirunden weißgelben Sprickeln besetzt, der Rücken überhaupt dunkler als am Hahn und der bei diesem rothbraune Flecken auf den Schulter- und Flügeldeckfedern schwarzbraun.

Das Schild fehlt an einigen — nach der Meinung mehrerer Jäger an sehr alten Hennen — ganz, an den meisten aber sieht man an dessen Stelle einen oder einige unzusammenhängende braune rundliche Flecken.

Der Schwanz besteht aus hell rostfarbenen Federn. Er ist das Kennzeichen, an welchem man im Fluge die Henne vom Hahn am leichtesten unterscheidet, weil er um vieles heller und überall gleich gefärbt ist, und weil ihn ersteres, bis zum Spätherbste wenigstens, fast immer etwas ausgebreitet hält.

c) Die Jungen. Ihr Unterleib ist in den ersten Wochen ihrer Existenz mit wolligen röthlichen Federn besetzt; die ganzen Stände sind an den kahlen Stellen gelb behäutet. Nach und nach bekommt das Gefieder immer mehr Aehnlichkeit mit dem der Alten; die Stände werden grüngelblich; der Schnabel bleibt das ganze erste Jahr

hindurch hornbraun. Bis sie, gewöhnlich im September, zu schildern anfangen, wird das junge Männchen an dem, wie am alten Weibchen, gesprickelten Kopfe und Oberhalse erkannt; auch sind die Gefiederfarben durchaus heller, als an den alten Rebhühnern. Ist diese Periode vorüber, und sind die Jungen vollkommen ausgewachsen; so erkennt man zwar wohl am Schnabel und an der Haut der Stände, daß sie noch im ersten Jahre ihres Alters stehen, außerdem aber unterscheidet sich, wie einige Jäger behaupten, das junge Männchen und Weibchen von den Alten einzig und allein durch die vorderste spitzige Schwungfeder jedes Flügels, welche beim Mausern *) des folgenden Jahres eine abgerundete Form annehmen soll **).

Auch bei dieser Federwildart gibt es mancherlei Farbenvarietäten. Bechstein führt an

a) das weiße Rebhuhn. Es erscheint reinweiß, oder grauweiß, oder gelblichweiß, mit graulicher Schattirung an einem oder dem andern Körpertheile.

b) Das bunte oder gescheckte, welches weiße Flecken oder Theile hat. Auch gibt es gelbroth- und schwarzgefleckte.

c) Das Rebhuhn mit dem weißen Halsbande, übrigens wie gewöhnlich gefärbt; auch mit weißem Unterleibe und bräunlich aschgrauem, schwarz gestricheltem Halse ***).

---

*) Alle Vögel verwechseln jährlich — die meisten Arten einmal im Julius und August, einige aber zweimal im Frühjahre und Herbste — ihr altes Gefieder mit neuem. Man nennt dies mausern. Jeder Vogel befindet sich während dieser Periode in einem kränklichen Zustande. Der alte ist dann einige Zeit zum Fluge ganz ungeschickt, weil er jedesmal alles alte Gefieder wechselt; der junge hingegen kann sich, obwohl nur mit Anstrengung heben, weil er beim ersten Mausern die Schwung- und Ruderfedern nicht verliert.

**) Ich fand diese Angabe bei Jester, und alte Jäger, die ich befragte, bestätigten sie. Eigene Erfahrungen habe ich darüber nicht gemacht.

***) Zu den Varietäten rechnet Bechstein auch das Feldhuhn, welches Frisch in seinen Abbildungen der Vögel Deutschl. Taf. 114. B. als Bergrebhuhn aufführt, indem jener es für einen alten Hahn hält, welcher einen braunen Kopf und am ganzen Unterleibe die Farbe des Schildes hat. (s. ersten Ausgabe.)

Als eigene Art der Gattung Perdix verdient das, zuerst von Herrn

Das Rebhuhn hat einen stark mit Wildbret belegten, und daher schweren Körper, der aber nur kurz und nicht eben stark befiedert ist. Deshalb steht es zwar mit hörbarem Geräusche, doch ohne merkliche Anstrengung auf, fliegt auch immer gerade aus, ziemlich schnell, aber nicht gern so, daß ihm der Wind von hinten in die Federn weht. Selten erhebt es sich hoch in die Luft *) und fällt meist ziemlich bald wieder ein, um auszuruhen.

Sonderbar ists, daß es gegen Ende des Oktobers und im November, zu welcher Zeit es am Wildbret besser zu seyn pflegt, als zu jeder andern — ob es gleich auf dem Rücken und an den Keulen überhaupt nur wenig Fett,

---

Hofrath Meyer als teutscher Vogel aufgestellte, Steinfeldhuhn (Perdix saxatilis, *Meyeri*) Erwähnung. Hier die Beschreibung wörtlich nach Meyers Taschenb. Th. I. S. 305.

„Kehle weiß, mit einer großen, schwarzen, angetüpfelten Binde eingefaßt; Scheitel, Hals, Nacken, Brust, Oberleib und die mittelsten Schwanzfedern hell aschgrau, schwach gelbröthlich überlaufen; die gelblichen, mit schwarzen, halbmondförmigen Streifen versehenen Seitenfedern, mit kaum bemerkbaren orangefarbenen Binden (Schnabel und Füße roth).“

„Länge 14 bis 15″.“

„Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, der Schnabel dunkler, die aschgraue Farbe schmutziger und mehr mit Gelbroth überlaufen; die schwarze Binde, welche den Hals einfaßt, weniger breit; die schwarzen Binden der Seitenfedern schmäler, die orangegelben Streifchen heller.“

Aufenthalt. „Die südlichen Alpen von Teutschland, auf mittleren Berggegenden, weder höher hinauf — oder doch nur im höchsten Sommer — noch tiefer hinab in den Ebenen und tiefen Thälern. Ein Standvogel.“

Nahrung. „Kräuter, Sämereien, Insekten und besonders Ameisenpuppen; im Winter Baumknospen, Beeren, Tannen-, Fichten- und Lerchennadeln.“

Fortpflanzung. „Nest unter Baumwurzeln oder unter überhängenden Steinen, im Gebüsche oder auch im bloßen Heidekraut mit funfzehn bis zwanzig röthlichen, schwarzgefleckten Eiern.“

Anmerkung. „Das eigentliche Rothhuhn (Perdix rufa, *Latham*) ist zuverlässig als Art von dem Steinfeldhuhn verschieden, ob es gleich seither von mehreren Ornithologen mit dem letztern für einerlei Art gehalten wurde. Das in Frankreich (überhaupt im südlichen Europa), Asien, Afrika ꝛc. einheimische, in Teutschland nicht vorkommende Rebhuhn ist kleiner und legt weiße, mit rothen Punkten bestreute Eier.“ (Vergl. oben Fortpflanzung des Steinfeldhuhnes). (z. zweiten Ausgabe.)

*) Doch fehlt ihm hierzu das Vermögen nicht. Weidewund geschossene beweisen das, obgleich bei ihnen die Todesangst außerordentliche Anstrengung hervorbringen mag.

auf der Brust aber gar keins auflegt — am flüchtigsten ist und am höchsten steigt.

Schneller noch läuft es verhältnißmäßig, besonders zur eben erwähnten Zeit, und fast immer (außer wenn es weidet) mit aufgerichtetem Halse und unter oft wiederholtem Kopfnicken. Den höchsten Grad von Unruhe bezeichnet es bei dieser Gelegenheit durch ein gewisses Schnippen (Schnellen) mit dem Schwanze, welches ein gewisser Vorbote vom baldigen Aufstehen ist.

Der Sinn des Gesichts scheint bei ihm unter allen der schärfste zu seyn.

Scheu und furchtsam drücken sich im Frühjahre, Sommer und im Anfange des Herbstes die Rebhühner, junge und alte, bei anscheinender Gefahr sogleich. Späterhin suchen sie sich laufend zu entfernen und stehen erst dann auf, wenn auf jene Weise Rettung unmöglich ist. Noch flüchtiger werden sie, wenn Frost eintritt, indem sie dann, um ihren Feinden zu entgehen, fast immer, ohne vorher zu laufen, in großer Entfernung aufstehen und weitere Strecken, als vorher, fortgehen, ohne wieder einzufallen. Nur die beängstigende Erfahrung, daß Flucht sie vor ihren gefährlichsten Verfolgern, den Raubvögeln, nicht retten kann, macht, daß sie, sobald ein solcher sich blicken läßt, selbst in Zeiten, wo sie sonst weder den Menschen noch den Hund aushalten, augenblicklich auf der Stelle sich drücken und unbeweglich da bleiben, wo sie eben sich befinden.

Unverbrüchliche Gattentreue, zärtliche Liebe der Aeltern zu den Kindern, immerwährende Anhänglichkeit der ganzen Familie an einander sind schöne Züge ihres Naturells. Mehr hierüber in der Folge.

Der Ruf (Laut) der Henne ist kurz und klingt ungefähr wie Girl, der des Hahnes ist länger und ertönt fast wie Girrlitt. Auf den Ruf des letztern versammelt sich die ganze Familie, auf den der erstern ziehen sich die entfernten Jungen, wie der Hahn zur sorgsamen Mutter und Gattin.

§. 4.

Sobald des Winters Strenge nachläßt und der Schnee größtentheils weggethaut ist, fallen die Rebhühner zu Paaren, d. h. die Aeltern trennen sich von den Kindern; diese aber schliessen unter sich, so weit es das ungleiche Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen zuläßt, den ehelichen Verein. Jedes Pärchen sucht die Einsamkeit, um wo möglich ungestört der Liebe Süßigkeiten zu genießen. Nur der Tod des einen oder des andern Theiles kann das einmal geknüpfte Band zerreißen und berechtigt den zurückgebliebenen zu einer zweiten Paarung.

Zwischen den unbeweibten Männchen kommt es, im Anfange der Paarzeit vorzüglich, um so öfter zu heftigen Kämpfen, da es im Ganzen gewiß drei= bis viermal mehr Hähne als Hennen gibt *). Dem Sieger wird der Minnelohn zu Theil, den ihm freilich Nebenbuhler noch oft genug streitig machen. Alte Hähne wissen jedoch ihre Gattenrechte so gut zu vertheidigen, daß sie bald in Ruhe kommen.

Gibt es der Männchen zu viele, so wird dadurch allerdings die Fortpflanzung gemindert, weil das, welches sich schon gepaart hat, durch den immerwährenden Kampf entkräftet, das Weibchen aber so unaufhörlich durch die Zudringlichkeit der Gunstkompetenten gequält wird, daß es nicht einmal so viel Ruhe hat, die Früchte des süßen, verstohlnen Genusses mit dem einmal erkies'ten Gatten — ich meine die Eier — in ein und das nehmliche Nest zu legen, sondern solche hier und da vereinzelt fallen lassen muß, dann aber natürlicher Weise gar nicht brüten kann. Auch ziehen solche von vielen Hähnen verfolgte Hennen sich

*) Im Winter von 1803 auf 1804 fand ich unter drei eingefangenen Völkern, welche zusammen, nachdem im Herbste schon mehrere Hähne und nur zwei junge Hennen davon weggeschossen worden waren, aus 36 Stück noch bestanden, nur zehn Weibchen. Außerdem beweis't sich auch die größere Zahl der Männchen dadurch, daß, wenn man im Frühlinge einen Hahn von der Henne wegschießt, letztere in einem nur leidlich besetzten Reviere gemeiniglich schon am folgenden Tage wieder gepaart ist.

entweder allein, oder mit dem Gatten, um Ruhe zu suchen, nicht selten ganz aus dem bisherigen Standreviere in ein benachbartes.

Der Fall, daß, der Behauptung einiger alten Jäger und neuern Schriftsteller zu Folge, ein Hahn sich mit zwei Hennen gezüchtet — doppelt gepaart und begattet — hätte, ist mir nie vorgekommen, kann auch, meines Erachtens, nicht wohl statt finden, weil es da, wo unbeweibte Hennen sind, an männlichen Paarungskandidaten gewiß nicht fehlt. Außerordentlich starke Völker beweisen dies auch nicht, da man bei den aus Standhühnern bestehenden nie zwei alte Hennen findet.

Ist der unauflösliche eheliche Bund zwischen einem Paare einmal geschlossen, so trennen beide Gatten sich um so weniger weit von einander, je mehr einzelne Hähne vorhanden sind und nur auf dem Geäse kann es unvermerkt zuweilen geschehen. Sobald das Männchen die Gattin nicht gewahr wird, fängt es — besonders in den Abend- und Morgenstunden — eifrig zu rufen an. Schnell antwortet die Gattin und nähert sich eilig. Sobald beide zusammenkommen, duckt sich die Henne, während der Hahn unter beständigem Kopfnicken und kurzem Gluchzen mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanze um dasselbe herumläuft und endlich den Akt des Tretens mit Eifer vollendet.

Ist die Frühjahrswitterung günstig, so fangen alte Hennen schon in der Mitte des Aprils, junge erst gegen Ende dieses Monats, oder um des oft lange unentschiedenen Kampfes der Hähne willen (welcher nicht selten macht, daß sie gelte bleiben), wohl gar erst im Mai an, täglich ein Ei zu legen. Sie bereiten sich zu diesem Behufe im Getreide, auf Wiesen und Lehden, oder in Vorhölzern und Sträuchen ein kunstloses Nest aus trocknen Grashalmen oder Binsen, zu dessen Anlage im Freien, der Verborgenheit wegen, eine Vertiefung, Ackerfurche, oder wohl gar der Fußtritt eines Pferdes oder Ochsen benutzt wird.

Nicht leicht geht die Zahl der Eier von einer Henne,

welche sich zum erstenmal gepaart hat, über zehn bis eilf Stück hinaus; bei ältern hingegen beläuft sie sich oft auf vierzehn bis achtzehn *). Findet man mehr in einem Neste, so ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszusetzen, daß die übrigen von einer andern, durch viele Hähne so sehr verfolgten Henne, daß sie ein eigenes Nest sich zu bereiten nicht im Stande war, dazu gelegt worden sind. Bebrütet eine Henne weniger als acht Eier, so kann man annehmen, daß einige durch Marder oder andere Zufälle zerstört worden sind, oder daß sie vor der Bereitung des eigenen Nestes einige in ein fremdes gelegt oder verstreut habe.

Nie fängt das Weibchen eher zu brüten an, bis das ganze diesjährige Gelege vollzählig ist **), dann aber verläßt es das Nest immer nur auf kurze Zeit, um Weide und Aesung zu suchen; auch wird es während der Brütezeit vom Männchen, welches immer in der Nähe liegt, eifrig bewacht. Es bringt in drei Wochen die Jungen aus, welche, oft die Eierschale noch auf dem Rücken tragend, den Aeltern folgen, und, wie die zahmen Küchlein, von den Alten gehübert werden. Fast immer verliert die alte Henne beim Brüten sämmtliche Bauchfedern.

Nach vierzehn Tagen, höchstens drei Wochen, fangen die Jungen schon zu flattern an, wachsen dann allmählig heran, bis sie, gemeiniglich im September, schildern, und im Oktober völlig ausgewachsen sind. Findet man zu diesen Zeiten noch schwächere Hennen, als sie der Regel nach seyn sollten; so verdanken diese ihre Entstehung gewiß einem zweiten Gelege, indem das erste durch Raubthiere, Menschen oder Platzregen zerstört worden ist.

Anziehend und selbst für vernünftige Wesen nachahmungswürdig ist die Sorgfalt der Alten für die Jungen, bewundernswerth die Achtsamkeit der letztern, vom ersten Momente ihres Lebens an, auf die Befehle und Winke der

*) Zur Starkzähligkeit der Völker trägt auch — erfahrungsmäßig — die Güte und Fülle der Aesung im Frühjahre vieles bei.

**) Daher die Möglichkeit der Vermehrung der Eier in einem Neste durch eine andere Henne.

Aeltern; unleugbar eine mehr als instinktmäßige Ueberlegung bei Jungen und Alten, vorzüglich bei letztern, wenn es darauf ankommt, schnelle Rettungsmittel bei nahender Gefahr zu ergreifen.

Nie oder doch nur höchst selten, weder bei Nacht noch bei Tage, kann die Wachsamkeit der zärtlichen Aeltern von irgend einem Feinde, sei es ein Fuchs, Hund oder anderes Raubthier, hintergangen werden. Beim geringsten Anscheine von Ueberfall ertönt ein kurzer Warnungslaut. Augenblicklich eilen dem zu Folge selbst die schwächsten Jungen zur Mutter, welche die erste beste Gelegenheit wahrnimmt, ihren Lieblingen im hohen Grase oder Getreide, unter Sträuchen oder in einer Furche einen Zufluchtsort anzuweisen.

Aengstlich spähend, von welcher Seite die Gefahr drohe, oder wie sie abzuwenden sei, läuft unterdessen der Vater überall umher.

Sobald die Jungen verborgen sind, wenden beide Aeltern alles an, was in ihren Kräften steht, jeden ernsten Angriff auf das Liebste, was sie haben, ihre Kinder, zu hintertreiben, oder zu vereiteln.

Mit Muth stellen sie sich dem Feinde entgegen, reizen seine Lüsternheit, indem sie tief am Boden, aber immer von den Jungen abwärts, kurz vor ihm hinstreichen, oft, gleichsam als sei es ihnen nicht möglich, weiter zu kommen, einfallen, und ihn so durch Hin- und Herlaufen irre machen. Ist dieser Zweck nur erst einigermaßen erreicht, so überläßt die Mutter die Fortsetzung des Rettungsgeschäftes dem Vater allein, sie aber eilt zu den Kindern, die den ihnen angewiesenen Ort nicht um einen Schritt breit verlassen, und führt sie, wenn sie noch nicht fliegen können, laufend, außerdem aber abwechselnd flatternd, eilig ein Stück fort.

Sobald durch diese sinnreichen Bemühungen die Gefahr hinlänglich entfernt und alles ringsumher ruhig ist, fängt der Hahn zu rufen an, und sucht sich, auf die sogleich ihm ertheilte Antwort der Henne, mit seinen Lieben zu vereinigen, indem er ihnen zueilt.

Erst wenn die Jungen stärker werden, scheint sich die Sorgsamkeit der Alten, im Vertrauen auf das zunehmende Vermögen jener zu fliegen, einigermaßen zu mindern. Gewöhnlich drückt sich dann das ganze Volk so lange da, wo es sich befindet, bis ihm der Feind ganz auf den Hals kommt. Liegt es dicht beisammen, so fliegt es auch zugleich auf, geht eine Strecke fort und fällt etwas zerstreut ein. Bis dahin verfolgt, steht jedes Individuum allein, oder doch nur der Theil der Familie, welcher zufällig ganz nahe beisammenliegt, mit einemmale auf, und, indem nun eins dahin, das andere dorthin fliebt, *sprengt* sich das Volk. Durch diese ungewohnte Trennung wird Aengstlichkeit erzeugt, und diese wirkt so nachtheilig auf das Rettungsgeschäft im Allgemeinen, daß dadurch in dem Zeitraume vom Monat Julius bis zur Mitte Septembers manche junge Henne ein Opfer der Raubthiere wird, und daß sehr wenig dazu gehört, die ganze Familie aufzureiben.

Alle übrig gebliebene Glieder derselben durch eifriges Rufen um sich her zu versammeln, bemühen sich sogleich nach eingetretener Ruhe die Aeltern gemeinschaftlich.

Auch nachdem die Jungen geschildert haben, erhält sich der zärtliche Familienverein, wenn er nicht gewaltsam zerrissen wird, immer fort bis zur nächsten Paarzeit; nur übernimmt jedes derselben von der Zeit des Schilderns an bis zur Trennung im Frühlinge, mit den Alten abwechselnd, das Geschäft der Wache, die es etwa einen Schritt vom Lager der übrigen genau hält, während das Volk in demselben ruht.

So friedlich aber auch sämmtliche auf einem Reviere liegende Völker neben einander leben, und obgleich sie sich auch nicht einmal von der Weide verdrängen; so geht bei den *gemeinen, großen* Rebhühnern der Hang zur Geselligkeit doch nicht so weit, daß benachbarte Familien sich in ein Volk vereinigten *), sondern die Glieder eines

*) Nur bei den *kleineren Zughühnern* ist dies zuweilen auf der Reise der Fall, wie schon zu Anfange des dritten Paragraphen gesagt worden ist.

jeden kennen sich genau, und dulden nie die einer andern unter sich; den einzigen Fall ausgenommen, wenn etwa durch ein unglückliches Ereigniß ein junges Volk im September oder früher zu vater= und mutterlosen Waisen gemacht würde, und nur noch aus fünf bis sechs Stück bestünde. Diese werden von den treuen Nachbarn mitleidig aufgenommen und gleichsam bevormundet, bis im nächsten Frühlinge die allgemeine Trennung erfolgt.

Auch ohne weitere Veranlassung von außen her laufen die zu einem Volke gehörigen Individuen gegen Abend auf der Weide aus einander, vereinigen sich aber wieder vor völligem Einbruch der Nacht auf den Ruf der Alten. Im Holze geschieht dies auf folgende Weise:

Sobald die Henne nur einige Junge um sich her versammelt hat, streicht sie mit ihnen hinaus aufs Freie; der Hahn hingegen läuft lockend im Gebüsche herum und führt, nachdem auch er einige an sich zog, diese der Mutter zu, welche von Zeit zu Zeit ihren gegenwärtigen Aufenthalt durch einen kurzen einzelnen Ruf kund thut. Ist die ganze Schaar *) noch nicht beisammen, so stiebt der alte Herr nochmals zurück, und streicht emsiger rufend am Holzrande hin und her, auch im Gebüsche herum. Gleich melden sich die etwa noch zurückgebliebenen Kleinen. Im Mittelpunkte der Gegend, wo dies geschieht, fällt dann der Hahn ein und eilt, sobald sie alle bei ihm sind, zur harrenden Henne.

Gingen an einem Tage vielleicht einige Glieder der jungen Familie durch die Jagd verloren, so dauert dies Verfahren so lange fort, bis beide Alte sich von der Fruchtlosigkeit fernerer Bemühungen überzeugt haben. Ward eins von diesen erlegt, so übernimmt das andere das Versammlungsgeschäft allein; sind aber die Jungen ganz verwais't, so schließen sie sich, wie oben gesagt, entweder einem andern Volke an, oder sie locken, wenn sie nicht

*) Nach §. 1 so viel als Volk.

ganz schwach sind, sich unter einander zusammen. Nie bleiben die Rebhühner über Nacht im Holze.

Im Felde geht das Zusammenziehen der zu einem Volke gehörigen Individuen auf ähnliche Art, aber leichter und schneller von statten.

Dann steht die ganze versammelte Schaar auf, fällt aber in kurzer Entfernung wieder ein. Hier ertönt der Ruf der Alten wieder einigemal, alle laufen einige Schritte weit, stieben noch ein Stück fort und fallen nun gewöhnlich dicht beisammen da ein, wo sie übernachten wollen. Dort laufen sie nie umher *), sondern bereiten sich, gemeinschaftlich die Höhlung dazu auskratzend, das Lager, in welchem alle, die ausgesetzte Wache abgerechnet, Kopf gegen Kopf gerichtet, kreisförmig sich einschichten und drücken.

Wenn der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus demselben heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Kurze Zeit darauf stiebt die gesammte Schaar ein Stück fort, wird aber immer noch nach dem Einfalle durch Locken zusammengehalten. Doch bleibt sie auch da nicht. Erst auf dem Punkte, wo der dritte Ruf ertönt, hält sie sich gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen so lange auf, bis die Sonne aufgegangen ist. Dann geht sie auf die Weide, bis sie gesättigt und der Thau größtentheils abgetrocknet ist. Gestattet es die Witterung und Trockenheit des Bodens, so vergnügt sich jetzt jedes einzelne Glied der Gesellschaft mit Stauben; hierauf ziehen sich alle lockend zusammen, stehen insgesammt auf und bleiben nach erfolgtem Einfalle, wenn keine Störung erfolgt, fest liegen, bis das Verlangen nach Geäse oder Weide sie, gemeiniglich erst gegen Abend, wieder in Bewegung setzt.

§. 5.

Im Frühjahre liegen die Rebhühner paarweise theils

*) Wahrscheinlich deshalb, damit die etwa sich nahenden Raubthiere nicht so leicht auf mehreren Punkten, sondern nur unter dem Winde, wo die Wache ausgesetzt wird, Witterung bekommen können.

in Feldern — vorzüglich im gepflügten Acker; — theils in Gebüschen und überall in solchen Gegenden, wo sie schickliche Gelegenheit und hinlängliche Ruhe zum Legen und Brüten zu finden hoffen. Auch darf gutes Geäse in der Nachbarschaft nicht fehlen, welches zu dieser Jahreszeit in den Körnern des ausgestreuten Sommergetreides und in denen, welche im Strohmiste bleiben, auch in den grünen Spitzen der jungen Winter= und Sommersaat besteht.

Im Sommer und Herbste findet man sie völkerweise in den Getreide= und Sömmerungsfeldern, in mit Gras bestandenen Wiesen, vorzüglich aber in solchen Gegenden, wo Feldhölzer, Weinberge, Hecken und Weidenheger in der Nähe sind, in denen sie am Tage Rettung vor Raubvögeln und überhaupt Ruhe suchen können. Unter den Feldern ziehen sie die, wo Mergel steht, allen andern vor, und nicht leicht entfernen sie sich ohne dringende Noth weit von dem einmal gewählten Aufenthaltsorte. Tief in Wäldern werden sie selten gefunden. Je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, machen jetzt grüne Gras= und Kräuterspitzen, Gesäme, Getreidekörner, auch Buchweizen und Hirse, Kohlblätter und Wachholderbeeren ihre Weide und Aesung aus. Die Aesung der ganz Jungen besteht vorzüglich in Ameiseneiern und kleinen Insekten, welche die Alten sie aufsuchen und auskratzen lehren.

Im Winter ziehen sie sich in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen, um sich gegenseitig zu erwärmen, wenn sie nicht weiden oder äsen, in dicht gedrängten Haufen, und lassen sich, wenn Schnee fällt, nachdem die sonst nie vernachlässigte Wache eingezogen ist, völlig verschneien, bis das ungestüme Wetter ihnen hervorzukommen erlaubt. Jedes Gesäm, müßten sie es auch auf den Wegen in frischem Miste suchen, jedes grüne Sprößchen, besonders vom Braunkohl, ist ihnen willkommen.

§. 6.

Im ganzen Thierreiche gibt es wohl wenige Kreaturen, welche den Nachstellungen aller Raubthiere und Raubvögel mehr ausgesetzt wären, als das Rebhühnergeflügel.

Bei aller Unschädlichkeit und Liebenswürdigkeit desselben bleibt doch sein bitterster Verfolger aus Leckerei und Habsucht der Mensch, der Jäger besonders aus Pflicht, Leidenschaft und Interesse.

Die allgemeine Verminderung dieser Federwildart seit mehrern Jahren ist offenkundig, die bis jetzt noch nicht vollständig erfolgte Vertilgung derselben aber nur aus der starken Vermehrung erklärbar.

Soll dieser Fall jedoch am Ende nicht eintreten und will der rechtliche Weidmann die Benutzung und das Vergnügen, welches die Hühnerjagd gewährt, nicht ganz entbehren; so muß er nicht nur die Veranlassungen der jährlich sichtbarern Verminderung aufsuchen, sondern auch durch alle ihm zu Gebote stehende, erlaubte Mittel ihr entgegenzuwirken suchen.

Unter den Verminderungsursachen scheinen mir folgende die wichtigsten zu seyn:

1. Der Verfall der Jägerei überhaupt. Denn unsre jungen Jäger kommen jetzt meist so unwissend aus der (sogenannten) Lehre, daß sie nicht den geringsten Begriff von der Behandlung eines gut besetzten Jagdrevieres, vielweniger von den Mitteln und Wegen, einem heruntergekommenen aufzuhelfen, haben. Zunächst mag hieran theils eigene Unwissenheit und auffallende Bequemlichkeit der Lehrherren, auch die unverantwortliche Gewohnheit derselben, ihre Lehrlinge zu häuslichen und ökonomischen Geschäften als Tagelöhner zu gebrauchen; theils der Mangel an nöthigen Vorkenntnissen der letztern Schuld seyn.
2. Die aus der Unbekanntschaft der meisten Revierjäger mit dem Raubthier- und Raubvogelfange entspringende Vermehrung dieser dem Wilde so schädlichen Kreaturen.
3. Das durch eigenes Verschulden sowohl, als aus andern Ursachen täglich zunehmende Sinken des Ansehens der Forstbedienten und Jäger beim Landmanne, welcher weder Hunde noch Katzen inne zu halten für nöthig findet.

4. Die Zügellosigkeit der Knaben im unaufhörlichen Suchen und schadenfrohen Zernichten aller Vogelnester.
5. Wilddieberei.
6. Das Ausrotten der Hecken und Remisen an den Feldmarken und harte Winter.
7. Ueble Frühjahrs- und Sommerwitterung.
8. Der immermehr überhandnehmende Klee- und Oelsaatanbau. Man wird mir hoffentlich zutrauen, daß ich den überwiegenden Nutzen dieser Gewächse nicht verkenne; aber wahr bleibt es, daß bei dem Abmähen derselben in der Brütezeit ein großer Theil der Hühnernester zu Grunde geht.
9. Mißverhältniß zwischen den Hähnen und Hennen.
10. Das zu zeitige und unpflegliche Beschießen der Völker im Herbste.
11. Das zu späte Wegschießen überzähliger Hähne in der Paarzeit *).

Man prüfe nun folgende Vorschläge, welche Abwendung des völligen Ruins der Hühnerjagd bezwecken. Möchten Sachverständige sie ausführbar finden! —

Zu 1. Die Zeiten können, dürfen und werden hoffentlich nicht weit mehr entfernt seyn, wo weise Regierungen durch Errichtung guter Lehranstalten zur Bildung geschickter Forstmänner dem tiefern Verfalle der Waldungen steuern werden. Dort lasse man von praktisch-erfahrnen, und sonst der Sache gewachsenen Männern den Zöglingen zweck-

*) Einige haben auch hierher die Liebhaberei, Doppelflinten zu führen, rechnen wollen. Ich kann ihnen nicht beistimmen. Denn, nur in der Hand eines guten Schützen können diese den Abgang vermehren. Ein solcher weiß aber auch gemeiniglich, wo und wenn er aufhören muß, auch zu welcher Zeit etwas und wie viel von jedem Geschlechte einer Wildart ohne Schaden erlegt werden darf. Schlechte Schützen mögen einfache oder doppelläufige Gewehre haben, sie richten mit diesen so wenig, als mit jenen aus. Ausgemacht schädlich hingegen ist das modische Weitzuschießen. Sei die Flinte in England oder Frankreich gebaut, sie bleibt doch immer nur Flinte und kann keine Wunder thun.

mäßigen Unterricht in der gesammten Jagdkunde geben, sorge auch dafür, daß die Lernenden zugleich Anleitung zur Ausübung der Jagd selbst erhalten, so kann es in der Folge weniger schwer werden (auf gewissen Posten wenigstens), Männer anzustellen, welche guten Willen, Kenntnisse und Erfahrung genug haben, um andere junge Leute zu bilden, den Zweck aber auch, warum diese bei ihnen sich befinden, nicht aus den Augen setzen oder verrücken.

Zu 2. Machen dann Lehrer und Lehrherren nicht mehr, wie bisher, gegen ihre Zöglinge ein Geheimniß aus den Fangarten, durch welche Raubthieren und Raubvögeln am füglichsten Abbruch gethan werden kann; so muß durch diese mehr verbreitete Kenntniß auch der niedern Jagd unfehlbar großer Vortheil erwachsen. Der Verfasser wird sein möglichstes thun, in der dritten und vierten Abtheilung des gegenwärtigen Abschnittes hierzu, so weit es schriftlich sich thun läßt, das dahin Gehörige genau und verständlich darzustellen.

Zu 3. Man sei in der Wahl der Forstbedienten und Jäger vorsichtig, verschaffe ihnen aber zugleich ein hinlängliches bestimmtes Einkommen, damit sie nicht mehr, wie bisher, durch das größtentheils von den Bauern (per fas et nefas) zu ziehende Accidenz gezwungen werden, jenen nebst andern dem Forst- und Jagdwesen noch nachtheiligern Ungebührnissen auch das Herumlaufenlassen der Hunde und Katzen nachzusehen.

Zu 4. Den dort angeführten Freveln kann nur durch Thätigkeit der Forstbedienten und durch strenge Bestrafung der ertappten Knaben von Seiten der Obrigkeit Einhalt gethan werden.

Zu 5. Eben so verhält es sich mit der täglich mehr überhandnehmenden Wilddieberei. Nur fordere man nicht vom Jäger, daß er, ohne auf thätige Unterstützung von Seiten der Gerichtsbehörden rechnen zu dürfen, sein Leben gegen Aasjäger und Wilddiebe,

die durch Straflosigkeit immer kühner werden, unnützer Weise in Gefahr bringen soll.

Zu 6. Das Ausrotten der auf den Wiesen befindlichen Sträucher und der Hecken und Remisen an den Feldrändern macht, daß die Rebhühner, sobald die Wiesen grasleer und die Feldfrüchte eingeerntet sind, vorzüglich aber im Winter, wenn viel Schnee fällt, in holzleeren Gegenden keine Zufluchtsorte mehr finden, wo sie sich vor den Raubvögeln verbergen können.

Unsinnig wäre es zu läugnen, daß jenes Ausrotten mehr ökonomischen Vortheil gewährt, als die Hühnerjagd. Auch kann diese recht gut bestehen, wenn der Jäger nur seine Anstrengung verdoppelt, den Raubthieren und Raubvögeln durch geschickte Anwendung aller in seiner Macht stehenden Hülfsmittel Abbruch zu thun.

Nächstdem bemühe er sich eifrig, im Spätherbste schon so viel Hühner als möglich einzufangen, füttere aber in den Aufbewahrungsbehältnissen *) die zum Wiederaussetzen bestimmten hinlänglich, doch nicht zu stark, — denn sonst bleiben sie meist gelte — mit schlechtem Getreide und Kohlblättern, breite in den Ecken nicht ganz reingedroschnes Weizenstroh aus, unter dem sie sich verbergen und aus welchem sie die Körner äsen können, lasse auch trocknen Sand zum Stauben und frisches Wasser zum Saufen nie abgehen.

*) Jede trockne Kammer eignet sich hierzu, nur ziehe man, etwa eine Elle abwärts von der Decke, über das ganze Zimmer ein enges [illegible] damit sich die Hühner, wenn sie aufsteigen, die Köpfe nicht einstoßen, verwahre auch die Fenster, welche nach außen [illegible] müssen, im Zimmer mit [illegible], um, so oft man es nöthig findet, [illegible] bewirken zu können.

Der [illegible] werden können, die Flügel [illegible], genug nicht; nur bei den [illegible] Da diese aber [illegible] sie an den

Wo Hecken, Remisen, Feldhölzer und Sträucher nicht fehlen, ist das Einfangen der Hühner, um sie zu erhalten, vor Winters nicht nöthig. Sobald aber nur mäßig starker Schnee fällt, lege man Fütterungen in und an den Hölzern und Gesträuchen, auch in Gärten an. Bei sehr strenger Witterung und hohem Schnee ist es dann immer noch Zeit, den Fang mit dem Glockengarne, der Schneehaube und der Steige zu betreiben.

Läßt gegen Ende des Februars die Kälte nach, und ist der Schnee weggethauet; so schenke man allen bis dahin eingeschränkt erhaltenen Rebhühnern paarweise die Freiheit, aber nur in solchen Bezirken, wo sie gern liegen und bald Weide finden. Träte unvermuthet ein Nachwinter ein, welcher von Dauer wäre; so muß entweder recht gut im Freien gefüttert, oder das Einfangen wieder vorgenommen werden; doch ist ersteres mehr anzurathen. Daß sämmtliche Kosten der Herrschaft zur Last fallen, versteht sich.

Zu 7. Gegen schlechte Witterung im Frühjahre und Sommer kann freilich geradezu kein Mittel angewendet werden. Platzregen, Schloßen und Ueberschwemmungen richten nicht selten die ganze Brut, oder doch einen großen Theil derselben zu Grunde.

Unter solchen unangenehmen Verhältnissen wird der rechtliche Jäger während der folgenden Schießzeit nur wenige oder gar keine Hühner schießen, desto emsiger aber den Fang betreiben und die Winterfütterung unterhalten.

Zu 8. Großem Verluste beim Mähen des Klees, der Wiesen und der Oelsaat kann, in so fern die Herrschaft etwas auf Erhaltung des Hühnerbestandes verwenden will, leicht vorgebeugt werden. Man halte nehmlich zu dieser Zeit zahme Hühner, oder Truthühner, welche Lust zum Brüten bezeigen, in Bereitschaft, sorge dafür, daß sämmtliche Eier eines jeden gefundenen Rebhühnernestes gegen hinlängliche

Belohnung des Finders, augenblicklich abgeliefert werden, lege solche den Glucken unter *), ziehe die Jungen so lange eingeschränkt auf, bis sie halbwüchsig werden, füttere sie, ehe sie Körner äsen und verdauen können, mit Ameiseneiern, gequellter Hirse, Weizen- oder Gerstengrütze, und mit Kohlsprossen und setze sie dann volkweise aus.

Zu 9. Wie sehr und auf welche Weise das Mißverhältniß der Hähne zu den Hennen der Fortpflanzung schade, ist schon oben (§. 4.) gesagt worden. Man glaube daher ja nicht, daß Schonung ohne Einfangen im Herbste und Winter ein Revier gut mit dieser Federwildart besetze. Gerade das Gegentheil! — Nur durchs Einfangen und Wiederaussetzen zur rechten Zeit und auf die rechte Art, so nehmlich, daß nicht mehr Hähne als Hennen im Frühjahre die Freiheit wieder erhalten, wird zur Vermehrung die Hand geboten.

Zu 10. Dem zu frühen Beschießen im Herbste ist durch die gesetzliche Eröffnung der Schießzeit, — vorzüglich da, wo sie den 1. September beginnt — schon einigermaßen vorgebeugt. Doch wäre zu wünschen, daß jeder Jagdberechtigte in solchen Jahren, wo der Winter sehr spät dem Frühlinge weicht, die Schonungsperiode, nach Umständen, vierzehn Tage bis vier Wochen verlängern möchte. Er würde davon auf keine Art Schaden, wohl aber großen Nutzen haben. Denn, theils sind ganz schwache (kleine) Hühner nur wenig brauchbar, theils gehen die, welche zu früh der Aeltern beraubt werden, in den meisten Fällen durch Raubthiere und Raubvögel zu Grunde. Nie sollte daher der Jäger eine alte Henne schießen, denn sie bringt, wie §. 4. gesagt, von Jahre zu Jahre mehr Junge aus und bevölkert so

*) Jedes natürlich nur die aus einem Neste, weil sonst die Jungen nicht zu gleicher Zeit auskommen würden.

das Revier immer wieder. Hingegen ist es räthlich, den Hahn in der Schießzeit sobald als möglich vom Volke wegzunehmen, weil, wenn die Jungen nur erst zu schildern anfangen, er überflüssig, und nicht nur zu ihrer Beschützung nicht mehr nöthig ist, sondern der Jagd, vorzüglich an den Grenzen, schädlich wird, weil er, bei der geringsten Veranlassung, oft das ganze Volk zur Auswanderung, auf einige Zeit wenigstens, veranlaßt.

Sämmtliche Junge von der alten Henne wegzuschießen, ist deshalb nachtheilig, weil sie, ganz isolirt, leicht herumzuschwärmen anfängt und ihren Standort verläßt. Läßt man ihr nur drei oder vier Junge, so bleibt sie gewiß im Reviere.

Zu 11. Der Anfang der gesetzlichen Schonzeit bestimmt zwar den Zeitpunkt, wo — Raubthiere, Raubvögel und Zugvögel ausgenommen — nichts mehr erlegt werden darf. Indessen sah man ein, daß es in Revieren, wo alles der natürlichen, freien Fortpflanzung überlassen wird, gut, ja sogar nothwendig sei, die überzähligen Hähne wegzunehmen; man gestattete dies daher auch in der Paarzeit, und billiger Weise kann dagegen nichts eingewendet werden, wenn es, um das Legen und Brüten nicht zu verspäten, in den ersten vierzehn Tagen derselben geschieht. Wo indessen im Herbste der Fang betrieben und im Frühlinge eine hinlängliche Zahl von Paaren ausgesetzt wird, ist dies Verfahren nur dann zu billigen, wenn man einige Völker in Freiheit ließ, dessen überzählige Hähne den Abgang der weggenommenen ersetzen können.

In der Absicht, Rebhühner in Menge und an beliebigen Orten zuzuziehen, setzt man auch wohl im Frühlinge Paare mit verstutzten Flügeln aus. Nicht leicht dürfte bei diesem Verfahren wohl irgend wo anders als in Fasanerien der Erfolg dem vorgesetzten Zwecke entsprechen, weil in Gärten, Feldhölzern oder benachbarten He-

gern nur wenige der Flugfähigkeit beraubte aufkommen möchten.

So leicht es übrigens ist, Federwild dieser Art eingeschränkt und selbst im Zimmer zu erhalten; so legt es doch seine natürliche Wildheit nie ganz, und selten nur einigermaßen ab.

§. 7.

Die Rebhühner gehören zu den wenigen Wildarten, die so geringen Schaden anrichten, daß, so viel ich weiß, selbst der verwöhnte Landmann, bis jetzt wenigstens, darüber noch nicht zu klagen angefangen hat *). Alles, was man ihnen etwa Schuld geben kann, ist, daß sie im Frühlinge nach frisch gesäeten Getreidekörnern, doch ohne auf einer Stelle zu bleiben, kratzen, zur Herbstzeit die untersten reifen Trauben in Weinbergen belesen, im Winter aber, besonders wenn Schnee liegt, die grünen Sprossen und Blätter des in Gärten eingeschlagenen Braunkohls annehmen. Zu bewundern ists, daß so wichtige Gegenstände in Zeitungen und Journalen noch keine weitläuftige Abhandlung veranlaßt haben, in welcher Regenten und allen Jagdberechtigten die Ausrottung der dem Aufkommen der Oekonomie so schädlichen Kreaturen zur Pflicht gemacht würde! —

---

*) Gegründeten Beschwerden über Wildschaden sollte billiger Weise überall durch Wegschaffen des Ueberflüssigen abgeholfen werden, ungegründeten hingegen könnte man wohl nicht besser begegnen, als wenn man sich sehr bereitwillig zeigte, Wünsche der Art zu erfüllen, sobald alle Hut- und Triftberechtigte sich dazu verstünden, die Hutung auf Wiesen im Frühlinge völlig und in dem Gehölze so lange wenigstens aufzugeben, bis es dem Maule des Viehs ganz entwachsen wäre. Denn, gewiß erwächset durch unpflegliche Hutung dem gemeinen Wesen jetzt weit mehr Nachtheil, als durch das Wild. Wie selten aber sind die Beispiele, daß, selbst bei billiger Entschädigung Vasallen und Unterthanen sich geneigt finden lassen, Vergleiche dieser Art einzugehen? — (z. 1. Aufg.) Das Jahr 1818 hat den Verfasser nun wirklich darüber belehrt, daß der Bauer, bei voller Entschädigung — übermäßiger sogar — für oft nur eingebildeten Wildschaden, auch den Rebhühnern das Leben nicht mehr gönnt. Denn in der That wurde im Frühlinge des gedachten Jahres, von einem der dem Verfasser untergebenen Revierförster verlangt, er solle ein einziges Paar Hühner, das auf dem Saatfelde gesehen worden war, todtschießen!! — (z. 2. Aufg.)

Bei den hohen Preisen, in welchen jetzt alles Wildbret steht, ist auf der andern Seite der Nutzen, welchen ein gut besetztes Hühnergehege abwirft, sollte auch der nöthige Winterunterhalt einen Theil davon wegnehmen, ziemlich hoch zu veranschlagen.

Auch ist das Rebhühnerwildbret, vorzüglich das der Jungen, wenn sie zu schildern anfangen, sehr zart, saftig, gesund und wohlschmeckend. Leckermäuler finden es vom August bis zum December am feinsten; doch verachten sie es auch späterhin nicht, besonders wenn von Zeit zu Zeit ein Theil der eingefangenen Rebhühner im sogenannten Rebhühnerkasten *) gleichsam auf die Mast gethan wird, ob sich gleich der eigentliche Wildbretsgeschmack bei diesem Verfahren einigermaßen verliert.

Die Eier und besonders den Dotter derselben hält man für eine Kraft verleihende Speise. Doch wird, da es mehrere, wenigstens eben so kräftige Stärkungsmittel gibt, der Weidmann und Jagdberechtigte sich Experimente solcher Art so lange verbitten, bis ein geschickter Arzt sie zu machen für nöthig erachtet.

§. 8.

Zum regelmäßigen Betriebe der Hühnerjagd sowohl, als der meisten jägermäßigen Fangarten ist der Hühnerhund, und zwar der ganz fest dressirte, durchaus unentbehrlich.

*) Sie sind gewöhnlich 12' lang und 4 bis 6' breit. Die Höhe richtet sich nach der Zahl der Fächer, welche man nöthig zu haben glaubt. Jedes derselben wird durch einen breternen Boden von den andern geschieden, nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufgerichtet darin stehen kann und an den schmalen Seiten mit einem Drahtgitter umzogen. An einer Seite läßt man ein Thürchen anbringen, um vermittelst desselben den Gefangenen Futter und Saufen darreichen und sie nach Belieben haschen zu können. Wirft man ihnen außer den Weizenkörnern immer eine Braunkohlstaude mit vor, so werden sie besonders gut am Leibe. Der Boden jedes Faches wird stark mit trockenem Sande bestreut, der Kasten aber so gestellt, daß frische Luft stets frei hindurch ziehen kann. Auch muß öfters das Gebreche und der alte Sand durch die Gitter ausgeschüttet und frischer Sand hineingethan werden.

Wegen des Baues und Ansehens desselben verweise ich den Leser auf die Kennzeichen der neunten Familie, unter der Art Hund, welche in der Einleitung zum ersten Theile dieses Werkes am gehörigen Orte angegeben sind.

Soll der Hühnerhund den Ruhm der Vollkommenheit verdienen, so darf ihm keine der folgenden Eigenschaften fehlen.

Auf dem Lande muß er die Nase nicht tief, sondern hoch haltend, unter stetem, nicht zu wildem, aber doch nicht zauderndem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger Hühner, Wachteln, Schnepfen und Hasen leicht in die Nase bekommen, (wittern) behutsam und langsam anziehen, d. h. sich nähern; wenn Federwild vor ihm hinläuft, immerfort anziehend der Spur folgen, und da, wo selbiges sich drückt oder liegt, in nicht zu großer Entfernung, fest vorstehen; weder durch wiederholtes Kreisen des Jägers, noch durch das Ueberziehen mit dem Tiras sich irre machen, erforderlichen Falls aber auch sich abpfeifen oder abrufen lassen. Er darf den nicht aushaltenden, gesunden Hasen nie jagen und selbst dem angeschossenen, gegen den Willen seines Herrn, nicht folgen, vielweniger dem vor ihm aufstehenden (herausstreichenden) Federwilde nachprellen (flüchtig folgen).

Das Wasser muß er zu keiner Jahreszeit scheuen, sondern rasch an jedem ihm vom Jäger bezeichneten Orte hineinfahren, wenn er auch nichts in die Nase bekommt.

Er muß selbst im dichtesten Schilfe mühsam arbeiten und alles Wassergeflügel heraus- und aufzutreiben suchen, sich aber hier gleichfalls augenblicklich abrufen lassen.

Ferner ist es seine unverbrüchlichste Schuldigkeit, alles sowohl auf dem Lande als im Wasser erlegte oder gefangene schnell und unverletzt — d. h. ungerupft, ungequetscht und unangeschnitten — zu apportiren; das verwundete Wild mit Vorsicht und Unverdrossenheit auszumachen, auf Befehl seines Herrn dem angeschosse-

nen Hasen oder Fuchs, so lange als eigene Kräfte es irgend gestatten, mit höchster Anstrengung zu folgen, auch, wenn er eins oder das andere selbst in Stunden weiter Entfernung eingeholt und gefangen hat, es unbeschädigt zu bringen.

Schon das hier Gesagte zeigt, daß der gute Hühnerhund bei der Niederjagd für den Weidmann eben den Werth hat, welcher dem Leithunde bei der hohen mit Recht zugestanden wird.

Erziehungsfähigkeit (Klugheit), gute Nase und Suche sind Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet haben muß. Diese Anlagen aber durch Dressur (Abrichtung) gehörig auszubilden, ist Sache des Jägers und eine Kunst, deren Ausübung mit nicht gemeinen Schwierigkeiten und vieler Mühe verbunden, immer aber praktisch, unter guter Anleitung leichter zu erlernen, als schriftlich mitzutheilen ist.

Da es jedoch nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, die Hauptsache dieses Geschäftes deutlich darzustellen; so wird der Verfasser sich bemühen, seinen Lesern das ausführlich mitzutheilen, was er als zweckmäßig und ausführbar erprobt hat, wenn zuvor über Aufbewahrung, Fütterung, Zuzucht u. dgl. das Nöthige beigebracht worden ist.

§. 9.

So sehr ich gegen allzusklavische Behandlung des Hühnerhundes stimme, so wenig kann ich im Allgemeinen das freie Herumlaufen desselben billigen. Da ich wohl auf keine Weise hoffen darf, daß das schöne Geschlecht dieses Werk je eines Blickes würdigen möchte; so kann ich auf keinen Fall dem Verdachte ausgesetzt seyn, als berücksichtigte ich bei dieser Behauptung den Beifall der Hausfrauen und Köchinnen, denen die angeborne Naschhaftigkeit dieser Thiere manchen Verdruß zu machen pflegt. Und, was noch mehr ist, ich bekenne sogar, daß, bei aller schuldigen Hochschätzung der Frauen, sie mir, ehe ich diese Zeilen schrieb, nicht in den Sinn kommen konnten,

da, meiner Meinung nach, Schäden der Art durch Ordnung und Achtsamkeit leicht zu verhüten sind, und Furcht vor einem spitzbübischen Hunde das Küchenpersonal aufmerksam und ordentlich macht.

Den Jäger müssen folgende Betrachtungen zur eingeschränkten Aufbewahrung der Hühnerhunde bestimmen. Der sich selbst überlassene gewöhnt sich, wenn er nicht immer volle Arbeit hat — was doch zu manchen Zeiten nicht möglich ist — das Auslaufen aufs Revier und das Jagen auf eigene Hand nur zu leicht an, geräth nicht selten an ungesunden Fraß, z. B. von gestorbenem, schon in Fäulniß übergegangenem Viehe, wird wild und ungehorsam, und bei verliebten Händeln oft übel zugerichtet, kommt zu andern Hunden, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, oder wird wohl gar — dies ist unstreitig der wichtigste Punkt — von einem tollen Hunde gebissen und kann dann in der Folge unübersehbares Unglück anrichten.

Auf welche Art aber kann er am füglichsten vor allen diesen Nachtheilen und Unglücksfällen bewahrt werden? — Der in Ställen eingekerkerte verliert den Muth und nicht selten auch die Liebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn; Ueberdruß, Beraubung des Tagelichtes und der erwärmenden Sonne macht ihn traurig und matt; die mit übeln Dünsten geschwängerte, eingeschlossene Luft, die er einathmen muß, kann nicht anders als nachtheilig auf seine Gesundheit, vorzüglich aber auf die Nase (Geruchsnerven) wirken; Mangel an hinlänglicher Bewegung endlich bringt Steifheit hervor und schwächt die Dehnkraft der Sehnen. Diese Behandlung ist also durchaus verwerflich.

Zwinger anzulegen, scheint demnach am räthlichsten zu seyn. Aber, theils ist die Einrichtung derselben mit nicht geringen Kosten verknüpft, theils will es sich doch nicht wohl thun lassen, den Hühnerhund mit andern Hunden zusammenzusperren; einmal, weil dies oft zu gefährlichen Beißereien Anlaß gibt, und dann, weil die beständige Gelegenheit zum Spielen und Kälbern ihn läppisch

macht, und des gesetzten Wesens, welches eine seiner Haupttugenden ausmacht, beraubt.

Am besten ist's daher gewiß, ihn an einer, im Winter gut mit Moos und Stroh bedeckten, hölzernen, geräumigen Hütte, welche so gestellt seyn muß, daß sie von den wohlthätigen, Kraft verleihenden Strahlen der Morgensonne, nicht aber von den ermattenden der Mittagssonne beschienen werden kann, an die Kette zu legen. Diese beständige Wohnung lasse man in einer solchen Entfernung mit starkem, 5′ hohem engem Gatterwerk umgeben, daß der Hund, wenn er auch an der nicht zu kurzen Kette so weit hinausgeht, als sie reicht, doch nicht ganz nahe an die Vermachung gelangt. Hier kann er sich Bewegung machen, sich vor Hitze und Kälte schützen, der freien Luft genießen und ist, bei irgend einiger Aufmerksamkeit auf beständiges Zuhalten der Eingangsthür, vor dem Bisse toller Hunde hinlänglich geschützt.

Nur sorge man, daß es ihm an gutem Futter und Saufen und eben so wenig an immer frischer Streu nicht fehle, lasse das Innere der Behausung und das Aeußere des Aufenthaltsortes oft reinigen und mit frischem Sande bestreuen, den Hund selbst aber fleißig baden und kämmen.

Versäumt es nun vollends der Jäger nicht, ihn wenigstens aller zwei Tage, — wär's auch ohne irgend einen bestimmten Jagdzweck — zu führen, d. h. beim Ausgehen ihn mit zu nehmen, und auch da ihm den geringsten Fehler nicht nachzusehen; so ist er zugleich vor jeder Abnahme an Gehorsam und Geschicklichkeit, mit einem Worte, vor dem Verliegen gesichert.

Uebrigens ist es meine Meinung nicht, dem Besitzer eines fermen, reinlich gewöhnten, nicht beißigen Hundes das Vergnügen zu versagen, seinen Liebling, wenn er ihn immer unter Aufsicht halten kann, stets um sich zu haben; nur lasse er es ihm nie zu, unter dem warmen Ofen zu liegen und treffe deshalb die Veranstaltung, daß unter und um diesen herum Breter befestigt werden, in welche, 6″ weit von einander entfernt, aufgerichtet stehende, handhohe, hölzerne Spitzen eingeschlagen sind. Weil

aber doch Fälle eintreten können, daß er beim Ausgehen, oder auf der Reise den Hund nicht mitnehmen kann; so ist es nothwendig, daß dieser vom Kettenliegen nicht ganz entwöhnt werde, sondern während der Abwesenheit seines Herrn eine, wie oben gesagt, unzugänglich gemachte Hütte bewohne.

§. 10.

Um unnütze Wiederholung zu vermeiden, verweise ich, in Rücksicht der Fütterung und des Saufens, auf das, was über diesen Gegenstand im ersten Theile des gegenwärtigen Werkes S. 38. §. 15. gesagt worden ist.

Hier nur einige Zusätze, deren Befolgung bei allen andern Hunden gleichfalls von Nutzen seyn wird.

Will man Brühe aus Schafbeinen gekocht geben, so dürfen diese nicht von lange vorher geschlachtetem Viehe und noch weniger von gestorbenem genommen, auch nicht zu klein geschlagen werden. Sicherer ists sogar, die Brühe von den Knochen abzuseihen und letztere nie mit zu füttern, weil ein kleiner spitziger verschluckter Splitter leicht dem Hunde tödtlich werden kann.

Nur so viel Schrot lasse man aufbrühen, als an einem Tage verbraucht werden kann, damit es nicht versaure. Was jeder einzeln zu fütternde Hund von einer Mahlzeit bis zur andern nicht auffrißt, nehme man weg und lasse es lieber für die Schweine verwenden.

Daß das Futter nie heiß vorgesetzt werden darf, kann nicht oft genug gesagt werden.

Im Sommer gebe man, statt der Suppe, wöchentlich wenigstens zweimal, saure Milch und Brod.

Ehe man mit dem Hunde auf die Jagd geht, reiche man ihm entweder gar nichts zu fressen, oder doch nur ein wenig mit saurer Milch übergossenes oder trocknes, gut ausgebackenes Brod *). Suppe, zu dieser Zeit gege-

*) Gutes Roggenbrod ist für jeden Hund unläugbar die kräftigste Kost. Nahrhafter, schmackhafter und gesunder wird sie, jedoch unfehlbar, wenn

ben, macht den Hund faul und vermindert, in der ersten Stunde wenigstens, die Feinheit der Nase.

Ist beim Nachhausekommen der Hund sehr ermüdet oder erhitzt, so lasse man ihn eine halbe Stunde, nach Befinden noch länger, ruhen, ehe ihm Futter vorgesetzt wird.

Daß das Gefäß, in welchem es bereitet wird, gleich dem, aus welchem er frißt und säuft, stets sehr reinlich gehalten werden muß, versteht sich von selbst. Hierüber strenge zu wachen, ist Pflicht des Jägers, so wie es seine erste Sorge seyn muß, daß den Hunden frisches, reines Saufen nie fehle.

§. 11.

Mag jedoch in allen vorerwähnten Stücken die Anordnung und Aufsicht noch so musterhaft, die Pflege noch so sorgfältig seyn; so kann es doch nicht fehlen, daß Krankheiten, unvorherzusehende Zufälle oder Altersschwäche — welche den gleich von der Dressur an stark angegriffenen Hühnerhund früher überfällt und, für den raschen Jäger wenigstens, eher unbrauchbar macht als jeden andern — Abgang veranlassen muß.

Um durch diesen nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden, sei der Jagdliebhaber, wie der Mann vom Metier, für gute Zuzucht von Aeltern, die sich sowohl durch Tugenden, als durch äußeres Ansehen auszeichnen, besorgt, und suche die Race stets rein zu erhalten, d. h. er gebe

---

man Schöpsknochenbrühe oder Mehlsuppe lauwarm gewöhnlich, im heißen Sommer aber von Zeit zu Zeit geronnene Milch zum Einquellen verwendet. In nicht ganz wohlfeilen Zeiten kann jedoch der, welcher mehrere Hunde unterhalten will oder muß, den durch dieses Futter verursachten Aufwand selten, der Revierjäger durchaus nie bestreiten. Bei Befolgung obiger Vorschriften, welche für das Allgemeine berechnet sind, werden die Hunde sich wohlbefinden; selbst dann, wenn gesottene Kartoffeln, nur nicht bei jeder Mahlzeit und in zu großer Menge, hinzukommen.

Der Verfasser spricht aus vieljähriger Erfahrung, und bittet jeden Hundeliebhaber, durch Vorschriften anderer Art sich durchaus nicht irre machen zu lassen. (A. d. Ausg.)

genau Acht, daß die läufische Hündin nie mit einem andern, als einem vorzüglich guten Hühnerhunde zukomme. Wer daher in dem Falle ist, mehr als einen Hühnerhund ausfüttern und mehrern Arbeit verschaffen zu können, der wird wohl thun, wenn er immer auf die Erhaltung einer vorzüglich fermen, gut gebauten Zuchthündin besondere Sorgfalt verwendet.

Vermag der Jäger hingegen nur einen, welchen Geschleches er sei, zu unterhalten, so wird es — in so fern der Hund wirklich Vorzüge besitzt — nicht leicht fehlen, in der Nachbarschaft einen schicklichen Gatten finden, dadurch eine an sich gute Race fortpflanzen, ja sogar, bei vorsichtiger Auswahl, verbessern und sich von derselben in Zeiten einen Jungen aufziehen zu können.

Von dem Vorurtheile, daß es schädlich sei, ganz nahe verwandte Hunde mit einander zu begatten, ist der vernünftige Theil der Jäger schon längst zurückgekommen. Erfahrung hat sie belehrt, daß Vater und Tochter, Sohn und Mutter, wenn sie sonst vermöge ihres Temperamentes und Alters für einander passen und die erforderlichen Eigenschaften besitzen, eine treffliche Nachkommenschaft hervorbringen.

Wenn hingegen unter mehrern meiner Vorgänger namentlich Jester *) behauptet: die Einmischung fremden Blutes sei nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich; so glaube ich unter der Bedingung, daß man vorsichtig in der Auswahl sei, widersprechen zu müssen. Denn, sei eine Race auch noch so gut, so wird man immer noch Fehler oder Schwächen entdecken, welche jedem Individuum, oder doch den meisten Gliedern der Familie ankleben. Kann ich nun einen Sprößling von fremder Abkunft finden, dem jener Fehler oder jene Schwäche nicht eigen ist, der aber in Rücksicht des Körperbaues, der Abzeichnung und der Eigenschaften Vorzüge besitzt; warum soll ich

*) In seinem oft angezogenen Werke über die kleine Jagd, Theil 1. Seite 21.

meiner Race durch Einmischung des bessern Blutes nicht größere Vollkommenheit zu verschaffen suchen? Ist nicht das Nützliche dieses Verfahrens bei andern Thieren, z. B. bei Pferden, Schafen u. a. m. erwiesen? Was soll uns wohl berechtigen, mit Hunden eine Ausnahme zu machen? Die Einbildung, im Besitze des Besten zu seyn, zeugt immer von Egoismus; das Versäumen der Gelegenheit, sich das anerkannt Bessere auf erlaubte Art eigen zu machen, von Eigensinn. — Ueber die nöthige Vorsicht in der Wahl der zusammenzubringenden Gatten ist schon bei mehrern ähnlichen Gelegenheiten, unter andern auch S. 38. (§. 15.) des 1. Theiles gesprochen, dort aber zu sagen vergessen worden, daß die Vereinigung gleicher Temperamente vermieden werden muß.

Wenn ich übrigens mich hier noch etwas umständlicher über einige die Fortzucht der Hunde betreffende Gegenstände erkläre; so geschieht es deshalb, weil die des Hühnerhundes am häufigsten betrieben wird. Die vorzuschreibenden Maaßregeln werden aber auch fast durchgängig bei andern Hunderacen anwendbar seyn.

Will man die Kräfte einer Hündin nicht muthwillig schwächen, so darf sie zum erstenmale nicht früher zugelassen werden, bis sie im dritten Jahre steht. Bis dahin muß sie, ob sie gleich schon im zweiten ein-, auch wohl zweimal hitzig werden wird, verliegen, wovon weiter unten mehr gesagt werden wird. Bei Befolgung dieser Regel kann man die Sage: „der erste Wurf tauge nichts," verlachen. Der männliche Hund soll volle zwei Jahre alt seyn, ehe er zum Belegen kommt.

Sobald an der Hündin die ersten Kennzeichen der Hitze oder des Läufischwerdens (des Begattungstriebes), zärtliches Anschmiegen an den Hund, Liebkosen desselben, stete Aufforderungen zu verliebten Neckereien, und endlich Anschwellen der Tasche (des Geburtsgliedes) sichtbar werden, sperre man sie in einem abgelegenen kühlen, für andere Hunde unzugänglichen Stalle ein. Soll sie zukommen (belegt werden), so gebe man genau Acht, wenn sie zu färben

(am Geburtsgliede zu schweißen) anfängt; dann erst bringe man den gewählten Gatten zu ihr. Hat sie mit ihm vier- bis sechsmal sich gebunden (trivial: gehangen — d. h. sich begattet) — worauf man gewöhnlich einen Zeitraum von 48 Stunden rechnen kann — ; so entferne man jenen wieder, halte sie aber noch immer eingesperrt allein, bis alle Zeichen des Läufischseyns verschwunden sind. Dieses ist bei manchen Hündinnen nach neun, bei den meisten aber erst nach zwölf bis vierzehn Tagen der Fall *).

Bekanntlich trägt die Hündin 60 bis 63 Tage. Während dieser Zeit lasse man es weder an guter nahrhafter Kost, noch an mäßiger Bewegung fehlen, übe sie auch, besonders in der ersten Hälfte des Trächtigseyns, nur nicht bis zur Ermüdung, in Jagdgeschäften. Dies scheint bei dieser Hunderace, wie bei jeder andern, sehr vortheilhaft auf die Nachkommenschaft zu wirken.

Der gute Jäger wird ohne mein Erinnern die Begattungstage anmerken, und darnach den Zeitpunkt des Wölfens oder Werfens berechnen; zwei oder drei Tage vor dem muthmaßlichen Eintritte desselben der Hündin in einem mäßig warmen Behältnisse ein gutes Lager von Stroh bereiten und sie dort genau beobachten. Gemeiniglich geht alles auf dem natürlichen Wege glücklich von statten; zuweilen aber, besonders wenn die Jungen im Mutterleibe todt sind, muß Hülfe geleistet werden.

Die bisher nicht ohne Nutzen angewendeten Mittel sollen im sechsten Kapitel des ersten Anhanges zum III. Theile dieses Werkes, welches die Behandlung der Hundekrankheiten umfaßt, mitgetheilt werden.

Auf einen Wurf fallen bald mehr, bald weniger Junge (auch Wölfe genannt), zuweilen zwölf bis vierzehn. Mehr als vier kann die Mutter, ohne sehr entkräftet zu werden, nicht säugen: auch sehe ich keinen Grund, weshalb man mehrere ihr lassen sollte. Man bringe das

*) Jede hitzige Hündin, so wie der ihr zugetheilte Hund, muß kräftiges und kühles Futter, d. h. gute Suppe und saure Milch, abwechselnd, und immer frisches Saufen bekommen.

her, nach Verlauf von etwa 24 Stunden nach der Geburt, den ganzen Wurf ans Tageslicht, und wähle unter demselben die stärksten und zugleich am besten gezeichneten, oder die, welche im Bau und Aeußeren ihren Aeltern oder vorzüglichsten Ahnherrn — denn Rückschlag findet oft statt — ähnlich zu seyn scheinen, aus, mit gehöriger Rücksicht auf den Bedarf des männlichen oder weiblichen Geschlechtes. Alle übrige sind sogleich bei Seite zu schaffen und auf die möglichst leichte Art zu tödten.

Manche Jäger überlassen der Mutter selbst das Geschäft der Auswahl, indem sie den ganzen Wurf ein Stück vom Lager wegbringen und darauf achten, welche Junge von jener zuerst zurückgetragen werden. Ich selbst habe zwar hierauf nie genaue Rücksicht genommen, gehöre aber doch nicht zu denen, welche dies Verfahren unbedingt verwerfen, weil ich mehr als einmal Augenzeuge war, daß die alte Hündin, besonders wenn sie etwa 48 Stunden vorher gewölft hatte, immer wieder nach demselben Jungen zuerst griff, wenn man den Versuch wiederholte.

Auch läßt sich, glaube ich, einiges für die Sache sagen. Jedes Säugthier nehmlich, welches mehrere Junge auf einmal bringt, wählt sich, der Erfahrung zu Folge, vom ersten Augenblicke an einen oder mehrere Lieblinge, welche es mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt. Ihnen wird immer das bequemste Lager zu Theil; sie findet man stets da am Gesäuge, wo es am meisten mit Milch geschwängert ist, während die übrigen Geschwister zurückgesetzt oder nur dann erst kärglich genährt werden, wenn jene schon gesättigt sind.

Eben so ists bei den Hunden; daher beim Zurücktragen der Jungen ins Wochenbett das Vorziehen der Lieblinge, welche dann natürlich auch die stärksten und wohlgenährtesten sind. In so fern nun Farbe und Geschlecht uns nicht anders bestimmt, wüßte ich nicht, warum dieser Fingerzeig der Natur, der fast immer mit unsrer Wahl zusammentreffen muß, nicht befolgt werden sollte.

§. 12.

Weder gleich oft (gewöhnlich aber zweimal in jedem Jahre), noch immer in derselben Jahreszeit wird die Hündin hitzig. Gleichwohl ist es nicht gleichgültig, in welchen Monaten sie belegt wird, theils weil sie oft dem Jäger zu seinen Geschäften unentbehrlich, theils weil nicht jede Jahreszeit zur Auferziehung der Jungen gleich schicklich ist. Für unser und für das nördliche Klima überhaupt geschieht es in den Monaten Februar und März mit dem besten Erfolge; doch kann man allenfalls auch den Anfang des Aprils dazu wählen, indem die Hündin dann noch in der Hühner-Paarzeit und auf Schnepfen geführt werden kann, in einer Periode wölft, wo die Witterung gemäßigt zu seyn pflegt und das Ungeziefer aller Art noch nicht zu häufig sich generirt, auch keine Jagdbetriebsart zur Zeit des Säugens vorzufallen pflegt.

Ist der Zeitpunkt des Läufischwerdens zum Zulassen nicht schicklich, hat die Hündin das zweite Jahr ihres Alters noch nicht zurückgelegt, oder will man ihre Kräfte durch öfteres Werfen und Säugen nicht schwächen; so muß man sie, um die Heftigkeit des Begattungstriebes durch Reiz nicht zu vermehren, gleich bei den ersten Anzeigen aus der Nachbarschaft anderer Hunde entfernen, in einen kühlen gut verwahrten Stall sperren und so das Zukommen verhindern, d. h. sie verliegen lassen *.

Ich will die Möglichkeit nicht bestreiten, durch Kampfer in kleinen Portionen, oder durch Pfefferkörner einzeln, gleich bei den ersten Zeichen der Hitze gegeben, diese für immer oder doch für den gegenwärtigen Fall unterdrücken zu können; aber meiner Meinung nach müssen diese gewaltsamen Mittel immer nachtheilig auf die Gesundheit des Thieres wirken, können auch wohl gar zur Tollwuth Veranlassung geben, denn selbst beim bloßen Verliegenlassen ist immer noch große Vorsicht nöthig, wenn man dies größte

---

[illegible] eine junge Hündin während der Dressur hitzig werden, so müs[illegible] lange diese Periode dauert, die Lektionen ausgesetzt bleiben.

aller Uebel verhüten will. Aus Erfahrung kann ich nachstehende Behandlung empfehlen:

Man habe genau Acht, ob die abgesperrte Hündin immer Freßlust zeigt und gleich munter bleibt. Ist dies nicht der Fall, so gebe man augenblicklich ein aus einem bis zwei Loth Karlsbader oder Glaubersalz, oder aus der Th. III. Anh. I. Kap. 6. §. 37. anzuzeigenden Latwerge bestehendes Purgirmittel, schütte ihr am andern und allen folgenden Tagen früh einen gehäuften Theelöffel voll Schießpulver ein, und lasse vier bis fünf Stunden darauf zum Futter (den Laxirtag ausgenommen, an welchem dasselbe aus dünner Suppe bestehen muß) größtentheils saure Milch und Brod reichen.

Wollen diese Mittel nicht anschlagen, so bleibt nichts übrig, als das Zulassen mit einem Hunde von guter reiner Race.

Bei einer Hündin, welche noch nicht drei Jahr alt ist, oder wenn das Wölfen zur unrechten Zeit erfolgt, müssen sämmtliche Junge, meiner Erfahrung nach, nicht wie Jester will, gleich nach dem Ausschütten (Werfen), sondern etwa zwölf Stunden darauf, wenn die erste unreine, gewissermaßen veraltete Milch abgesogen ist, bei Seite geschafft werden.

Länger lasse man sie nicht bei der Mutter liegen, einmal, weil diese sich mehr abhärmt, und dann, weil sonst das Gesäuge oft anschwillt, dadurch aber zu Knoten, Verhärtungen und Entzündung an demselben Anlaß gegeben wird. Um diesem allen und zugleich dem Uebelstande eines immer herunterhängenden Gesäuges vorzubeugen, hat man verschiedene Mittel.

Oefteres Baden in kaltem, wo möglich fließendem Wasser verdient unter allen den Vorzug.

Kampfer und Seifenspiritus zu gleichen Theilen gemischt, auch Umschläge von Hefen thun gleichfalls gute Dienste.

Im Winter, wo kalte Mittel nicht anwendbar sind, schlage man schwarze Seife, in heißem Wasser aufgelös't, oft und lauwarm um.

Bei überhandnehmender Entzündung aber ist nichts wirksamer, als Essig und Ziegelmehl vermischt, und dieses, so oft es trocken wird, immer frisch übergeschlagen.

Das oben vorgeschlagene Laxirmittel ist während der Kur, oder gleich nach Vollendung derselben zu geben.

Hier noch einige auf beide Geschlechter Bezug habende Bemerkungen: Keine, außer die zu junge Hündin, halte man öfter als zweimal hinter einander vom Zukommen ab.

Jedem über zwei Jahr alten Hunde männlichen Geschlechts verschaffe man wenigstens jährlich einmal Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihm so heftigen Begattungstriebes.

Ich bin überzeugt, daß Hunde überhaupt durch nichts anderes so gewiß vor der Tollwuth, in so fern diese nicht durch den Biß herbeigeführt wird, zu schützen sind; vorzüglich wenn sie regelmäßig schickliche Kost und reines frisches Getränk bekommen, im Sommer und Winter kein zu heißes Lager haben, in der letztgedachten Jahreszeit aber auch, ohne freie Bewegung zu haben, der strengen Kälte nicht zu sehr ausgesetzt bleiben.

§. 13.

Unmittelbar nach dem Wölfen, besonders bei merkbarer Entkräftung, gebe man der Hündin etwas reine, ungewürzte Fleischbrühe, mit einem Eßlöffel Leinöl — welches ein gutes Heilmittel bei innerer Verletzung ist — und mit gutem, altem Brode vermischt; in der Folge aber auch dann und wann, um die Milch zu vermehren, Hausbackenbrod in Kuhmilch geweicht, mit Erbsenmehl bestreut. Frisches Saufen stehe immer bereit.

Auch vernachlässige man es nicht, die Lagerstätte der Wöchnerin stets trocken und reinlich zu halten, täglich von Anfang an die Mutter, weiterhin auch die Jungen kämmen zu lassen, und eben so oft das Stroh zu wechseln. Sollte dessen ungeachtet das Ungeziefer an Alt oder Jung überhand nehmen, so wende man fol-

gende Salbe an *), die ich sehr zweckmäßig gefunden habe.

Man nehme eine Handvoll frischer Brunnenkresse, zerquetsche sie in einem Mörser, presse den Saft durch einen reinen Lappen, vermische ihn mit einem Eßlöffel voll Nußöl und zwei Messerspitzen geriebenen Saffran.

Wenn diese Bestandtheile auf einem Mahlerreibsteine oder in einem Serpentinmörser zur Salbe gerieben sind, bestreiche man Mutter und Junge einen Tag um den andern am Halse und dem Behänge damit, und bald werden sie von der Plage befreit seyn.

Gewöhnlich werden die jungen Hühnerhunde, sobald sie sehen lernen, gestutzt, d. h. es wird ihnen ein Stück von der Ruthe (dem Schwanze) abgeschlagen, wodurch sie in der Folge allerdings ein leichteres Ansehen bekommen **). Um die Operation schnell zu machen, darf man die Ruthe nur an den Hinterläufen hinablegen, sie, etwa 1″ hoch über den Hessen zwischen zwei Finger gefaßt, auf einen hölzernen Block legen und, nachdem ein scharfes Messer aufgesetzt worden, mit einem Stückchen Holze darauf schlagen. Bestreicht man die Wunde dann gleich mit etwas warmem Lein- oder Baumöl, und streuet etwas Asche darauf, so kann die fernere Heilung derselben dem Lecken der Mutter ganz überlassen werden. Wird das Stutzen länger und vielleicht gar bis dahin verschoben, wenn die Jungen nicht mehr saugen; so muß die wunde, starkschweißende Stelle mit einem glühenden Eisen gebrannt, dann gleichfalls mit Oel bestrichen und mit Asche bestreuet werden.

*) S. Jester Th. I. S. 30.

**) Alte Jäger wollen behaupten, daß die Erscheinung natürlicher Mutzschwänze, welche nicht sogar selten ist, daher rühre, wenn die Hündin zu Ende der ersten Hälfte der Schwangerschaft stark auf die Ruthe getreten oder mit derselben eingeklemmt würde, und daß, je höher nach der Ruthenwurzel hinauf die Quetschung statt finde, der Mutz desto kürzer werde. Jägergeschwätz!

Der Fall ereignet sich zuweilen, daß die Hündin während der ersten sechs Wochen nach dem Wölfen durch Krankheit entweder schlechte Milch bekommt, oder sie ganz verliert; der Tod rafft sie auch wohl ganz dahin. Im letztern sowohl, als bei den ersten Anzeigen einer irgend etwas ernsthaften Unpäßlichkeit müssen die Jungen entweder einer gesunden Bauerhündin untergelegt *), oder künstlich genährt werden.

Will man sich der Amme bedienen, so müssen die eigenen Kinder derselben bis auf eins ganz bei Seite geschafft, das zurückbehaltene aber und die drei an die Stelle der weggeworfenen zu bringenden Zöglinge (wie schon anderwärts gesagt) mit Branntwein gewaschen werden; dennoch muß man oft die Pflegemutter noch beim Säugen so lange halten, bis sie dies Geschäft willig verrichtet, die Stiefkinder zu lecken und überhaupt zu bemuttern anfängt.

Soll aber die künstliche Behandlung statt finden, so kann zwar nicht geläugnet werden, daß solche mit mancher Schwierigkeit verbunden ist, aber sie gewährt doch auch mancherlei Vortheile und gelingt bei folgendem, sorgfältig beobachtetem Verfahren fast immer: Man nehme einen langen, starken Federkiel, spalte diesen an dem untern Ende, auf beiden Seiten oder übers Kreuz 1" breit auf, klemme hier ein Stück Schwamm in Gestalt einer Hundszitze ein, ziehe ein feines, reines Leinwandläppchen darüber und binde dieses über den Einschnitten am Kiele fest. Dann tauche man diese Säugknubbe in frische, warme Kuhmilch, und fülle zugleich den übrigen Theil des Kiels damit an. Wird den Jungen anfänglich dieser Zulp einigemal ins Maul gesteckt, so fangen sie bald mit großer Begierde zu saugen an und nehmen ihn fernerhin beim bloßen Vorhalten an. Es wird jedem einleuchten,

*) Nur keiner solchen Amme, die viel Hang zum Jagen auf Hasen u. dgl. hat; denn dieser scheint durch die Milch auf die Jungen überzugehen und ist dann sehr schwer zu unterdrücken.

daß dies wenigstens aller drei Stunden wiederholt, daß Schwamm und Läppchen nach jedesmaligem Gebrauch gut gereinigt, auch öfter gewechselt, und daß stets frische, nie saure Milch, gegeben werden muß.

Nicht selten geschieht es bei der künstlichen Erziehung, zuweilen aber auch, wenn die Mutter oder Amme von irgend einer geringen Unpäßlichkeit befallen wird, meist aber erst in der Periode, wenn man die Jungen mit ans Futter zu gewöhnen anfängt, daß Mangel an Appetit, triefende Augen, warme Nasen und Traurigkeit einen kränklichen Zustand bei diesen anzeigen. Dann gebe man jedem derselben wöchentlich einmal, oder nach Befinden einen Tag um den andern ein Purgirmittel, wozu ein Theelöffel voll Provenceröl, mit etwas gestoßenem Zucker vermischt, angewendet werden kann; die Mutter oder Amme aber laxire man nur einmal mit der aus Rhabarber und Salzen bestehenden, oben erwähnten Latwerge.

§. 14.

Gut ists, wenn die Umstände es irgend erlauben, die Jungen acht volle Wochen an der Mutter oder Amme saugen zu lassen, auch bei der künstlichen Erziehung die Milchnahrung bis zu diesem Alter zu reichen. Unter sechs Wochen aber sollte man sie nie zum Futter gewöhnen. Auch dann darf das Gesauge nicht auf einmal ganz entzogen werden, sondern man muß Brodkrumen in frischer Milch zu einem Brei aufweichen, diesen mit dem Finger den Jungen ans Zahnfleisch streichen, wenn sie ihn einigemal da abgeleckt haben, sie sanft mit der Nase in noch dünneren Brei dieser Art drücken, und dies so oft wiederholen, bis sie selbst ihn willig aufzulecken anfangen. Ist dies der Fall, so entferne man nach und nach während der nächsten vier bis fünf Tage die Mutter, reiche auch noch etwa eben so lange nachher den Jungen oft frischen, aus Milch und Brod bestehenden Brei. Dann wird es Zeit, Mehlsuppen, mit etwas Schöpsknochenbrühe und Brodkrumen vermischt, mit demselben abwechseln zu lassen.

Späterhin entziehe man die Milchkost ganz, doch ebenfalls nicht auf einmal, und gehe zu der gewöhnlichen Hundefütterung über.

§. 15.

Die Erziehung des jungen Hühnerhundes fordert, bis er das gehörige Alter zur Dressur erreicht, eben so große, fast noch größere Sorgfalt als die des Leithundes.

Man wird daher folgende umständliche Auseinandersetzung nicht überflüssig finden, um so weniger, wenn man bedenkt, daß nach der richtigen oder unrichtigen Behandlung des Hundes in der Jugend seine künftige Brauchbarkeit oder Untauglichkeit sich beinahe mit Gewißheit vorher bestimmen läßt, und daß vorsichtiges Benehmen in dieser Periode die Dressur ungemein erleichtert. —

Nie gestatte man den jungen Hühnerhunden das freie Herumlaufen. Nur zu leicht gewöhnen sie sich nicht allein das Alleinausgehen aufs Revier an, sondern richten auch dort, besonders aber im Hofe unter dem Federviehe, beträchtlichen Schaden an, kommen oft ins Haus und in die Küche, und werden durch unverständiges Prügeln der Unreinlichkeit oder des Naschens wegen wo nicht verkrüppelt, doch läunisch und furchtsam gemacht, ja wohl gar aus Versehen oder aus Bosheit von den Küchenleuten verbrüht.

Wer daher die Kosten irgend bestreiten kann und Gelegenheit dazu hat, der lasse einen kleinen Zwinger von Lattenwerk anlegen, ihn unten herum an der innern Seite, etwa zwei Fuß hoch, mit Schwarten verschlagen und den planirten Boden desselben mit frischem Sande bestreuen. Dies sei am Tage der Tummelplatz der werthen Jugend, deren Behausung zur Nachtzeit aus einem stets reinlich zu haltenden, oft mit frischer Streu zu versehenden Stalle bestehen muß.

Soll ein einzelner Hund im Hause aufgezogen werden, so halte man wenigstens darauf, daß das Gesinde ihm keine Gelegenheit zum Naschen oder Würgen gebe,

und daß, wenn eins oder das andere ja geschieht, nur dem Herrn oder einer als vernünftig anerkannten Person die desfallsige Bestrafung überlassen bleibe. Eben so muß es bei der anfänglich unabwendbaren Verunreinigung des Hauses gehalten werden.

Nie darf ein Züchtigungsakt anders als mit Mäßigung, im Augenblick des Vergehens, unter gewisser Hindeutung auf dasselbe, ausgeübt, und kein anderes Instrument, als eine Ruthe dazu angewendet werden. Auch versäume man es nicht, den Gestraften einige Zeit darauf freundlich wieder an sich zu locken, und wenn er kommt, ihm durch Schmeicheln Wohlwollen zu bezeigen.

Mehrere junge Hunde im Zwinger, wie der einzelne im Hause, dürfen das Futter blos aus der Hand des Herrn oder, wo möglich, von dem, der die Abrichtung in der Folge übernehmen soll, gereicht erhalten, und dieses muß, bis sie sechs Monate alt sind, täglich drei bis viermal, späterhin aber Mittags und Abends gegeben werden, auch frisches Saufen jederzeit bereit stehen.

So früh als möglich ist jeder junge Hühnerhund an einen bestimmten Namen — man wähle einen zweisylbigen, weil das den Ruf erleichtert — und an einen unveränderlichen pfeifenden Laut zu gewöhnen.

Nie gestatte man das Spielen mit einem Balle, Lappen, Flederwische oder andern ähnlichen Dingen, und noch weniger Versuche, ihn etwas spielend zu lehren. Vor dem Genusse rohen Fleisches, Blutes oder Schweißes, Eingeweides oder Gescheides hüte man jeden Zögling dieser Art sorgfältig.

Fängt ein frei herumlaufender junger Hühnerhund an, bekannten oder unbekannten Menschen, oder auch Thieren still nachzuschleichen und sie hämisch zu kneifen und zu beißen; so muß er deshalb auf der Stelle mit der Ruthe tüchtig gezüchtigt, und bei wiederholtem Vergehen in einem zwingerartigen Behältnisse verwahrt werden. Ihn an

die Kette zu legen, ist eher nicht rathsam, bis er ein volles Jahr alt ist. Tägliche Reinigung vom Ungeziefer darf in keinem Falle fehlen, und öfteres Waschen mit kaltem Wasser und Seife wirkt vortheilhaft auf Gesundheit, Wachsthum und Ansehen. Nur werfe man ihn nie des Badens halber in einen Teich oder Fluß; denn dadurch wird er wasserscheu, und die Abrichtung zur Wasserarbeit erschwert.

Im dritten Vierteljahre seines Alters kann und muß man schon anfangen, ihn leinenführig zu machen. — Dies geschieht am leichtesten, indem dieser sowohl, als ein alter fermer Hund, an den Enden einer langen Fangleine angenommen, dann mit beiden ausgezogen, auch auf dem Wege, einer wie der andere, unter dem Zuruf: derriere! oder zurück! angehalten wird, ohne an der Leine zu dehnen, neben oder hinter dem Jäger herzugehen.

Den dritten oder vierten Tag verfahre man eben so mit dem jungen Hunde allein, und setze diese Uebung täglich fort, bis er, ohne vorzudringen oder zurückzubleiben, willig nebenher läuft. Während der Zeit spreche man viel und freundlich mit dem Lehrlinge. Bald wird er dann anfangen, seine Augen auf den redenden Herrn zu richten und ihm immer treuer werden.

Späterhin nehme man den alten und den jungen wieder zusammen an die Leine, ziehe ins freie Feld, löse sie da beide und beobachte, ob letzter Lust zum Suchen, feine Nase und Neigung, Spur und Witterung des Wildes aufzunehmen, äußert. Sobald er diese nöthigen und natürlichen Anlagen zeigt, lasse man den alten zurück, gehe oft mit dem jungen allein aus — nur nicht viel auf Wegen und im Holze — lasse ihn revieren, schwärmen und jagen so viel er will, doch nie bis zur Entkräftung, und verhüte sorgsam, daß er keinen jungen Hasen oder anderes Wild fängt.

Aeußert er in den ersten vierzehn Tagen keine Neigung zum Revieren, oder geschieht dieses mit immer zur Erde gesenktem Kopfe; will er nie, die Nase hochtragend,

Wind nehmen, sondern nur auf der Spur oder auf dem Boden schniffelnd das Wild ausmachen — alles Anzeigen schwacher Geruchsnerven: — so schaffe man ihn weg ohne weitere Mühe auf das Dressiren zu verwenden; denn nie oder selten wird sie sich unter diesen Umständen belohnen. Je rascher er hingegen sucht, je leichter er, Kopf und Nase hochtragend, das Wild wittert und findet, je mehr er es überhaupt, vorzüglich aber Hasen und Hühner, zu lieben scheint; desto mehr Hoffnung und selbst Gewißheit kann man haben, daß er, unter guter und richtiger Behandlung bei der fernern Abrichtung, ferm werden wird.

§. 16.

Ist ein junger Hund unter diesen Vorübungen, welche zugleich dazu dienen, sein Temperament kennen zu lernen, d. h. zu beobachten, ob er hart, weich, oder läunisch ist, ein volles Jahr, oder — besser noch — achtzehn Monate alt geworden; so kann man zur förmlichen Dressur fortschreiten.

In ältern Zeiten quälte man sich Jahre lang, dem jungen Hühnerhunde spielend alles beizubringen, und nur bei außerordentlichen, natürlichen Anlagen und Fähigkeiten desselben erreichte man seinen Zweck. War dies aber auch ja der Fall, so suchte er und stand vor Hühnern, Hasen rc., apportirte, arbeitete im Wasser, und hatte Appell (hörte), nur wo, wenn und so oft er wollte, schlug auch nicht selten noch völlig um, wenn man ihn schon für ferm und völlig ausgearbeitet hielt oder ausgab.

Dergleichen unangenehme Erfahrungen leiteten in der Folge auf die Erfindung der sogenannten Parforcedressur, durch welche ein Hund, nach einigen für ihn und den Lehrer freilich harten Monaten, auf seine ganze Lebenszeit zu jedem ihm zukommenden Geschäfte vollkommen brauchbar gemacht, auch nur in ganz unerfahrnen und ungeschickten Händen wieder verdorben werden kann.

Leider! findet man jetzt, wo vermöge der Gemächlichkeit, und zum Theil der eigenen Unerfahrenheit der meisten Lehrherren, so wenig gute junge Jäger gebildet

werden, viele unter diesen, die nicht einmal einen ferm dressirten Hund zu führen, vielweniger denn einen rohen zu behandeln und abzurichten verstehen. Aergerlich muß dem erfahrnern Weidmanne diese nur zu wahre Bemerkung seyn; lächerlich aber wird ihm der Vorwurf der Grausamkeit, wenn er auf dem möglichst kurzen Wege — allerdings oft mit unvermeidlicher Strenge — den Hühnerhund für immer zu seiner Bestimmung geschickt macht, da er allein es zu beurtheilen vermag, daß auf andere Art dieser Zweck nicht erreicht werden kann, und daß bei der spielend-scheinenden Abrichtung, wenn sie auch zuweilen gelingen könnte, der Hund (auf den Zeitverlust nicht gerechnet) doch gewiß eben so viele und nicht weniger scharfe Strafen ertragen muß, als während der kurzen Zeit der festen Dressur — wie ich in der Folge die Parforcedressur nennen werde, um, durch einen weniger harten Namen, der guten Sache den Schein allzugroßer Strenge, die immer nur von unverständigen Menschen angewendet wird, zu benehmen.

Doch bei Unkundigen würde man, selbst durch noch genauere Auseinandersetzung der wesentlichen Vortheile dieser Abrichtungsart, nur tauben Ohren predigen, lernbegierige Leser hingegen werden, wenn sie das, was ich ihnen in der Folge sage, gehörig ausüben, bei vorher nicht zu berechnenden Ereignissen aber eigenes Nachdenken anwenden, bald einsehen lernen, daß nur auf diesem Wege der Hühnerhund vollkommen ausgearbeitet werden kann. Bei mehrerer Erfahrung und nach angestellten Versuchen können sie sich sogar davon überzeugen, daß — obwohl mit mehr Mühe — jeder Hund anderer Race, wenn er nur Suche und Nase hat, durch die feste Dressur zum Gebrauch bei der niedern Jagd geschickt zu machen ist *).

---

*) So habe ich einen äußerst widerspenstigen, bösen Hetzhund gesehen, welcher, auf diese Art abgerichtet, den genausten Appell hatte, vor Hasen, Hühnern und Schnepfen ferm stand, herrlich im Wasser arbeitete,

Uebrigens wähle der junge Jäger zum ersten Versuche im Dressiren einen rohen Hühnerhund von natürlich folgsamer, sanfter Gemüthsart, aber ja keinen läunischen oder weichen (furchtsamen, blöden), und eben so wenig einen offenbar hartnäckigen oder widerspenstigen. Denn der läunische würde Erfahrungen, der weiche Ruhe, Fassung und Geduld bei der Dressur voraussetzen, lauter Dinge, die man sich erst durch Uebung erwirbt; der allzu widerspenstige aber möchte bald den Meister spielen, und in beiden Fällen könnte das Mißlingen der Arbeit dem jungen Manne das Zutrauen zu sich selbst benehmen.

§. 17.

Die feste Dressur zerfällt in vier Perioden, und diese sind:

überall alles apportirte, ja selbst auf Befehl seines Herrn ein auf den obersten Sprosse einer Leiter aufgehangenes Tuch herunterholte, indem er ohne Anstand hinauf- und herunterstieg, jedes ihm vorgehaltene Papier auf den Zuruf: friß! verschlang, und überhaupt jeden Befehl seines Herrn nicht nur fast deutlich verstand, sondern auch ungesäumt ausführte. Unmöglich kann ich es mir versagen, von diesem seltenen Thiere folgende Geschichte, die mich immer noch mit Rührung und mit Dankgefühl gegen den braven Besitzer desselben erfüllt, zu erzählen, ob ich gleich nicht Augenzeuge war.

Ein Officier besuchte neulich meinen Bruder in Begleitung seines Hundes: Mann genannt. Dicht am Muldenstrome auf einer Anhöhe liegt das Rittergutsgehöft. In einiger Entfernung vom jenseitigen Ufer führt der Lehrer der Kinder meines Bruders seine Eleven spazieren, während ihr Vater und der Officier im Garten, welcher vom Strome begrenzt wird, herumgehen. Mit einemmale kommt der Lehrer mit seinen Zöglingen, ängstlich um Hülfe rufend, ans Ufer gelaufen, weil er in nicht gar großer Entfernung einen tollen Hund gewahrte. Schnelle Rettung mit dem Kahne war unmöglich, da dieser diesseits stand. Alles verliert die Fassung, nur der brave Officier nicht. Er springt nebst seinem Mann — so hieß der Hund — über die Mauer ans Ufer, und zeigt diesem unter dem Zuruf: Faß! den thörichten Hund. Augenblicklich stürzt das verständige Thier sich in den Strom, kommt noch zeitig genug ans Land, um das wüthende Geschöpf abzuhalten, faßt es jedoch nicht, sondern hält es, in gewisser Entfernung herumfahrend und stellend, so lange auf, bis sein Herr mit dem Kahne angelangt ist. Dieser nähert, während die Kinder nebst ihrem Lehrer sich mit dem Kahne vom Ufer entfernen, sich vorsichtig dem tollen Hunde, erlegt ihn glücklich, ohne daß weder er noch sein kluger, guter Mann beschädigt wird, und befreit so, mit Hülfe desselben, auch die Nachbarschaft von diesem Unheil drohenden Thiere.

1. die Stubendressur; 2. die Feldarbeit; 3. die Holzarbeit; 4. die Wasserarbeit.

Die erste würde man zu allen Jahreszeiten vornehmen können, wenn nicht darauf Rücksicht zu nehmen wäre, daß gleich nach Vollendung derselben die Feldarbeit angefangen werden muß. Es ist daher einleuchtend, daß der Monat Februar, oder Julius und August, sich zur Stubendressur am meisten eignen. War die Kälte nicht zu groß, so habe ich meines Theils den zuerst genannten Monat deshalb immer vorgezogen, weil dem Hunde sowohl, als dem Jäger die Sommerhitze bei der Arbeit höchst beschwerlich, und ersterem bisweilen sogar gefährlich wird; weil ferner die Paarzeit der Hühner, während welcher man sie auch eher als im Herbste liegen sieht, die Feldarbeit um so mehr erleichtert, indem sie den Hund dann gewöhnlich sehr gut aushalten. Ist er nun zu dieser Jahreszeit zur Hühnerjagd gehörig abgerichtet, so kann im Sommer die Wasserarbeit vorgenommen, im September aber die Feldarbeit auf Hühner und Hasen fortgesetzt und beendigt, späterhin aber die ganze Dressur mit der Holzarbeit beschlossen und endlich dem Hunde Uebung auf Wald- und Wasserschnepfen verschafft werden.

Wählt man indessen das Ende des Winters oder den Spätsommer zum Anfange der Dressur; so muß man in der erstgedachten Jahreszeit ein nicht zu kaltes, im Sommer aber ein nicht heißes, jedem andern als dem Lehrer unzugängliches Behältniß haben, wo der Hund, ehe die Arbeit beginnt, an die in der Wand befestigte Kette gelegt, auch immer isolirt und ungestört bleiben kann.

Hier muß er nur einzig und allein aus der Hand dessen, der ihn dressiren soll, Fressen und Saufen erhalten, ersteres jedoch nie gleich vor der Lektion.

Endlich halte man vor dem Anfange der Dressur folgende Erfordernisse bereit:

a) Die Dressirleine — eine 10 bis 12′ lange, an dem Vorderende mit einem 3″ langen Oehr (Oese) versehene Arche (Senne, Leine) von der Dicke des Stieles

einer thönernen, sogenannten Kaminpfeife, wo selbiger am stärksten ist. Vom Ohr an werden in gleicher Entfernung von 2 zu 2'' so viele 1'' dicke Knoten geschürzt, daß, wenn man das andere Ende der Arche durch das Oehr und das Oehr über den letzten Knoten schiebt, eine Halsung (Halsband) sich bildet, welche, dem Hunde angelegt, den Hals hinlänglich umschließt, um den Kopf bei höchst möglicher Kraftanwendung nicht herausziehen zu können, jedoch nicht so enge, daß Würgen dadurch erregt wird. Bei Hunden mittlerer Stärke und nicht allzustörrigen Sinnes reicht man in der Regel mit diesem Zuchtigungs- und Zwangsmittel aus. Nicht so bei sehr starken, bösen und widerspenstigen. Für diese gehört

b) das Stachelkorallenhalsband von der unter a bemerkten Weite. Man nimmt dazu ein hinreichend langes Stück von der obigen Arche (Leine), befestigt an dem vordern Ende derselben, unzerreislich haltbar, einen $1\frac{1}{2}''$ im offenen Durchmesser haltenden starken Ring von Messing und schürzt zunächst dem Ringe einen einfachen Knoten in die Leine. Hierauf wird — nach Maaßgabe der Halsstärke des Hundes — von sechs bis sieben $1\frac{1}{2}''$ dicken hölzernen Kugeln, welche so weit, daß die Leine gemächlich durch das Loch geht, durchbohrt, auf dem obern Sphärentheile mit in quincunce, fest eingetriebenen, starken, oben stumpf abgefeilten, 2 bis 3''' über die Oberfläche hervorstehenden Drahtstiften in drei gleichweit von einander abstehenden Reihen besetzt sind, eine Kugel an die Leine gereiht, dann wieder ein einfacher Knoten gemacht, und so mit Kugeln und Knoten abwechselnd fortgefahren. Hinter der letzten Kugel folgen noch zwei bis drei 1'' dicke, 2'' von einander entfernte Doppelknoten. 2'' weit vom letzten Knoten wird endlich ein beiläufig 4'' langer Knebel von Eisen oder sehr festem, harten Holze möglichst haltbar

an der Leine befestigt, an welchem man bei der Arbeit selbst die 10 bis 12′ lange Dressirleine anschleift.

Nächstdem ist es räthlich,

e) einen starken, beweglichen, eisernen Ring in dem Fußboden fest einschlagen zu lassen, von dessen Gebrauche im Nothfalle weiter unten die Rede seyn wird. Noch braucht man

d) den Dressirbock. Man nimmt dazu so viel Roggenstroh, daß, wenn es unten am starken Ende des Halmes scharf zusammengedrückt wird, der dadurch entstehende Kreis 1½″ im Durchmesser hält. 15 bis 18″ von unten hinauf schneidet man dann das übrige Stroh ab, läßt an jedem Ende 3″ frei und umwindet das Uebrige dicht und fest mit dünnem Bindfaden. Wenn dies geschehen ist, werden sämmtliche nicht bewundene Halmentheile, dicht am Bindfaden so viel als möglich nach allen Seiten gleich, auswärts umgeknickt, damit der Bock, wenn er hingeworfen wird, in der Mitte nicht aufliegt.

Diese Art verdient den Vorzug vor der sonst gewöhnlichen hölzernen, mit Kreuzstiften an den Enden, theils weil sie leichter ist, theils weil der hölzerne Bock beim Hinwerfen ein starkes Geräusch macht, durch welches der junge Hund schon gewissermaßen abgeschreckt und intimidirt wird, und endlich

f) eine kurze nicht zu starke Hetzpeitsche.

Außer dem bewaffne sich der Jäger, ehe er die allerdings mühvolle Arbeit unternimmt, mit unerschütterlicher Geduld und Ruhe. Wie nöthig beides ihm sei, mögen folgende allgemeine, auf die Dressur Bezug habende Regeln, welche nie und unter keinen Umständen vernachlässigt werden dürfen, beweisen.

1. Ehe die Dressur unternommen wird, verwende man mehrere Tage oder Wochen darauf, das Temperament des Hundes durchaus kennen zu lernen, um gleich vom Anfange an die Behandlung danach einrichten zu können.

2. Bei der Arbeit selbst gebe man genau darauf Acht, ob der Hund aus Unverstand oder Widersetzlichkeit fehlt. Im ersten Falle suche man alle mögliche Mittel hervor, ihm begreiflich zu machen, was man von ihm verlange und strafe nie, oder doch nur bei wiederholter Faselei sehr gelinde. Bei offenbarer Widerspenstigkeit hingegen (welche dadurch allein sich äußert, wenn er etwas begriffen und dann gut gemacht hat, es aber bei fernerer Uebung nicht wieder leisten will) steigere man die Züchtigung, bis er nachgibt.

3. Man strafe immer auf frischer That, und

4. jedesmal, wenn der Hund eine ihm bekannte und geläufige Sache auf Verlangen nicht sogleich leistet oder auf den ersten Pfiff und Ruf nicht augenblicklich herankommt; denn nur dadurch ist ihm unbedingter Gehorsam und Appell (feines Gehör) beizubringen.

5. Man züchtige — so schwer es auch bei einem lebhaften Temperamente dem Jäger fallen mag — stets mit kaltem Blute, auch nur in dem Grade, welchen die Größe oder Geringfügigkeit des Fehlers nothwendig, und die Gemüthsart des Hundes zulässig macht, nie aber ohne hinlänglichen Grund, oder ohne darauf hinzudeuten und ohne ihm begreiflich zu machen, worin eigentlich sein Versehen bestand.

6. Noch weniger strafe man in unterbrochenen Reprisen; denn das ist immer ein Beweis von böser Laune des Lehrers, die nur zubald auf den Lehrling übergehen wird.

7. Bezeigt sich der Hund in einer Lehrstunde vorzüglich willig und gelehrig, so kürze man sie ab; man verlängere sie hingegen, wenn er ungehorsam und stöckisch ist, beschließe sie aber auch nie eher, bis er die letzte Aufgabe gut ausgeführt hat. Bei dem ihm eigenen Rückerinnerungsvermögen wird er hierdurch bald gewahr werden, daß Folgsamkeit ihn früher aus

der allerdings unbehaglichen Lage befreit, und sonach, um eher zur Ruhe zu kommen, nachgiebig sich bezeigen.

8. Sobald der Hund nicht mehr an der Leine arbeitet, versäume man es ja nicht — selbst wenn er völlig dressirt ist — ihn nach jeder Strafe, je nachdem sie leidlicher oder strenger seyn mußte, kürzere oder längere Zeit an der Leine zu führen, ehe man ihn wieder sich selbst überläßt. Denn bei der Stubendressur wird er begreiflicher Weise furchtsam, kann jedoch schlechterdings nicht ausweichen oder entkommen. Erhält er aber (besonders zu Anfang der Feldarbeit) gleich nach der Züchtigung seine Freiheit wieder; so wird er, aus Furcht oder Tücke, sicher die Gelegenheit, sich vor fernerer Anstrengung durch die Flucht zu schützen, ergreifen, oder wenigstens sich in der Folge schwer annehmen lassen. Beides verdirbt ihn gemeiniglich für immer.

9. Nie unterlasse man es, dem Hunde schmeichelnd Recht zu geben, wenn er den Willen des Lehrers befolgt, und spreche

10. viel und freundlich mit ihm, nicht nur jedesmal, ehe der Unterricht angefangen wird, sondern auch in den Erhohlungspausen, besonders aber, wenn er an der Leine geführt wird. Dies macht ihn aufmerksam und dem Lehrer geneigt.

§. 18.

Hat der zur Dressur erwählte Hund fünf bis sechs Tage in dem Behältnisse an der Kette gelegen, so schreite man, mit starken ledernen Handschuhen bekleidet, in den Frühstunden vor der Fütterung, zur Arbeit selbst.

In der ersten Lektion, welche über acht, höchstens zehn Minuten nicht dauern darf *), mache man dem Hunde

*) Wenn ein neuerer Schriftsteller — der in seinem eigentlichen Fache sich hohe Achtung und Celebrität erworben hat, und nachher auch in

die lederne Halsung ab, lege dem weichen, anscheinend gelehrigen die Knotenleine, dem härtern, bösen das Stachelkorallenhalsband um den Hals, schiebe in jedem Falle das daran befindliche Oehr über so viele Knoten, daß es ihm nicht möglich ist, sich loszustreifen, nehme aber, da man anfänglich vor starker Widersetzlichkeit, die nicht selten in einen heftigen Anfall auf den Jäger ausartet, nie ganz sicher seyn kann, die Peitsche zur Hand und entferne sich nicht weit von dem an dem Fußboden eingeschlagenen Ringe.

Dann ziehe man ihn das erstemal gelinde und unter dem Zuspruche: *ici*, oder *hierher!* — nur bediene man sich hier und überall immer des nehmlichen Wortes — und so pfeifend, wie man ihn in der Folge aus der Ferne zu rufen gedenkt *), an sich heran, wiederhole dies auch einigemal. So oft er kommt, liebkose man ihn, unter dem freundlichen Zuspruche: *so recht!* bleibt er aber stöckisch stehen, so ziehe man ihn, mit nach dem Grade der Widersetzlichkeit vermehrter Kraft, wie oben rufend und pfeifend an sich. Sollte er jetzt oder in der Folge versuchen, auf den Lehrherrn beißend zuzufahren; so packe dieser ihn sogleich mit der rechten Hand kräftig im Genicke, drücke ihn fest zu Boden, stecke mit der linken Hand das in derselben gefaßte andere Ende der Dressirleine durch den Ring, ziehe ihn da so fest hinan, daß er keinen Spielraum behält, und gebe ihm durch harte Züchtigung mit der Peitsche das Uebergewicht an Stärke, welches der Mann über ihn hat, recht fühlbar zu erkennen.

---

das der Jagdkunde übergegangen ist — den Zeitraum für jede Lektion obiger Art auf *eine ganze* Stunde setzt; so möchte man ihn an das Sprichwort: *Was du nicht willst* ꝛc. so parodirend erinnern: *Was du nicht willst, daß man dem lernenden Kinde thu, das thu auch keinem lernenden Hunde du!* —

(1. 2. Ausg.)

*) Wer auf dem Finger pfeifen kann, bleibe dabei; außerdem bediene man sich einer hölzernen oder andern helltönenden Pfeife. Der Ruf besteht gewöhnlich in lauten, gleichen, langgezogenen, zwei-, drei- bis viermal hinter einander wiederholten Tönen.

Eher darf nicht nachgelassen werden, bis man bemerkt, er sei so in Furcht gesetzt, daß er ferner sich zu widersetzen nicht wagen werde. — Selten wird die Wiederholung dieses allerdings harten Verfahrens öfter als einmal nöthig seyn.

Hierauf fange man, eben so wie zuvor, das Heranziehen wieder an, versäume aber ja das Rechtgeben und Liebeln bei der ersten Aeußerung von Folgsamkeit nicht, sondern füge einige Bissen Brod zur Belohnung hinzu.

Endlich nach noch einigen kurzen Wiederholungen führe man den Hund, ziemlich kurz an der Leine gefaßt, nach allen Seiten, und lasse ihn unter dem Zuruf: herum! auch zugleich mit dem bloßen Munde animirend pfeifend *), bald hierhin, bald dorthin wenden.

Dies alles geschieht nur, um ihn an die Leine zu gewöhnen, und um ihn vorläufig einen Theil ihrer Wirkung kennen zu lehren.

Hierauf wird der Unterricht zum erstenmale beschlossen, indem man den Lehrling, wie in der Folge immer, an die Kette legt. Nach einiger Zeit bekommt er Futter.

Da es überhaupt besser ist, den Hund öfters und jedesmal auf kurze Zeit an die Leine zu nehmen; so gebe man ihm gleich Anfangs täglich zwei Lektionen, in der Folge aber, wo möglich, drei.

Die zweite am ersten Tage wird mit zwei- bis dreimaliger Wiederholung des Anziehens und Herumführens angefangen. Zeigt sich, wie es gewöhnlich geschieht, der Lehrling folgsam, so schreitet man fort zur Anweisung im Apportiren, d. h. zum Einnehmen, Aufnehmen und Tragen des Bocks nicht nur, sondern auch aller möglichen vorgeworfenen Gegenstände.

---

*) Indem man mit einem höhern kurzen Tone beginnt, dann diesen um eine Septime sinken läßt, und auf dieser einen langsam trillert.

Unstreitig ist dies das Wichtigste *) und zugleich Schwerste bei der ganzen Stubendressur. Werden indessen folgende Vorschriften befolgt, so kann man auf einen glücklichen, wenn auch nicht immer gleichschnellen Erfolg, mit Gewißheit rechnen.

Man lege nehmlich den Bock auf die Erde **), ziehe den Hund an der Leine mit dem Kopfe dicht hinan, drücke den ganzen Körper platt auf die Erde, fasse mit der Hand, in welcher man die Dressirleine gewöhnlich hält, diese ganz kurz, und erhalte den Hund, im Genick gegriffen, in der liegenden Positur. Hierauf schiebe man ihm mit der andern Hand den Bock dicht vors Maul und rufe gelassen: Faß! Auf keinen Fall kann der Hund jetzt schon wissen, daß er den Bock einnehmen soll; man greife daher, um ihm dies zu zeigen, mit der Hand, welche die Leine führt, an der Nasenwurzel über den Obertheil des Maules herab, und suche es durch einen leisern oder stärkeren Druck an den Kinnladen zu öffnen. Sobald dies bewirkt ist, sage man freundlich: Ah, recht! schiebe mit der andern Hand den Bock der Breite nach bis hinter die Fänge (Eckzähne), fahre dann so schnell als möglich mit eben dieser Hand, das Wort: Faß! dazu aussprechend, unter den Unterkiefer, und verhindere dadurch den Hund am Fallenlassen des Bocks. Weigert er sich — was freilich anfänglich nicht fehlen wird — ihn fest zu halten, so wende man alle Vorsicht an, zu

*) Ein mir mitgetheilter Brief aus Rußland enthielt unter andern Jagdnachrichten auch die, daß man dort aufs Apportiren nicht viel halte, in der Meinung, daß die Hunde davon blind würden. Daß dies der Fall nicht sei, bestätigen sehr viele alte gute Hunde in unsern Gegenden; geschähe es aber auch je zuweilen, so würde das doch erst in den Jahren seyn, wo der Hund ohnedies aufhört, brauchbar zu seyn, und wie wenig könnte überhaupt dieser seltene Zufall gegen den Abgang einer Haupttugend, ohne welche der Hund nicht den halben oder eigentlich gar keinen Werth hat, in Anschlag kommen.

**) Ich warne Jeden vor der von andern Schriftstellern empfohlenen Methode: dem sitzenden oder stehenden Hunde den Bock vorzuhalten, und aus der Hand nehmen zu lassen. Er lernt auf diesem Wege zwar das Einnehmen leicht; aber das Aufnehmen — als die Hauptsache — desto schwerer. Wer wirklich dressirt hat, kann dazu nicht rathen.

verhindern, daß er nicht dazu kommt, ihn auszuwerfen, wiederhole dabei oft den warnend ausgesprochenen Zuruf: Faß! gebe ihm auch wohl einen mäßigen, bei fortdauernder Widersetzlichkeit aber einen stärkeren Ruck mit der Leine.

Macht er irgend Miene fest zuzugreifen, so gebe man ihm schmeichelnd Recht, lasse den Bock nur einen Augenblick halten und nehme ihm denselben dann beim Zuspruch: Aus! sogleich ab.

Nach einer kurzen Pause wird dasselbe Verfahren wiederholt. Oft weigert sich dann der Hund so hartnäckig, den Rachen zu öffnen, daß er mit einem Knebel — den man im Voraus zur Seite in Bereitschaft legt — erbrochen werden muß, und nicht selten wird man sich sogar in der Folge zur gradweisen Anwendung noch härterer Mittel gezwungen sehen, wenn öftere Versuche, ihn auf diese Weise zum Einnehmen zu bringen, nicht fruchten wollen; indem man nehmlich den Bock gegen das Zahnfleisch drückt, und durch schwächeres oder stärkeres Reiben mit demselben den Hund unterm Zuruf: Faß! zum Oeffnen des Maules zu bringen sucht. Sobald die schmerzliche Empfindung ihn nöthigt, es zu thun, schiebe man den Bock hinein, und verfahre übrigens, wie oben gesagt.

Bei noch zunehmender Widersetzlichkeit im Einnehmen oder Halten müssen nun freilich die Rucke mit der Leine vermehrt und verstärkt werden. Zeigt er sich aber auch dadurch zum Erstern noch nicht bereitwillig, so hüte man sich, das Zahnfleisch wund zu reiben, und suche das Oeffnen des Maules dadurch zu bewirken, daß mit der linken Hand an dem Oehr der Dressirhalsung, in diese hineingegriffen, durch eine Wendung der Hand, Verengerung des Knoten- oder Stachelkorallenhalsbandes, ein Würgen und schmerzliches Gefühl erregt, und hierdurch, wie durch fortgesetzte gelinde Reibung mit dem Bocke am Zahnfleische, jener Effekt hervorgebracht wird. Sobald dies geschieht, verfahre man, wie oben gesagt, mit dem Einschieben des Bockes, lasse aber auch in demselben Au-

genblicke mit der Verengerung der Halsung nach, damit der Hund das Maul wieder schließen und zufassen kann.

Wie immer wird er dann geliebelt, ihm nach einem kurzen Zeitraume der Bock unter dem Zuruf: Aus! abgenommen, und die allerdings angreifende Lehrstunde, welche immer noch nicht über zehn, und an den folgenden Tagen nicht über zwölf bis funfzehn Minuten dauern darf, beendigt.

Noch glaube ich hier dem jungen Jäger den Rath ertheilen zu müssen, daß er das zuerst angeführte gelindere Verfahren nicht gleich bei den ersten mißlungenen Versuchen mit dem strengern verwechsle. Meist wird er mit jenem ausreichen, und daher sich und dem Hunde viel Anstrengung ersparen können.

§. 19.

Zu Anfang jeder folgenden Lektion repetire man alles in den vorhergehenden Geübte, zuerst aber und vorzüglich oft das, daß er auf den Ruf: ici! und auf den sogenannten Doppelpfiff (s. die 2te Anmerk. §. 18.) schnell heran kommt; denn dadurch wird er auch im Freien desto mehr Appell erhalten.

Nächstdem nehme man auch besonders das immer wieder und am häufigsten vor, wobei er sich am wenigsten gelehrig bewies, und gehe nie eher weiter, als bis er alles das willig leistet, wozu er früher schon Anleitung erhielt.

Nimmt er dann ohne weitern Zwang ein und fängt er an, den Bock fest zu halten; so ziehe man ihn an der Leine unter dem Zurufe: Apporte! (indem die Kinnlade immer noch mit der Hand unterstützt wird) von der Erde so in die Höhe, daß er, ohne den Bock fallen zu lassen, aufstehen muß, und so nur einen oder zwei Schritte vorwärts thut. Folgt er, so gebe man ihm recht, lasse den Bock ausgeben, spreche ihm auch freundlich und schmeichelnd ein Weilchen zu.

Je rascher der Hund einnimmt und je williger er trägt (apportirt), desto weniger wende man hierzu noch

Zwangsmittel an, unterstütze auch die Kinnlade nur so lange, bis er fest zu halten anfängt; doch habe man die Hand immer noch bereit, um, wenn er zum Fallenlassen Miene macht, dies sogleich verhindern zu können, wobei dann ein Ruck mit der Leine, welcher bei jeder Aeußerung von Widerspenstigkeit verstärkt und öfter wiederholt werden muß, nicht fehlen darf.

Hat er einigemal freiwillig ein- und aufgenommen, auch getragen; so lasse man ihm den Bock nach und nach immer länger und weiter apportiren, indem er an der Leine erst vor- und rückwärts geführt, in der Folge aber auch nach allen Seiten gewendet wird. Nie darf er von nun an, ohne strenge Züchtigung durch Rucken, den Bock eher fallen lassen, bis er ihm unter dem Zuruf: Aus! abgenommen wird. Thut er es ja, so muß er augenblicklich wieder aufnehmen.

Endlich werfe man den Apportirbock ein Stück weg, lasse unter dem Zurufe: Apporte! den Hund an der Leine schießen, und versuche, ob er von selbst aufnimmt; will er das nicht, so eile man hinzu und zwinge ihn dazu, nach der im Vorhergehenden gegebenen Vorschrift, lasse ihn dann auch zur Strafe länger tragen.

Nur behandle man ihn ohne Noth nicht zu hart und immer mit gehöriger Rücksicht auf sein Temperament.

Nie lasse man sich durch Hitze verleiten, da zu strafen, wo es vielleicht eigene Schuld war, wenn der Hund nicht verstand, was man wollte und verlangte, sondern denke stets darauf, ihm das recht deutlich zu machen. Eben deshalb verwechsle man die einmal gewählten Zurufsausdrücke nie mit andern, und setze sie jedesmal hinzu, wenn der Hund das damit Bezeichnete verrichten soll.

§. 20.

Begriff er alles bisher Erwähnte in kürzerer oder längerer Zeit, that er es in den letzten Lehrstunden ohne sichtbaren Zwang, oder gar mit Freudigkeit; so kann man

ihn nun, wenn es für nöthig erachtet wird, dazu anhalten, das, was er apportirt, entweder sitzend, oder adroit machend (d. h. den Rücken nach dem Herrn zukehrend, auf den Hinterläufen aufgerichtet, ohne sich anzulehnen), auszugeben *).

Im ersten Falle drückt man beim Zurufe: Sitze! das Hintertheil des Hundes, welcher den Bock unterdessen tragen und festhalten muß, mit der einen Hand nieder, während man mit der andern die Leine so faßt, daß er, auf den Vorderläufen stehend, die natürliche sitzende Positur macht, erhält ihn in dieser einige Momente, und nimmt ihm, bei dem Worte: Aus! endlich den Bock ab.

Soll er hingegen adroit machen — man sagt auch Hochmachen — so tritt man hinter ihn, zieht ihn unter dem Zurufe: Adroit! so, wie oben in der Erklärung dieses Ausdrucks gesagt worden, vor sich in die Höhe, und verfährt übrigens wie beim Auftragen im Sitzen.

Der Verfasser gesteht, daß er auf beides nicht viel hält. Denn verschafft das Adroit-Machen auch einige Bequemlichkeit, indem der Jäger in der Folge, wenn der Hund erlegtes Wild apportirt, sich nicht bücken, oder wenn er zu Pferde ist, nicht erst absteigen darf, um es ihm abzunehmen; so ist diese doch wohl nicht gegen den Aufwand von Kraft, welchen sie dem Hunde kostet (wodurch sein Hintertheil nicht wenig geschwächt wird), in Anschlag zu bringen. Das öftere Sitzendausgeben aber macht ihn faul und lässig, oder gibt ihm doch den Schein dieser Fehler, und nutzt eigentlich zu gar nichts.

---

*) Einige nehmen diesen Theil der Dressur eher vor, als das Apportiren. Mir scheint es aber, als begriffe der Hund diese Uebung leichter, wenn er schon aufträgt, weil er — wenigstens so lange, als er an der Leine gearbeitet wird — gern alles thut, um den Bock los zu werden. Auch kann man sie als Erholung für den in den letzten Tagen stark angegriffenen Lehrling ansehen.

§. 21.

Nach der §. 20. erörterten Episode, wenn sie statt findet, wird die Ausarbeitung im Apportiren fortgesetzt, indem man den Hund anhält, den Bock, welcher, nachdem das übergebogene Stroh nun abgeschnitten worden ist, platt auf der Erde liegt, aufzunehmen und, so lange man will, zu tragen. Viele thun dies (besonders wenn sie in dem, was über das Apportiren im achtzehnten und neunzehnten Paragraphen gesagt worden ist, hinlänglich geübt sind) ohne Weigerung; manche wollen aber auch hierzu aufs neue mit Strenge angehalten seyn.

Nur im Nothfalle nehme man wieder zum Reiben am Zahnfleische und lieber zum Verengern der Dressirhalsung bis zum Würgen (s. §. 18. am Ende) Zuflucht, indem man dabei den Hund mit dem Maule auf den Apportirbock drückt. Sobald er aufthut, lasse man an der Leine unter dem gewöhnlichen Zurufe: Faß! nach, unterstütze, wenn er einnimmt, wie oben gesagt, die untere Kinnlade anfänglich beim Aufnehmen aber nur unmerklich und so lange, als es höchst nöthig ist.

Hat man auch hier seinen Zweck erreicht und dies nebst allen andern Uebungen oft wiederholt; so wird ein rundes Stück Holz genommen, und der Hund zum Apportiren und immer längern Tragen desselben auf eben beschriebene Art angehalten.

Hierauf nehme man einen Handschuh, ein Schnupftuch, hernach auch Eisen, Schlüssel, Feuerstahl, Geld, Steine, und endlich einen Strohhalm statt des Apportirholzes, werfe auch alles so weit weg, als der Hund, ohne sich selbst zu rucken, an der Leine fort kann, und lasse es bringen und tragen. Dies alles wird mehr oder weniger Zwangsmittel fordern, oft durch einen einzigen Leinenruck, oft erst durch öfteres Verengern der Halsung bewirkt werden, je nachdem der Hund gelehrig oder widerspenstig ist.

Aber noch immer ist man nicht über den Berg; denn nun muß er erst einen mit Federn bewickelten Apportirbock, dann einen ausgestopften, nach und nach mit Stei-

nen immer mehr beschwerten Hasenbalg, hierauf junge und alte Hasen, schwächeres und stärkeres wildes Geflügel ohne Anstand aufnehmen, tragen und bringen. Schon dies macht zuweilen dem Jäger viel Arbeit und fordert viel Geduld, wenn er dem Hunde immer begreiflich machen will, was und warum er es thun soll; zuweilen wird man sogar wieder zu sehr strengen Strafen, durch wiederholtes immer verstärktes Rucken mit der Leine, schreiten müssen. Nur hüte man sich, den Hund nicht überall in der Kammer herumzuzerren, sondern rucke ihn jedesmal so, daß das Maul nach dem Gegenstande, den er aufnehmen soll, hingerichtet steht. Oft wird bei dieser Gelegenheit die ganze Schule wieder von vorn angefangen und alles vorher Erwähnte in Anwendung gebracht werden müssen.

Noch häufiger ist dies der Fall, wenn man zum Beschlusse Raubthiere und Raubvögel, Elstern und Krähen hinwirft; gleichwohl muß auch alles das der Hund augenblicklich fassen und tragen, so lange man es verlangt, ehe man sagen kann, er apportire ferm.

Vorzügliche Aufmerksamkeit richte man darauf, daß er alles Aufzunehmende rasch, im Gleichgewichte und in der Mitte fasse, auch allerdings fest halte, aber keineswegs daran kaue, reiße oder es hin- und herschüttele. Da letztgedachte Untugenden bei der Stubendressur selten bemerkbar werden, indem Angst und Furcht ihn an dergleichen Spielereien nicht denken lassen; so soll über das Abgewöhnen derselben bei der Feldarbeit am gehörigen Orte gesprochen werden.

§. 22.

Ist der Hund in allen bisher erwähnten Uebungsstücken, so weit man es verlangen kann, fest; so tritt der schicklichste Zeitpunkt ein, ihn durch das Tout-beau-Couche-Machen *) und Avanciren theils noch

*) Andere Jäger sind der Meinung, dies müsse er zugleich mit dem Apportiren lernen. Auch ich gehörte so lange zu dieser Parteì, bis ich

mehr in Gehorsam zu bringen, theils ihn hierdurch mehr als durch irgend etwas anders auf das vorzubereiten, was in der Folge eine der unerläßlichsten Forderungen an einen irgend brauchbaren Hühnerhund ist, ich meine: auf das Vorstehen. Auch ist es jetzt allenfalls noch Zeit, den beim Apportiren, oder überhaupt zu hitzigen durch diese Uebungen gelassener zu machen, und ihm auf diese Weise, ohne zu Mißhandlungen Zuflucht zu nehmen, die üble Gewohnheit des Reißens und Schüttelns der aufzutragenden Gegenstände aus dem Kopfe zu bringen. Je mehr Neigung zu diesem Fehler sich zeigt, je schneller muß zur gegenwärtigen Uebung geschritten werden.

Das Tout-beau- oder Couche-Machen und Avanciren besteht aber darin, daß der Hund jedesmal auf den Zuruf: Tout-beau! oder Couche! augenblicklich sich platt auf den Bauch niederlege, die Hinterläufe unter den Leib ziehe, die vordern gerade ausstrecke und den Kopf auf und zwischen letztern ruhen lasse, in dieser Stellung aber, ohne sich zu rühren, so lange bleibe, bis der Lehrer ihn entweder zum Avanciren, d. h. langsam kriechend sich dem vorgeworfenen Gegenstande zu nähern, durch den Zuruf: Avance! oder zum schnellen Apportiren, durch die Worte: Faß, apporte! auffordert.

Um ihn dahin zu bringen, legt man zuvörderst den Bock einige Schritte vor dem Hunde auf die Erde, drückt mit der linken Hand (in welcher zugleich die Dressirleine

---

von einem sehr erfahrenen Manne in diesem Fache durch folgende Gründe eines andern belehrt ward, auch seitdem von der Triftigkeit derselben mehr als einmal mich überzeugt habe. Dieser durchaus brave Weidmann behauptete nehmlich: durch das Anhalten zum längern oder kürzern Couche-Machen, welches nach jener Methode dem Apportiren vorausgeht, bekomme der Hund Widerwillen gegen den Bock, der dabei vorgeworfen werden muß, und also gegen das Aufnehmen. Aber auch hiervon abgesehen, entspringe noch der Nachtheil, daß der Hund beim Apportiren zaudern lerne und so die Tugend, recht rasch zu bringen, nicht in dem Maaße erlange, als bei dem oben anzugebenden Verfahren.

kurzgefaßt wird) den Kopf desselben, mit der rechten aber den Rücken so nieder, daß er, während ihm dabei eines der Worte: Tout-beau! oder Couche! (nur jedesmal dasselbe) zugerufen wird, die oben beschriebene Lage annimmt. In dieser sucht man ihn, unter öfterer Wiederholung des einmal gewählten Warnungswortes und des warnenden Pfeifens *), einige Momente dadurch zu erhalten, daß die rechte Hand den Rücken, die in der linken gefaßte, über den Kopf gezogene, dicht vor demselben auf dem Boden fest aufgedrückte Leine aber das Vordertheil niederhält, indem man, zugleich mit einer oder der andern Hand das an der Positur verbessert, was etwa noch linkisch aussieht. Jeden Versuch des Hundes, sich zu bewegen oder diese Lage zu verlassen, bestraft man anfänglich durch einen gelinden, in der Folge, wenn er erst einige Begriffe von dem hat, was er leisten soll, unter Wiederholung des warnenden Pfeifens und Wortes, durch einen stärkern Ruck mit der Leine, welche aber dabei nicht von der Erde gehoben, auch die andere Hand, im Anfange wenigstens, nicht vom Rücken weggenommen wird.

Hat der Hund erst kürzere, hernach längere Zeit auf diese Weise Tout-beau gemacht, so zieht man ihn mit der immer tief am Boden geführten Leine und niedergedrücktem Rücken — so daß er blos kriechen muß — unter dem Zuspruche: Avance! näher nach dem vorgeworfenen Gegenstande hin, läßt ihn noch einmal Couche machen, dann bis dicht vor denselben avanciren **), da etwas länger im Tout-beau aushalten und dann endlich unter dem Zurufe: Faß, apporte! schnell ihn aufnehmen und bringen.

*) Dies geschieht mit einem einfachen, langgezogenen, nach und nach schwächer werdenden Tone.

**) Jetzt und immer sehe man darauf, daß der Hund beim Avanciren langsam vorwärts krieche, ja nicht eile, was er in den folgenden Lehrstunden oft versuchen wird. Ein leiser Leinenruck und das Wort: Sachte! oder langsam! oder wahre dich! halte ihn bei jeder Uebereilung im Zaume. Der hieraus entspringende Vortheil wird sich bei der Feld- und Holzarbeit zeigen.

Vorzüglich oft wiederhole man diese Uebung in jeder Lektion und nehme, statt eines andern Vorwurfes, sobald der Hund Couche macht, ohne mit der Hand niedergedrückt zu werden, ein Stück Brod; sehe aber auch darauf, daß er dieses beim Zurufe: Apporte! nicht verschlucke, sondern bringe und ausgebe. Es wird deshalb anfänglich nöthig seyn, den unterwärts gekehrten Theil des Brodstückes mit der Hand, in welcher die Leine nicht gehalten wird, zu ergreifen, dann erst apporte! zu rufen, und es ihm unter dem Zuspruche: Aus! abzunehmen, wenn er es anfänglich nur einen Augenblick trug. Jedesmal indessen, wenn er, in stiller Resignation, diesen Leckerbissen unversehrt brachte und hergab, muß hinterdrein dieser ihm zu Theil werden.

§. 23.

Endlich wenn alles, von §. 18. bis hierher Gesagte in nach und nach verlängerten, nur dann und wann zur Belohnung vorzüglicher Gelehrigkeit abgekürzten Lektionen theils beigebracht, theils wiederholt geübt und vom Hunde, ohne irgend eine Art von Faselei oder Widersetzlichkeit blicken zu lassen, zu Folge der einmal gewählten Ausdrücke, aufs erste Geheiß öfters geleistet worden ist, lege man in der nächstfolgenden Lehrstunde (nach vorheriger nochmaliger kürzer Repetition der schwersten Aufgaben aus den vorigen) die Leine ganz bei Seite, und lasse dem Lehrling erst das Leichtere, dann das Schwerere frei, jedoch noch immer eingeschränkt im Dressirbehältnisse machen.

Weigert er sich, Eins oder das Andere auszuführen, so wird er wieder an die Leine genommen und jeder, auch der kleinste Fehler härter durch Rucken bestraft als vorher, und so längere oder kürzere Zeit fortgefahren, je später oder je früher er alles an der Leine Geübte, ohne dieselbe noch anwenden zu müssen, zwanglos und mit Freudigkeit thut.

Ist dies der Fall, so kann man die Stubendressur für vollendet halten, in so fern das Verlohrensuchen nicht verlangt wird. Apportirt indessen der Hund erst

fern, so ist es nicht schwer, ihn dies zu lehren, indem man, während der Hund an der Leine nach dem entgegengesetzten Ende der Kammer geführt und freundlich mit ihm gesprochen wird, einen Handschuh unvermerkt fallen läßt, noch einige Schritte mit ihm fortgeht, dann umwendet und ihn unter dem oft wiederholten Zurufe: Such' verloren! genau auf dem genommenen Wege zurückleitet, bis er an den Gegenstand kommt, den man fallen ließ. Hier bleibe man stehen, zeige ihm diesen und rufe nun: Apporte! Nach einigen Wiederholungen und besonders wenn der Hund nach dem Zurufe: Such' verloren! selbst die Rückfährte annimmt und die Nase braucht, um das Verlorne auszumachen, es auch, ohne ihm apporte! zuzurufen, aufnimmt, nehme man dieselbe Uebung ohne Leine in der Kammer vor. Oft hat diese Geschicklichkeit großen Werth für den Besitzer des Hundes, und lohnt gewiß die Mühe, es ihn zu lehren.

§. 24.

Alles bisher über die Dressur Gesagte übe man hierauf in einem ringsum gut vermachten Garten, erst an der Leine, dann ohne dieselbe; doch behalte der Hund — besonders der hitzige und störrige — die Korallen, oder Knotenschnur stets am Halse. Vorzüglich suche man ihm hier auch dadurch wieder Muth zu geben, daß man ihn mit dem Zuspruch: Allez, cherchez! auch nöthigen Falls so pfeifend, wie in der dritten Anmerkung zum achtzehnten Paragraphen angegeben worden, zum Revieren anfeuert, rufe ihn aber mit dem Worte ici! und pfeifend (s. §. 18. zweite Anm.) oft heran, um den Appell mehr zu kultiviren.

Eben so oft muß auch das Apportiren der verschiedenartigsten Dinge, das Couche-Machen vor denselben und das Verlorensuchen hier geübt werden.

Beim Apportiren lasse man den Hund nun immer länger tragen, beim Couche-Machen geraumere Zeit vorliegen, während man öfter kreis't, und beim Verloren-

suchen führe man ihn auf mehreren, doch, um ihn nöthigen Falls zurechtweisen zu können, übersehbaren Umwegen immer weiter von dem zu holenden Gegenstande weg, ehe er zurückgeschickt wird, damit er beim Ausmachen der Fährte des Jägers sowohl, als der so hingeworfenen Sache, daß er sie nicht liegen sieht, die Nase brauchen lernt.

Auch kann man ihn hier schon mit Nutzen im Vorstehen oder Vorliegen vor Huhnern, wenn man noch einige eingefangene vom Herbste her aufgehoben hat, üben und zwar so: Man bindet einen langen dünnen, aber festen Faden an einem Stande (Fuße) des Huhnes fest, geht in den Garten und läßt das Huhn laufen, befestigt aber das andere Ende des Fadens tief auf der Erde an einem Bäumchen. Dann, erst nach einigen Minuten, holt man den Hund und arbeitet ihn eben so, wie bei der Felddressur, §. 26. gelehrt werden wird. Nur muß man ihn hier anfänglich an eine lange Leine nehmen, damit er beim etwanigen zu raschen Einspringen nicht dazu komme, das Huhn, welches sich durch den Flug nicht retten kann, zu fangen. Auch das am angezeigten Orte vorgeschriebne Aufjagen desselben durch den Jäger kann nicht statt finden. Um aber schon hier den Hund zur Resignation und Geduld zu gewöhnen, pfeife man ihn erst einigemal vom Vorstehen ab und kreise zu wiederholtenmalen, ehe das Huhn geschossen wird.

§. 25.

Hatte man schon bei dem im Vorhergehenden abgehandelten Theile der Dressur mit nicht gemeinen Mühseligkeiten zu kämpfen; erforderte die gehörige Benutzung der Temperamentsbeschaffenheit des Hundes nicht wenig Urtheilskraft; machte die Wahl zweckmäßiger Mittel, seiner Widersetzlichkeit bei unvorherzusehenden Fällen zu begegnen, schnellen Entschluß und unerschütterliche Gelassenheit unentbehrlich: so häufen sich bei der Feldarbeit die Schwierigkeiten noch weit mehr. Denn zu dieser gehören auch noch ausgebreitete Jagdkenntnisse und hinläng-

liche Fertigkeit in Anwendung derselben, besonders im Schießen.

Auch treten fast täglich dabei desto verwickeltere und unerwartetere Umstände ein, da der Hund während der Lektion nicht mehr in vier Wänden eingeschlossen bleibt, und also sich nicht mehr so ganz in der Gewalt des Jägers befindet.

Von nun an — großen Theils wenigstens — sich selbst überlassen, ist er von mancherlei Gegenständen umgeben, die, verführerisch auf die Sinne des Gesichts und der Nase wirkend, ihn zerstreut machen können.

Nur durch den bei der vollendetsten, fermsten Stubendressur ihm eingeprägten Gehorsam, und durch das immer lebhaft erhaltene Gefühl der Abhängigkeit ist es möglich, die Ungebundenheit desselben zu beschränken und seinen natürlichen Anlagen eine zweckmäßige Richtung zu geben.

§. 26.

Das erste, worauf der, welcher einen jungen Hund im Felde arbeiten will, sein Augenmerk richten, und es gehörig auszubilden sich bemühen muß, ist die Suche und der Appell.

Folgendes Verfahren hat sich mir bewährt erwiesen.

Man lege dem Hunde, welcher immer noch im Dressirbehältnisse an der Kette liegen und von seinem Lehrer allein gefüttert und überhaupt besucht und gewartet werden muß, das Korallenhalsband so fest um, daß er es bei der höchsten Anstrengung nicht abzustreifen vermag, befestige vermittelst der Jägerschleife die Dressirleine daran und führe ihn sodann in eine Feldgegend, wo er stets zu übersehen ist.

Auf dem Wege spreche man viel und freundlich mit ihm, lasse ihn aber nie an der Leine dehnen, sondern rucke ihn, unter dem warnenden Zurufe: Zurück! oder Derrière! bei den ersten Versuchen gelinder, bei öftern immer stärker mit derselben, bis er gelassen an der linken Seite des Lehrherrn, doch ohne zu drängen, hergehe.

Da man von nun an die Peitsche stets bei sich führen muß, so kann er auch, wenn das Rucken allein nicht fruchten will, unter dem nehmlichen Zurufe wie vorher, einen mäßigen Hieb bekommen; doch darf er nie gleich darauf gelöſ't werden.

Gelangt man nun an einen zur Arbeit schicklichen Ort — der, wo sich das wenigste Wild befindet, ist es anfänglich am meisten; — so löse man ihn, lasse ihm aber immer die Korallen am Halse, denn das leise Gefühl derselben und die Erinnerung an die schmerzlichen Empfindungen, welche sie ihm bei sonst begangenen Fehlern schon verursacht haben, wird immer ein Bewegungsgrund zur Folgsamkeit für ihn seyn.

Hauptsächlich sehe man — anfänglich besonders, ehe er zuverlässig ist — darauf, daß er nicht zu viel Feld nehme, d. h. daß er nicht über 40 bis 50 Schritte vom Jäger entfernt hin und her reviere. Ueberschreitet er diese Distanz, so pfeife man ihm erst zu und rufe: Herum! Folgt er und kömmt wieder nahe genug, so sage man freundlich: So recht! warne ihn aber auch gleich durch den Zuspruch: Sachte, sachte! vor fernerer Uebereilung.

Wendet er nach der ersten Aufforderung sich nicht augenblicklich um, und nähert er sich nicht, oder mäßigt er, der durch die Worte: Sachte, sachte! erhaltenen Warnung zu Folge, sein übermäßiges Feuer nicht; so pfeift man ihn heran, ruft ihm ici zu, nimmt ihn an die Leine, ruckt — wenn er sich nicht näherte, unter dem Rufe: Herum, wenn er aber gleich wieder zu weit hinaus revierte, bei den Warnungsworten: Sachte, sachte! — einmal gelinde damit, führt ihn aber, sobald er nur den geringsten Grad von Furchtsamkeit äußert, so lange an derselben, bis er, wenn man ihm freundlich zuspricht, sich freudig bezeigt.

Begeht er dieselben Fehler, wenn er wieder gelöſ't ist, zum zweitenmale; so wird, bei übrigens gleichem Verfahren, die Strafe verstärkt und verdoppelt. Immer nachdrücklicher muß diese werden, je öfter Unfolgsamkeit

sich äußert; immer länger muß man aber auch dann das Führen an der Leine fortsetzen.

Sucht der Hund stets nur gerade aus (fast immer ein Racefehler, der schwer abzugewöhnen und deshalb schädlich ist, weil der Hund nur das in die Nase bekommt, was ihm zunächst und im Winde liegt); so folge man nicht in der nehmlichen Richtung, sondern wende sich auf kurzen Strecken mehrmals rechts und links, rufe ihm, so oft dies geschieht, herum! zu, und nöthige ihn dadurch, hin und her zu revieren. Dies ist das einzige mir bekannte Mittel, ihm nach und nach vielleicht eine bessere Suche beizubringen.

Um den lebhaften raschen Hund zur Geduld, und jeden immermehr zum Appell und Gehorsam zu gewöhnen, pfeife oder rufe man ihn öfters aus der Suche zurück und lasse ihn, unter dem ernsten Zuspruche: Derrière, oder Zurück! eine Weile langsam neben sich hergehen. Wenn er wieder fortsuchen soll, so bezeichne man diesen Zeitpunkt durch die Worte: Allez, cherchez! und um ihn erforderlichen Falls zum raschern Revieren anzufeuern, rufe man: Such' fort, such' fort! und pfeife animirend (s. d. dritte Anm. §. 18.). Nur übertreibe man letzteres nicht; denn nur zu leicht macht man ihn sonst gegen den Zuspruch gleichgültig und natürlich verliert er dann auch am Appell.

Noch weniger erlaube man sich das Toben und Schreien, wenn man ihm etwas befiehlt; denn dies sind sichere Mittel, ihn ganz harthörig zu machen. Jeder Zuruf sei in der Entfernung, immer nach Verhältniß derselben, gemäßigt laut, aber vernehmlich, in der Nähe leise. Späterhin muß sogar ein bloßes: Bst! hinreichen, der zu großen Lebhaftigkeit des Hundes Schranken zu setzen.

Einen anfänglich zu raschen Hund lasse man, wenn Rufen und mäßige Strafe der Uebereilung und dem Feuer nicht Einhalt thuen, mit angeschleifter Leine suchen; doch ohne das Ende fest zu halten. Beim ganz unbändigen befestige man an einer sehr langen Leine, welche an der ge-

wöhnlichen angeknüpft wird, einen Stein, der ein Paar Pfund wiegt, und welchen er entweder nachschleppen muß, oder den man beim Revieren in der Hand behält. Fährt der Hund im letztern Falle immer noch zu wild vorwärts, so rufe man, ehe die Leine ganz straff gezogen ist, ihm das Wort sachte! zu, und lasse den Stein fallen. Durch den empfindlichen Ruck, welchen er dadurch erhält, wenn die Leine ganz ausgedehnt wird, bestraft er sich selbst, und lernt nach und nach sein Feuer unterdrücken.

§. 27.

Der übrige Theil der Feldarbeit wird durch die §. 15. vorgeschlagene Maaßregel, den jungen Hund vom neunten Monate seines Alters an oft auszuführen und frei suchen zu lassen, gar sehr erleichtert, weil er zu der Zeit schon, wenn er bisweilen an Wild oder auf die Spur desselben kam, seine Nase gewissermaßen brauchen, der Jäger aber die Schärfe oder Schwäche der Geruchsorgane und sein ganzes Temperament und Benehmen kennen lernte. Die meisten jungen Hühnerhunde von guter Race nehmen die Witterung jeder Federwildart, und die Witterung und Spur jeder Haarwildart gleich gern auf. Man sieht dies an dem eifrigen Bemühen, alles auszumachen, was sie in den Wind bekommen. So gern man das in jener Vorübungsperiode nachsah, so vorsichtig muß nun bei der Dressur die Behandlung seyn.

Unter den kleinen Vögeln reizt die Lerche die Geruchsnerven des jungen Hühnerhundes am meisten. So oft er in der Suche auf diese oder andere Vögelchen mit der Nase anfällt, muß man ihn unter dem Zurufe: Pfui, Vogel! davon abzuhalten suchen. Prellt er beim Auffliegen nach; so pfeife man ihn ab, nehme ihn an die Leine und bestrafe den Fehler erst durch gelinderes, in der Folge aber durch schärferes, öfteres Rucken.

Nie schieße man in seinem Beiseyn einen kleinen Vogel, lasse ihm auch während der Feldarbeit keinen außerdem erlegten apportiren; dann wird er, wenn erst an-

deres Wild vor ihm geschossen worden ist, auf solche Kleinigkeiten von selbst nicht mehr achten.

Ist man endlich so weit in der Dressur fortgerückt, daß der Hund in der freien Suche vollkommen guten Appell hat, überall gehorsam sich bezeigt und alles sonst im eingeschränkten Raume Geübte willig thut; so führe man ihn in solche Gegenden des Revieres, wo man Hühner, aber wenig oder gar keine Hasen zu finden erwarten kann.

Aus Gründen, welche schon §. 17. angegeben sind, bleibt zur Ausarbeitung des Hundes auf Rebhühner die Paarzeit die schicklichste.

Man lasse ihn dann unter dem Winde (dem Winde entgegen) suchen. Sogleich wenn man am eifrigern Suchen, oder am stärkern Auffallen mit der Nase gewahr wird, daß er etwas in der Nase hat (wittert), ertöne der warnend pfeifende Ton (s. §. 22. Anm. 2.) und der Zuruf: Wahre dich! sachte! Macht der Hund gar Miene zum Anziehen oder Stutzen — was oft in der Race liegt — und man sieht die Hühner nicht laufen; so rufe man: Tout-beau! Selten wird er im ersten Feuer einem solchen Zurufe Folge leisten, sondern rasch zufahren und die Hühner aufsprengen. Dann schleife man sogleich die Leine an das Knoten- oder das Korallenhalsband, welches er in der Suche immer noch tragen muß, führe ihn vor das Lager der Hühner, strafe ihn durch einige mäßige Rucke, und lasse ihn so lange Tout-beau machen, bis man ihn und das Lager einigemal gekreis't hat.

Gab man, wie es immer geschehen muß, genau Acht, wo die Hühner wieder einfielen, so suche man sie sogleich wieder auf; bringe den Hund, an der langen Leine suchend, im besten Winde hinan, lasse ihn nur sehr kurz revieren, und wenn er sie in die Nase bekommt, unter dem Zurufe: Sachte! wahre dich! bis in die Nähe des Einfalls langsam avanciren, trete aber, sobald er Miene zum Stutzen oder zum Einspringen macht, unter dem Zurufe: Tout-beau! auf die Leine. Steht er,

oder legt er sich, aus Gehorsam gegen den Zuspruch, oder durch die Leine festgehalten, aus Zwang; so gehe man an ihn heran, gebe ihm Recht und fange dann an zu kreisen. Sieht man — was im Frühlinge dem geübten Jägerauge nicht schwer wird — die Hühner liegen, und wäre der Hund weiter davon entfernt, als er in der Folge davon abstehen soll; so beendige man den Kreis bis zu ihm, lasse ihn an der Leine bis auf etwa zehn bis zwölf Schritte von der Stelle, wo sie sich gedrückt haben, sehr langsam avanciren, dort Tout-beau machen oder noch lieber, wenn er will, stehen, und wiederhole und verdopple die Liebkosungen. Dann rufe man ihn, durch das Wort ici, ab, führe ihn an der Leine ein Stück abwärts, lasse ihn wieder ganz kurz im besten Winde hinansuchen, anziehen und stehen, kreise hierauf Hund und Hühner ein- oder ein paarmal, und stoße endlich letztere, jedoch ohne danach zu schießen, selbst auf, gestatte aber dem Hunde das Nachfahren nicht, sondern bestrafe selbiges, wenn es geschieht, hart.

Da, wo nun die Hühner einfallen, verfahre man wieder wie vorher, übe, wenn der Hund steht, oder Tout-beau macht, die Geduld desselben durch öfteres Kreisen, und schieße *), — wo möglich im Sitzen, oder, wenn die Hühner von selbst aufstehen sollten und der Hund nicht hinterdrein fährt **), im Fluge. Nur hüte man sich bei den ersten Schüssen vor dem Fehlen; denn, so gut es ist, vor dem feststehenden Hunde etwas zu erlegen, so hitzig macht man ihn durch Fehlschüsse; auch gewöhnt er sich durch nichts leichter das unzeitige Einspringen und das Nachprellen an.

*) Daß dies nicht eher geschehen darf, bis der Hund feststeht, oder Tout-beau macht, versteht sich.

**) Treffer oder Fehler würde, wenn er nachprellt, gleich schädlich seyn, erster aber deshalb am meisten, weil der Hund, welcher das Erlegte fallen sieht, recht gethan zu haben glaubt, wenn er apportirt, und, indem er nun doch des Nachfahrens wegen Strafe erhält, konfus gemacht werden muß.

Das erlegte Huhn lasse man apportiren und zwar, wenn er hitzig dabei verfährt, einigemal an der Leine. Auch sehe man es durchaus nicht nach, wenn er, vor dem Aufnehmen Wild, welcher Art es sei, rupft, um sich herumschüttelt, im Rachen stark zusammendrückt, oder es bald aufnimmt, bald wieder fallen läßt. Begeht er einen dieser Fehler, so lasse man ihn wieder an der langen Leine suchen, ergreife diese, wenn er vorsteht, kreise, sie in der Hand haltend, ihm aber oft Tout-beau! zurufend, bis das Wild herausfährt oder stiebt, schieße dann, halte ihn aber, wenn es fällt, einige Schritte davon entfernt, so lange auf, bis das Erlegte sich nicht mehr bewegt und das übermäßige Feuer beim Hunde verraucht ist. Dann führe man ihn unter dem Zurufe: Sachte! langsam hinan und lasse es aufnehmen.

Mehr als durch irgend ein anderes mir bekanntes Hülfsmittel wird er von den erwähnten Ungezogenheiten bei einigen wiederholten Uebungen dieser Art entwöhnt werden, in so fern sie gleich bei den ersten Versuchen des Reißens etc. jedesmal statt finden, und bald wird man ihn dahin bringen, daß er, wie er soll, alles augenblicklich, rasch und ohne es im mindesten zu beschädigen, aufnimmt und bringt *).

Nie lasse man den Hund nach dem Schusse schwärmen, sondern ihn, dem Zurufe derrière! zu Folge, so lange neben sich sitzen, bis das Gewehr wieder geladen ist. Dann erst darf er weiter suchen.

Jeder, auch der beste Schütze, thut Fehlschüsse! Tritt dieser Fall ein, so pfeife oder rufe er den Hund augenblicklich, bis er wieder schußfertig ist, zu sich. Selbst wenn man ein angeschossenes Huhn einfallen, oder den Hasen sich drücken sieht, muß ein gleiches Verfah-

---

*) Andere durchstechen das Wild, oder einen Federball mit eisernen Spitzen. Ich bin nicht dafür; denn, vom gierigen Zufassen wird zwar der Hund abgehalten, aber auch gar leicht feige gemacht und wohl gar vom Apportiren völlig abgeschreckt.

ren statt finden. Dies wird den Hund zur Geduld gewöhnen, vor der häßlichen Untugend des Schwärmens, durch welche oft die Jagd und endlich auch der Hund verdorben wird, schützen und machen, daß er beim nachherigen Wiederaufsuchen des Verwundeten gelassen verfährt, mühsam wird, und die Nase gehörig gebrauchen lernt.

Bemerkt man, daß der anziehende Hund der Spur vor ihm laufender Hühner folgt; so sehe man darauf, daß er nicht eile, oder gar zu laufen anfange. Man halte ihn daher durch die Worte: Sachte! wahre dich! im Zaume und zum ganz langsamen Nachziehen an. Vorausgesetzt, daß er durch ferme Stubendressur gehörig in Gehorsam gebracht worden ist, muß es kaum nöthig seyn, ihn deshalb an die Leine zu nehmen.

Auf der andern Seite darf er aber auch nicht zu blöde beim Anziehen seyn und jeden Augenblick stocken, sondern muß ununterbrochen so langsam vorwärts gehen, daß der Jäger im mäßigen Schritte folgen kann; endlich aber, zehn bis zwölf Schritte von dem Orte entfernt, wo die Hühner liegen, fest vorstehen. Wird er hierzu im Frühlinge entweder im Garten (wie §. 24. gesagt) oder im Felde gehörig angeführt; so thut er es im September, wenn die Hühner noch nicht wild sind, gewiß von selbst.

Fleißig im Herbste geführt, wird er bald gewahr werden, daß sie ihn schon im Oktober bei zu großer Annäherung nicht aushalten und aus eignem Antriebe weiter abwärts stehen.

Die seltene Tugend sehr geübter Hunde, welche darin besteht, daß sie, wenn Hühner wild und schüchtern vor ihnen laufen, gar nicht nachziehen, sondern, um sie fest zu machen, erst im Weiten, dann immer enger und enger, rasch kreisen, endlich aber, wenn sie diesen Zweck erreicht haben, stehen, darf hier nur beiläufig erwähnt werden, da sie nicht durch Kunst beizubringen, sondern gewöhnlich ein Erbstück ist. Auch kann auf die Anlagen dazu während der Dressur selbst keine Rücksicht statt

finden. Bemerkt man sie aber an einem durchaus fermen Hunde, so überlasse man die fernere Ausbildung dieses schönen Talentes ihm selbst.

§. 28.

Alles im Vorhergehenden über die Behandlung des in der Dressur stehenden Hühnerhundes, wenn er auf Hühner gearbeitet wird, Gesagte, ist auch anwendbar, wenn er nun auf Hasen geführt werden soll. Doch kann dieser Theil der Feldarbeit nicht eher als im September vorgenommen werden, weil gerade zu dieser Zeit der Hase am besten hält, die größtentheils getreideleeren Felder aber die beständige so nöthige Beobachtung des Hundes gestatten.

Was bei der Hasenjagd von einem fermen Hühnerhunde zu verlangen sei, findet man im eilften Paragraphen desjenigen Kapitels, welches vom Hasen handelt und im achten des gegenwärtigen. Aus den dort bemerkten gerechten Forderungen geht das hervor, was dem Hunde in dieser Rücksicht bei der Feldarbeit noch abgewöhnt und beigebracht werden muß.

Junge Hühnerhunde lieben den Hasen *) und müssen ihn lieben. Aber groß ist allerdings die Schwierigkeit, dieser Neigung durch Dressur die gehörige Richtung zu geben.

Zum Vorstehen wird der im Frühlinge, oder doch vorher schon auf Hühner gearbeitete Hund, auf eben dem Wege gebracht, welcher im Vorhergehenden bezeichnet wurde; doch hüte man sich, irgendwo mit ihm zu suchen, wo er nicht immer zu übersehen ist. Man führe ihn daher nur auf Stoppelfelder und Sturzäcker, auf freiliegende Lehden und Wiesen.

Wenn er vorsteht, so suche man die erstenmale beim Kreisen dem Hasen im Lager ansichtig zu werden

*) d. h. sie bekommen ihn leicht in die Nase, fallen die bloße Spur desselben eifrig an, und jagen gern darauf.

und in demselben todtzuschießen. Dann lasse man apportiren.

Oft genug wird es sich indessen ereignen, daß der Hase entweder durch Schuld des Hundes oder von selbst herausfährt. Weder in dem einen, noch in dem andern Falle schieße man darauf, sondern pfeife augenblicklich und stark dem Hunde und rufe ihm ici! zu. Wahrscheinlich läßt er sich anfänglich durch beides vom Jagen nicht abhalten. Dann gebe man genau Acht, ob der Hund das Herausfahren veranlaßte, oder ob der Hase ihn nicht aushielt.

Im ersteren Falle schleife man, wenn der Hund zurück und auf den Ruf ici! der nicht zu strenge ausgesprochen werden darf, kam, die Leine ans Dressirhalsband, führe ihn an das Lager, rucke einigemal mäßig, und lasse ihn so lange davor Tout-beau machen, bis man ein paarmal gekreis't hat, dann suche man weiter.

Je öfter ähnliche und gleiche Fehler sich ereignen, je härter muß die Strafe seyn, nie dürfen sie ungeahndet bleiben. Auch kann, wenn bloßes Rucken nicht fruchten will, im Nothfalle die Peitsche gebraucht werden. Immer aber — und je strenger man strafte, desto länger — muß man den Hund an der Leine behalten, ihn auch nicht eher lösen, bis er sich auf die Zusprache des Jägers freundlich bezeigt.

Fährt der Hase von selbst heraus und folgt ihm der Hund, ohne sich abrufen oder abpfeifen zu lassen; so wird er nicht an das Lager geführet, sondern da, wo er stand, an und mit der Leine gestraft, auch dabei oft wiederholt rufend gepfiffen, und Pfui, Hase! warnend ihm zugesprochen.

Im Gegentheile versteht es sich, daß, wenn er fest stand oder sich abrufen ließ, ihm Recht gegeben und er sehr geliebelt werden muß.

Fortgesetzte aufmerksame Behandlung dieser Art wird ihm, in so fern er schon vorher gehörig in Gehorsam gebracht war, das höchst fehlerhafte Jagen bald abgewöh-

nen. Nur beim verwöhnten, alten Hunde hält es sehr schwer und gelingt noch am ersten, wenn man Gelegenheit hat, ihn in ein Revier zu bringen, das stark mit Hasen besetzt ist. Dort strapazire man ihn täglich, schieße aber nie, wenn er jagt und strafe jedesmal. Das schmerzliche Gefühl, durch Korallen und Peitsche verursacht, so wie die öftere Wahrnahme, daß er sich ohne glücklichen Erfolg ermüdet, wird das beste Korrektionsmittel seyn. Alle übrige mir bekannte, als Kleppel, Schürzen, Stachelkorallenhalsbänder mit langer Leine, an welcher der Hund kurz suchen muß, und welche man zu ergreifen sich bemühet, wenn der Hund anjagt, und so, wenn diese sich völlig ausdehnt, einen starken Ruck bekommt, habe ich unnütz befunden. Auch hat jedes seine eigenen offenbaren Unbequemlichkeiten und Nachtheile.

Herr von Wildungen erzählt in seinem beliebten Taschenbuche (v. J. 1798), daß einer seiner Freunde einem Hunde, bei welchem alle andere Mittel fruchtlos geblieben wären, das Jagen durch folgendes abgewöhnt habe.

„Er steckte einen vor dem jagenden Perdrix geschossenen Hasen nebst jenem flugs in einen dazu mitgenommenen großen Sack, warf noch ein halbes Dutzend tüchtiger Steine dazu, und ließ dann von vier derben Handlangern dies alles lange weidlich durch einander schütteln, bis dem armen Delinquenten der Athem fast ausgegangen war. Man glaubt nicht, was der so gerüttelte treue Jagdgefährte, von dessen Herzensangst sich beim Ausschütten die sichtbarsten und riechbarsten Spuren offenbarten, von der Stunde an für einen Ekel an laufenden Hasen bekam.“

Im Nothfall könnte man ja diese, freilich etwas starke, abenteuerliche und nicht so recht weidmännische Operation versuchen!

Auf dem Anstande muß der Hund — neben oder hinter seinem Herrn, auch ohne Leine, entfernt von ihm aber an der Leine — mäuschenstill auf der angewiesenen Stelle liegen. Für beide Fälle übe man ihn zu einer Zeit,

wo diese Jagdart nicht statt findet, indem er erst an der Leine, dann frei so lange neben seinem Herrn Couche machen muß, bis dieser ihm aufzustehen und an einen andern Ort zu folgen erlaubt. Thut er das, so lege man ihn mit einer Leine, an welcher zwei Strehne aus Hanf und zwei aus Pferdehaaren bestehen, — damit er nicht daran zu kauen versuche — an, lasse ihn Couche machen, entferne sich dann und bleibe, in einiger Entfernung außer dem Winde, im Gesträuche so verborgen, daß man den Hund immer beobachten kann, ohne von ihm gesehen zu werden. Steht er auf oder wird er gar laut, so gehe man zu ihm, oder noch besser, man schleiche sich unbemerkt hinan und verweise ihn mit einigem Rucken zur Ruhe. Bald wird er sich folgsam beweisen.

§. 29.

Die Holzarbeit ist deshalb nöthig, weil der Hühnerhund im Walde auch auf Hasen und Hühner, vorzüglich aber auf Waldschnepfen, auch in sumpfigen, zum Theil oft mit Gesträuch besetzten Bezirken auf Becassinen geführt wird. In diesem Falle muß er immer so kurz vor dem Schützen revieren, daß selbiger ihn nie aus dem Gesicht verliert. Vorerst suche man ihn dahin durch oft wiederholtes Zurufen der Worte: Herum! Sachte! zu bringen. Ist er aber zu feurig, so lasse man ihn, bei gleichem Zurufe, mit der am Korallenhalsbande — diesem Mahner zum Gehorsam und zur Aufmerksamkeit — befestigten Leine suchen; aber ja nicht eher, bis er durchaus nicht mehr jagt, weil er sonst an einem unzugänglichen Orte hängen bleiben, oder sonst verunglücken könnte, ehe man ihn fände.

Ein anderes Mittel zu gleichem Zweck ist: wenn der Jäger im Anfange, so oft der Hund rechts oder links abwärts sucht, ohne ihm zuzurufen, auf die entgegengesetzte Seite sich zieht. Bald wird ihn der Hund vermissen und aufsuchen; dann muß ihm Recht gegeben und geschmeichelt, auch der Zuruf: Herum! und Sachte! beim Fortsuchen oft wiederholt werden. Nach und nach

wird er auf diese Weise immer ruhiger und aufmerksamer werden.

Will indessen dies alles nicht helfen; so muß ihm freilich durch Strafe mit der Leine Folgsamkeit eingeschärft werden.

Sonst wird die Anleitung zum Stehen vor Wald- und Sumpfschnepfen eben so wie bei den Hühnern gegeben. Gewöhnlich erreicht man seinen Zweck, wenn der Hund vorher im Felde ferm gemacht worden ist, sehr leicht, weil beide genannte Federwildarten, so lange sie leben, eine sehr starke Witterung haben.

§. 30.

Warme Frühlings-, Sommer- oder Herbsttage benutze man zur Wasserarbeit. Man mache mit dem Apportiren aus einem solchen Gewässer, dessen Ufer nicht steil und welches am Rande seicht ist, weiter hineinwärts aber immer tiefer wird, den Anfang. Hier werfe man das, was er holen soll, erst am Rande in das Wasser und halte den Hund zuvörderst an der Leine, nachher frei dazu an, daß er dies augenblicklich bringe. Geschieht dies unweigerlich, so wird irgend ein nicht untersinkender Körper so weit hineingeworfen, als der Jäger mit Sicherheit waden kann, daß aber der Hund schwimmen muß, um jenen Körper zu erfassen und zu apportiren. Im Weigerungsfalle kann versucht werden, ob Strafe auf dem Trocknen bewirkt, daß der Hund, wenn er gelös't und zum Holen aufgefordert wird, seine Obliegenheit erfüllt, wo nicht, so nimmt man ihn sogleich an die Leine, wadet bis zu dem Gegenstande, den er apportiren soll, zwingt ihn durch alle erforderliche, bei der Stubendressur angegebene Mittel und Handgriffe zum Einnehmen und Tragen bis ans Land, wiederholt auch dies Verfahren so lange und so oft, bis keine Widersetzlichkeit mehr statt findet.

Suche bekommt der Hund am leichtesten im Wasser, wenn man ihn an einem Orte an junge Enten zu bringen sucht, wo man selbst mit waden kann und wo kein schnei-

dendes Schilf sich befindet. Hat man einen alten guten Hund, so ist der der beste Lehrmeister. Bald wird der junge ihm mit Freuden folgen, auch selbst arbeiten, wenn er nur erst einiges im Wasser vor ihm geschossenes Wild apportirt hat.

Anhaltender und häufiger Gebrauch hierzu ist indessen keinem Hühnerhunde zuträglich; denn Nase und Kräfte leiden sehr dabei. Wer also viel Wasserjagd hat, halte lieber dazu eigene, wo möglich von polnischer (langhäriger) Race. Wenn diese nur einige Anweisung erhalten, scheuen sie die Nässe, selbst wenn es kalt ist, nie und gewöhnlich sind sie überhaupt löwenbrav und unermüdlich.

Jeder Wasserhund muß ferm apportiren und sehr gehorsam seyn. Warum jenes von ihm gefordert werde, ist einleuchtend; letzteres aber ist deshalb nöthig, um ihn, sobald man will, herausrufen oder pfeifen und ihn dahinein und an den Ort schicken zu können, wo er suchen soll. Es gibt Hunde, die sehr gut im Wasser arbeiten, aber entweder nicht eher hineingehen, bis sie etwas in die Nase bekommen, oder bis ans entfernteste Ende des Teiches laufen und da erst hineinfahren. Keiner von beiden Fehlern darf der fertig ausgearbeitete besitzen; denn, beim ersten können Enten oder Gänse so versteckt oder entfernt vom Lande liegen, daß der Hund sie nicht wittern kann, oder er geht, durch den zweiten verwahrlos't, zu weit dem Jäger voraus, und stößt das flugbare Wasserfederwild auf, ohne daß darauf geschossen werden kann.

§. 31.

Wenn der, welcher einen jungen Hund in die Dressur nimmt, das Temperament desselben vorher gehörig studirt, und nach den über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen seine Behandlung einrichtet; so muß nach einer ganzen Schießzeit, oder vielmehr vom Frühlinge an bis zum November eines Jahres, der mit den erforderli-

chen-Anlagen begabte Lehrling in jedem Betracht gut und ferm ausgearbeitet seyn.

Doch auch der beste Jäger kann sich vielleicht einmal von der Hitze hinreißen lassen, gegen eine der allgemeinen Regeln handeln, welche oben §. 17. angegeben sind, und so ihn auf einmal, wo nicht für immer, doch auf lange Zeit verderben. Vorzüglich leicht ereignet sich dieser Fall zu Anfange der Felddressur, und besonders beim nicht ganz vorsichtigen und zweckmäßigen Gebrauche der Peitsche; auch wenn der etwas streng behandelte Hund sogleich wieder von der Leine gelös't wird.

Weicht er dann nach einem begangenen Fehler dem Herrn aus, legt sich von weitem nieder und entflieht, wenn dieser sich ihm naht, oder pfeift und ruft, geht nach Hause *), wenn er gestraft worden ist und wieder, um zu suchen, gelös't wird; so ist er, wie man sich hierüber auszudrücken pflegt, verschlagen.

Unendliche Geduld und ein sehr vorsichtiges Benehmen gehört dazu, einen auf diese Art unbrauchbar gemachten Hund wieder in Ordnung zu bringen; nicht selten ist es ganz unmöglich.

Der einzige einzuschlagende Weg ist folgender: Man

---

*) Dieser immer sehr kritische und fatale Fall kann, aller Vorsicht ungeachtet, vorzüglich bei einem launischen und weichen Hunde, zuweilen auch einmal eintreten, ohne daß er völlig verschlagen ist. Dann bleibt nichts übrig, als ihm so lange zu folgen — nur darf man ihn dabei nicht mit verstellter Freundlichkeit anzulocken suchen — bis man seiner wieder habhaft wird und ihn angenommen hat. Gleich auf der Stelle muß er nun tüchtig mit Leinenrucken, auch wohl mit der Peitsche, unter dem Zuspruche ici! und oft wiederholtem Pfeifen, gestraft dann aber an der Leine bis dahin geführt werden, wo er sich nicht annehmen lassen wollte, wohl gar ganz entlief. Auf der nehmlichen Stelle wird sodann die Züchtigung, gerade so wie vorher gesagt, wiederholt, das Führen an der Leine im Felde herum lange fortgesetzt und ihm nach einiger Zeit erst ruhig, dann freundlich zugesprochen, bis er die Ruthe nicht mehr einklemmt, auch Freudigkeit und Zuthulichkeit zu seinem Herrn bezeigt. Dann lasse man ihn ganz kurze Zeit frei suchen, locke ihn, wenn er folgsam ist, freundlich an sich, gebe ihm Recht, nehme ihn hierauf behutsam an die Leine und führe ihn an derselben, viel und freundlich sprechend, nach Hause, wo er, wie immer, an die Kette gelegt wird.

lege den Hund zu Hause im Dressirbehältniß wieder an die Kette, füttere ihn ganz allein, führe ihn einige Wochen lang täglich an der Leine aus, rede dabei viel und freundlich mit ihm, liebkose ihn oft, und suche dadurch sich seine Anhänglichkeit und Treue wieder zu erwerben. Scheint er Zutrauen zu fassen, die Furcht abzulegen, und fängt er an, munter nebenher zu laufen und freundlich zu thun; so löse man ihn, lasse ihn viel Feld nehmen und so wild werden als er will, ohne irgend einen Fehler zu bestrafen, oder ihn hart anzurufen oder viel zu pfeifen. Endlich, wenn er nun gar nicht mehr daran denkt, seinen alten Fehler zu begehen, fange man die ganze Stubendressur höchst vorsichtig und gelinde, in ganz kurzen Lektionen, wieder von vorn an, brauche dabei nie die Peitsche oder das Korallenhalsband, sondern blos die Knotenleine, sei vorzüglich während der zweiten Felddressur mit Strafen bedachtsam und mäßig, und führe ihn lieber nach der Züchtigung Stunden lang an der Leine, als ihn zu früh wieder zu lösen. Immer aber wird man nur in Monaten wieder gut machen, was vielleicht ein Moment verdarb, und selten ein solcher zweimal dressirter Hund für irgend einen nicht ganz erfahrnen Mann brauchbar seyn.

§. 32.

Hier mögen noch einige allgemeine Verhaltungsregeln zum Schlusse der Abhandlung eines für den Jäger so wichtigen Gegenstandes, als die feste Dressur es ist, ihre Stelle finden.

1. Auch bei der Feld-, Holz- und Wasserarbeit muß der Jäger mit dem jungen Hunde, bis er völlig ferm ist, allein seyn.

2. Nur beim furchtsamen, phlegmatischen, übrigens sehr folgsamen, nie beim raschen jungen Hunde ist es räthlich, einen andern alten, fermen, ruhigen, aber nicht faulen zugleich mit ins Feld zu nehmen. Doch behalte man den erstern so lange an der Leine, bis der andere (der alte) steht, ziehe dann im besten Winde heran, lasse

den jungen dicht neben oder hinter jenem Tout-beau machen, und schieße beim Kreisen so bald als möglich im Sitzen. Nach einigen Uebungen dieser Art läßt man beide frei suchen, und ruft, sobald der alte anzieht, dem jungen sachte! wahre dich! zu. Gewiß wird er dann jenem nicht voreilen und mit stehen, wenn es jener thut. Nach einigen Tagen wird der in der Lehre stehende, wenn man ihn allein führt, auch schon wissen, was er thun soll und wenig Mühe noch verursachen.

3. Erst nachdem der Hund völlig ausgearbeitet ist, und wo möglich erst nach Jahresfrist führe man ihn, in Gesellschaft mehrerer Schützen, doch immer ohne andere Hunde mitzunehmen. Nie gestatte man dann, daß er vor andern Schützen suche, oder sehe doch dahin, daß er vor ihnen sich nicht länger, als vor seinem Gebieter aufhalte. Noch weniger gebe man zu, daß er, wenn geschossen wird, dahin laufe, wo es geschahe, ohne den Zuruf apporte! *) zu hören.

4. Nie mache man eine Hetze auf einen angeschossenen Hasen mit einem nicht ganz fermen Hunde.

5. Sobald der Hund ganz fest zu stehen anfängt, versäume man es nicht, ihn, ehe das Wild herausgejagt und darnach geschossen wird, zur Uebung im Gehorsam oft abzupfeifen und wieder anziehen und stehen zu lassen. Davon bin ich durchaus kein Freund, den Hund einspringen zu lassen.

6. Soll der Hund ja mit einem andern, wäre dieser auch noch so gut, zugleich revieren; so gestatte man nicht, daß sie lange beisammen bleiben, sondern lasse jeden für sich suchen. Auch verhindere man, daß, wenn bei solchen Gelegenheiten einer von beiden anzieht oder steht, der andere nicht hinzuläuft; denn beide werden dadurch hitzig gemacht. — Endlich

*) Ich setze voraus, daß sämmtliche Schützen Jäger sind, und als solche dies nie, am wenigsten beim jungen Hunde eher thun, als bis das Wild fällt.

7. erwähne ich noch, daß erst dann, wenn der junge Hund in allem Uebrigen völlig zuverlässig ist, er zum Tirassiren gebraucht werden darf. Denn, es gehört allerdings viel dazu, wenn er beim Ueberziehen mit dem Tiras — wovon weiter unten (§. 48.) die Rede seyn wird — nicht nur im Stehen aushalten, sondern sich sogar auf den Zuruf: Couche! legen soll *). Indessen kann man ihn auch vorher hierin üben, wenn man ihn vor einem geschossenen Huhne im Grase Couche machen läßt, ihn aber dabei mit der Leine an einem fest eingetriebenen Haken anbindet, damit er beim Ueberziehen nicht vorwärts kann. Nur mißbrauche man seine Geduld bei dieser Uebung eben so wenig, als bei jeder andern. Noch ist es nöthig, ihn zu diesem Gebrauche dahin abzurichten, daß er, ehe er steht, so nahe an die Hühner heranziehe, als sie irgend aushalten wollen.

§. 33.

Ist der Jäger im Besitz eines durchaus fermen Hühnerhundes und einer guten, mit Schrot Nr. 4. oder 3. **) geladenen Flinte; so hat er, in so fern er beides gehörig zu gebrauchen weiß, alles, was er, um die Schießjagd auf Hühner mit Erfolg zu betreiben, bedarf.

Desto verschiedener sind die Arten des Rebhühnerfanges, und also auch die dazu gehörigen Requisite. Man braucht dazu:

A. Hochgarne,
B. das Glockengarn,
C. das Treibezeug,

*) So nöthig letzteres — das Legen — bei dieser Gelegenheit ist, so suche man doch außerdem den Hund davon abzuhalten; denn man muß sonst im Gebüsche, im Getreide und in den Kartoffelstücken oft lange suchen, ehe man ihn findet.

**) Mit Nr. 4. wird den ganzen Herbst hindurch auf der Hühnerjagd geschossen, nur in den Wintermonaten wenden einige Jäger No. 3. an. Nöthig ist dieser Wechsel nur dann, wenn Hasen zugleich erlegt werden sollen.

D. Steckgarne,
E. den Tiras,
F. die Schneehaube,
G. die Steige *).

Ehe ich es versuche, den Gebrauch aller erwähnten Jagdgeräthschaften meinen Lesern zu beschreiben, glaube ich sie mit der Verfertigung und mit dem, was nebenher noch dazu erforderlich ist, bekannt machen zu müssen.

§. 34.

A. Jedes Hoch- oder hohe Garn wird mit 300 Maschen, deren Weite von einem Knoten zum andern 3″ betragen kann, angefangen. Die ersten dreimal herum strickt man mit gutem, dünnen Bindfaden, dann aber mit festem, grauen Zwirn in eben so vielen Maschen fort, bis das Garn vierzehn und eine halbe Elle (29′) Höhe hat, endlich aber unten noch dreimal — wie oben — mit Bindfaden, herum.

Hierauf nimmt man sowohl die oberste als unterste Reihe Maschen an einem starken Bindfaden auf, in welchem jedesmal zwischen zehn Maschen ein an den Kanten rund gefeilter Messingring eingeschleift wird, doch so, daß die Maschen busenreich dazwischen fallen, d. h. die Ringe dürfen nur 20″ weit von einander stehen.

Durch die obern Ringe zieht man dann die hanfene Oberleine, welche die Stärke eines kleinen Fingers haben kann, durch die untern aber die etwas schwächere Unterleine.

Außerdem gehören zu jedem dieser Garne zwei, am untern Ende 4″ im Durchmesser haltende, hier scharfgespitzte, zehn Ellen (20′) lange Stangen, an denen oben ein Knopf und 6′ von unten herauf rund herum ein Kerb

---

*) Ueber den Rebhühnerfang mit dem abgerichteten Falken, wie über die ganze Falknerei, kann der Verfasser nicht aus eigener Erfahrung und Uebung sprechen, weshalb er darüber weder hier noch anderwärts etwas sagen mag.

eingeschnitten wird. Nächst diesen bedarf man zu jedem Garne auch noch einer dritten etwas schwächern, aber gleichlangen Stange, in welcher sich nur am obern Ende ein flacher Kerb, wie bei Fallnetzforkeln, befindet.

Daß man zu einer Stallung mit Hochgarnen wenigstens fünf bis sechs Stück haben müsse, wird bei Beschreibung des Fanges einleuchtend werden.

Um eine solche gehörig in Stand zu bringen, sind noch folgende Geräthschaften erforderlich: a) Zwei Windleinen zu jedem Garne; b) zwei starke Hakenheftel, um jene daran zu binden; c) ein Pfahleisen, um die Löcher zu den Stangen vorzustoßen, und d) ein Schlegel, um die Heftel einzutreiben.

B. Das Glockengarn ist ein Netzquadrat, welches Busen, d. i. Weite, genug hat, um, wenn es in allen vier Ecken fest angepflöckt ist, in der Mitte 6′ in die Höhe gehoben werden zu können. So aufgestellt, erhält es gleichsam die Form einer Glocke oder Pyramide.

Maschen und Zwirn — wie beim Hochgarne. Wie jenes, wird auch dieses mit Bindfaden an allen Seiten dreimal herum verhauptmascht, mitten in demselben aber ein rundes Loch ausgeschnitten, und in selbigem ein messingener, glatt und rund kantig gefeilter Ring, der $3\frac{1}{2}''$ im Durchmesser hält, befestigt.

Noch gehören dazu: a) vier hölzerne Hakenheftel zum Anpflöcken des Garnes an allen vier Ecken; b) ein glatter, unten scharf zugespitzter, oben abgerundeter, im Durchmesser 3′ starker, drei und drei Viertelellen (6′, 9″) langer Stab von Jungeichen-, oder Ulmen- (Rüstern-) Holz; c) ein drei und eine halbe Ellen (5′, 6″) langer Bindfaden. Der Gebrauch dieser Requisite zur Stellung des Garnes wird beim Fange mit demselben angezeigt werden.

C. Das Treibezeug wird auf verschiedene Art gemacht. Der Verfasser wird die Verfertigungsmethode angeben, welche ihm die leichteste scheint und zugleich, seiner Meinung nach, am besten stellt.

Das Ganze besteht aus drei Theilen: 1. dem Hamen, 2. dem Himmel, 3. dem Geleiter. Dieses alles wird aus dünnem Bindfaden, oder aus starkem vierdrähtigen Zwirne gestrickt.

Den Hamen fängt man mit 24 Maschen, deren jede von einem Knoten zum andern 1½" Weite hat, an. Dann wirft man sämmtliche Maschen vom Bretchen ab, faßt die letzte auf dem dritten Theile ihrer Länge, mit der ersten zusammen, und strickt von nun an rund herum so lange fort, bis der auf diese Art entstehende Sack zwei Klaftern (12') lang ist. Hier muß die erste Einkehle angebracht und zu dieser wie an einem Fischergarnsacke der Anfang gemacht werden, indem man bei einem ganzenmal Herumstricken an jeder der 24 Maschen eine zunimmt, so daß man 48 auf dem Brete hat. Sind diese sämmtlich abgeworfen, so läßt man beim nächstenmal herum eine um die andere fallen, so nehmlich, daß man nur die erste, dritte, fünfte u. s. w. aufstrickt, die zweite, vierte, sechste u. s. aber hängen läßt.

Dann arbeitet man in den nun neuerlich erhaltenen 24 Maschen rund herum am Sacke fort, ohne zu- oder abzunehmen, bis der Zwirn von der Nadel völlig abgestrickt ist. Nun werden diese neuerlich fertig gewordenen Sackmaschen in die Höhe geschlagen, den Faden der neu aufgewickelten Nadel aber knüpft man in einer der zur Einkehle zurückgelassenen Maschen an und strickt an diesen, indem bei jedemmal herum abgenommen wird, so lange rundum fort, bis in der Einkehle eine Oeffnung bleibt, welche wenn die letzten Maschen sämmtlich an einem Leinchen aufgenommen sind, an jeder Seite aber ein etwas über Spannen langer Stab oben und unten an dem Leinchen und den Maschen festgebunden, auch der übrige oben und unten freie Maschen- und Leinentheil aus einander gezogen ist, ein viereckiges Loch von der Weite bildet, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurchlaufen kann.

Nach Beendigung dieses Theiles der Arbeit knüpft man wieder an dem Faden an, welcher an den zurückge-

schlagenen Sackmaschen hängen blieb und strickt in diesen so lange fort, bis man, von den ersten Einkehlmaschen an gerechnet, dreimal herum hat. Dann wird der Anfang mit dem Abnehmen auch hier gemacht, indem man einmal zwei Maschen zusammennimmt. Hierauf knüttet man viermal, ohne abzunehmen, herum, nimmt dann wieder um eine Masche ab und fährt in diesem Maaße fort, bis der Hamen acht bis neun Klaftern (48 bis 54') lang ist.

Gut ists, wenn, vom Anfang der ersten Einkehle an gerechnet, bis zum Hamensackende in der Mitte noch eine zweite Einkehle auf eben die Weise, wie die erste, eingestrickt wird.

Längs dem ganzen Hamen werden in gleichen Entfernungen von 4 zu 4' hölzerne Reifen, deren Größe sich nach der abnehmenden Weite des Hamens richtet, durch die Maschen gezogen und mit den Enden fest verbunden. Oben und unten an den Stäbchen, welche an der engen Oeffnung der Einkehlen eingeschleift wurden, befestigt man dünne Leinen und knüpft diese an dem zunächst der Oeffnung der Einkehle — wenn diese, wie der Sack, scharf angezogen ist — stehenden Reifen fest, so daß beides, völlig ausgedehnt, recht straff und gerade stellt.

Am hintern, engern Hamenende wird endlich eine mäßig starke Leine doppelt durch sämmtliche Maschen gezogen, und beide Enden derselben an einem hölzernen, nicht zu schwachen Hakenheftel festgebunden.

Den aus Garn-Seitenwänden und einer Garndecke bestehenden, sogenannten Himmel verfertigt man auf folgende Art: Man fängt jede der beiden Seitenwände mit einer Masche an, welche von einem Knoten zum andern 1¼'' hält, wirft diese ab und nimmt beim nächstenmal Hineinstricken eine zu, und so bei jedem folgendenmal herum, bis man zwölf Maschen hat. Dann wird beim Weiterstricken immer auf einer Seite eine Masche zu, auf der andern eine abgenommen und so fortgefahren, bis man berechnen kann, daß die Wand, wenn am andern Ende bei jedemmal herum mit einer Masche bis auf

eine abgenommen worden ist, völlig spiegelig ausgezogen, die Länge von 2 Klaftern (12') habe.

In gleicher Entfernung von 4 zu 4' bindet man sodann Spillen (Stäbchen) von weißdornenem oder anderm harten Holze ein, von welchen die Schale im Feuer abgebäht worden ist und die reichlich 6" länger als die Wände breit (hoch), auch unten scharf zugespitzt sind. Hierbei verfährt man so: Jede Wand wird breit und straff gezogen, bis die Maschen spiegelig (rechtwinklig) stehen. Nachdem nun an jeder Spille 1½" von oben herab und 4½" von unten herauf ein kleines Loch durchgebohrt worden ist, bindet man mit festem dünnen Bindfaden den obern Garnsaum gegen und durch das obere, den untern gegen und durch das untere Spillenloch fest, und sieht dahin, daß sämmtliche Stäbchen dem gerade abwärts gehenden Faden nach angeschleift werden.

Bei Verfertigung der Decke wird gewöhnlich mit acht Maschen angefangen, bei jedenmal herum vorn und hinten um eine Masche zugenommen, in diesem Maaße so lange fortgestrickt, bis die Decke gleiche Länge mit den Seitenwänden hat. Am obern Saume der Seitenwände wird dann die Decke mit Zwirn überall angestrickt.

Endlich schleift man den ganzen Himmel (Decke und Seitenwände) am vordersten Bügel oder Reif des Hamens so mit Bindfaden an, daß zwischen dem Gemäsche und dem Bügel keine Lücke offen bleibt. —

Zum Aufstellen der sämmtlich genannten Theile des Treibezeuges bedarf man ferner eine genügliche Zahl kleiner hölzerner Häkchen, um selbiges an der Erde damit anzupflöcken, auch einiger 1" starker, 12" langer, unten zugespitzter Strebemücken, welche da von außen gegen die Wände gestemmt werden, wo sie nicht gerade aufrecht und fest stehen.

Hierzu kommt noch das Schild, welches beim Eintreiben die Stelle eines Pferdes, dessen Abrichtung zu diesem Gebrauche viel Mühe und Arbeit kostet, voll-

kommen ersetzt *). Es wird dazu ein 6′ hohes und eben so langes Stück Leinwand oder Segeltuch auf beiden Seiten mit blaßgrauer, nicht glänzender Farbe gegründet und darauf die Figur eines weidenden Pferdes oder Ochsen in Lebensgröße mit brauner, gleichfalls matter Farbe so gemahlt, daß da, wo auf einer Seite der Kopf hingerichtet ist, auf der andern das Hintertheil steht.

Auf jeder Seite des Schildes werden gerade in der Mitte desselben zwei lederne Handhaben angenäht und eben so angestrichen, wie an dieser Stelle die Leinwand gefärbt ist. Endlich schneidet man gerade über diesen, so weit vom obern Rande abwärts, ein oder zwei quer-längliche runde Löcher in die Leinwand so, daß wenn der Jäger hinter dem Schilde steht, er ganz davon gedeckt ist, und zum Behuf des Beobachtens der Rebhühner gemächlich hindurch sehen kann.

Um nun beim Eintreiben das Schild ausspannen zu können, wird am vordern und hintern Rande eine leichte hölzerne, auch grau angestrichene Leiste angezweckt, nachdem in jede etwa 2″ vom obern Ende herab, und eben so weit vom untern herauswärts ein kleines Loch so eingemeißelt worden ist, daß der an jedem Ende beider zum Auseinanderhalten des Ganzen bestimmte, an noch schwächeren Querleisten befindliche Zapfen genau hineinpaßt.

D. Die Steckgarne, auch Flachgarne und Stecknetze genannt, bestehen aus drei besonderen Garnen oder Netzen, von denen jedes der beiden äußern spiegelig, das mittlere, zum Fange bestimmte Inngarn aber mit gewöhnlichem Gemäsche gestrickt seyn muß.

Erstere werden auf eben die Art wie andere Spiegelnetze verfertigt. Man nimmt dazu mäßig dünnen

*) Auch bei der Kranichs-, Trappen-, Focken-, Brachvogel-, Gänse- und Entenjagd, ingleichen bei allem scheuen Haarwilde leistet das Schild fast eben so gute Dienste, als das Schießpferd.

Bindfaden. Die Höhe derselben beträgt sechs Maschen, von denen jede, von einem Knoten zum andern, 3¾ bis 4″ weit ist; die Länge jeden Garnes 12 Klaftern (72′).

Das aus gutem festen Zwirn zu verfertigende Inn- oder Fanggarn wird mit zwanzig Maschen, die um ein Drittheil enger sind als die an den Spiegelnetzen, angefangen, und so wird, ohne zu- oder abzunehmen, fort geknüttet, bis es achtzehn Klaftern (108′) lang ist, weil der dritte Theil davon auf den Busen zu rechnen ist *).

Wenn die Garne fertig gestrickt sind, färbt man sie grün oder erdgrau. Im ersten Falle nimmt man gute scharfe Lauge und siedet darin gelbe Scharte, (Genista tinctoria) oder Blumen von der Besenpfrieme (Spartium scoparium), seiht dann die gelbgewordene Lauge ab, thut etwas Grünspan hinzu, und taucht die Garne hinein. Während des Abtrocknens läßt man blaue Brasilienspäne in Lauge scharf kochen, seiht dann die Brühe ab, mischt sie zu der gelben und läßt diese Mischung aufwallen, worauf die Garne öfter hineingetaucht und zum völligen Trocknen aufgehangen werden. Geringe Quantität von Grünspan und Brasilienspänen gibt hell- oder sittiggrün, eine etwas stärkere grasgrün, eine noch größere stahlgrün.

Erdgrau färbt man auf folgende Art: Man nimmt erlene Rinde, eichene Sägespäne und grüne Schale von der Wallnuß (Juglans regia welschen Nuß), von einem so viel als vom andern, und siedet dieses zusammen in einer hinlänglichen Quantität Wasser. Nachdem nun die Garne durch Wasser, in welchem Alaun aufgelös't ist, gezogen und wieder getrocknet worden sind, legt man sie in die Farbenbrühe, läßt diese bis

*) Nach Gefallen können die Steckgarne auch kürzer gemacht werden, doch muß dabei das obige Verhältniß der Länge zwischen Spiegel- und Inngarn beibehalten werden.

zum Sieden heiß werden, rührt bis dahin beständig die Garne mit einem Stocke um und zieht sie beim ersten Aufwallen heraus und trocknet sie.

Hierauf reiht man sowohl die obern als untern Saummaschen des Inngarnes an einen Bindfaden, welcher etwas länger ist als die Spiegelgarne, zählt dabei die Maschen und merkt die Zahl genau an. Letzteres muß auch bei den Spiegelgarnen geschehen. Dann wird eins von den Spiegelgarnen der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieses das Inngarn gelegt, das Inngarn aber wieder mit dem andern Spiegelgarne überdeckt.

Nach vorgängiger gehöriger Eintheilung der an den Spiegelgarnen erhaltenen gefundenen Maschenzahl nimmt man so viele ½'' starke, weißdornene Spieße (Stäbe), welche etwa 5 bis 6'' länger sind, als die Garne hochstellen und von denen die Schale im Feuer abgebäht ist, als man bedarf, um in gleichen Entfernungen von 4 bis 5' einen einbinden zu können; schneidet auch unten eine Spitze, am obern Ende einen Knopf und da, wo der untere Saum der Garne hinkommt, ringsum einen flachen Kerb daran.

Nun faßt man den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des Inngarnes, in der ersten Masche, an einem Endchen Bindfaden zusammen, mit welchem das Leinchen verknüpft wird, an welchem das Fanggarn angereiht ist, bindet vermittelst des Bindfadens alle drei Garne an dem Knopfe des ersten Spießes fest, legt diesen dann fadengerade an den vordern Maschen herab, und verfährt beim Anbinden des untern Saumes im Kerbe des Stäbchens wie oben.

Nachdem man nun berechnet hat, wie viel Maschen des Spiegelgarnes frei bleiben und wie viele, nach gleichmäßiger Vertheilung, vom Fanggarne mehr dazwischen sollen, ehe der folgende Spieß eingeschleift wird, legt man diesen wieder fadengerade in der gehörigen Entfernung vom ersten an, liest die erforderlichen Saummaschen des Inngarnes busenreich ein, und bindet sämmtliche drei

Garne mit Bindfaden, am Knopfe und Kerbe wie am ersten Stabe fest. Auf gleiche Weise verfährt man bis zum letzten Spieße; an dessen Mitte noch besonders ein starker Bindfaden anzuschleifen ist, um das ordentlich aufgewickelte ganze Steckgarn damit zusammenbinden zu können.

Nebst diesen Steckgarnen noch einige Stück eben so hohe, eben so lange und mit eben so viel Stäben versehene einfache Spiegelgarne in Vorrath zu haben, gewährt Vortheile, welche beim Rebhühnerfange mehr aus einander gesetzt werden sollen.

E. Der Tiras wird, gleich dem unter D. erwähnten Jungarne, aus gutem Zwirne spiegelig geknüttet. Wie immer bei Spiegelgarnen, fängt man mit einer Masche an, nimmt dann bei jedemmal herum mit einer zu, bis das Garn acht Klaftern (48′) lang ist, hierauf nimmt man bei jedem folgendenmal Herumstricken abwechselnd einmal zu, einmal ab, bis die Breite des Garnes sieben Klaftern (42′) beträgt; zuletzt wird bei jedemmal herum wieder um eine Masche abgenommen, bis man nur noch eine einzelne auf dem Brete hat.

Hiernächst zieht man in den vordern Saummaschen eine Leine ein, welche an jeder Seite drei Klaftern (18′) länger, als das Garn breit ist.

Will man sich des Tirasses im September schon bedienen, so dürfen die Maschen nur 2¼″ Weite haben; soll er aber im Winter als Schneenetz gebraucht werden, so muß nicht nur der Zwirn stärker, sondern auch das Gemäsch um 1″ weiter seyn.

F. Der Schneehauben sind mir zweierlei Arten bekannt: eine derselben hat eine viereckige Form, die andere eine lange. a) Die viereckige wird auf folgende Art verfertigt: Man strickt ein vier Klaftern (24′) langes Garn, welches mit einer dreizölligen Masche angefangen wird. Dann nimmt man wie immer beim spiegelig Knütten bis zu zwanzig Maschen zu, strickt unter abwechselndem Ab- und Zunehmen fort, bis sich die vorgeschriebene Länge des Garnes ergibt, nimmt dann wieder

bis auf eine Masche ab und strickt zuletzt beide Enden des ablang ausgeschlagenen Garnes zusammen. Nachdem nun die obersten Saummaschen gezählt und die Summe in vier gleiche Theile abgetheilt worden, bindet man da, wo jedes Viertel des Netzes endigt, einen Daumen starken Spieß, wie an den Steckgarnen, fadengerade ein.

Sodann wird ein vollkommen gleichseitiges Viereck spiegelig und so groß geknüttet, daß es den gleichfalls ins Quadrat gestellten Seitenwänden zur Decke dienen kann. Nachdem jenes an diesen so angestrickt worden, daß beide Stücke ein Ganzes ausmachen, bindet man in der Mitte der Decke einen 1'' dicken Stab ein, welcher, wenn er etwa 3'' tief in die Erde gesteckt wird, lang genug bleibt, das bauchige Herabhängen derselben zu verhindern, ohne das Garn zu straff in die Höhe zu spannen.

Endlich schneidet man in der Mitte jeder Seitenwand so viel Maschen im Viereck aus, daß eine kleine Einkehle hineingestrickt werden kann, deren engeres Ende noch so groß bleibt, daß ein Rebhuhn gemächlich hineinzuschlüpfen vermag. Hier wird nun ein rechtwinklig viereck zusammengebogener Draht eingezogen und befestigt, am obern Quertheile desselben aber ein leicht bewegliches Fallthürchen, wie an der Steige (s. G.) angebracht, in den obern Ecken der Drahtvierecke ein dünner Bindfaden und an diesem ein hölzernes Häkchen eingeschleift, welches, wenn es nach innen zu, seitwärts eingepflöckt ist, die Einkehle straff und das Fallthürchen perpendikulär stehend erhält.

b) Die lange Schneehaube besteht aus einem überall vierzig dreizöllige Maschen im Umfange haltenden drei Klaftern (18') langen Sacke *), in dessen Gemäsche,

*) Wer Gelegenheit finden kann, diesen ohne Naht spiegelig stricken zu lernen, der nehme sie wahr. Beschreiben läßt sich das Verfahren schlechterdings nicht deutlich. Außerdem kann man auch ein drei Klaf-

3' weit von einander entfernt, haselne an beiden Enden mit Knöpfchen versehene Spriegel, an welchem die Schale noch befindlich ist, von der Länge eingezogen werden, daß sie durch 28 Maschen reichen. Dann zieht man durch die übrigen zwölf Bodenmaschen einen Bindfaden, und schleift ihn an den Knöpfchen der Spriegel so fest, daß die Bogenform der Spriegel sich nicht verändern kann. Um das Hin- und Herwanken der Spriegel im Gemäsche zu verhindern, werden sie ringsum an der dritten Masche fest angebunden.

Hierauf fängt man die noch erforderlichen zwei Einkehlen auch mit vierzig Maschen in Sackform besonders an und nimmt bei jedemmal herum so lange ab, bis man noch sechzehn Maschen zur Oeffnung behält, in welcher, wie bei der viereckigen Schneehaube, drähterne Fallthürchen angebracht werden. Eben so wie am großen, überall gleich weiten Sacke werden auch am vordern, weitesten Theile der Einkehlen Spriegel eingezogen, und diese, nachdem das Einkehlengarn in den großen Sack gesteckt worden, unter den Endspriegeln desselben eingeklemmt. Beide über einander liegende Spriegel, so wie die an den Knöpfchen angebundenen, durch die zwölf Bodenmaschen gezogenen Spannleinen, bindet man dann von drei zu drei Maschen fest zusammen. In jeder obern Ecke der Draht-Charniere, welche das Fallthürchen auffangen, schleift man dann einen Faden an, mit welchem sie am nächsten Sackspriegel so befestigt werden, daß sie beim Aufstellen senkrecht stehen.

Am obern Theile der Schenkel des vordersten und hintersten Sackspriegels schleift man zwei etwas stärkere Leinchen ein, an deren anderm Ende hölzerne Heftel angebunden werden. Beim Aufstellen zieht man, nachdem

---

tern langes, 40 Maschen breites Spiegelgarn knütteln und es der Länge nach zusammenstricken. Besser sind die beiden hier erwähnten Methoden, als das Knütten mit ordinärem Gemäsche, weil in diesem die Rebhühner sich leicht beschädigen.

die ganze Haube scharf ausgedehnt worden ist, die eben genannten Leinchen vorwärts und etwas seitwärts scharf an, und befestigt sie vermittelst der Heftel im Erdboden. So erhält die Haube die Gestalt eines langen Vogelbauers.

G. Die Steige besteht aus einer, gewöhnlich oben grün angestrichenen, breternen Decke von der Größe eines mäßigen Tischblattes, an deren vier Ecken mit eisernen Spitzen versehene Füße von der Länge eingelassen werden, daß die Decke selbst etwa 9″ über der Erde steht. Zwischen den Füßen werden auf jeder Seite wenigstens sechs drähterne Fallthürchen, welche gerade groß genug sind, daß ein Rebhuhn gemächlich hindurch schlüpfen kann, auf folgende Art verfertigt: Man läßt, nachdem zwischen zwei und zwei Füßen ein hölzernes Leistchen so eingestemmt worden, daß es, wenn die eisernen Spitzen der Füße ganz in die Erde getrieben sind, überall platt auf derselben aufliegt, da, wo die Thürchen hinkommen sollen, etwa 9″ von einander entfernt, zwei starke Drahtstifte oben in der Decke und unten in der Leiste ein, und schneidet zwischen diesen Stiften die Leiste heraus. Gerade über der so entstandenen Thürenöffnung werden, nach der innern Seite zu, zwei kleine Drahtösen angebracht, und in diesen ein 10″ breites und 7″ hohes, mit engem Spiegelgemäsche von Zwirn straf überzogenes Drahtthürchen so eingehängt, daß zwischen dem untern Theile desselben und der Erde 2″ leerer Raum bleibt.

Endlich befestigt man zwischen den Thürenöffnungen und den Füßen sowohl an der Decke, als an der untern Leiste, an den Füßen und an den drähternen Stiften, welche die Thürenöffnungen bilden, zweizölliges Spiegelgemäsch von erdgrauem Zwirn.

§. 35.

Nachdem alle beim Rebhühnerfange mit Nutzen und Ehren vom Jäger anzuwendende Garnarten nebst den Re-

quisiten *) beschrieben, und zu deren Verfertigung, in so fern es dem Verfasser schriftlich möglich war, Anweisungen gegeben worden sind; so wollen wir uns nun zuvörderst mit den Vorschriften zum vortheilhaftesten Betriebe der Rebhühnerjagd beschäftigen, und selbigen in den folgenden Paragraphen die folgen lassen, welche die Anwendung der im Vorhergehenden angezeigten Fanggeräthschaften deutlich machen.

Es wird hier nur von der Suche mit dem Hühnerhunde die Rede seyn; denn das beiläufige Schießen auf einem Treibjagen nach Hasen ist keiner besondern Erwähnung werth, das Hinknallen aufs Gerathewohl aber auf ein dicht beisammen liegendes Volk ziemt keinem, der den Namen eines Weidmannes führen will; denn bei solchen Gelegenheiten werden oft mehrere Stücke noch zu Schanden geschossen, als wirklich erlegt, und das ist — wie Hr. v. Wildungen es mit Recht nennt — Aasjägerei. —

Zur Sache! — Die Periode, während welcher das Suchen mit dem Hunde nach Rebhühnern die reichlichste Ausbeute gewährt, geht mit Anfange des Monats September an, weil in guten Jahren die Jungen — die der immer nur zufälligen zweiten Brut ausgenommen — ziemlich ausgewachsen zu seyn pflegen, oder, wie man eigentlich zu sagen pflegt, zu schildern anfangen. Auch hält ein Volk zu dieser Zeit den Hund am besten aus, und sprengt (vereinzelt) sich gemeiniglich nach dem ersten oder zweiten Schusse; dadurch aber wird es natürlich dem Jäger leicht, den Rebhühnern nach Willkühr Abbruch zu thun.

Nach ungewöhnlich langen Wintern paaren sich die

*) Der Verfasser hält bei allem Wilde, das nicht zu den Raubthieren, Raubvögeln oder doch zu den sehr schädlichen Wildarten und zu den Zugvögeln gehört, nur die Fangarten dem Weidmann für zulässig, bei welchen es lebend und unbeschädigt in seine Gewalt kommt. Schlingen oder Netze, in welchen Laufbahnen eingebunden sind, werden immer nur zum Schaden des Geheges auf Rebhühner angewendet.

Rebhühner im Frühlinge später; mithin verspätet sich das Lege- und Brütgeschäft, folglich auch das Wachsthum der Jungen. Dann versteht es sich von selbst, daß jeder rechtlich denkende Jäger und Jagdberechtigte sich nach den Umständen richten, weniger auf frühern Genuß des Jagdvergnügens, als auf Schonung der Feldfrüchte und auf bessere Benutzung des Wildes achten, und so die Rebhühnerjagd, nach Verhältniß, drei bis vier Wochen später eröffnen muß.

Daß bei derselben die Suche mit einem fermen Hühnerhunde und das Schießen vor demselben eine der angenehmsten Unterhaltungen gewähre, gibt gewiß jeder wirkliche Jagdliebhaber zu. Nur Schade, daß der Zeitraum, auf welchen diese Jagdart sich einschränkt, über fünf bis sechs Wochen — solche Wintertage, an welchen eine Neue gefallen ist, und die Paarzeit im Frühlinge ungerechnet *) — nicht dauert.

Der Grund, warum später im Herbste, und gewöhnlich schon von der Mitte des Oktobers an die Rebhühner nicht mehr halten (fest liegen), ist theils darin zu suchen, daß sie, durch successive Verminderung der Gelegenheit, sich auf Aeckern und Wiesen verbergen können, so wie durch die mit der Herbstbestellung der erstern verbundene Unruhe, von Natur flüchtiger und wilder werden, theils liegt er auch mit in dem Beschießen. Letzteres bewährt sich durch die Wahrnehmung, daß ein vorher gar nicht oder doch wenig beschossenes Volk oft noch zu Ende des Oktobers, und an schönen Tagen noch im November, selbst da, wo keine Hecken und Remisen sich befinden, auf Stoppelfeldern (wenn es deren noch gibt), wie im Sturzacker, den Hund aushält, auch wohl sprengen läßt.

Aber selbst in der frühern Periode liegen die Reb-

*) Während der Paarzeit wird sich jeder gute Weidmann der Jagd begeben, in so fern es nicht darauf ankommt, überzählige Hähne wegzunehmen, oder einen jungen Hund gar zu machen.

hühner nicht zu jeder Tageszeit gleich fest, und eben so wenig darf man hoffen, sie zu allen Stunden, auch wenn sie nicht beunruhigt werden, an einem und demselben Orte zu finden; obgleich kein Volk — Zughühner ausgenommen — von dem Orte, wo die Alten nisteten, sich weit entfernt. Es würde z. B. eine in der Regel vergebliche Mühe seyn, sie, so lange die Wiesen und Futterkräuter, auch Holz- und anderes Gestrüppe, am Morgen von Thau, oder später am Tage von Regen durchnäßt sind, dort aufsuchen zu wollen. Fast immer wird man sie dann auf der Stoppel, und zwar vorzüglich auf der des Wintergetreides finden; aber nur selten liegen sie da fest. Erst wenn durch Sonnenschein oder Luft die Nässe größtentheils abgetrocknet worden ist, ziehen sie sich in die vorher genannten Gegenden, und pflegen, dicht beisammen liegend, sorglos der Ruhe, bis gegen Abend der Boden wieder feucht wird. Dann aber, und gewöhnlich schon um vier Uhr Nachmittags, gehen sie auf die Weide aus, halten auch, wenn sie vorher nicht gesprengt, oder wenn nicht die jungen Individuen eines Volkes auf dem Geäse weit aus einander gelaufen sind, gewöhnlich weder vor dem Hunde noch vor dem Schützen aus.

Daß man also in den frühern Morgenstunden nicht ausgehen darf, um Hühner vor dem Hunde zu schießen, und daß man, wenn etwa gegen neun Uhr Gras und Kräuter noch naß sind, erst die Stoppel absuchen muß, um sie dorthin zu treiben, ergibt sich aus dem Vorhergesagten.

Auf mäßig großen Revieren kann von jedem Jäger mit Recht verlangt werden, daß er die Gegend anzugeben weiß, wo jedes einzelne Volk zu liegen pflegt, und selbst auf weitläuftigeren wird er sich durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel hiervon im voraus zu unterrichten suchen. Schon vor der gesetzlichen Eröffnung der Schießzeit muß er dieserhalb immer Acht haben, ob er auf dem Erdboden, vorzüglich in Wiesen und Stoppelfeldern, Orte finden kann, wo ein oder das andere Volk in einem kleinen

mit Gebrech (Exkrementen) besäeten Kessel beisammen gelegen hat.

Am besten wird er sich aber von dem gewöhnlichen Aufenthalte jedes einzelnen Volkes durch fleißiges Verhören vergewissern können, wenn er Abends gegen Sonnenuntergang, in verschiedenen Gegenden des Revieres, wo er Hühner vermuthen kann, oder wo er sie in der Paar- und Brütezeit antraf, sich, leidlich verborgen, anstellt, und das Locken oder Rufen abwartet. Nachdem er die Orte beobachtet hat, wo nach dem drittenmal Aufstehen jedes Volk eingefallen ist, muß er sich am folgenden Morgen, ehe der Tag grauet, in die Nachbarschaft derselben begeben und noch einmal genau die Morgenlockung verhören, auch den dritten Einfall sich genau merken. Der erste Abendruf wird ihm die Gegend anzeigen, wo jedes verhörte Volk den Tag über zu liegen pflegt, das letzte Morgengelock aber die, wo er es bis gegen neun Uhr früh aufzusuchen hat, in so fern in einem oder dem andern Falle zufällige Störung hierin nichts ändert, und selbst dann wird er es doch in der Nähe finden.

§. 36.

Immer wird sich das Revier am besten im Stande erhalten, wo entweder ein guter Jäger mit seinem fermen Hunde allein die Suche nach Rebhühnern betreibt, oder wo er sich zu diesem Zwecke nie mit mehr als einem sachverständigen Gehülfen vereinigt.

Im letztern Falle werden die beiden Kameraden wohl thun, wenn sie gleich Anfangs Rücksprache darüber nehmen, daß, wenn ein einzelnes Huhn heraussliebt, der allein schieße, dem es am nächsten ist; daß aber, in so fern ein ganzes Volk aufsteht, der von ihnen, welcher rechts geht, ein einzelnes von den Hühnern, welche auf seiner Seite herausfliegen, aufs Korn nimmt, der andere hingegen nur auf eins von denen Feuer gibt, welche am meisten links ziehen.

Vorzuglich muß jeder sich bemühen, zuerst des alten

Hahnes habhaft zu werden, der fast immer zuerst aufsteht, und sich überhaupt nach §. 3. a. sehr auszeichnet, weil er es ist, welcher gewöhnlich das Volk am weitesten fortführt.

Die alte, nach §. 3. b. eben so leicht zu erkennende Henne aber sollte billig immer verschont werden, theils weil sie mit ihrer Familie den Aufenthalt nur in so weit verändert, als Jahreszeit und Aesung dies nothwendig machen, theils weil sie bei zunehmendem Alter von Jahr zu Jahr (wenigstens bis zum fünften) immer mehr Junge ausbringt, theils endlich, weil diese doch nicht allen Schutzes und aller Leitung beraubt sind, wenn ihnen die sorgfältige Mutter bleibt.

Bei der Suche selbst (mag man sie allein oder in Gesellschaft exerciren) ist folgendes Verfahren zu beobachten: Man ziehe mit einem guten Hühnerhunde in die Gegend des Revieres, wo man die Völker schon vorher gefunden oder beim Verhören beobachtet hat.

Ist es Morgens noch zu feucht im Grase oder in den Sömmerungsfeldern, so läßt man den Hund, in so fern er ferm dressirt ist (denn mit einem noch nicht völlig ausgearbeiteten darf man nicht eher ausgehen, bis später am Tage die Hühner fest liegen), auf den angrenzenden Stoppeläckern rasch fort revieren und sprengt sie dort auf, da sie dann gewiß jenen Gegenden zueilen werden.

Befände man sich bei dieser Gelegenheit in Gegenden, wo der Gesichtskreis durch Anhöhen u. dgl. beschränkt, und es daher dem Jäger selbst unmöglich wäre, den Einfall der rege gemachten Völker, auch der einzelnen abgesprengten Individuen, genau wahrzunehmen — was doch immer und überall nöthig ist, um beim Wiederaufsuchen die Zeit nicht unnütz zu verschwenden: — so muß auf dem erhabensten Punkte des Bezirkes, wo man jagen will, ein Mayn angestellt und dahin angewiesen werden, daß er Acht habe, wo der Absuchende ein Volk aufsprengt und wo es, vereinzelt oder beisammen, einfällt. Der erhaltenen Anzeige, oder eigener Beobachtung zu Folge,

wird es dann dort von den Jagdtheilnehmenden wieder aufgesucht.

Daß dies immer unter dem Winde geschehen müsse, damit der Hund die Hühner leichter in die Nase bekomme, daß auch jener beim Revieren nicht übereilt werden dürfe, versteht sich. Zieht nun der Hund an, so nähern sich, wenn zwei Schützen mit einander jagen, diese dem Orte, wo es geschieht, in dem Maaße, daß sie beide, wenn das Volk aufsteht, schießen zu können hoffen dürfen. Steht der Hund fest vor, so fängt der Herr denselben zu kreisen an, pfeift ihm dabei, in so fern er die Geduld verlieren und einspringen zu wollen schiene, warnend zu, und schießt zur Uebung desselben, wenn er ein einzelnes Huhn vom Volke abgesondert liegen sieht, im Sitzen, der andere Kamerad aber im Fluge, wenn das Volk fortstreicht.

Jedes erlegte Stück muß der Hund apportiren, aber nie gestatte man ihm, den fortziehenden Hühnern, mag nun gefehlt oder eins angeschossen seyn, nachzuprellen. Nur wenn eins flügellahm verwundet und sogleich eingefallen, aber weiter gelaufen wäre *), gebe man zu, daß er augenblicklich, und selbst eilig auf dem Geläuf nachziehe, weil es oft erst in weiter Entfernung sich drückt und dann so zu verbergen sucht, daß es, wenn der Hund einmal abkommt, schwer wieder zu finden ist.

Allgemeine Regel ists: nicht eher von dem einmal zu beschießen angefangenen Volke abzugehen, bis, ohne es ganz aufzureiben (was allenfalls nur bei Grenz- und Zughühnern sich ziemt), eine beliebige Anzahl von Stücken erlegt ist.

In jedem in der Nähe befindlichen Gebüsche werden ein- oder ein paarmal aufgejagte Hühner, gesprengt sowohl als volkweise, gern Ruhe suchen. Ist das Gehölz nicht zu hoch, um in demselben mit Erfolg schießen zu können, oder

---

*) Die nicht völlig, aber doch ziemlich gewissen Kennzeichen dieser und anderer Verwundungen wird man §. 37. finden.

nicht zu geschlossen bestanden, mit einem Worte, so die Gelegenheit, daß der Hund stets übersehen werden kann: so suche man die Hühner da wieder auf, wo sie eingefallen sind; doch nehme man dabei weniger Rücksicht auf den Wind, als darauf, daß sie, hier aufgestoßen, dem freien Felde wieder zugetrieben werden. So lange das ganze Volk beisammen bleibt, laufen in solchen Fällen die Rebhühner im Holze weit vor dem Hunde und Schützen her, und zwar fast immer nach dem Rande zu. Man wird es bald am Auffallen und dem fortdauernden Anziehen des Hundes gewahr werden, wohin sie sich gewendet haben; dann lasse man jenen nicht aus dem Gesicht, bis er entweder steht, oder bis die Hühner herausstieben. Sind zwei Jäger beisammen, so suche nur einer im Holze, der andere aber ziehe sich, in geringer Entfernung vom Holzrande, immer so vor, daß er den Wiedereinfall beobachten kann; nur muß dieser von dem Striche, welchen der Suchende nimmt, unterrichtet seyn, letzter auch dem Hunde öfters zupfeifen, damit jeder den Stand und Gang des andern weiß, um nicht dahinwärts zu schießen. Uebrigens sind unter diesem Verhältnisse und überall eben die Vorsichtsmaaßregeln gegen Schußverletzungen von Seiten sämmtlicher Jagdtheilnehmer zu beobachten, welche bei der Hasensuche empfohlen worden sind.

Hat sich ein Volk in hohem und sehr geschlossen bestandenem Holze gesprengt; so liegen die vereinzelten Hühner da äußerst fest, und das Wiederaufsuchen macht dann dem Jäger und Hunde gleich mühsame Arbeit. Besser ists in diesem Falle, so wie in weitläuftigen Hölzern, wo die Versuche, ein dort eingefallenes Volk, vorzüglich wenn es gesprengt ist, wieder aufs Freie zu bringen, mit Zeitverlust verbunden und doch meist immer fruchtlos sind, auf folgende Weise sich zu benehmen: Mitten im eigenen Reviere gehe man ganz ab und suche weiter. Nur an der Grenze oder wenn besondere Gründe obwalten, warum gerade das einmal gefundene Volk aufgerieben werden soll, halte man sich an der Seite des Holzes, in einiger Entfernung vom Rande im Freien, möglichst verborgen, ganz

ruhig. Bald werden die aus einander gelaufenen oder gesprengt herumliegenden Hühner sich zu locken anfangen. Genau gebe man Acht, wo der letzte Ruf erschallt, dort ist das Volk gewiß wieder beisammen. Ein Schütze bleibt dann da im Freien stehen, wo er am weitesten um sich her sehen kann, während der andere mit seinem Hunde einen Bogen macht, und ohne besondere Rücksicht auf den Wind, auf den Ort, wo er den Ruf zuletzt vernahm, so zu geht, daß das Volk beim Aufsprengen wahrscheinlich nach dem Felde wieder zustieben und dem dort angestellten Kameraden zu Gesicht kommen muß.

Auch kann man sich bei dieser Gelegenheit eines künstlichen Rufs bedienen, um es vermittelst desselben bis an den Rand zu ziehen und dann von da aus auf vorbeschriebene Art ins Freie zu bringen. Das beste Instrument zu diesem Behuf wird so verfertigt:

Man nimmt einen gewöhnlichen Schneiderfingerring von der größten Art, spannt darüber ein Stück dünnen Pergaments oder Trommelfells recht straff an, und unterbindet es an dem Fingerringsrande genau mit festem Zwirne. In die Mitte des Ueberzuges sticht man mit einer feinen Nadel ein Loch, durch welches ein Endchen Pferdehaar gezogen, an dessen beide Enden aber ein starker Knoten geknüpft wird. Indem man mit nassen Fingern an dem Haare herabstreicht, entsteht ein Laut, der dem Ruf der Rebhühner ähnlich ist. Ein stärkeres Haar gibt den der Alten, ein schwächeres den der Jungen, weshalb man immer zwei hiernach eingerichtete Locken haben muß, um letztere durch den nachgeahmten Laut der ersteren, diese aber durch den der Jungen heranziehen zu können.

Dieses Hülfsmittels kann man sich, wenn die Hühner später im Herbste nicht mehr halten, mit Nutzen bedienen, indem man gegen Abend, wenn sie sich auf der Weide vereinzeln, an einem Orte, wo dies gewöhnlich der Fall ist, sich möglichst verdeckt und im guten Winde anstellt, und, sobald das erste Abendgelock erfolgt, mit dem Rufinstrument antwortet. Nicht sel-

ten ziehen sich mehrere Hühner hierauf in die Nähe des Schützen und so dicht zusammen, daß er zwei bis drei auf einen Schuß erlegen kann.

Zu der eben gedachten Jahreszeit darf man dann nur hoffen, Rebhühner in der Suche zu schießen, wenn man einen Hund besitzt, welchem die zu Ende des 27sten Paragraphen bemerkbar gemachte Racetugend des Kreisens eigen ist.

Steht aber etwa bei der Hasensuche weit vor dem Schützen ein Volk auf, wird in diesem Moment selbst einmal, oder noch besser, von zwei Seiten zugleich, darunter geschossen, ist es durch häufige Beunruhigung nicht zu wild gemacht, und früher der Hahn davon weggenommen; so sprengt es sich zuweilen, und dann halten die einzelnen Individuen, besonders wenn sie in Remisen oder im Gesträuch liegen, den Hund noch aus.

Besser ists jedoch immer, die Schießjagd auf Hühner einzustellen, wenn sie in der Regel nicht mehr fest liegen und den Fang zu exerciren, wovon in der Folge die Rede seyn soll.

§. 37.

Hier noch etwas über das Zeichnen *) der Rebhühner, wenn sie im Fluge durch den Schuß verwundet werden.

a) Das tödtlich getroffene nimmt gleich im Fallen die Flügel dicht an den Körper zusammen, zappelt gemeiniglich, auf dem Rücken an der Erde liegend, mit den Ständen, oder schlägt, auf dem Bauche ruhend, mit den Flügeln und schwankt dabei mit dem Kopfe hin und her, bis es verendet hat; im Moment der Verwundung stieben öfters Rücken- und Bauchfedern umher.

b) Schnellt es sich, wenn es aus der Luft herab bis

*) Die folgenden Bemerkungen gelten fast bei allen, selbst stärkern Federwildsarten.

auf die Erde gefallen ist, mit möglichster Anstrengung, mit zusammengelegten oder ausgebreiteten Flügeln, gerade in die Höhe, ohne von der Stelle wegzukommen; so ist dies ein Zeichen tödtlicher Verwundung am Kopfe.

c) Jedes lethal verwundete ruckt, wenn es ja noch fortzieht, doch stark zusammen, bewegt aber von diesem Augenblick an die Flügel nur sehr langsam, oft fast unmerklich, und stürzt, indem es diese zusammennimmt, bald leblos herab.

d) Das weidewund geschossene ruckt gleichfalls in der Luft zusammen, zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln gerade fort und fällt dann ein, oder es steigt immer höher und höher, bis es, im Fluge noch endend, herabfällt.

e) Das Flügellahme fällt gemeiniglich auf der Stelle, doch auch wohl, wenn der Knochen nicht ganz zerschmettert ward, erst nach einigen Augenblicken, bei einer plötzlichen Seitenwendung, unter sichtbarer Anstrengung, weiter fliegen zu wollen, schräg abwärts ein, läuft aber, so wie es zur Erde kommt, augenblicklich und schnell, so weit es kommen kann.

f) Ein Rebhuhn, das nach dem Schusse in der Luft zusammenruckt, auch wohl mehr oder weniger Federn verliert, doch aber, ohne die ihm sonst eigene Flügelbewegung zu verändern, fortzieht, und allein oder mit mehreren einfällt, ist gewöhnlich gestreift, oder doch nur leicht verwundet. Bleibt es beim Volke, so überzähle man dieses, während es fortstiebt, suche es dann, sobald das Gewehr geladen ist, wieder auf und gebe, wenn es nun aufsteht, abermals auf die Zahl der Individuen Acht. Fehlt gegen die vorherige nur eins, so ist es höchst wahrscheinlich das kranke. Man lasse dann dem Hunde Zeit, es ausmachen zu können, weil es sich gewiß möglichst verborgen hat und gewöhnlich sehr fest liegt.

g) Sieht man einen oder beide Stände oder Schenkel

herunterhängen und im Fortstieben hin und her schleudern; so ist dies ein Merkmal der örtlichen Zerschmetterung. Ein so verwundetes Huhn liegt gleichfalls da, wo es einfällt, schon wegen der Schmerzen sehr fest, um so mehr aber hat man Ursach genau darnach zu suchen, weil es sich laufend nicht fortbewegen kann, sondern entweder vom Hunde gefangen, oder beim Aufstehen noch einmal geschossen werden muß.

§. 38.

Wenn die Rebhühner nicht mehr halten, (gemeiniglich also gegen Ende des Monats Oktober) geht im Allgemeinen die Fangzeit an. Mit den §. 34 A. beschriebenen Hochgarnen dauert sie so lange, als starker Frost das Vorstoßen der Löcher zu den Stellstangen nicht unmöglich macht.

Zwar ist die Anschaffung dieser Hochgarne mit nicht unbeträchtlichen Kosten, und die Ausübung des Fanges mit mancher Schwierigkeit verbunden; aber weder an Orten, wo es viele Rebhühner gibt, noch an solchen, wo sie rar sind und wo vielleicht nur Zughühner einfallen, gibt es ein besseres Mittel, denselben Abbruch zu thun. Denn theils beschädigen sich die in Hochgarnen gefangenen Hühner weniger als die, welche in Steck- und andern Garnen eingehen, theils werden auch die scheuesten, welche allen andern Garnen ausweichen, durch Anwendung der Hochgarne noch überlistet. Bei neblichem Wetter kann den ganzen Tag über diese Fangart ausgeübt werden, bei hellem nur gegen Abend; doch darf es, weder in diesem, noch in jenem Falle, windig oder gar stürmisch seyn. Man verfährt dabei auf folgende Weise:

Kann man vorhergegangener Beobachtungen zu Folge, oder aus andern Gründen, muthmaßlich Kunde erhalten, wo Rebhühner liegen; so stellt man die Hochgarne da auf, wohin die in der Folge aufgesprengten Völker wahrscheinlich stieben werden.

Am liebsten fliegen sie überall gegen den Wind. Hierauf muß, vorzüglich in ganz freien Feldgegenden,

Rücksicht genommen werden; weniger da, wo Feldhölzer oder große Remisen und Hecken sich befinden, denn hier eilen sie diesen fast immer zu.

Dergleichen Wahrnehmungen gemäß, werden sämmtliche vorräthige Hochgarne, nebst allem Zubehör, an Ort und Stelle gebracht; erstere dann der Länge nach dicht neben einander so ausgeschlagen, daß die Oberleine dem Winde entgegen, oder nach den Feldbüschen und Remisen hinwärts liegt.

Am vordern Wechsel (Ende) des ersten legt man hierauf die erste starke Stellstange quer über das Gemäsch so nieder, daß der Knopf auf der Oberleine ruht; eine schwächere kommt in eben dem Maaße auf das Mittel, und die zweite starke auf den hintern Wechsel desselben Garnes, und so wird fortgefahren bis zum Endwechsel des letzten.

Der Lage sämmtlicher Stangen zu Folge bestimmen die untern Spitzen derselben die Stellen, wo mit dem Pfahleisen nun so tiefe und weite Löcher in die Erde gestoßen werden müssen, daß die Stangen, wenn sie aufgerichtet sind, ohne merklich zu wanken, darin fest stehen.

Am Knopfe der ersten starken bindet man dann eine Windleine nebst dem Anfange der Oberleine des Garnes fest, legt die schwächere Mittelstange vor der Hand auf die Seite, und befestigt am Knopfe der zweiten starken gleichfalls eine Windleine nebst dem Ende der straff angezogenen Oberleine. So geht es fort bis ans Ende sämmtlicher Garne.

Wenn die Stellstangen, je zwei und zwei zugleich, mit den angebundenen Garnen aufgehoben und in die Löcher gesetzt sind, auch die Erde fest angetreten worden ist, schiebt man vorn am Garne den Kerb jeder schwächeren Mittelstange, gerade über dem für sie bestimmten Loche, unter die Oberleine, setzt sie dann gleichfalls ein und tritt die Erde fest.

Demnächst werden sämmtliche Windleinen an den für sie bestimmten Hefteln angeschleift, und leztere so in den

Boden eingetrieben, daß vermittelst der ersteren das Schwanken der Stangen verhindert wird. Uebrigens ist vorzüglich dahin zu sehen, daß die Windleine des Endwechsels am ersten Garne über den Anfangswechsel des zweiten, und die Windleine des Anfangswechsels des zweiten über den Endwechsel des ersten hinaus sehr fest angezogen und mit den Hefteln jedesmal hinter den Garnen) in den Boden so eingetrieben wird, daß die Stellstangen, an welchen sie befestigt sind, dicht neben einander und unbeweglich stehen.

Da nun sonach sämmtliche Garne — wie sie sollen — hinter den Stangen busenreich hängen, nimmt man die Unterleinen eines jeden so in die Höhe, daß der Busen noch bis auf die Erde reicht, und bindet sie mit starkem Bindfaden an den Kerben der Wechselstellstangen, aber nicht an der Reservestange fest.

Ist endlich die ganze Garnwand gerichtet, so legt sich an jedem Ende derselben und im Mittel ein Mann platt auf der Erde nieder, ein Paar Jäger mit ihren Hunden aber, oder besser noch, statt dieser, von einigen Knaben begleitet, machen einen großen Bogen, stellen sich am Ende des Bezirkes, auf welchem die Rebhühner muthmaßlich liegen, den Garnen gegenüber, in gerader Linie und gleichen Entfernungen von einander an und treiben auf die Wand zu.

Sobald ein Volk einfliegt und sich fängt, springen die an derselben liegenden Gehülfen auf, werfen zuerst in möglichster Geschwindigkeit die Reservestange des Garnes, in welchem die Hühner hängen, um, heben dann beide dazu gehörige Wechselstangen aus, legen es nach vorn zu nieder, lösen das Gefangene aus, und verwahren es in einem Sacke.

Bis dies alles geschehen und das Garn wieder gerichtet ist, bleiben die Treibenden still stehen und gehen erst, auf ein von den Gehülfen an der Wand erhaltenes Zeichen, weiter vorwärts.

§. 39.

Der Fang mit dem Glockengarne findet nur im

Spätherbste und Winter statt. Um ihn auszuüben, wählet man dazu einen freien Ort, wo man Rebhühner öfters angetroffen hat, poschet (kirret) sie dahin mit gesottenem Weizen oder Hanf *) an, fügt, wenn Schnee liegt, auch Braunkohlblätter hinzu, und umzieht die Kirrungsstelle (die nicht viel größer seyn darf, als der Raum, welchen das darauf zu stellende Glockengarn einnimmt), etwa 8 bis 9'' über der Erde, mit einem an kleinen Pflöckchen befestigten schwarzen Faden. Diesen scheuen die Hühner nicht, sondern laufen unter demselben weg, Krähen hingegen und andere Vögel werden dadurch abgehalten, das ihnen nicht bestimmte Futter wegzukapern.

Sobald es ein paarmal abgenommen ist, pflöckt man das Garn, ohne es sehr straff anzuziehen, in allen vier Ecken mit Haken an der Erde recht fest. Nachdem es nun vermittelst eines nicht biegsamen, hinlänglich starken, mit der untern Spitze fest in den Boden getriebenen Stabes, an dessen oberem flach abgerundetem Ende der messingene, in der Mitte des Netzes befindliche Ring fest gebunden wird, so in die Höhe gespannt ist, daß auf jeder der vier Seiten zwischen der Erde und dem Gemäsche eine Lücke entsteht, durch welche die Hühner gemächlich hineinschlüpfen können, füttert man unter der Glocke selbst stark, rund herum aber nur schwach vor.

Ist nun das Geäse abermals abgenommen, so knüpft man an dem Ringe einen Faden, und an diesem einen Büschel vollkörniger Weizenähren so an, daß erster am Stabe herab, letzter aber etwa eine Querhand über der Erde hängt; körnt jedoch etwas schwächer. Bemerkt man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben, so wird beim nächstenmal Füttern ein frischer Aehrenbüschel angeschleift, der Ring aber losgebunden und auf dem rundlichen Kopfe des Stabes so aufgelegt, daß das Picken an den Aehren und das dadurch entstehende Zupfen an

*) Beides wird deshalb gesotten, um das Keimen zu verhüten.

dem Faden hinreicht, ihn in Bewegung zu setzen und zu machen, daß er am Stabe herabgleitet, wodurch die unter der Glocke befindlichen Näscher mit dem Netze überdeckt werden.

Bei hinlänglicher und anhaltender Windstille mißlingt diese Fangart, in vorstehendem Maaße betrieben, selten. Bei stürmischer Witterung hingegen ist sie gar nicht anwendbar; denn theils scheuen sich die Hühner dann vor der Bewegung des Netzes, theils kann es nicht fehlen, daß, wenn selbiges fangbar steht, ein sehr geringer Luftzug den, nur leicht auf dem abgerundeten Kopfe des Stabes hangenden, Ring erschüttert, und so das Ganze einwirft.

Auch sind gemeiniglich nur sehr wenige von den unter der Glocke gefangenen Hühnern zum Aufbewahren brauchbar, weil sie oft geraume Zeit unter dem Garne verweilen müssen, ehe sie ausgelös't werden, und dann durch das anhaltende Flattern sich mehr oder weniger beschädigen.

§. 40.

Peinlich fühlt der Verfasser das Schwierige — ja! fast die Unmöglichkeit — dem Ungeübten das Verfahren bei Anwendung des Treibezeuges schriftlich so genau darzustellen, daß ihm gar nichts dunkel bleiben, oder doch nicht Fälle vorkommen sollten, welche blos durch eigene Ueberlegung und Vorsicht beseitigt werden müssen. So viel er indessen bei der angestrengtesten Bemühung und nach Zuratheziehung sehr erfahrner Männer vermag, soll geleistet werden.

Fruchtlos würde das Unternehmen bleiben, den Fang mit dem Treibezeuge zu versuchen, ehe Felder und Wiesen größtentheils leer sind, oder ehe die jungen Rebhühner geschildert haben, weil sie gewöhnlich dann erst willig sich treiben lassen; und natürlicher Weise kann er länger nicht statt finden, bis starker Forst eintritt. Denn, theils wird bei diesem das Stellen der Garne unmöglich, theils laufen dann die Hühner vor dem Schilde

nicht mehr, sondern stehen, bei fortgesetzter Annäherung, auf.

Ueberhaupt gelingt diese Fangart im Oktober in den frühern Morgen- und spätern Nachmittagsstunden am besten, späterhin im Jahre aber kann jede Tageszeit dazu benutzt werden.

§. 41.

Vor allen Dingen ist es nothwendig, sich jedesmal im Voraus davon zu unterrichten, wo das Volk, dessen man habhaft werden will, liegt.

Morgens erlangt man am besten hiervon Kunde durchs Verhören. Wie schon oben gesagt worden, hält sich das Volk wenigstens in der Nachbarschaft des Ortes, wo es nach dem dritten Rufe einfällt — in so fern keine zufällige Störung erfolgt — gemeiniglich lange genug auf, um das Zeug legen und das Eintreiben vornehmen zu können.

Um den Punkt, wo die Hühner liegen, ganz genau erforschen zu können, steige man, wenn sich Gelegenheit dazu findet, gleich beim Verhören auf einen in der Nachbarschaft stehenden Baum, oder auf eine mit Sträuchen bewachsene Anhöhe und beobachte von da aus, ob sie sich drücken oder weiden. Immer gebe man dabei auf ihr Benehmen Acht. Verlieh die Natur dem Jäger ein hinlänglich scharfes Auge, so wird er sie, da sie, bis der Tag völlig angebrochen und die Sonne aufgegangen ist, auf dem Stoppelfelde immer mit aufgerichteten Köpfen sitzen oder herumlaufen, und endlich nach längerer oder kürzerer Zeit sich drücken sehen.

Wäre dies aber nicht der Fall, so muß er das aufgespannte Schild, an den Handhaben gefaßt, so vor sich nehmen, daß die darauf gemahlte Kuh, mit dem Kopfe vorwärts gerichtet, nach den Hühnern zugekehrt steht. Erst weiter, dann immer enger kreisend, suche er sie, vom Schilde gedeckt, ins Auge zu fassen — jedoch mit Vorsicht, um sie nicht aufzusprengen, denn in der Frühstunde beunruhigt, bleiben sie um diese Jahreszeit den ganzen Tag

über wild. Laufen sie ununterbrochen, so greife man immer von weitem so vor, daß sie dem Orte, wo das Zeug gelegt werden soll, weder zu nahe kommen, noch sich zu weit davon entfernen können. Endlich werden sie sich hinter einem Raine, oder in einer Furche drücken. Den Ort, wo dies geschieht, merke man genau.

Immer noch hinter dem Schilde verborgen *), ziehe man sich nun dahin zurück, wo das Zeug aufbewahrt ist.

§. 42.

Auf die Wahl des Ortes, wo, und die Art, wie das Treibezeug gelegt werden muß, kommt ungemein viel an; der junge Weidmann befolge daher nachstehende Regeln genau.

a) Die vorher schon wahrgenommene Wildheit oder Ruhe der Hühner setzt den Jäger in Stand zu bestimmen, ob er das Zeug weiter von ihnen abwärts, oder mehr in ihrer Nähe legen darf. Doch kann dies eher in zu großer, als in zu kleiner Entfernung geschehen.

b) Nicht leicht lassen sich die Hühner quer über Raine und Furchen weg, und, im freien Felde, anders als gegen den Wind treiben; dahin muß also auch der Zeughamensack gerichtet liegen.

c) Nur wo Feldbüsche vorhanden sind, darf man, mit Rücksicht auf die Erfahrung, daß Morgens die Hühner sich williger dem Holze zu, gegen Abend aber von demselben abwärts treiben lassen, die Garne im Seitenwinde stellen, wenn es gegen den Wind nicht geschehen kann; aber auch hier nur im Nothfalle ganz unter dem Winde.

d) Der Hamen muß jederzeit in einer Ackerfurche, oder doch in einer grasleeren, seichten, über das ganze

*) Ist eine Wendung mit dem Schilde nothwendig, bei welcher der Jäger es nicht vermeiden kann, zum Vorschein zu kommen; so mache er diese hinter einem Strauche oder in einer Vertiefung, oder lege sich dabei auf die Erde.

Zeug hinaus reichenden Vertiefung gelegt, auch bei sehr scheuen Hühnern, oder bei solchen, welche schon einmal vor diesem oder einem andern Garne gewesen sind, mit grünem Reisig leicht verdeckt werden. Gern legt man das Zeug in dieselbe Furche, in welcher sich die Hühner gedrückt haben, nie weit von diesem Orte seitwärts.

e) Beim Stellen selbst schlage man erst das ganze Zeug aus, dann ziehe man vermittelst des Leinchens, welches am hintern Hamensackende durchs Gemäsch gezogen ist, letzteres scharf zusammen, und treibe, nachdem die Leine straff angezogen worden, den daran befindlichen Heftel so tief als möglich in die Erde. Um aber auf jeden Fall gesichert zu seyn, daß die Sacköffnung sich nicht erweitere, schleife man vor dem Zuge noch ein Hülfsleinchen darum. Dann ziehe man die Hamenspriegel so auseinander, daß sowohl die Einkehlen, als das äußere Garn unbeweglich und ganz gerade stehen.

Hierauf wird der Himmel, bei möglichster Anspannung seiner Seitenwände, durch die an letztern befindlichen Spieße an der Erde befestigt, endlich auch das stramm ausgedehnte Geleiter, gleichfalls vermittelst der daran eingebundenen Stäbchen, welche so tief als möglich in den Boden zu drücken sind, aufgestellt, und zwar so, daß beide Wände, vom Himmel an, ein kleines Stück parallel laufen, dann aber allmählig, nach vorn zu, sich immer mehr und gleichmäßig von einander entfernen.

Zum Beschluß befestigt man das ganze Zeug vermittelst der dazu bestimmten hölzernen Häkchen genau an der Erde, und setzt da, wo ein Spieß etwa nicht recht fest steht, von außen eine Strebemücke an.

Bei allem hier Gesagten verfahre man mit möglichster Genauigkeit, ohne jedoch die Zeit unnütz zu verschwenden. Alles Geräusch und aller Lärmen muß sorgfältig vermieden werden.

§. 43.

Noch bleibt nun die schwierige Arbeit, die Rebhühner

dem Zeuge zu, und in dasselbe hineinzutreiben, übrig. Zu diesem Ende verberge sich der Jäger auf eben die Art, wie §. 41. gesagt worden, hinter das Schild, und gehe in einem so großen Bogen um den Ort, wo das Volk sich gedrückt hat, herum, daß er etwa 150 Schritte, nach Befinden auch wohl noch weiter hinter dem Volke, dem Zeuge gegenüber kommt. Von hier aus nähere er sich langsam und vorsichtig dem Lager und bemühe sich, die Hühner, durch die im Schilde befindlichen Löcher, ins Auge zu fassen. Sobald er sie erblickt und dabei gewahr wird, daß eins oder mehrere den Kopf aufrichten, bleibe er auf der Stelle mit dem Schilde so lange unbeweglich stehen, bis sie es annehmen, d. h. bis sie, ohne Wildheit zu verrathen, danach hinsehen und dann vorwärts laufen. Nur selten wird es nöthig seyn — beim fernern Eintreiben darf es nie geschehen — sie durch Räuspern oder Husten aus der Ruhe zu wecken, und immer ist es ein mißlicher Versuch, sie auf diese Weise dahin zu bringen, daß sie das Schild annehmen; lieber bleibe man Stunden lang still hinter demselben stehen und erwarte mit Geduld den Zeitpunkt, wo sie es von selbst thun.

Laufen sie beim ersten Regewerden gleich aus einander, blicken sie dabei wild umher, oder fangen sie gar an, mit dem Schwänzchen zu schnippen; so kann man sich überzeugt halten, daß das Geschäft des Eintreibens mit Schwierigkeiten verbunden seyn und nur bei Anwendung aller möglichen Behutsamkeit gelingen wird. Am besten ists, sich in diesem Falle langsam, mit dem Schilde rückwärts gehend, zu entfernen. Nur behalte man die Hühner stets im Gesicht und nähere sich behutsam wieder, wenn sie sich vereinigt haben und ruhig zu werden anfangen. Drücken sie sich, so muß gerade so, wie im Anfange, verfahren werden; laufen sie aber weidend vorwärts, so folge man bedächtig und greife in gehöriger Entfernung seitwärts immer so vor, daß sie nach und nach sich dem Zeuge nähern müssen. Oft wird man mehreremale sich zurückziehen, alles wieder von vorn anfangen und Stun-

den, ja, wenn sie sich sehr schüchtern bezeigen, halbe Tage lang Geduld haben müssen; zuweilen aber laufen sie auch recht willig dahin, wohin man sie haben will. Vorzüglich suche man sie, wenn sie die nach dem Zeuge hinführende Vertiefung annehmen, in derselben zu erhalten und folge langsam, aber ununterbrochen, so lange sie ruhig vorwärts gehen.

Doppelte Behutsamkeit wird nöthig, wenn sie sich dem Geleiter nähern, um durch zweckmäßiges Vorgreifen zu verhindern, daß keins beim äußersten Ende der Flügel desselben weggehe; denn sonst folgen sie alle.

Hat man sie sämmtlich zwischen das Geleiter gebracht, so nähere man sich sehr langsam, gebe aber genau Acht, ob eins oder mehrere mit dem Schwänzchen schnippen; denn bei diesem sichern Merkmale, daß ihnen die Sache verdächtig wird, ist es hohe Zeit, sich mit dem Schilde zurückzuziehen; auch dann erst — und zwar nicht gerade zu, sondern immer hin und her sich wendend — vorsichtig näher zu gehen, wenn sie zwischen dem Geleiter weiden oder doch ruhig dort herumlaufen. Nur suche man es zu verhüten, daß sie nicht wieder aus demselben herauskommen, sondern bemühe sich, durch abwechselndes Nähern und Zurückgehen mit dem Schilde, sie dem Himmel zuzutreiben.

Sobald nur erst eins oder ein Paar vom ganzen Volke unter demselben hinlaufen, folgen die übrigen gewiß, und nun ist es Zeit, hinter dem Schilde verborgen, rasch hinan zu eilen, um das Zurückprallen zu verhindern.

Haben sie die letzte Einkehle des Hamens passirt, so springe man hinzu, werfe, da sie sich nun alle am Ende desselben befinden, den Rock darüber, verbinde mit einem Leinchen, dicht vor ihnen, den Sack, ziehe den an der Zugleine befindlichen Heftel aus der Erde, öffne das Loch am Hamen nur so weit, daß man mit der Hand hinein kann, nehme jedes Stück einzeln heraus, verschneide den zum Verspeisen bestimmten Hähnen sogleich die Flügel, stecke sie in die eine Abtheilung eines Sacks, an dem der

Boden in der Mitte eingenäht, der aber an beiden Enden offen ist, die Hühner, und eine ihnen gleiche Anzahl Hähne aber, mit unbeschnittenen Flügeln, in die andere.

Beim Nachhausekommen werden sie dann in den dazu eingerichteten Kammern aufbewahrt und gefüttert, bis es die Umstände erlauben, die zum Aussetzen bestimmten wieder an schicklichen Orten ins Freie zu bringen, die überflüssigen Hähne aber in der Küche zu verbrauchen.

§. 44.

Höher am Tage muß man die Rebhühner, welche im Treibezeuge gefangen werden sollen, erst mit dem Hühnerhunde aufsuchen. Halten sie ihn aus — was freilich zu der Zeit, wo sie sich am besten treiben lassen, selten geschieht — und steht er fest; so kreis't man hinter dem Schilde so lange den Platz, bis man sie liegen sieht, zieht sich dann zurück, ruft oder pfeift aber den Hund, in so fern man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er aushält, nicht eher ab, bis das Zeug gelegt ist. Nachdem hierauf der Hund ab- und an die Leine genommen worden, bleibt das Verfahren beim Eintreiben unverändert so, wie der Leser es §. 43. angegeben findet.

Steht hingegen in der Suche ein Volk Hühner auf, oder muß man es, wenn der Hund nicht Appell genug hat, sich nach Willkühr des Jägers abpfeifen zu lassen, aufsprengen; so gibt man genau Acht, wo sie einfallen, und ob sie da sich drücken oder ob sie laufen. In beiden Fällen wird der Hund an die Leine, das Schild aber zur Hand genommen und alles das verrichtet, was von §. 41. bis 43. gesagt wurde.

§. 45.

In Revieren, wo Felder mit Gebüsch abwechseln, oder wo viele lange Hecken und Remisen vorhanden sind, ist für den einzelnen Jäger mit dem Treibezeuge selten,

und höchstens nur am frühen Morgen etwas auszurichten; hat er hingegen einen verständigen Kameraden und stehen ihm ein Paar dazu abgerichtete Leute zu Gebote, so ist der Fang mit demselben nirgends leichter und mit sichererm Erfolg auszuüben, als in solchen Gegenden.

Bekanntlich fallen da die aufgesprengten Hühner fast immer am Rande der Gebüsche oder an den Remisen ein. Besteht nun das Holz aus einer schmalen, nicht zu langen Streife, und wird sie von Feldern oder Wiesen auf beiden Seiten begrenzt; so stellt man auf jeder, etwa 100 bis 150 Schritte abwärts vom Holze, einen Gehülfen im Freien an. Beide geben Acht, ob sich die Hühner — während, in gehöriger Entfernung von ihnen, der Jäger da, wo er Gelegenheit dazu findet *) (wo möglich, am entgegengesetzten Ende des Gebüsches) mit dem Zeuge verlegt — wieder ins Feld ziehen wollen. Sobald einer von ihnen sie am Rande laufend erblickt, so fängt er, erst stillstehend, ganz leise zu husten an, damit sie ins Gebüsche zurückgehen. Will dies keine Wirkung thun, so muß er blöcken wie ein Schaf, sich auch wohl, ohne näher zu gehen, etwas hin und her bewegen; sobald sie aber wieder ins Holz eilen, sich ruhig verhalten.

Ist der Jäger mit dem Verlegen zu Stande, so zieht er sich (nachdem ein dritter Gehülfe in einiger Entfernung vom Hamen sich im Gebüsche so versteckt hat, daß er das Zeug übersehen kann) an das entgegengesetzte Ende der Holzstreife. Die Beobachter an den Seiten gehen gleichfalls mit zurück, halten sich aber, während der Jäger allein, oder mit Beihülfe eines sehr folgsamen, kurzsuchenden Hundes, von Zeit zu Zeit hustend und blöckend, auch wohl den gewöhnlichen Zuruf nachahmend, dessen sich der Bauer bedient, um sein Zugvieh anzufeuern, im Ge-

*) Den Hamen und Himmel bringt man gern auf einen glatten Steg, das Geletter aber läßt man, wie gewöhnlich, auf beiden Flügeln sich ausbreiten.

sträuche vorwärts geht, auf den Flügeln in einiger Entfernung vom Holze, immer etwas vor.

Wenn einer von ihnen nur ein Huhn am Rande gewahr wird, muß er sich hustend melden, damit es umkehre und das Volk sich immer mehr nach dem Zeuge hinziehe.

Läuft es nun im Geleiter ein und kommt es erst unter den Himmel, so eilt der im Gebüsche verborgene Mann, jedoch ohne Geräusch zu machen und ohne sich dem Geleiter zu nähern, vor das Zeug, und treibt die Hühner in den Hamen.

Da in Gegenden, wo es viele Rebhühner gibt, mehr als ein Volk in einem solchen Holzbezirke liegen kann; so muß der Gehülfe am Zeuge, sobald die gefangenen Hühner am Ende des Hamens sind, diesen vor denselben mit einer Leine unterbinden, den Rock darauf werfen und sich wieder so lange verbergen, bis die Ankunft des im Holze zutreibenden Jägers vor dem Geleiter nicht mehr hoffen läßt, mehrerer habhaft zu werden.

Dann erst werden die Eingegangenen ausgelös't.

Fiele ein im Felde rege gemachtes Volk in breiten, zusammenhängenden Gehölzen ein, so ist es doppelt nöthig, den Punkt, wo dies geschieht, genau wahrzunehmen. Dieser Beobachtung zu Folge muß, während der Jäger am schicklichsten Orte, in gehöriger Entfernung vor den Hühnern verlegt, ein Gehülfe am Feldrande observiren und überhaupt sich der beim Fange in schmalen Gebüschen gegebenen Anleitung gemäß benehmen; ein zweiter hingegen stellt, einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege entlang, in aller Stille Steckgarne. Dieser verrichtet, nebst dem Jäger, welcher das Verlegen besorgte, nach vollendeter Vorarbeit, das Eintreiben ganz so, wie oben gesagt; auch wird alles übrige auf gleiche Weise behandelt. Nur müssen am Ende auch die Steckgarne besucht und aufgehoben werden.

Hätte ein rege gemachtes Volk in einer Remise der Feldhecke Schutz gesucht, so würde dem einzel-

nen Manne das Geschäft, es einzutreiben, sehr schwer fallen.

Ohne Versuche dieser Art gemacht zu haben, glaubt der Verfasser, daß, um den Fang unter diesen Umständen mit gutem Erfolge zu betreiben, zwei mit der Sache hinlänglich vertraute Jäger und zwei Schilder erforderlich sind. Von letztern gedeckt, würden erstere (wenn, nach Maaßgabe des Windes und in gehöriger Entfernung von den Hühnern, an einem oder dem andern Ende der Remise oder Hecke so verlegt worden wäre, daß der Himmel dicht am Gesträuche, das Geleiter desselben aber wie immer vorwärts und allmählig aus einander gezogen stünde) am entgegengesetzten Ausgange der Remise, etwa 20 bis 30 Schritte von derselben entfernt, an beiden Seiten sich vertheilen und dann beim Eintreiben nach §. 43. verfahren müssen. Noch sicherer möchte man indessen wohl auf folgende Art zum Zwecke gelangen:

Das Zeug würde so gelegt, daß der Wind von demselben auf die Hühner hinstriche. Dann müßten die zwei Jäger mit den Schildern sich, nebst einem dritten, welcher einen fermen, gelassenen Hühnerhund führte, an das entgegengesetzte Ende der Hecke begeben, und indem letzterer längs derselben langsam fortsuchte, an beiden Seiten sich im Freien immer etwas vorziehen. So würde verhindert werden, daß die Hühner — was sonst leicht der Fall seyn möchte — nicht unbemerkt rückwärts laufen könnten; stünde aber der Hund an der Remise in der Positur, welche er vor dieser Federwildart gewöhnlich macht, so wäre es ein Beweis, daß das ganze Volk oder ein Theil desselben sich gedrückt hätte.

Auf ein von dem, welcher den Hund stehen sähe, gegebenes verabredetes Zeichen müßten nun die Schildführer sich bis gegen den Hund zurückziehen, dann von beiden Seiten sich vorsichtig der Hecke nähern und erforderlichen Falls durch Husten u. dgl. die Hühner zum Laufen zu bringen suchen; oder der dritte Jäger müßte den Hund langsam avanciren lassen, während die beiden mit Schildern versehenen sich wieder etwas vorhielten, bis einer

oder der andere bemerkte, daß sie wieder vorwärts gingen. Sollten sie ja aufstehen, so würden sie doch, in so fern es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geschähe (woran fast immer ein Uebereilungsfehler Schuld seyn möchte), und wenn sie überall, besonders an diesem Orte, vorher nicht zu stark beschossen wären, vor oder zwischen dem Geleiter wieder einfallen und dann um so leichter ins Garn laufen.

§. 46.

Der Verfasser behandelte das Benehmen bei Anwendung des Treibzeuges deshalb besonders ausführlich, weil er diese Art des Rebhühnerfanges aus folgenden Gründen für die beste unter allen hält:

1. Es ist die einzige, bei welcher der Jäger hoffen kann, des ganzen Volkes auf einmal habhaft zu werden. Nach der dabei befindlichen Zahl der Hähne und der Hühner kann er zugleich am besten bestimmen, wie viel Stück der ersteren er zum Wiederaussetzen, mit unverstutzten Flügeln, aufbewahren soll.

2. Die im Treibezeuge gefangenen Hühner beschädigen sich — vorzüglich wenn der Hamen spiegelig gestrickt ist — weit weniger als in solchen Garnen, in denen sie eingehen, ohne daß der Jäger sogleich dabei ist, um sie auslösen zu können. Gleichwohl ist der hieraus entspringende Vortheil größer, als ein angehender Weidmann, der nicht weiß, daß ein großer Theil der im Garne auch nur leicht verletzten Rebhühner in der Kammer, wie im Freien, zu Grunde zu gehen pflegt, wohl glauben sollte.

3. Der junge Jäger erhält, wenn er unter der Aufsicht eines sachverständigen Principals steht, bei öfterer Anwendung des Treibezeuges eine vortreffliche Uebung in der Geduld, Gelassenheit und Behutsamkeit; alles Tugenden, die ihm überall und Zeit seines Lebens unentbehrlich sind. Nur muß der Lehrherr ihn nicht gleich anfänglich bei einem begangenen Fehler durch ein rauhes oder hartes Betragen in Furcht setzen. Bei jeder Gelegen-

heit, und also auch bei dieser, folge der ersten Uebereilung gelinde und deutliche Zurechtweisung, öfterem Verschulden durch Nachlässigkeit ernstlicher Verweis, jeder Aeußerung von Brutalität und Unfolgsamkeit strenge Ahndung. —

§. 47.

Im Gebüsche, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leisten die Steckgarne gleichfalls sehr gute Dienste. In oder vor dem noch stehenden Getreide sie anzuwenden, halte ich für eben so unrecht, als unzweckmäßig. Denn theils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Theil der Frucht vernichtet — und dies, wo immer möglich, zu verhüten ist dem rechtlichen Weidmanne unerlaßliche Pflicht, — theils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Stiele steht, und in demselben schwer oder gar nicht.

Man warte daher, bis alles — Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgenommen — abgeerntet ist, stelle dann die Steckgarne hinter und unter den vordersten Sträuchen eines, in der Nachbarschaft der Felder und Wiesen befindlichen, dichten Gehölzes der Länge desselben nach fortlaufend auf. Dann suche man ein oder mehrere Völker mit dem Hunde auf, und bemühe sich, sie in das verstellte Gebüsch zu sprengen. Gemeiniglich fallen sie zuerst noch vor demselben ein; dann fangen sich oft schon mehrere Stück, indem sie laufend der Verborgenheit zueilen, in den Garnen.

Sollten aber die rege gemachten Hühner tiefer im Holze einfallen, so lasse man gerade vor dem Orte, wo dies geschahe, die Netze stehen, hebe hingegen den Theil derselben, der von da aus unter dem Winde gestellt ward, auf, stecke sie im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50 bis 60 oder mehr Schritten von dem Einfallspunkte, quer durchs Gehölz und auf der andern Seite wieder so weit herunter, als sie reichen wollen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man läßt von jedem einzeln zusammengewickelten Garne

nie mehr ablaufen, als ein, zwischen zwei Spießen befindliches Stück; steckt gleich den ersten bis an den untern Saum des Spiegelgemäsches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bauchig herabhänge, am zweiten Spieß fest an, schiebt auch diesen eben so tief wie den ersten in die Erde, lies't zugleich den Busen des Inngarnes überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen sollen, gleichvertheilt ein, und fährt so fort bis zum Endwechsel.

Wenigstens 18'' vorwärts von diesem wird mit dem ersten Spieße des zweiten Garnes die unterste Masche des hintersten Spiegelnetzes gefaßt, dieser dann gehörig eingetrieben, auch die oberste Masche des eben gedachten Garnes am Knopfe des Spießes angehängt, und dann immer fortgefahren, bis sämmtliche Steckgarne gestellt sind.

Hauptregel ist es, darauf zu sehen, daß dies so viel als möglich im Zickzack und unter dickem Gesträuche geschehe, weil dadurch der Fang sehr erleichtert wird, indem die Hühner confuse, und die Garne gar nicht oder doch zu spät gewahr werden.

Sind nun auf diese Weise die vorräthigen Steckgarne sämmtlich fangbar gestellt, so wird das Eintreiben auf eben die Art verrichtet, wie dazu beim Fange mit dem Treibezeuge im Holze (§. 45.) Anweisung gegeben worden ist.

Der einzelne Jäger muß bei diesem Geschäfte gleichfalls im Besitze eines fermen, gelassenen Hundes seyn, der den laufenden Hühnern vorsichtig und langsam nachzieht. Bemerkt er an diesem, daß sie da hinaus wollen, wo keine Garne stehen, so ruft er ihn ab und greift so vor, daß er sie auf dieselben hintreiben zu können hoffen darf.

Mag indessen beim Stellen alle Vorsicht und Genauigkeit beobachtet worden seyn, so wird zwar oft der größere Theil der Individuen eines Volkes, aber selten oder nie das ganze auf einmal gefangen. Auch laufen die übrig gebliebenen Glieder desselben an dem nehmlichen Tage und

oft sogar nach einer ganzen Woche nicht wieder in die Steckgarne ein, besonders wenn beim ersten Versuche der alte Hahn entkam.

Mit dem Auslösen der gefangenen Hühner eile man so viel als möglich, untersuche die, welche aufbewahrt oder wieder ausgesetzt werden sollen, ob und wie sie durch das Flattern im Inngarne verletzt worden sind, und bestreiche gleich beim Nachhausekommen die wunden Stellen mit Leinöl oder ungesalzener Butter *).

Unjägermäßig ists, wenn die Steckgarne aufs Gerathewohl im Gesträuche, wo öfters Rebhühner einzufallen pflegen, umher gestellt werden, und so wohl mehrere Tage und Nächte stehen bleiben, theils weil die sich fangenden Hühner — auch wohl Waldschnepfen — oft mehrere Stunden sich quälen und tödtlich beschädigen müssen, theils weil sie nicht selten das Opfer der Raubthiere werden, und endlich, weil bei diesem Verfahren die Netze sehr bald gänzlich zu Grunde gehen.

§. 48.

Der gewöhnliche Tiras wird nur so lange mit Nutzen zum Rebhühnerfange gebraucht, als sie während der Mittagsstunde in der noch auf dem Stiele stehenden Sommerfrucht, oder im hohen Grase recht fest liegen; der größere hingegen (das Schneenetz) nach einer so eben gefallenen Neue, ehe sie auf die Weide ausgehen.

Im ersten Falle suchen zwei Jäger mit einem hierzu abgerichteten Hühnerhunde **) einzelne Getreidestücken oder Wiesen ab. Sobald der Hund anzieht und stutzt, der Herr desselben auch an seiner Stellung gewahr wird, daß er Hühner vor sich hat, läßt er ihn avanciren, bis er feststeht, und dann Couche machen.

*) Eine halbe Tasse Leinöl, mit dem Gelben und Weißen von einem Ei zur Salbe geschlagen, und damit die wunden Stellen oft bestrichen, ist hier, wie bei allen und jeden Hautverletzungen und Ausschlägen (wenn diese nicht syphilitischer Art sind) das schnellste Heilmittel.

**) S. das Ende des 32sten §. d. K.

Hierauf ergreift jeder der beiden Kameraden ein Ende der am Vordertheile des Tirasses eingezogenen Leine, und so ziehen sie ihn von hinten über den Hund weg, bis das durch's Geräusch des mit dem Hintertheile auf dem Getreide oder Grase hinschleifenden Garnes bewirkte Auffliegen einiger Hühner — gemeiniglich zuerst der Alten, — die sich dann im Netze verwickeln, ihnen anzeigt, daß das ganze Volk bedeckt ist. Sogleich lassen sie nun auch vorn den Tiras fallen, lösen die im Garne hangenden Stücke aus, untersuchen endlich genau, ob und wo die übrigen sich unter demselben gedrückt haben, und bringen sie mit den ersten in sichere Verwahrung.

Daß durch diese Fangart in Hafer- und Gerstenstücken den Körnern sowohl, als dem Stroh, im Kohlfelde aber dem Garne Schade zugefügt werden müsse, läßt sich leicht begreifen. Rechtlicher, billiger und schicklicher Weise ist sie daher nur im Grase, in Kartoffel- und Möhrenstücken, im Klee und andern Futterkräutern, auszuüben.

Bei Anwendung des Schneenetzes bedarf man keines Hundes, denn jedes irgend geübte Jägerauge wird die Hühner leicht da erblicken, wo sie sich verschneien ließen, oder im Schnee gedrückt haben. Auf die Tageszeit kommt nichts an; nur ists, wie schon oben gesagt, nöthig, ihrem ersten Ausgange auf die Weide, nach der gefallenen Neue, zuvorzukommen.

Auch muß das Garn in nicht ganz geringer Entfernung vom Lager schon ausgeschlagen und gegen den Wind, oder doch mit gutem Seitenwinde herangezogen werden.

Gewöhnlich liegt das anscheinend Wache haltende Huhn bald danach, wenn es aufgehört hat zu schneien, einige Schritte weit von den übrigen entfernt. Drückt sich dieses bei der Annäherung mit dem Schneenetze, so darf man guten Erfolg erwarten; richtet es sich aber auf und fängt an zu rufen oder zu laufen, so kann man darauf rechnen, daß das ganze Volk nicht aushält und daß der Fang mißglücken wird.

§. 49.

Sämmtliche im Vorhergehenden und §. 51. erwähnte Garnarten müssen nach jedesmaligem Gebrauche beim Nachhausekommen ausgeschlagen, abgetrocknet, auch nöthigen Falls ausgebüßet, und an einem nicht feuchten Orte, doch immer dem Luftzuge ausgesetzt und vor Beschädigung durch Ratten und Mäuse möglichst geschützt, auf Querstangen gehängt, aufbewahrt werden.

§. 50.

Die **Steige** und das **Glockengarn** *) werden zu gleicher Jahreszeit zum Rebhühnerfange angewendet; auch Kirrung und Fütterung ist bei beiden sich gleich; der Fang mit der ersten ist sehr leicht und deshalb zu empfehlen, weil die Hühner bei demselben sich durchaus nicht verletzen, und weil man sie so lange stecken lassen kann als man will, ohne befürchten zu dürfen, daß Raubthiere oder Raubvögel ihnen beikommen könnten. Freilich darf man darauf nicht rechnen, des ganzen Volks gerade auf einmal habhaft zu werden, doch gehen, vorzüglich beim Schnee, die übrig gebliebenen Stück sehr bald darnach, wenn auch einzeln, ein.

Beim Gebrauche dieses so nützlichen Instrumentes verfährt man auf folgende Art:

Wenn ein Volk den Kirrungsplatz einigemal angenommen hat, so setzt man die Steige auf denselben, bindet die Fallthürchen alle nach innen zu fest in die Höhe, und treibt die an den Füßen befindlichen Spitzen so tief in die Erde, daß die Leisten, an welchen das den leeren Raum zwischen den Thür-Charnieren bedeckende Spiegelgemäsch befestigt ist, überall dicht aufliegen.

Haben Rebhühner das darunter und vor den Eingängen umher gestreute Futter an- und abgenommen; so

*) S. §. 39. d. K. Dort ist schon gesagt, daß und weshalb diese Fangart mißlich seyn muß; auch ergibt sich aus dem Gesagten das Verfahren bei derselben.

läßt man, nachdem frisches vor- und darunter geworfen worden, die Thürchen frei herunterhängen. Bei der, auch diesen Kreaturen eigenen, Lüsternheit ahnden sie keine Gefahr, sondern heben die Fallthüren mit dem Köpfchen in die Höhe und schlüpfen von allen Seiten hinein, ohne wieder zurück zu können.

Im Winter, wenn Schnee liegt, muß die ganze obere Decke mit Stroh, oder besser noch, mit Schnee belegt werden.

§. 51.

Schon der Name Schneehaube gibt die Zeit an, zu welcher die Federwildart, von der im gegenwärtigen Kapitel die Rede gewesen ist, in diesem Garne gefangen werden kann.

Wie bei der Steige wird auch hier angeposcht; doch ist das Sieden der Körner unnöthig.

Haben die Hühner einigemal abgenommen, so werden bei der viereckigen Schneehaube die Eckstäbe, bis an den untern Saum der Seitenwände in die Erde gesteckt, letztere aber, nachdem die Einkehlen perpendikulär gestellt und die daran befindlichen Leinchen vor denselben mit kleinen Häkchen am Boden befestigt sind, ringsum verhakt, d. h. auf der Erde angepflöckt. Endlich treibt man auch den Mittelstab so tief und fest ein, daß der Himmel nicht bauchig herunterhängt und der Wind nicht damit spielen kann.

Die lange Schneehaube wird beim Aufstellen so straff als möglich aus einander gezogen, wodurch sich die Einkehlen, nebst den daran befindlichen Fallthürchen, von selbst fangbar stellen. Dann spannt man jede der an beiden Seiten des vordersten und hintersten Spiegels angeschleiften Leinen scharf an und nagelt sie vermittelst der daran befindlichen Heftel auf dem Boden fest.

Daß bei jeder Schneehaubenart gleich so angeposcht (vorgefuttert) werden muß, wie es die Form derselben, wenn sie gestellt ist, fordert, verdient wohl kaum Erwähnung.

Weder in der eckigen, noch in der langen fängt man ein ganzes Volk auf einmal; sind aber zuerst die Alten, oder ist doch der Hahn mit eingegangen, so werden die übrigen Glieder der Familie bald hernach auch überlistet.

Bestehen die Garne aus Spiegelgemäsch, so beschädigen sich die Hühner selten und um so weniger, da man die Schneehauben gewöhnlich in Gärten und so aufstellt, daß sie aus dem Hause übersehen werden können.

Man eile jedoch so viel als möglich die Gefangenen auszulösen, damit Raubvögel und Katzen, bei dem — zwar vergeblichen — Versuche, ihrer habhaft zu werden, sie nicht ohne Noth beunruhigen *).

§. 52.

Auch in den beim Schnepfenfange **) erwähnten Laufdohnen — vorzüglich in denen an einem Spiegelgeleiter eingebundenen, wenn sie wie Steckgarne gebraucht werden — kann man Rebhühner fangen. Keinem Weidmanne ziemt es jedoch, anders als bei Zugvögeln von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, theils weil die arme Kreatur sich quälen muß, und die Anwendung solcher Fangarten, wobei dies der Fall ist, dann allenfalls nur Entschuldigung zuläßt, wenn es keine andere gibt, theils weil die am Halse gefangene fast jedesmal todt, die hingegen, welche mit einem Stande (Fuße) hängen blieb, tödtlich beschädigt in die Gewalt des Jägers kommt, und also, was doch vorzüglich bei den Rebhühnern ihn interessiren muß, Erhaltung des Muttergeschlechts zum Wiederaussetzen, nicht statt findet.

---

*) Die lange Schneehaube hat den wesentlichen Vorzug vor der viereckigen, daß man sie, ohne Weiteres aufgenommen und mit den darin befindlichen Hühnern, nach Hause tragen kann, hier aber die Gefangenen mit aller Gemächlichkeit herausgenommen werden; dagegen das Ausnehmen aus der viereckigen beschwerlich und Beschädigung der Hühner dabei unvermeidlich ist.

**) Siehe das vorhergehende Kap. §. 15.

Fünftes Kapitel.

Von der Wachtel.

Perdix Coturnix, (*Latham*) *).

§. 1.

Alle zu Anfange des vorhergehenden Kapitels aufgeführte weidmännische Ausdrücke können auch füglich auf die Wachtel angewendet werden; doch pflegt man das Männchen gewöhnlicher Schlagwachtel als Hahn, das Weibchen hingegen Sie oder Chanterelle, nicht Henne, zu nennen.

§. 2.

Beide Geschlechter dieser Federwildart werden sonst auch mit den Namen Schnarrwachtel, Quackel, Erainiz und Perpeliza belegt.

Nach allen neuern Eintheilungsmethoden wird sie zu der Gattung Feldhuhn (Perdix) gezählt, gehört aber in unsern Gegenden nicht zu den Stand-, sondern zu den Zugvögeln.

§. 3.

Sie kommt gewöhnlich zu Anfange des Monats Mai, selten nur bei schönem Frühlingswetter gegen Ende des Aprils bei uns an, und zieht in den letzten Tagen des

*) v. Wildungens Taschenbuch 1802. S. 30. Bechsteins Handbuch d. Jagdw. Th. 1. Bd. II. K. 6. Meyers Taschenbuch Th. I. S. 506.

Septembers, längstens in den ersten des Oktobers wieder weg. Ihre Wanderungen macht sie in der Nacht, und zwar volk- oder familienweise, nicht in starkzähligen Flügen.

Doch brechen im Herbste vorzüglich die meisten in einer Gegend liegenden Völker fast immer zu gleicher Zeit auf. Daher kommt es, daß man in südlicheren Gegenden, an Orten, wo sie vor Anbruche des Tages einfallen, und, um auszuruhen, liegen bleiben, ihrer dann täglich so viele findet.

Die Wachteln gehen fast immer nur mit Nordwestwinde fort, kommen im Frühlinge gemeiniglich mit Südostwinde an und ziehen überhaupt unter dem Winde, nie gegen denselben.

Den Sommer bringen sie in allen europäischen Ländern, die nicht nördlicher als Schweden liegen, am häufigsten aber in den südlichen und mittleren zu, betreiben auch in den angegebenen Gegenden das Fortpflanzungsgeschäft vollkommen, d. h. sie paaren sich, die Weibchen legen Eier, brüten sie aus und ziehen die Jungen groß.

Zur Zeit des Zuges werden sie in Italien sowohl, als in den südlichen russischen Provinzen in gewaltiger Menge angetroffen. Im Herbste gehen sie aus den zuletzt genannten Gegenden in die asiatische Türkei, aus Italien hingegen, wie man behaupten will, nach Afrika *), um in diesen warmen und heißen Ländern den Winter zuzubringen. Dies thun sie zum Theil auch in Sardinien; vielleicht aber nur die, welche im Herbste zuletzt ankommen **).

---

*) Wahrscheinlich das nicht, da der zum anhaltenden Fluge nicht eingerichtete Bau der Wachteln ihnen eine so weite Reise übers Meer ohne Ruheplätze fast unmöglich machen muß.

**) Herr Bechstein (s. d. Naturgesch. Deutschl. B. III S. 561 u. 562 in der Anm.) vermuthet, daß bei diesen, wie bei andern Zugvögeln, die, welche den Sommer hindurch südlicher wohnen, von denen, welche diese Jahrszeit in nördlicheren Gegenden zubringen, während des Herbstzuges immer mehr nach dem Orient hin gedrängt werden, und diese Meinung hat vieles für sich.

§. 4.

Unsere Wachtel ist 7'' lang und 14'' breit. Der 5''' lange, vorn übergebogene Schnabel ist im Sommer dunkelhornbraun, im Winter fast aschgrau. Die länglichen Nasenlöcher liegen in einer aufgetriebenen Haut. Der Augenstern ist olivenbraun, die Augenbraune weiß, das Kopfgefieder schwarzbraun rostfarben gerändert, ausgenommen das, welches sowohl von den Nasenlöchern bis zum Nacken einen gelblichweißen, hinten breiter werdenden, als über den Scheitel weg einen schmalen eben so gefärbten Streif bildet.

Von den rothbraunen Zügeln und Schläfen zieht sich ein eben so gerundeter, schwarzgefleckter Streif gleichfalls nach dem Nacken hin. An jeder Seite des Halses stellt sich ein gelblichweißer Fleck dar. Der Oberhals und Oberrücken ist schwarzbraun, rostfarben gefleckt, einzeln und fein weiß gestrichelt; am übrigen Oberleibe aber haben die schwarzbraunen Federn dunkel rostfarbene Ränder und etwas heller gefärbte Querlinien. An beiden Seiten des Rückens, bis zum Steiße herab, hat das Gefieder gleiche Hauptfarbe mit dem eben beschriebenen Theile; nur an den Fahnen erscheinen längliche, schön rostgelbe Striche, durch welche zusammenhängende Längsstreifen gebildet werden. Die eigentlichen Steißfedern haben ganz gleiche Zeichnung mit dem Oberleibe und bedecken den 1½'' langen Schwanz bis zur Spitze. Letzter besteht aus vierzehn niederwärts gebogenen, dunkelbraunen Federn, welche am Fahnenrande einen rostfarbigen Mondfleck haben. Die obern Deckfedern der Flügel erscheinen röthlichgrau; die größern derselben sind, der Breite nach, blaßrostfarben, schmal gestreift und mit eben so gefärbten einzelnen Querstrichen die Schäfte belegt. Schwarzgrau ist die hervorstechende Farbe der Schwungfedern (ausgenommen die der drei letzten, welche gleiche Zeichnung mit dem Rücken haben); doch werden an der äußern Fahne der vordern, wie an beiden Fahnen der folgenden viele schmale, rostfarbene Querstreifen, auch hin und wieder weiße Flecken sichtbar.

In der Mitte der Kehle dehnt sich vom Kinn an ein

schwarzbrauner Fleck bis dahin aus, wo zwei kastanienbraune Bänder — deren eines an beiden Seiten der Schnabelwurzel, das andere an den Gehöröffnungen anfängt — unter denselben sich vereinigen. Den Raum, welcher von jenem Fleck und diesen Bändern nicht gefüllt ist, bedeckt von der ersten Mauser *) bis zur zweiten schön rostfarbenes, in der Folge aber immer schmutzigweißes Gefieder.

Der Unterhals und die Brust sind fast wie die Körner von braunem Weizen gefärbt, jede einzelne Feder aber hat einen weißen Längsstrich. Der Bauch ist schmutzigweiß. Die Schenkel sind mit röthlichgrauem Gefieder bedeckt; die 1'' hohen Schienbeine und die Zehen mit hellfleischfarbener geschuppter Haut überzogen, letztere mit hornbraunen Nägeln bewaffnet. Der After und die langen untern Deckfedern des Schwanzes spielen aus Rostfarben in Weiß.

Auf den bis zum Schwanze herab kastanienbraun gegrundeten Seiten laufen zwei breite, weiße Streifen herab, die von etwas schmaleren, schwarzen begrenzt sind.

Dies ist das Bild der Schlagwachtel (des Männchens).

Von jener zeichnet sich das Weibchen durch einen überhaupt etwas kleineren Körper, durch einen heller gefärbten, oft weißlichen Schnabel, durch dunklere Rückenzeichnung und dunklere Streife an den Seiten desselben, durch eine überall weißliche Kehle und Brust — welche letztere schwarz getüpfelt ist — sehr merklich aus.

Sehr schwer ists, wenn nicht gar unmöglich, im ersten Jahre die jungen Männchen von den Weibchen zu unterscheiden; denn nicht früher als im zweiten bekommen erstere an der Kehle nur einen dunkelbraunen oder

*) Im ersten Jahre ihres Lebens mausert sich die Wachtel bei uns gar nicht, sondern erst dann, wenn sie an ihrem Winteraufenthaltsorte angekommen ist; im zweiten — wie in der Folge immer — und im Freien während des Monats Junius, eingeschränkt aber nicht stets zu gleicher Zeit und oft nicht ganz auf einmal.

schwärzlichen, rostfarben durchwässerten Fleck; doch bleibt die Brust noch immer weißlich auf dem Grunde und schwärzlich getüpfelt. Erst im dritten Jahre wird die oben gelieferte Beschreibung beider Geschlechter überall treffend.

Bechstein gibt folgende Spielarten an:

a) Die polnische oder große Wachtel. Sie ist etwas stärker als die gemeine, sonst dieser ganz ähnlich, kann aber dem Lande, nach dem sie oft benennet wird, deshalb nicht ausschließlich eigen seyn, da Herr Bechstein selbst eine solche von den bei uns gewöhnlichen gezogen hat.

b) Die weiße. Sie ist selten und entweder überall reinweiß, oder gelblich weiß.

c) Die gescheckte, an welcher entweder ganze einzelne Theile oder große Flecken weiß gefärbt sind.

d) Die aschgraue. Ueberall — ausgenommen an der schmutzigweißen Brust — auf dem Grunde hellaschgrau gefärbt, hat sie doch hin und wieder dunkelbraune Abzeichnung.

e) Die schwarze. Ihre Hauptfarbe — den weißgraulichen Unterleib abgerechnet — ist rußschwarz; doch schimmert auch bei ihr an mehreren Theilen dunklere schwarze Abzeichnung durch *).

Der ganze Körperbau der Wachtel, vorzüglich aber die Kürze ihrer Flügel, welche, zusammengelegt, nur bis zur Schwanzwurzel reichen, macht, daß sie sich weder leicht, noch schnell und daher weder gern noch weit in

---

*) d und e sind eigentlich wohl keine Varietäten, da von der aschgrauen Herr Bechstein selbst vermuthet, daß sie in der räucherigen, rußigen Stube des Vogelsängers erst so geworden sei, die schwarze aber nimmt diese Farbe bei häufigem Hanffutter, im Bauer eingeschränkt — wie die schwarze Feldlerche — nicht selten an. Eben so wenig kann man die unter den Vogelsängern bekannte Sandwachtel (auch Rothhahn genannt) und Rohrwachtel zu den Spielarten rechnen; denn die erste ist ein zweijähriges Männchen, wie es oben im Texte beschrieben wurde, die zweite ein sehr altes, welches, wie zuweilen zu geschehen pflegt, an der Kehle und am ganzen Kopfe schwärzliches oder schwarzbraunes Gefieder bekam.

einem Striche im Fluge bewegt. Am wenigsten ist dies der Fall im Herbste, wo sie durch den überall sich darbietenden Ueberfluß an Nahrungsmitteln ungemein fett zu werden pflegt. Zu jeder Jahreszeit, besonders während der eben gedachten, liegt sie sehr fest; streicht, wenn sie ja aufstehen muß, flach über dem Boden in gerader Richtung hin, und fällt, sobald sie einen Ort findet, wo sie sich hinlänglich verborgen glaubt, wieder ein. Da und überhaupt immer, wenn sie Gefahr ahndet, läuft sie bei trocknem Wetter, so weit es, ohne aufs Freie zu kommen, geschehen kann, sehr schnell fort, drückt sich dann aber so fest, daß sie oft beinahe erst unter den Füßen des Jägers aufsteht. Im Laufe hält sie den Hals aufgerichtet und nickt, wenn sie ruhig ist, sehr oft fast bei jedem Schritte mit dem Köpfchen.

Unter den Sinnen zeichnet sich der des Gehörs vorzüglich aus; denn dieser ist so fein organisirt, daß der Hahn den Ruf der Henne, diese aber den Schlag des Hahnes nicht nur in großer Ferne vernimmt, sondern auch den Ort, wo eins oder das andere herkommt — sei es natürlich oder vom Vogelsteller genau nachgeahmt — so bestimmt gewahret, daß sie im letzten Falle beide, ohne sich zu irren, bis dicht zur Lockstätte im Fluge oder Laufe hineilen.

Dieser niedliche Vogel hat von Natur ein munteres Temperament, ist aber, weil er weiß, mit welcher Lüsternheit alle Raubthiere und Raubvögel ihm nachstellen, und wie sehr er an List den ersteren, an Schnelligkeit den letzteren nachsteht, so furchtsam, daß er, irgend überrascht, gar keinen Versuch zur Flucht macht, sondern den Kopf in der ersten besten Vertiefung, meist zwischen zwei Erdklößen, verbirgt, und in stiller Ergebung sein Schicksal erwartet. Gewöhnlich schreibt man ihm dieserhalb, aber mit Unrecht, einen hohen Grad von Dummheit zu. Mir scheint vielmehr dies Benehmen mehr auf kluges Benutzen der öfter gemachten Erfahrung hinzudeuten, daß er bei der Aehnlichkeit seiner Farben mit der des Erdreichs, auf die

erwähnte Art versteckt, die Werkzeuge des Gesichts seiner Feinde wenig und fast immer nur, wegen der ihm eigenen starken Witterung, die des Geruchs der Raubthiere zu fürchten hat.

Duldsamkeit, Verträglichkeit, Gattentreue und Liebe zu den Jungen sind schöne Züge, durch welche sich die Weibchen in Rücksicht der Gemüthsart vor den Männchen vortheilhaft auszeichnen. Denn letztere sind nicht allein aus Eifersucht und Futterneid stets streit- und kampfsüchtig, sondern auch durchaus schlechte Gatten und Väter.

Schon bei den Griechen und Römern gehörten die Wachtelkämpfe zu den öffentlichen Vergnügungen und gaben — wie die Hahnenkämpfe in England — zu großen Wetten Anlaß. Noch heutiges Tages ist dies der Fall bei den Italienern und selbst bei den Chinesen.

Um diesen, allerdings läppischen Spaß zu haben, wird an jedem Ende einer langen Tafel, auf deren Mitte man Hirsekörner umher streuet, eine Schlagwachtel hingesetzt. Beide eilen dem vorgeworfenen Leckerbissen zu, gerathen aber, sobald sie einander erblicken, aus Mißgunst so in Wuth, daß sie zusammenfahren, und, auf den Zehenspitzen stehend, so lange auf einander loshacken, bis entweder der schwächere Theil weicht, oder bis, bei unentschiedenem Siege, beide mit Gewalt aus einander gebracht werden.

So leicht es übrigens ist, die Wachtel eingeschränkt zu erhalten, so bringt man es doch, selbst bei von Jugend an von und unter Menschen erzogenen selten — und wenn sie im Bauer eingesperrt wird, nie — dahin, daß sie ihre natürliche Schüchternheit ganz ablegt. Nur wenn sie frei im Zimmer umher laufen kann, wird sie bis auf einen gewissen Grad zahm, aber nie habe ich gesehen, daß sie sich willig mit Händen greifen ließe.

Beide Geschlechter, das männliche und das weib-

liche geben unter gewissen Umständen einen gleichen, unter andern einen ganz verschiedenen Laut aus *).

Gegenseitige Zuneigung und Zärtlichkeit scheint durch den Laut, welcher nach Bechstein wie Gilla! klingen soll, Wohlbehagen durch ein gewisses katzenartiges, leises Schnurren — das man jedoch nur im Zimmer bemerkt — angezeigt zu werden. Diese Töne, und die ungefähr wie Gwärrä, Gwärrä! schnarrend klingenden, welche letztere sowohl dem Schlage des Hahnes, als dem Rufe der Henne fast immer vorangehen, sind es, welche dieser und jenem gemein sind.

Das Männchen läßt nicht nur in der Paarzeit, sondern auch den ganzen Sommer hindurch — aber, wie man vorgibt, blos dann, wenn das Weibchen von ihm entfernt ist, — gleich nach dem eben angegebenen Vorspiele, seinen Schlag fünf- bis zwölfmal hinter einander hören. Er ertönt wie: Pick-werwick. Spaßweise drückt ihn der Landmann durch: Bück' den Rück' aus und gibt ihn für eine Anfeuerung fauler Gesellen zur Arbeit aus. Ein alter Schulmann suchte seinen Schülern bei der Versinnlichung des Wachtelschlages durch die für sie wichtigen Worte: dic, cur hic? nützlich zu werden.

Des Weibchens Ruf vernimmt der Hahn durch die einzelnen, leise betonten Sylben: Pü, Pü! —

Ueber die Lebensdauer dieser Federwildart im Freien läßt sich natürlich nichts Gewisses bestimmen; doch kann man annehmen, daß sie uneingeschränkt ein höheres Alter erreiche, als im Bauer, wo sich die Schlagwachtel nicht selten sechs bis acht Jahre hält, in so fern sie nicht gar zu fettes Futter bekommt; denn geschieht dies, so wird

*) Jenseits des Baikal-Sees sind, wie Reisende versichern, die Wachteln dem Aeußern nach den unsrigen völlig gleich, aber immer stumm, wie in Island die Hunde. In Nordamerika sollen sie größer als bei uns seyn, (auch stummer?); von dorther gebrachte, bei Kassel in der sogenannten Aue ausgesetzte, sich aber nicht vermehrt haben.

der ohnehin bei ihr so heftige Begattungstrieb so sehr geweckt, daß das unaufhörliche Schlagen, wodurch sie denselben äußert, sie entkräftet, endlich gar tödtet. Daß im freien Zustande unmäßige Befriedigung eben so, wie langes Entbehren desselben, ihr Lebensziel verkürze, oder doch die Krankheit der Fallsucht *) hervorbringe, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, da selbiger die enge eingesperrten oft unterworfen sind.

§. 5.

Man ist bis jetzt durchaus der Meinung, daß diese Federwildart in Monogamie lebe, d. h. daß sich das Männchen nur mit einem Weibchen paare.

Aus Erfahrung kann der Verfasser nicht widersprechen, aber auch nicht läugnen, daß er noch bis jetzt, wegen der übertriebenen Geilheit der Hähne **) und der Bemerkung zu Folge, daß die Schlagwachtel, sobald die Henne zu legen anfängt, sich von ihr trennt, sich auch späterhin um die Jungen im geringsten nicht bekümmert, über diesen Punkt um so mehr zweifelhaft ist, da eine gleiche Behauptung bei einigen hühnerartigen Vögeln noch nicht völlig erwiesen ist, und da andere unbezweifelt in Polygamie leben. Wenigstens schränkt sich die männliche Wachtel wohl aus keinem andern Grunde auf die Begattung mit einem einzigen Weibchen ein, als weil bei der großen Ueberzahl der Hähne gegen die Hennen letztere alle sehr bald ihren Liebhaber haben, und erstere daher froh seyn müssen, wenn sie nur einen Gegenstand fin-

*) Bechstein empfiehlt als Heilmittel das Eintauchen in kaltes Wasser während des Paroxysmus

**) In der Gefangenschaft geräth der Hahn in eine Art von verliebter Raserei, und behandelt das ihm zugesellte Weibchen, wenn sie aus Uebersättigung oder aus Mangel an Kraft seinen unaufhörlichen Ansprüchen auf Genuß nicht jedesmal gleich nachgiebt, mit barbarischer Grausamkeit, indem er ihr oft alle Federn auf dem Rücken ausreißt, und bei öftern Versuchen, sich seiner Zudringlichkeit zu entziehen, so heftig auf sie loskratzt, daß die erhaltenen Verwundungen ihr nicht selten das Leben kosten. Die kahlen Flecke, welche man bei eben gefangenen Wachtelweibchen oft, nicht immer, bemerkt, mögen Folgen ähnlicher Mißhandlungen seyn.

den, mit dem sie in engere Verhältnisse treten und so ihre unersättliche Begierde nur einigermaßen stillen können.

Die der Begattung vorangehenden häufigen Kämpfe unter den männlichen Nebenbuhlern mögen wohl größtentheils Anlaß zu der Verspätung des Legegeschäfts geben. Denn oft erst in der Mitte des Junius, oder in den ersten Tagen des Julius legt das Weibchen in einem Neste, welches blos aus einer, gewöhnlich auf Weizenäckern ausgescharrten, flachen, mit Grashalmen umlegten Vertiefung besteht, acht bis vierzehn verhältnißmäßig große, stumpf zusammengedrückte, grünlich weiße (selten strohgelbe), mit ungleich großen olivenbraunen, glänzenden Flecken besprengte Eier *), die es in drei Wochen — jedoch selten alle — ausbringt.

Die nur wenige Tage mit wolligem Flaum überall bedeckten Jungen laufen, kaum dem Ei entschlüpft, der Mutter nach, lernen von ihr schickliche Aesung suchen, werden, wie andere hühnerartige Vögel von ihr gehäubert, fangen in einem Alter von acht bis zehn Tagen schon zu flattern an und werden so schnell flugbar, daß sie, obgleich der Herbstzug bei den am spätesten ausgekommenen schon nach zwei Monaten beginnt, die weite Reise in Gegenden, die sich im Winter eines milderen Klima zu erfreuen haben, mitmachen können. Hierzu trägt jedoch die weise Natureinrichtung, daß sie im ersten Jahre sich bei uns nicht mausern (nach Anmerkung 1. §. 4.) das Meiste bei.

§. 6.

Unsere Wachteln halten sich meist in Getreidefeldern und vorzüglich auf Weizenäckern, selten auf Wiesen, nie in der Nässe und im Holze auf. Zwar fallen sie, wenn sie auf dem Zuge ihren Weg über große zusammenhängende

*) Alte eingefangene Hennen legen im Zimmer, auch ohne vorhergegangene Begattung, zuweilen Eier, bebrüten sie auch eifrig, aber natürlich ohne Erfolg.

Waldungen nehmen müssen, um auszuruhen, da ein, gehen aber in der folgenden Nacht gleich weiter. Ihre Aesung kommt in Allem mit der überein, welche nach §. 5. des vorhergehenden Kapitels die Rebhühner im Sommer annehmen; doch lieben sie auch mehrere Arten von Würmern und Insekten, ingleichen Hanf, Mohn und Oelsaatkörner.

§. 7.

Daß sie sich im Zimmer herumlaufend sowohl, als im Bauer leicht erhalten lassen, ist bekannt, auch schon §. 4. gesagt worden. Hier für Liebhaber, nur einiges über schickliche Behandlung und Fütterung in beiden Fällen. Im ersten ist ihre Lebensdauer allerdings länger, wenn ihnen die Flügel verschnitten werden, damit sie sich beim Auffliegen den Kopf nicht einstoßen; aber theils verunreinigen sie das Zimmer auf eine fast unleidliche Art, theils schlägt der Hahn nur in der Dämmerung und zur Nachtzeit. Besser ists daher, sie in hölzernen Bauern zu bewahren, die, bis auf die nöthigen Oeffnungen zum Luftzuge — an denen unten am Boden zugleich das Saufgeschirr befestigt wird — überall mit Wachstuch beschlagen sind, auch an der Decke keine Spriegel haben, weil sie in diesem dunkeln Behältnisse zu allen Tageszeiten schlagen, niemand belästigen und sich nicht schaden. Das Futter müssen sie in einem kleinen Troge erhalten, welcher einer der schmälern Seiten des Bauers eingepaßt werden kann.

Sie werden am besten mit Weizenkörnern, Gerstenschrot in Milch geweicht, Semmel und Brod erhalten. Etwas Hanf reiche man nur von Zeit zu Zeit. Immer frischer, etwas angefeuchteter Sand zum Baden darf ihnen weder im Zimmer, noch im Bauer fehlen.

§. 8.

Das Wildbret dieser Vögel ist so zart und leicht verdaulich, daß fast jedem Kranken der Genuß desselben erlaubt wird. Im September ist es fast überall mit Fett

stark belegt und gilt bei Vielen für eins der feinsten Gerichte.

Als Stubenvögel werden vorzüglich Hähne, die häufig schlagen und ihr Peckwerweck! recht oft hinter einander, ohne abzusetzen, wiederholen, geschätzt.

So viel von der Benutzung und dem Vergnügen, welches diese Vögel Manchem gewähren. Vom Schaden, den sie durch Aesung oder sonst anrichten möchten, kann schon seiner Unbedeutenheit wegen nicht die Rede seyn, und um so weniger, da er durch das Aufreiben manches schädlichen Wurmes und Insektes vollkommen ersetzt wird.

§. 9.

In Gegenden, wo diese Federwildart nicht häufig angetroffen wird, kann die Mühe, allein nach ihr zu jagen, nicht belohnt werden. Wer indessen auf das Wildbret derselben einigen Werth setzt, dem wird es bei der Suche mit dem Hühnerhunde nach Hasen und Rebhühnern an Gelegenheit nicht fehlen, von Zeit zu Zeit einige Wachteln zu erlegen.

Da selbige sehr fest liegen und da ihre Witterung der der Rebhühner ganz gleich ist *), wenn diese von jener nicht gar an Stärke übertroffen wird; so geben sie dem Jäger Gelegenheit, den jungen Hühnerhund bei der Feldarbeit im Vorstehen desto leichter fest zu machen.

§. 10.

Der Wachtelfang wird bei uns überhaupt wenig und größtentheils nur deshalb betrieben, um für Personen, die Schlagwachteln im Zimmer oder im Bauer zu haben wünschen, solche zu verschaffen.

Ich würde daher diesen Gegenstand sehr kurz behan-

*) Dies scheint daraus sich zu ergeben, daß der Hühnerhund, wenn er beim Stehen vor den verschiedenen Wildarten auch verschiedene Positionen macht, doch vor den Wachteln die nehmliche wie vor Rebhühnern annimmt.

deln, wenn mich nicht die Hoffnung, daß gegenwärtiges Werk auch in solchen Gegenden, wo diese Federwildart im Sommer sich häufig aufhält, Leser finden und unter diesen besonders jungen Jägern nützlich werden könnte, zu möglichster Ausführlichkeit bestimmte.

Aus diesem Grunde sollen fünf verschiedene Fangarten beschrieben werden. Nehmlich

I. Der Fang mit dem Tiras.

Dieser wird auf eben die Art, eben so groß — auch allenfalls etwas kleiner — aber mit engrem Gemäsch gestrickt und sonst eben so verfertigt, wie der, dessen man sich beim Rebhühnerfange bedient (s. §. 34. des vorigen Kapitels Lit. E.)

Man kann mit ihm sowohl im Frühlinge, so lange das Getreide noch nicht im Schossen ist, als späterhin auf den Sommergetreideschwaden, oder in andern Sömmerungsfeldern, auch auf der Stoppel fangen, und zwar

a) unter Anwendung des Hühnerhundes zum Aufsuchen der Wachteln. Sobald er vorsteht, verfährt man eben so, wie §. 48. des vorigen Kapitels gelehrt worden ist. Diese Fangart findet zu allen vorher gedachten Zeiten und an allen angegebenen Orten statt.

b) Vermittelst der Lockpfeife.

Um unnütze Weitläuftigkeit zu vermeiden, gebe ich die Verfertigung derselben nicht an, da sie bei den Nürnberger Wildrufdrehern um sehr geringen Preis zu haben sind. Auch hat man bei diesem Ankauf noch den Vortheil, unter vielen auslesen zu können, da hingegen von den selbst zubereiteten manche mißrathen und die meisten unscheinbar aussehen.

Es gibt ihrer zweierlei Arten, beide muß der Wachtelfänger haben:

α) Den Ruf, welcher, wenn man ihn zu Folge eines leicht zu übenden Handgriffs, zweimal wie einen Puderpüster zusammenstößt, den Laut des Weibchens nachahmt; und

β) den Wecker oder Aufwecker, der eben so wie

jener gemacht, aber noch einmal so groß ist und, dreimal zusammengestoßen, den Schlag des Hahnes anspricht.

Kann man mit einer oder der andern dieser Lockpfeifen, indem sie oft zu hoch oder zu tief gestimmt sind, die natürlichen Töne nicht gleich hervorbringen; so darf man im erstern Falle das Loch, welches vermittelst einer feinen Nadel durch das Wachs, womit die untere Pfeifenöffnung verklebt ist, gestochen wird, nur ein wenig erweitern, im andern hingegen das Loch mit dem Finger erst ganz zudrücken und ein neues mit einer dünneren Nadel einbohren.

Der Fang mit der Lockpfeife findet meist nur im Frühlinge, ehe das Getreide schosset, späterhin aber nur so lange statt, als noch Sömmerung auf dem Stiele steht; auch müssen die Felder nicht zu breit verrainet seyn, damit einzelne Stücke der Breite nach — größtentheils wenigstens — mit dem Tiras überdeckt werden.

Bei einigen andern Fangarten muß das Wetter hell und trocken seyn, weil außerdem die Wachteln nicht laufen, bei dieser aber kann man sich auch an Tagen, wo die Frucht vom Thau oder Regen durchnässet ist, einen glücklichen Erfolg versprechen. Denn, obgleich dann die Schlagwachtel, dem Rufe zu Folge, nicht laufend sich nähert, sondern aufsteht und heranfliegt; so fällt sie doch in der Nähe des Ortes, wo man lockt, wieder ein, und bleibt gewöhnlich fest liegen. Da es überhaupt weit mehr Wachtelhähne als Hennen gibt; so können erstere, da sie zur Erziehung der Jungen nichts beitragen, zu allen Zeiten ohne Schaden weggenommen werden.

Bei dem Fange mit dem Tiras und der Lockpfeife ist auf folgende Weise zu verfahren:

Abends, wenn die Sonne untergehen will, oder früh vor Tagesanbruch geht man, mit beiden Lockinstrumenten versehen, und von zwei Gehülfen, welche den Tiras führen, begleitet, aus, um die Schlagwachteln zu verhören. Sollten sie nicht laut werden, so ergreift man den Wecker und lockt, von Zeit zu Zeit einigemal das

mit. Bald werden sie antworten. Dem zu Folge begibt man sich nun im Unterwinde, auf die Rainung eines benachbarten Ackerstücks — etwa 50 bis 70 Schritte von dem Orte entfernt, wo eine Wachtel schlug — und ahmt, nachdem man sich selbst, in einiger Entfernung aber auch die Gehülfen, welche den Tiras quer über das Stück an beiden Leinen ausgebreitet halten, gut, doch so verborgen hat, daß alle drei alles übersehen können, den Laut des Weibchens nach. Der, welcher die Lockpfeifen führt, erwartet nun den erneuerten Schlag des zu fangenden Hahnes, gibt dann zwei bis drei leise Stöße auf dem Rufe, wiederholt dies auch, so oft als Antwort erfolgt; doch nur zwei- oder einmal, wenn die Wachtel näher kommt.

Hört sie zu schlagen auf, so darf man nicht öfter als ein-, höchstens zweimal nachrufen, überhaupt aber nie zu häufig locken. Auch muß man in gleicher Mensur immer gleiche Töne hervorzubringen sich bemühen, sonst ahndet sie bei der Annäherung die beabsichtigte Ueberlistung, entfernt sich in der Stille und wird das ganze Jahr überhaupt schwer, vermittelst der Lockpfeife aber gewiß nicht gefangen.

Wenn hingegen der Lockende und die Gehülfen bei trocknem Wetter am Schlage deutlich wahrnehmen, daß und wo sie in das zum Fange bestimmte Stück gelaufen ist; oder wenn sie bei feuchtem Boden die aufgestandene in demselben einfallen sehen: so schweigt erster mit dem Rufe, damit sie ruhig und horchend liegen bleibe, leztere aber gehen, den Tiras hoch tragend, zu beiden Seiten des Stücks langsam vorwärts, bis etwa 30 Schritte von dem Orte, wo sie liegen soll; lassen dann das Hintertheil des Garnes fallen und überziehen damit das Getreide, bis sie auffliegt und sich in demselben verhädert. Daß sie, wenn sie lebend erhalten werden soll, schnell, aber vorsichtig ausgelös't werden muß, versteht sich.

Bequemer, weil ein einzelner Mann ihn unternehmen kann, und ergiebiger, aber nur bei trocknem Wetter ausführbar ist:

II. der Fang in Steckgarnen.

Sie werden wie die §. 34. Lit. D. des vorigen Kapitels beschriebenen verfertigt; das Gemäsch der Spiegelgarne muß aber von einem Knoten zum andern nicht mehr als 2¼'' halten, und das des Ingarnes noch um ein reichliches Drittheil enger seyn. Die Spiegelgarne müssen 1' hoch und 18' lang seyn; das Ingarn soll des Busens halber 1½' Höhe haben und 27' lang stellen. Die Spieße werden wie an dem Hühnersteckgarne eingebunden.

Döbel schlägt vor, man solle die eine Hälfte jedes Garnes grün, die andere erdgrau färben, weil durch diese Verschiedenheit der Farben der Vogel irre gemacht würde. Mir scheint jedoch die Methode anderer Jäger, welche im grünen Getreide und Grase ganz grüner Netze, im reiferen, gelben hingegen erbsfarbener sich bedienen, besser zu seyn. Allerdings hat aber nicht Jeder Zeit, zweierlei Garne zu stricken, und Einkünfte genug, den doppelten Aufwand zu bestreiten.

Zu allen Zeiten und an allen Orten können, in so fern die Witterung so beschaffen ist, daß sie willig laufen, Wachteln in Steckgarnen gefangen werden, und zwar entweder vermittelst des Rufes, des Kontrarufes, und des Weckers; vermittelst eines Lockweibchens (Chanterelle, oder durch Eintreiben.

a) Fang in Steckgarnen vermittelst des Rufes, Kontrarufes *) und des Weckers.

*) Der Kontraruf wird so verfertigt: Man schneidet den obern und untern Knoten von einem starken Reiher- oder Gänseflügelknochen ab, feilt etwa 1½'' von oben herab ein halbrundes Schallloch ein, macht einen Pfeifenkern von Wachs und klebt damit die über dem Schallloche befindliche Hohlung des Knochens, bis auf die zum Eindringen des Windes nöthige Oeffnung zu. Auch das untere Ende des Knochens wird mit Wachs verstopft und durch letzteres ein kleines Stimmloch mit einer Nadel gestochen. Dann läßt man sich eine 7 bis 8' lange hölzerne Röhre — wie ein Blaserohr — ausbohren, doch so, daß die Oeffnung am untern Theile derselben gerade nur so weit ist, um die Pfeife genau hineinpassen und ringsum die Ritze mit Wachs verkleiden zu können. Am obern Ende der Röhre muß hingegen das gebohrte Loch 4'' tief und so weit seyn, daß man einen Finger hineinstecken kann, dann aber

Ihm muß, wie bei I. das Verhören und erforderlichen Falls das Wecken vorangehen. Dann schleicht man sich außer dem Winde bis auf ungefähr funfzig Schritte an den schlagenden Wachtelhahn hinan, stellt da einige Steckgarne winkelig und so im Grase oder Getreide auf, daß der untere Saum überall genau an der Erde aufliegt, damit der Vogel nicht darunter wegkriechen kann, zieht auch an beiden Seiten die letzten Garne etwas vor.

Hierauf legt man sich etwa zwölf bis funfzehn Schritte hinter den Garnen platt nieder, und wendet eben so und mit gleicher Vorsicht, wie bei I. gesagt wurde, den Ruf an.

Gemeiniglich wird die ihm entgegenlaufende Wachtel gleich in den Garnen sich fangen, zuweilen aber auch wohl an denselben fort- und um die Flügel herumgehen, oder unter dem Netze wegkriechen. Bemerkt man das am Schlage, so verhalte man sich ein Weilchen ruhig, schleiche sich dann unbemerkt auf die Seite, von welcher der Vogel herkam und locke oder antworte da, gut verborgen, wieder mit dem Rufe. Augenblicklich wird auch er umkehren und in die Garne gerathen.

Hätte man es mit einem durch falsches Gelock vorher schon verpönten Hahne zu thun, der nur ein Stück heran käme, dann aber auswiche; so nehme man den Kontraruf zur Hand, schleiche sich hinter die Wachtel und bei

---

sich etwas verengen und von da an, bei gleicher Weite fortgehen, bis gegen dem Ausgange.

Wenn nun der erste Bestandtheil dieses Instrumentes, eine unten in einer 4'' langen hohl ausgebohrten so starken Röhre, daß sie in das obere Loch des langen Rohrs genau paßt, ausgehende hölzerne Hülse, welche übrigens die Form einer halben Granate hat, weit ausgehöhlt und oben mit einem Rande versehen ist, mit gesottenem Pferdehaar dicht vollgestopft worden; überziehe man die obere Öffnung mit dünnem geschmeidigem Leder, und unterbinde es unter dem Rande derselben so fest, daß kein Wind da herausgehen kann. Endlich wird das Zapfenröhrchen der Hülse oben in das lange Rohr hineingeschoben, und auch hier jede Ritze mit Wachs verklebt. — Tupft man nun zweimal mit dem Finger auf das Hülsendeckleder, so entsteht dadurch der Ruf der Chanterelle.

antworte ihren Schlag mit dem Instrumente, suche sie auch durch Vorhalten des langen Rohres auf den Seiten am ferneren Ausweichen zu verhindern. Vernimmt sie nun hinter und neben sich, bald hier, bald dort, das Gelock; so wird sie, in der Meinung, durch Vorwärtslaufen der Nachstellung zu entkommen, in den Garnen sich verirren und fangen.

Mit noch weniger Umständen ist

b) der Fang in Steckgarnen vermittelst des Lockweibchens verbunden.

Um ihn zu bewerkstelligen, setzt man ein solches in einen mit grüner, nicht glänzender Leinwand überzogenen Bauer, steckt in einer Gegend, wo vorher Wachteln verhört worden sind, ein hölzernes Gabelstäbchen ins Getreide, hängt daran den Bauer und umsteckt um denselben herum ein nicht großes Quadrat oder Rundtheil winkelig mit Steckgarnen.

Fangen nun besonders gegen Abend die Männchen zu schlagen an und ruft hierauf das Lockweibchen, so laufen jene auf diesen reizenden Laut zu und in die Garne. Wären sie aber bei feuchtem Wetter in die kleine Stallung geflogen, hätten sie sich da nach dem Einfall betrogen gesehen; so werden sie sich laufend entfernen wollen und in den Netzen hängen bleiben.

Bei diesem Verfahren werden oft mehrere auf einmal gefangen.

Endlich

c) beim Fange in Steckgarnen durch Eintreiben muß folgendermaßen verfahren werden:

Man durchstellt gegen das Ende der Ernte, am Tage und bei trockner Witterung, ein noch einzeln stehendes Getreidestück, sowohl in der Mitte als am Ende, winkelig mit Steckgarnen. Dann ergreifen zwei Personen die Enden einer Leine, welche quer über das abzutreibende Stück Feld wegreicht, und an der mehrere an kurzen Bindfädchen herabhangende Schellen, gleichweit von einander entfernt, befestigt sind. Mit dieser begeben sie sich an das Ende des Getreidestücks, wo keine

Garne stehen, überziehen es mit der Treibeleine, und gehen langsam auf die in der Mitte durchgestellten Stecknetze zu.

Hier löst man die durch das Schellengeklimper rege gemachten und in die Garne gelaufenen Gefangenen aus, setzt dann das Treiben bis zum zweiten Durchstellen fort, und nimmt auch da aus, was man findet.

Daß in Gegenden, wo es viele Wachteln gibt, diese Fangart ergiebiger als alle vorhergegangene seyn müsse, ist einleuchtend.

III. Im September und zu Anfange des Oktobers kann auch zum Wachtelfange Treibezeug angewendet werden, dessen Hame, Himmel und Geleiter ganz so, wie bei dem §. 34. Lit. O. des vorigen Kapitels beschriebenen, verfertigt werden; nur muß an dem Hamen eine Einkehle, welche ein zweites Geleiter bildet, befindlich, auch das Gemäsch enger seyn.

Sehr vortheilhaft ists, zwei solcher Treibezeuge in Vorrath zu haben, und auf den glücklichsten Erfolg kann bei dem Gebrauche derselben gerechnet werden, wenn man in den Sommerfeldern einige nicht sehr breite Ackerstücken so spät mit Sommerweizen, Gerste oder Hafer besäen läßt, daß sie noch auf dem Stiele stehen, wenn das übrige Getreide abgeerntet ist, und wenn die Wachteln schon auf dem Herbstzuge begriffen sind.

Uebrigens braucht man zu dieser Fangart, außer dem Rufe und Wecker, noch Schlagwachteln und Lockweibchen, welche im Frühlinge unter dem Tiras eingefangen und zum Gelock angewendet werden. Jeden Lockvogel setzt man in einen besondern Bauer, welcher wie der in gegenwärtigem Paragraph unter II. b. beschriebene beschaffen seyn muß, und erhält ihn bis etwa vier Wochen vorher, ehe der Herbstzug beginnt, bei ordentlichem, aber nicht zu gutem Futter, immer im Dunkeln. Erst dann hängt man ihn an die freie Luft, und gibt ihm, um ihn hitzig zu machen, abwechselnd in Milch geweichte Semmel — doch muß die Feuchtigkeit rein ausgedrückt, auch dafür gesorgt werden, daß dies Nahrungsmittel nicht

sauer sei — hart gesottene kleingehackte Eier, gute Weizen- und Hanfkörner, zuweilen auch, aber selten, Ameiseneier zu fressen.

Ehe diese Vögel zum Gelock gebraucht werden sollen, darf man es nicht versäumen, sie täglich gegen Abend mit Ruf und Wecker zum Schlagen und Rufen aufzumuntern.

Zur Zeit des Herbstzuges schneidet man in dem zum Fange bestimmten, allein noch mit Getreide besetzten Ackerstücke schmale Stege nach dem Ende desselben hin, wo in der Folge das Treibezeug gelegt werden soll, aus, hängt in der Abenddämmerung in und neben demselben an dazu aufgerichteten hölzernen Gabeln, die 4 bis 5′ über der Erde stehen, die Bauer mit den Lockvögeln auf, und muntert diese vermittelst der oft erwähnten Pfeifen zum Schlage und Rufe auf. Bald werden sie sich unter einander antworten, und damit desto eifriger während der Nacht fortfahren, je besser man sie vorher und jetzt mit Futter versorgte. Hierdurch gereizt, fallen die auf dem Zuge befindlichen Wachteln wenigstens in der Nachbarschaft ein, und retiriren sich gegen Morgen in das Getreide.

Frühe mit Anbruch des Tages legt man dann in aller Stille das Treibezeug, und zwar die Hamen am Ende des Ackerstücks so, daß die möglichst schräg vorwärts gestellten Einkehlengeleiter beider Garne in der Mitte des Ackers zusammentreffen, die beiden äußern aber bis an die Ränder des Ackers sich hinziehen. Späterhin — wenn es nicht zu naß ist, etwa Morgens um acht Uhr — wird von der entgegengesetzten Seite her das Eintreiben mit der Leine *), wie solches unter II. c. vorgeschrieben ist, vorgenommen. Auf den Steigen eilen dann die durch

*) Statt der Leine kann der einzelne Mann, welcher diese Fangart ausüben will, trocknen Sand in ein Tuch nehmen, und ihn, während er langsam im Getreide hinaufgeht, gleichsam säend, verstreuen. Das hierdurch entstehende Geräusch macht die Wachteln rege, und so laufen sie gleichfalls bis in die Hamen vorwärts.

ihren Hang zur Libertinage und zur Geselligkeit aufgehaltenen Gäste dem ihnen durch die Garne gelegten Hinterhalte zu, und sehen sich bald, gewiß mit nicht geringem Schrecken, in der Gefangenschaft.

IV. Während des Frühlingszugs auf grünen Saatfeldern, aber auch während der Wanderungsperiode im Herbste auf solchen Ackerstücken, wie die zu der Fangart No. III. erforderlichen und bei durchnäßtem Boden, werden auch sehr viele Wachteln in Klebegarnen gefangen, welche fast ganz so, wie die beim Hühnerfange beschriebenen Hochgarne (§. 34. Lit. A. d. v. K.) eingerichtet, nur mit etwas engerem Gemäsch und aus schwächerem Zwirne gestrickt, auch erdfahl oder grau gefärbt sind. Sie erhalten die nehmliche Höhe und 24 bis 30 Ellen Länge, und man bedarf deren vier Stück.

Zur Abendzeit oder früh, ehe der Tag graut, stellt man sie im geschlossenen Viereck an den dazu gehörigen Stellstangen, welche wie die bei den Hochgarnen beschaffen und eingesetzt sind, frei nach innen zu hängend auf. Unten herum wird das ganze Quadrat mit Stecknetzen umzogen, in der Mitte der Stallung aber hängt man an hölzernen Gabelstäben Lockwachteln beiderlei Geschlechts auf.

Wenn diese, wie im Vorhergehenden schon öfter gesagt worden, zum Rufe und Schlage geweckt sind, und beides nun immer eifriger gegenseitig erwiedern; so fliegen oder laufen die auf dem Zuge begriffenen, oder in der Nachbarschaft liegenden Vögel gleicher Art dem Gelocke entgegen, und werden entweder in den Klebegarnen oder in den Stecknetzen gefangen.

V. Noch eine mir vorher nicht bekannte Fangart, mit kleinen Flug- oder Klebegarnen, bei deren Anwendung aber auch der Ruf sowohl, als die Lockwachteln unentbehrlich sind, wird in Bechsteins Handbuche der Jagdwissenschaft, Th. I. B. 2. S. 74. §. 404. angegeben und dazu folgendes Verfahren vorgeschrieben:

In einer Ebene und im halberwachsenen Ge-

treide — also im Frühlinge — hängt man, etwa 20 Schritte weit von einander, zwei gut und eifrig rufende Weibchen in Käfigen, die wie Handkörbe gestaltet sind, an 3' hohen Gabeln auf. In einer Entfernung von zwei Schritten umstellt man jeden dieser Käfige im Quadrat mit den Flug- oder Klebegarnen, das ganze Terrain und beide Lockvögel her aber mit Steckgarnen.

Mitten in der Stallung legt sich gegen Abend oder ganz früh Morgens der Jäger auf dem Rücken nieder, und läßt sich von einem Gehülfen, welcher sich nachher außerhalb der Garne gleichfalls verbirgt, mit dem Tiras überdecken. Hier fängt er an zu rufen und zu wecken. Sogleich werden die in der Gegend liegenden Schlagwachteln laut werden, dann die Lockweibchen das Rufen übernehmen, jene ihnen im Fluge oder Laufe zueilen und in den Flug- oder in den Steckgarnen sich fangen.

Da diese gar nicht mühsame Stallung an einem Abende oder Morgen, leicht an einem zweiten schicklichen Orte wieder eingerichtet werden kann, wenn am ersten nichts mehr zu thun ist; so muß die Fangart nach Maaßgabe der in der Gegend befindlichen Wachteln mehr oder weniger ergiebig seyn.

Herr Bechstein spricht von noch einer Art Wachteln zu fangen, bei welcher Schlingen angewendet werden. Da ich, wenn andere und, wo nicht bessere, doch eben so gute Hülfsmittel, dem Wilde Abbruch zu thun, vorhanden sind, den Gebrauch der Schlingen nicht für gut weidmännisch halte; so soll hier davon weiter nicht die Rede seyn.

Sechstes Kapitel.

Von den Drosseln *).

§. 1.

Von den Jägern und Vogelstellern werden die Drosseln in Ganz- oder Großvogel und in Halbvogel eingetheilt.

Zu den Ganzvogeln rechnet der Vogelsteller die erste, zweite und dritte von den im folgenden Paragraphen aufzuführenden sieben Arten, zu den Halbvogeln die vier übrigen.

Zwei Stück von den ersteren und vier Stück von den letztern machen einen Klubb aus.

§. 2.

Nach dem Linnéischen und nach allen bessern neueren Systemen werden die Drosseln zur Ordnung der Singvögel, nach dem Cuvierschen aber zu der der sperlingsartigen Vögel mit ausgeschnittenem Schnabel gerechnet (s. T. C. Unterordn. IX. Gatt. 31.) Ueberall bilden sie eine eigene Gattung, von welcher folgende Arten größtentheils nur auf dem Zuge, einige aber auch als Stand- und Heckvögel bei uns häufiger, als die übrigen, Einl. §. 75. aufgeführten, vorkommen:

1. Die Schnärre. 2. Der gemeine Ziemer. 3.

*) Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft Th. I. Bd. II. K. 45 bis 50. — Meyers und Wolfs Taschenb. d. D. V. S. 191 bis 205.

Die Schildamsel. 4. Der kleine Ziemer. 5. Die Zippe. 6. Die Wein- oder Rothdrossel. 7. Die gemeine Amsel.

Die hier zunächst folgenden sieben Paragraphen des gegenwärtigen Kapitels sollen naturgeschichtliche Bemerkungen, die folgenden aber von den Fangarten — die Einrichtung und Stellung des Vogelherds ausgenommen — so viel enthalten, als dem jungen Weidmanne und dem Jagdliebhaber zu wissen nöthig ist.

§. 3.

Die Schnärre (Turdus viscivorus) wird auch Misteldrossel, Mistelziemer, Schnarrziemer, Brackvogel, Zerrer, Zeriger, in Thüringen ausschließlich Ziemer genannt. Als Zugvogel findet man sie in ganz Europa, doch mehr in nördlichen als in südlichen Ländern. In Sachsen und angrenzenden Provinzen ist sie, selbst als Strichvogel, gemein *); auf dem thüringer Walde häufig.

Die §. 75. der Einleitung zum ersten Theile angegebene Charakteristik der Gattung Drossel, nebst den ihr folgenden Kennzeichen der ersten Art, werden hinreichen, den Vogel, von welchem hier die Rede ist, von andern zu unterscheiden.

In Rücksicht der Gefiederfarben merke man noch, daß außer an den am angeführten Orte angezeigten abweichenden Theilen die Schnärre fast ganz so wie die Zippe (s. §. 6.) gezeichnet und, die Stärke abgerechnet, auch so gestaltet ist.

Das Männchen unterscheidet sich von dem Weibchen

---

*) Als Zugvogel geht sie in schwachen Flügen im Herbste mit der Zippe zugleich aus nördlichen Gegenden in südlichere, kehrt aber früher als diese zurück und nistet dann häufiger im höhern Norden, als bei uns. Bisweilen verläßt sie aber auch die in nicht ganz kalten Ländern gewählte Heimath nur als Strichvogel (d. h. als solcher, der kurze Reisen macht und bald und zu unbestimmten Zeiten zurückkehrt), wenn der Winter sehr hart wird und nur so lange, bis der Schnee schmilzt.

durch zwei an der Seite unter dem Flügel befindliche kleine schwarze Flecken.

Wie alle Drosseln, fliegt auch diese ziemlich geschwind, unregelmäßig, abgebrochen ruckend, und schlägt dabei die Flügel sehr hoch aufwärts. Auf der Erde bewegt sie sich hüpfend. Bei ihrem scharfen Gesicht und Gehör, ist sie, vorzüglich in Gesellschaft mit mehreren ihres Gleichen, so scheu, daß es dem Schützen nur selten gelingt, ihr anzuschleichen.

Schon im Februar — wenn milde Witterung eintritt — ertönt der laute, aber nicht unangenehme, aus einigen kurzen Strophen bestehende Gesang des Männchens. Außerdem haben beide Geschlechter den anfänglich kurz zischenden, hinterdrein schnarrenden, allenfalls durch S-Girr! auszudrückenden Locklaut gemein.

Da dieser Vogel im Zimmer oft acht bis zehn Jahre lebt, so mag er im Freien wohl noch älter werden.

Beide Geschlechter paaren sich sehr früh im Jahre; nisten auch bei uns oft schon im März, lieber in Nadel- als in Laubhölzern, auf den Mitteläfsten hoher Bäume und nicht, wie in England — nach Latham — in Sträuchen. Das Nest ist aus Baum- und Erdmoos, aus dürren Reisern und Würzelchen, die besonders den Rand bilden, fest gebaut und mit dünnen weichen Grashalmen ausgelegt. Das Weibchen macht zwei Gehecke und legt beim ersten vier bis fünf, beim zweiten gewöhnlich nur drei echt ovale, grünlichweiße, mit violetten und rothbraungrauen Flecken und Punkten einzeln besetzte Eier, welche es, mit dem Männchen abwechselnd, in funfzehn Tagen ausbrütet.

Die Jungen haben, bis sie flugbar werden, am Oberleibe eine graue, am Unterleibe eine schmutzig gelbweißliche Farbe und sind am letztgedachten Theile reinweiß und dunkelbraun gesprickelt. Sie werden von den Alten bis zur völligen Flugbarkeit gefüttert.

Merkwürdige Spielarten sind folgende:

a) Weibchen mit gelblichweißer, statt weißgelblicher Grundfarbe;

b) ganz weiß oder an den untern Theilen braun gefleckt;
c) aschgraue Hauptfarbe; Brust bräunlich gefleckt; Flügel und Schwanz weißlich;
d) röthlich graublau, unten am hellsten, am Bauche weißlich, lichtblaulich gefleckt;
e) an einem oder dem andern Körpertheile weiß geschekt, oder nur weiße Flügel und weißen Schwanz;
f) Unterleib rostgelb, mit schwärzlich braunen, dreieckigen, auf der Unterbrust querliegenden und länglich runden Flecken; Oberleib graulich rostroth; Flügel hellbraun, an der äußern Federfahne rostgelblich weiß; Schwanz bräunlich überlaufen, die beiden mittleren Federn rostgelblich weiß, dritte und vierte mit weißer Spitze. (Wolfs und Meyers Taschenbuch Th. I. S. 192).

Wie alle Drosseln wählt die Schnärre zu ihrem Aufenthalte meist Waldungen, und zwar zieht sie das Schwarz- oder Nadelholz dem Laubholze, und gebirgige Gegenden den platten vor. Gemeiniglich nimmt sie ihren Zug und Strich mehr an den Vorhölzern weg, als tief im Walde und fällt am liebsten an solchen Orten ein, wo schmale Wiesen, jüngere mit hohen Samenbäumen und Laßreisern besetzte Schläge durchschneiden. Doch findet man sie auch im Wachholdergesträuch und im Frühlinge häufig auf Hutungen, wo einzelne Bäume stehen.

Sie äset Regenwürmer, kleine Schnecken, Raupen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Maikäfer und allerhand Insekten; im Sommer, wenn dieses alles bei kalter, nasser Witterung nicht zum Vorscheine kommt, Kirschen; im Herbste vorzüglich Mistel-, Ebereschen-, Wachholder- und Kreuzdornbeeren.

Im Bauer oder im Vogelhäuschen wird ihr meist nur mit Milch angefrischte Weizenkleie zum Futter gegeben; besser bekommt ihr jedoch in Milch gequelltes Gerstenschrot. Soll sie mehrere Jahre eingeschränkt erhalten werden, so muß man ihr zuweilen etwas kleinwürflich geschnittenes Fleisch und Vogelbeeren vorsetzen. Sie

nimmt auch Semmel- und Brodkrumen an *). Frisches Wasser zum Saufen und Baden darf nicht fehlen.

In der Gefangenschaft ist dieser Vogel, wie alle seine Gattungsverwandte, mancherlei Krankheiten ausgesetzt, als:

a) Dem Pips (dem Katharr), welcher an einem gelben Rande an der Schnabelwurzel, am aufgesträubten Kopfgefieder, am Aufsperren des Schnabels und an der Trockenheit der Zunge erkannt wird. Zur Kur gebe man ihr Brustthee aus Ehrenpreis gemacht (den man jedoch einflößen muß) zu saufen und ziehe, wenn die Nasenlöcher verstopft sind, ein kleines Federchen durch dieselben.

b) Die Dürrsucht (Auszehrung). Die Symptome der Krankheit, welche eine Folge unrichtig gewählter Nahrungsmittel und falscher Behandlung ist, bestehen im aufgeplausterten Gefieder und im Dahinschwinden des Wildbrets. Eine Kreuzspinne zur Purganz, und hernach Saufen, in welches ein verrosteter Nagel geworfen wird, heben das Uebel zuweilen.

c) Verstopfung und d) Durchfall werden durch Klystiere kurirt. Um sie zu appliciren, taucht man den Knopf einer Stecknadel in Leinöl und schiebt diesen vorsichtig in den After.

---

*) Für alle Drosselarten und für alle Vögel, welche Vogelbeeren sowohl als Gewürm äsen, schlägt Naumann folgendes Universalfutter vor:

Man nehme Möhren und reibe davon auf einem platten Reibeeisen so viel, bis man eine Hand voll hat; ferner für 1 Pf. in Wasser gequellte harte Semmel. Diese beiden Ingredienzien vermische man mit zwei Händen voll Gerstenschrot, das aber erst auf nachstehende Art zuzurichten ist. Das Schrot, aus welchem das feine Mehl gebeutelt ist, wird durch ein Sieb geschlagen, das etwas enger ist, als ein sogenanntes Nudelsieb. Das Durchgefallene schüttelt man hierauf durch ein so enges Sieb, daß nur der Gries durchfallen kann, thut das in demselben Zurückgebliebene in eine kleine Mühle oder Mulde, schwingt die Hülsen rein heraus und thut es dann zu dem Gries.

Um alles obige gehörig zu vermengen, schüttet man es in einen Napf zusammen und reibt es mit einer hölzernen Keule tüchtig durch einander.

Bei neu gefangenen Vögeln müssen Ebereschenbeeren darunter gemischt werden, und zwar so lange, bis man an den Exkrementen gewahr wird, daß sie das andere Futter annehmen.

e) Die Darre. Sie entsteht durch Verstopfung der Fettdrüse, welche oben auf dem Steiße liegt. Symptome der Krankheit sind das Anschwellen dieser Drüse, Traurigkeit, aufgesträubtes Gefieder und schnelles Abnehmen des Vogels. Am besten ists, den Drüsenknoten gleich beim Entstehen, mit einem aus Silberglätte, in der Apotheke bereiteten Bleisälbchen zu bestreichen, dadurch zu erweichen und die Oeffnung auf dem natürlichen Wege zu befördern. Denn beißt der Vogel ihn auf, was wohl außerdem zuweilen geschieht, oder öffnet man ihn mit einer Nadel oder Scheere, so erfolgt die Herstellung zwar schnell, aber die Zerstörung der unentbehrlichen Drüse zieht bald darauf den Tod nach sich.

Kleine und größere Raubthiere stellen Jungen und Alten nach; letztern aber unter den Raubvögeln besonders der Wanderfalke, Habicht und Sperber.

Das Wildbret der Misteldrossel wird, vorzüglich im Herbste, wo sie ungemein fett wird, sehr geschätzt; auch stiftet sie, außer dem Genusse, welchen sie hierdurch Leckermäulern gewährt, noch durch Vertilgung schädlicher Waldinsekten Nutzen. Auf der andern Seite aber veranlaßt sie auch an Wald- und Gartenbäumen dadurch einigen Schaden, daß sie die unverdauten Kerne der Mistelbeeren auf die Zweige fallen läßt. Dort setzen sich diese Beeren in der aufgesprungenen Schale fest, schlagen aus und bringen die dem Baume viel Nahrung entziehende Schmarotzerpflanze (den Mistel, Viscum album, *Linn.*) hervor, welche jedoch in Gärten durch Abschneiden der Keime leicht vertilgt werden kann.

§. 4.

Der Ziemer (Turd. pilaris, *Linn.*) führt noch sonst die Namen: Zeumer, Grasziemer, Giemer, Blauziemer, Schacker, Wachholderdrossel, Schomerling, Kranabetvogel. In Krain heißt er Brinauka; in Gegen-

den, wo es viel Wachholderbeeren gibt und wo diese Krammetsbeeren genannt werden, ausschließlich Krammetsvogel. Er bringt den Sommer in den nördlichen Theilen von Europa und Asien zu, nistet auch meist nur da, zuweilen aber, wie ich persönlich zu beobachten Gelegenheit fand, auch in unsern Laubwaldungen. In Europa, besonders in Teutschland, kommt er auf dem Herbstzuge unter allen Drosseln zuletzt an, gewöhnlich in der Mitte des Novembers; bald in stark-, bald in geringzähligen Flügen; bleibt in einigen Gegenden den ganzen Winter über; andere aber verläßt er die kälteren Monate hindurch und besucht sie nur auf dem Frühlingszuge im März wieder. Unter allen Gattungsverwandten reis't er am langsamsten, weil er es sich überall einige Zeit gefallen läßt, wo es etwas für seinen Schnabel gibt. Die §. 75. der Einleitung zum ersten Theile angegebenen Kennzeichen der unter dem Namen Wachholderdrossel aufgeführten zweiten Art reichen hin, den Ziemer nicht nur von andern Vögeln, sondern auch von den übrigen Drosseln zu unterscheiden. Ich werde deshalb hier nur das anführen, woran das Männchen und Weibchen zu erkennen ist. An jenem nehmlich ist der, nur an der Spitze schwärzliche Schnabel wie der übrige Rachen gelb; an diesem der Oberkiefer mehr graubraun; an jenem Kopf und Steiß aschgrau (ersterer auf dem Scheitel nur mit einzelnen schwärzlichen Längsflecken besetzt); an diesem fällt die Grundfarbe der eben genannten Theile mehr ins Fahlgraue und der Scheitel hat mehrere schwärzliche Längsflecken. Der am Männchen schmutzigkastanienbraune, bald stärker bald schwächer rostfarben und weißgrau gewölkte Rücken, hat am Weibchen schmutzigrostfarbenes Gefieder. Am Männchen ist die Kehle und der Vorderhals bis zur halben Brust rostgelb, erstere nebst der Gurgel mit schmalen dreieckigen, der gleichgefärbte Theil der Brust aber mit breiten herzförmigen Flecken besetzt. An dem Weibchen hingegen ist die Kehle weißlich. Die Stände des Männchens sind mit schwarzbrauner, die

des Weibchens mit dunkelbrauner geschilderter Haut überzogen *).

Unter allen Drosseln ist diese die schönste. Ihr Laut kann nicht wohl Gesang genannt werden, da das Kunstvollste, was sie an Tönen hervorbringt, blos in einem heisern, unangenehmen Gezwitscher, ihr Locklaut aber nur in einem weit hörbaren Gequiek und Schackern besteht.

Der Vogelsteller hat bei der Auswahl der Lockvögel dieser Art dahin zu sehen, daß er nur solche nimmt, die nicht viel schäckern, aber oft quieken; denn das erstere ist in der Freiheit mehr ein Warnungs- als ein Einladungszeichen, und so würden dadurch die Zugziemer mehr vom Herde zurückgetrieben, als zum An- und Einfall gereizt werden.

Der Ziemer überlebt, eingeschränkt erhalten, selten das sechste Jahr, und wenn er sein Alter bis dahin bringen soll, muß er immer, vorzüglich in der Mauserzeit, gut und reinlich gehalten werden und oft frisches Wasser zum Saufen und Baden bekommen.

Da er meist nur im hohen Norden nistet, so fehlt uns noch immer vom Betriebe seines Paar- und Brutgeschäfts genaue Kunde. Jedes Paar baut im zeitigen Frühlinge sein Nest, welches nicht nur, wie man bisher behauptete, in Schwarzwäldern auf hohen Bäumen, sondern auch in Laubhölzern in den Wipfeln dichter Sträucher gefunden wird. Frühzeitig muß das Brüten seinen Anfang nehmen, da die Jungen im Herbste, wenn sie zu uns kommen, weder an Stärke, noch an Farbe von den

*) Wie fast bei allen Vögeln, gibt es auch bei den Ziemern Spielarten, als nehmlich a) den weißen (er ist meist nur gelblichweiß, hat zuweilen einzelne schwärzliche Flecken, auch wohl eine, dem gewöhnlichen gleichgefärbte Brust); b) den überall schmutzig gelbrothen (lohfarbenen); c) den weißgescheckten (die Flecken erscheinen meist nur auf dem Oberleibe); d) den weißköpfigen (zuweilen ist auch ein Theil des Halses weiß gefärbt); e) den, welcher auf dem Rücken so gefärbt ist, wie der gemeine auf der Brust. Mehrere Spielarten findet man angezeigt in Wolfs und Meyers Taschenb. d. teutschen Vögelkunde, S. 193. ff.

Alten zu unterscheiden sind, woraus man zugleich schließen kann, daß diese Vögel nur ein Geheck machen *). Doch müssen sie sich sehr zahlreich vermehren, da überall und alljährlich eine ungeheure Menge gefangen werden und man dennoch keine merkliche Verminderung bemerkt.

Der Einfallsort stimmt mit dem der Schnärren überein; nur haken sie auf dem Zuge noch mehr als jene, auf hohen Laubholzbäumen an und zwar fast immer in den Vorhölzern, von wo aus sie, sobald der Schnee weg ist, auf Wiesen, Aeckern und Lehden der Aesung nachgehen. Im Herbste geschieht es zuweilen, obwohl selten, daß sie Abends auf Sommerstoppelfeldern einfallen, schlafen und beim Lerchenstreichen mit ins Garn gerathen. Ueberhaupt schlafen sie gern auf der Erde sitzend. Am meisten lieben sie mit Wachholdersträuchen besetzte Berggegenden.

Die Aesung ist im Allgemeinen der der Schnärre gleich; nur daß dem Ziemer die Wachholderbeeren eben so große Leckerbissen sind, als der Schnärre die Mistelbeeren. Eingeschränkt bekommen sie mit jenen gleiches Futter; doch gebe man ihnen zum Wechsel oft gekrümte Semmel mit geriebenen Möhren vermischt, besonders in der Mauser, wo ihnen auch die Fleischfütterung sehr nützlich ist.

Im Freien sind sie der Verfolgung derselben Feinde, und im Bauer ganz gleichen und gleich zu heilenden Krankheiten wie die Schnärre ausgesetzt.

Das Wildbret wird dem aller andern Krammetsvögel

*) Der Ziemer nistet in Schweden und Liefland auf Bäumen, vorzüglich auf Birken, und brütet in Liefland zweimal im Jahre, das erstemal im Mai, das zweitemal zu Ende Junius. Das Nest ist aus dünnen Reisern, und Grashalmen zusammengeflochten, mit Lehm verbunden, und die innern Wände und der Boden sind mit feinen Grashälmchen ausgefüttert. Das Gelege besteht aus vier bis sechs meergrünen, rothbraun punktirten Eiern; Wolfs und Meyers Tasche. d. d. t. V. K. Kap. I. S. 195. Diese v. Hrn. Hofrath Germann in Dorpat herrührende Nachricht wurde dem Verf. von einem russischen Offizier bestätigt, und das, was die Farbe der Eier betrifft, stimmt mit des Verf. eigener Erfahrung überein. Das von ihm gefundene Nest stand in der Krone einer alten Birke und enthielt fünf Eier.

vorgezogen, besonders von denen, die den Wachholderbeerengeschmack lieben, welchen dasselbe, selbst in Gegenden, wo es deren keine gibt, noch lange behält. Auch sind die Ziemer gemeiniglich besser am Wildbret und fetter noch, was wohl darin seinen Grund hat, daß sie, wie schon gesagt, oft Rasttage machen.

Bei den alten Römern wurden sie in besondern Vogelhäusern mit Hirse gefüttert und zwanzig Tage lang gemästet mit einer Art Teig, der aus Mehl, gestoßenen Feigen, Beeren von Mastix, Myrthen und Epheu — lauter Dingen, die wohl das Wildbret saftig und schmackhaft machen, auch Fett hervorbringen konnten — bereitet ward. Die Federn können zum Ausstopfen weicher Kissen gebraucht werden.

§. 5.

Die Schildamsel, (Turd. torquatus, *Linn.*), auch Ringdrossel, Schneedrossel, Rußdrossel, Schilddrossel, Stockamsel, Berg-, See- und Meeramsel, Ringmerle, Dianenamsel und Stockziemer genannt, bringt, wie der Ziemer den Sommer im Norden von Europa zu; Teutschland besucht sie, wie Asien und Afrika, nur auf dem Herbst- und Frühlingszuge, und auch dann platte Gegenden selten. Zur erstgedachten Jahreszeit kommt sie gemeiniglich in der letzten Hälfte des Septembers bei kalten, neblichen Nächten in geringzähligen Flügen — wahrscheinlich familienweise —. Ihr Zug dauert nicht über acht Tage; im Frühlinge sieht man sie zu Ende des Märzes schon und den ganzen April hindurch, aber nur einzeln. Sie ist unter den Drosseln im Herbste eine der ersten bei uns ankommenden.

Den §. 75. der Einl. zum ersten Theile angegebenen Kennzeichen der Art Ringdrossel, welche jedoch mehr auf das Männchen passen, füge ich hier nur Folgendes bei: Der äußere Schnabel ist bis auf die weißgelbe Wurzel des untern Theils und die gelben Mundwinkel schwarz, inwendig dunkelgelb. Die Stände sind mit dunkelbrauner geschilderter Haut überzogen. Beim Weibchen

ist die am Männchen besonders auf dem Rücken schwarze Hauptfarbe des Gefieders heller — nur braunschwarz — jede einzelne, am Männchen hellrostbraun gekantete Feder am Oberleibe nur hellgrau berandet, am Unterleibe weiß eingefaßt. Das Schild auf der Brust zeichnet sich weniger aus und erscheint nur röthlich aschgrau, braun gewölkt.

Das junge Männchen hat bei der Farbe des alten Weibchens ein röthlich weißes Schild; beim jungen Weibchen ist das Schild kaum sichtbar *).

Fliegende, hüpfende und andere Bewegungen und selbst den schackernden Locklaut hat die Schildamsel mit der gewöhnlichen (s. §. 9.) gemein. Ihr Gesang ist eben so melodisch wie bei jener, aber leiser, so daß ein Rothkehlchen sie überstimmen kann. —

Eingeschränkt bleibt sie sechs und mehrere Jahre am Leben. —

Da sie nur im hohen Norden nistet, so ist über ihre Paarung, Vermehrung und über die Erziehung und das Wachsthum der Jungen nur wenig bekannt. Neststand und Nest gleicht dem der gemeinen Amsel; in diesem findet man vier bis sechs grünlichweiße, mit röthlichbraunen Punkten bestreute Eier.

Dort sowohl, als bei uns und überall auf dem Zuge hält sie sich gemeiniglich in waldigen Gebirgen, nur höchst selten in Ebenen auf, liegt immer in Büschen versteckt, ist aber sonst (wahrscheinlich weil sie selten beunruhigt wird) von sehr stiller, gar nicht scheuer Gemüthsart. Sie fängt sich deshalb nicht nur in den Dohnen, sondern auch auf dem Heerde sehr leicht.

Aesung, Feinde und Krankheiten hat sie mit den übrigen Drosseln gemein. —

Des Feistes halber, womit im Herbste das Wildbret überzogen wird, ist dieses vorzüglich wohlschmeckend.

---

*) Selten wird eine ganz weiße, öfter eine weißgescheckte Spielart gefunden.

§. 6.

Der kleine Ziemer *) (Turdus dubius — zweideutige Drossel, Bechst.), von Bechstein als eigne Drosselart betrachtet, scheint den Uebergang von den Ganz- zu den Halbvögeln zu bilden.

Er ist überall ein Zugvogel, der höchst selten flache Gegenden, und nur bisweilen zu gleicher Zeit mit der Schildamsel die südliche Seite des thüringer Waldes besucht. Ungeachtet der kleinen Abweichung in der von andern Schriftstellern gelieferten Beschreibung der braunen Drossel (Turdus fuscus), welche man häufig in Neuyork findet, glaube ich doch, daß diese mit jenem zu einer Art gehört und daß er eigentlich nur im gebirgigen Norden einheimisch ist.

Kennzeichen der Art: 8½″ Länge, 14½″ Breite. Der Oberleib olivenbraun; die Brust weißgrau und schwarzbraun (gewölkt) der Unterleib weißgrau, an den Seiten mit schmalen dunkelbraunen Längsstreifen belegt; die großen Deckfedern der Unterflügel hellorangefarbig.

Der Schnabel ist ¾″ lang, wie an den eigentlichen Ziemern gestaltet, von der Mitte beider Kiefer bis in die Ecken gelb gerändert; der Rachen gelb; der Oberkiefer über den eirunden Nasenlöchern mit sechs schwarzen borstenartigen Bartfedern besetzt; der Augenstern dunkel kastanienbraun; die Einfassung der Augenlieder hell orangefarbig.

---

*) Turdus dubius *Bechst.* (s. B. 4. v. Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 240. zweite Auflage Bd. III. S. 396. n. 9. Ornith. T. B. Th. I. S. 147) die zweideutige Drossel. In Thüringen, wo der Ziemer ausschließlich Krammetsvogel heißt, wird sie kleiner Krammetsvogel genannt. Der Seltenheit des Vogels wegen ward die Beschreibung aus den angezeigten Werken entlehnt. In Meyers und Wolfs T. B. der Vögelkunde Th. I. S. 203 wird bezweifelt, ob dieser Vogel eine eigne Art ausmache; er wird vielmehr für eine Abart der Wachholderdrossel (T. pilaris) oder der Rothdrossel (T. iliacus) gehalten. In *Temmink* Man. d'ornith. d'Europe wird er gar nicht erwähnt; aus Bechsteins neuern Werken geht indessen hervor, daß dieser große Ornitholog seiner Meinung getreu bleibt

(Zur zweiten Auflage.)

Die ganze Gestalt dieser Drossel, wie die Farbe des Unterleibes und der Stände, ist der des gemeinen Ziemers sehr ähnlich; alle übrige Theile sind meist wie an der Rothdrossel gefärbt und gezeichnet, so daß man sie für eine Bastardart von beiden halten könnte, wenn man sie nicht in Flügen von vierzehn Stück, welche sich alle gleich waren, gesehen hätte. —

Ihre Bewegungen gleichen denen der Schildamsel; nicht so ihre Charakteräußerungen, denn sie ist sehr scheu, und futterneidisch, hält sich auch von andern Drosseln immer entfernt. Ihr Laut hat im Gesang und Gelock mit dem der Amseln viel ähnliches; zugleich vernimmt man aber auch das: St = St! und Jack, Jack! der Rothdrossel. —

Von der Vermehrungsart derselben ist noch weniger bekannt, als von andern in unsern Gegenden nicht nistenden Drosseln.

Sie nimmt eben die Aesung im Freien, aber nur mit Mühe das Futter, welches man andern Drosseln zu geben pflegt, im Bauer an.

Ueberhaupt ist sie, wie es scheint, sehr weichlich, so daß sie eingeschränkt nur wenige Monate leben blieb.

§. 7.

Die Zippe (T. musicus, *Linn.*), auch Singdrossel, Pfeifdrossel, Weißdrossel genannt, wird in ganz Europa bis Sandmor hinauf angetroffen. In den wärmeren Ländern ist sie Standvogel, bei uns aber und auf kälteren Erdstrichen theils Zug-, theils Strichvogel; doch ersteres im Durchschnitt mehr, als letzteres und nur wenige dieser Vögel machen ihr Geheck in Teutschland. Der Herbstzug fängt gemeiniglich schon gegen Ende des Septembers an, und wird, bis zu den letzten Tagen des Oktobers, durch immer sich wieder Platz machende, erst geringzählige, dann stärkere, dann ganz schwache Flüge ersetzt, die uns endlich auch — einzelne Ausnahmen abgerechnet — zuletzt ganz verlassen.

Im März — früher oder später, je nachdem die Witterung gelinder oder strenger ist — beginnt der Frühlingszug. Man will behaupten, daß dann keine andere Heckvögel dieser Art in unsern Gegenden den Sommer über bleiben, als solche, die hier gezogen wurden, daß aber auch diese ihren Geburtsort wieder aufsuchten und daß die Alten sogar den Baum oder Strauch, da, wo sie im vorigen Jahre haus'ten, wieder zu ihrem Heckorte wählten.

Wie schwer über das Letztere vorzüglich etwas Gewisses zu sagen sei, fällt in die Augen.

Zu den §. 75. der Einleitung zum ersten Theile angegebenen Kennzeichen der Art Singdrossel hier folgende Zusätze: Der Oberschnabel ist dunkelhornbraun, von den Nasenlöchern bis zu den Mundwinkeln weiß gerändert, der Unterschnabel bis zur Mitte gleichfalls hornbraun, das Uebrige bis auf die schwarze Spitze, weißgelb, das ganze Innere gelb; der Augenstern nußbraun, der Rand der Augenlieder gelblichweiß. Die Schwung- und Ruderfedern sind graubraun, von letztern nur die beiden Eckfedern an der äußern Fahne weiß gerändert. Dunkelolivengrau und seidenartig glänzend erscheint der übrige Oberleib. An beiden Seiten der weißgelblichen Kehle läuft ein schwarzer Streif herab. Die hellröthlichen Seiten des Halses und die eben so gefärbte Brust haben viele herzförmige dunkelbraune Flecken. Auf dem weißen Grunde des Bauches stehen wieder dunkelbraune, aber eirunde Flecken. Die 1'' hohen Schienbeine sind mit geschilderter, gelblichgrauer, die Zehen mit ganz gelber Haut überzogen.

Am Weibchen sind an den Seiten der Kehle, statt der schwarzen Streifen, nur kleine schwarze Striche sichtbar; die Brust ist heller, fast weißgelb und die fuchsgelben Spitzen der untersten Reihe der großen Flügeldeckfedern stellen sich kleiner dar *).

*) Spielarten: 1. die weiße Zippe (ganz weiß, gelblich oder röthlichweiß, zuweilen mit kaum sichtbaren klein blaßbräunlichen Flecken);

Kaum ists nöthig, vom Gesange dieser Vögel zu sprechen; wer hätte von den Gipfeln der Bäume herab ihr angenehmes Gezwitscher, das zuweilen den süßen Melodien der Nachtigall ähnelt, vom ersten Frühlingstage an und den ganzen Sommer hindurch, nicht in den Früh- und Abendstunden vernommen? Wem hat er nicht vielfache Freude gewährt? —

Von ihrem eben so bekannten, wie Zipp, Zipp! ertönenden Locklaut haben sie den Namen Zippen. Nur selten und im Affekt hört man noch einen, der wie Jack, Jack klingt. —

Im Zimmer bringen sie bei guter Behandlung ihr Alter auf acht bis zehn Jahr. —

Die Paarzeit tritt so zeitig im Frühlinge ein, daß die Gatten oft schon in den ersten Tagen des Aprils, auf den untersten Zweigen niederstämmiger Nadel- und Laubholzbäume (selten nur in Sträuchen und auf alten Baumstämmen) ein vollkommen halbkugelförmiges Nest bauen, welches aus Moos und dünnem Reisig, mit Lehm, Thon und Mist verbunden, besteht und inwendig ganz ausgeglättet ist. Drei bis sechs blaugrüne, am stumpfen Ende häufig, am spitzen einzeln mit schwarzbraunen, großen und kleinen Punkten besprengte Eier brüten beide Gatten abwechselnd in sechzehn Tagen aus. Sobald die Jungen flügge werden, die dann auf dem Oberleibe weiß getüpfelt sind, machen die Alten das zweite Geheck. —

In Menge bewohnen sie große gebirgige Nadelholzwaldungen; weniger häufig zusammenhängende Laubhölzer; einzeln nur Feldgebüsch. Auf dem Zuge fallen sie jedoch überall, selbst in Gärten ein; vorzüglich aber da, wo Wiesen im oder am Holze liegen, wo Bäche und nasse Gräben in der Nähe sind, und wo sich eine Holzspitze nach Abend zu erstreckt.

Die Aesung der Zippe im freien Zustande ist der der

---

2. die weißköpfige; 3. die Zippe mit dem weißen Halsringe; 4. die weißgescheckte; 6. die aschgraue oder mausefahle.

bisher beschriebenen Drosseln völlig gleich, ingleichen das Futter der gezähmten. Eben so verhält es sich mit den Feinden und Krankheiten derselben; doch sind sie letztern weniger als andere unterworfen.

Als Vertilger schädlicher Waldinsekten, vieler Raupen und Larven, stiften sie großen Nutzen; auch tragen sie durch die in den Exkrementen befindlichen unverdauten Körner der **Vogelbeere** zur Vermehrung der **Ebereschenbäume** bei. In Weinbergen hingegen richten sie durch Ablesen der reifsten Beeren Schaden an.

Ihr Wildbret ist im Herbste, wo sie oft sehr fett sind, eine geschätzte Speise.

§. 8.

Die **Rothdrossel** (Weindrossel, Blutdrossel, Heidedrossel, Berg- und Walddrossel, Bitter, Behende, Bäuerlein, Winze, Girerlein, Turd. iliacus, *Linn.*) ist eigentlich nur im **hohen Norden** von **Europa** zu Hause, das heißt, dort heckt sie während ihres Sommeraufenthaltes. **Teutschland** besucht sie nur auf dem Zuge, welcher im Herbste gewöhnlich in der Mitte des Oktobers anfängt und gegen Ende des genannten Monats völlig aufhört. (Ein echter alter Weidmann — nun schon seit einigen Jahren verstorben — den ich nie über einer Unwahrheit ertappen konnte, versicherte mir, er habe in den Weinbergen bei **Meißen** Junge aus dem Neste genommen und aufgezogen.) Den Winter bringt sie in südlicher gelegenen Ländern zu; nur einzeln — wahrscheinlich solche, die auf der Reise erkrankten, oder marode wurden — sieht man sie in dieser Jahreszeit bei uns in dicken Hecken, wo sie sich kümmerlich von den Früchten des Weißdornes, Kreuzdornes und Hartriegels erhalten. Seiner eigentlichen Heimath eilt dieser Vogel zu Ende des März und im April wieder zu.

Die Theil I. Einl. §. 76. Gatt. 23. bei Art 5. befindliche kurze Beschreibung reicht hin, um beide Geschlechter der Rothdrossel von einander und von der ihr ähnlichen **Singdrossel** zu unterscheiden; es bedarf daher

hier keines Zusatzes weiter als des in der Note *) gemachten.

Flug und hüpfende Bewegung ist wie bei andern Drosselarten. Die Rothdrossel singt wie die Singdrossel im Frühlinge sehr angenehm — aber keinesweges hat erstere allein — wie neuerlich hat behauptet werden wollen — das Verdienst, zur gedachten Jahreszeit uns mit ihrem Gesange zu erfreuen, sondern sie theilt dasselbe mit der Singdrossel, und immer behält diese den Vorzug, weil deren Gesang laut und vernehmlich in allen Strophen und Modulationen ist, bei jener aber — und zwar nur beim allein sitzenden Männchen — aus einer kurzen, ziemlich laut flötenden Anfangsstrophe, welcher eine lange Reihe sehr sanfter, doch nur in der Nähe vernehmlicher **), verschiedentlich modulirter, äußerst schnell auf einander folgender Töne besteht. Sitzen viele Rothdrosseln auf einem Baume im Frühlinge beisammen, so hört man nur ein verworrenes Gezwitscher. Als Gelock wird ein sehr leises St, St! und nur selten beim Einfalle das auch der Singdrossel (Zippe) eigene Jack, Jack! hörbar.

Darüber, wie diese Drosselart ihr Geheck macht, haben wir durch den verstorbenen Professor German folgende bestimmte Aufschlüsse erhalten ***): „Sie nistet gern in dichtem Erlen- und Birkengesträuche in der Nähe von kleinen Bächen. Das Nest ist aus Reisern und dürren Grashalmen künstlich zusammengeflochten und von innen und außen mit Erde und Lehm überzogen. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs blaugrünen, schwarz punktirten Eiern. Das Männchen sitzt entweder auf der Spitze eines einzeln stehenden Baumes, oder auch im niedern Gebüsche

---

*) Varietäten: 1. Die reinweiße, oder weißgraue Weindrossel; 2. die gescheckte, sie hat gewöhnlich durchaus hellere Farben, an verschiedenen Theilen weiße Flecken, auch wohl weiße Flügel und weißen Schwanz. Hierher kann auch die gerechnet werden, welche nur ein weißes Band über den Schwanz hat; 3. die am Obertheile weißgraue, unten blasser gefleckte als gewöhnlich.

**) Im Zimmer übertönt die Rothdrossel kaum das Rothkehlchen.

***) Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 197; v. Wildungens Weidmanns Feierabende Heft I. S. 74.

in der Nähe des brütenden Weibchens Stunden lang ohne den Platz zu verlassen und singt unaufhörlich (fast wie die Nachtigall bei uns). Während es singt, kann man sich hinanschleichen, sobald es inne hält, muß man ruhig stehen bleiben; auf diese Art gelangt man zum Schusse, sonst schwerlich, denn die Rothdrossel ist außerordentlich scheu."

Bei uns fallen sie, besonders auf dem Herbstzuge überall, vorzüglich in dicken Laubholzungen, oder in solchen, wo junge Nadelhölzer mit jenen untermischt sind, gleich anfänglich häufig, nach fünf bis sechs Tagen aber nur noch einzeln ein und sind stets sehr scheu.

Aesung, Fütterung und Feinde wie bei der Zippe. Auch den Krankheiten der übrigen Drosseln sind sie ausgesetzt und zwar noch mehr als jene, denn selten überleben sie eingeschränkt das dritte Jahr, wenn man sie auch vor großer Wärme, die sie platterdings nicht vertragen, hütet. Der Vogelsteller thut daher sehr wohl, wenn er alljährlich neugefangene Lockvögel einsteckt und die alten in Freiheit setzt. —

Wie die Schildamsel wird auch diese Drossel sehr fett und, ihres überaus saftigen Wildbrets wegen, unter den Halbvögeln vorzüglich geschätzt.

Wohl mit Unrecht gibt man ihr Schuld, sie thue in den Weinbergen großen Schaden, da sie zum Weinbau geeignete Gegenden gewöhnlich erst dann besucht, wenn die Lese, größtentheils wenigstens, beendigt ist.

Den Namen Weindrossel darf man also nicht davon ableiten, daß sie besonders die Weinbeeräsung suchte, sondern von der Zeit des Hauptzuges im Weinmonate.

§. 9.

Die Schwarzdrossel (gemeine Amsel, Merle, Amarl, Lysier, Turd. merula, *Linn.*) ist unter allen Drosseln der einzige in den meisten Theilen Europens, die sich eines gemäßigten Klima erfreuen, ob zwar nicht in großer Zahl, einheimische Standvogel. In Rußland soll

man sie in großer Menge finden. In einigen Ländern hält man sie für Zugvögel und selbst bei uns kommt zuweilen ein schwacher Flug mit der Rothdrossel an.

Ungegründet ist die Sage, daß die Weibchen allein Strichvögel wären.

Die gewöhnliche Farbenzeichnung der Alten beiderlei Geschlechtes geht aus der Beschreibung Th. I. Einl. §. 76. Gattung 23. Art 6. hervor; zufällige Abänderungen s. u. *).

Diese Drossel heckt jährlich zweimal: das erstemal gleich beim Eintritte des Frühlings, das zweitemal, sobald die Jungen des ersten Geheckes ausgeflogen sind. Das flach ausgerundete Nest ist aus feinem Gewürzel und Erdmoos gebaut, mit Erde, Thon, Lehm und Kuhmist inwendig bekleibt, mit trocknen dünnen Halmen und Moos ausgefüttert und steht stets im Dickicht, einige Schuhe über der Erde an feuchten Stellen meist auf alten Baumstrunken. Das Gelege besteht aus vier bis sechs graugrünen, hellbraun oder leberfarben gefleckten und gestreiften Eiern, die in sechzehn Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern am Oberleibe schmutzigschwarzbraun aus und haben da roströthliche Flecken. Vom schmutzigweißgrauen Bauche an bis zur Brust ist die unrein rostgelbe Grundfarbe etwas dunkler wellenförmig überflogen. Gleich im ersten Jahre ist das ganze Gefieder am Männchen dunkler gefärbt, als am Weibchen, aber erst im nächstfolgenden Frühlinge wird der bis dahin braune Schnabel gelb. —

Die Amsel fliegt schnell, aber nicht weit in einem

---

*) Varietäten: 1. Die Stockamsel. An ihr ist der Schnabel halb schwarz, halb gelb, der ganze Körper bis auf den noch helleren Unterleib rußschwarz. An der weißgestrichelten Kehle stehen dunkelbraune Längsstreifen. Bechstein hat bemerkt, daß dies die Zeichnung mancher von Jugend auf eingeschränkt erzogenen Amselhähne nach der ersten Mauser oder im spätern Alter sei. Seiner Meinung nach singen sie deshalb melodischer, weil sie in der Einsamkeit ihre Stimme mehr bilden (auch wohl von andern Vögeln lernen). 2. Die weiße Amsel (gewöhnlich mit gelben Schenkeln und Ständen). 3. Die gescheckte. 4. Die perlgraue.

Striche, immer sehr niedrig über der Erde unter den Büschen hin, selten übers Freie. Immer im Gesträuche verborgen, sitzt sie kaum einen Augenblick still, sondern flattert oft leicht mit den Flügeln, putzt sich, indem sie mit dem Schnabel das Gefieder lüftet oder in Ordnung schiebt, und schnippt häufig mit dem Schwanze in die Höhe.

An Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht und an Wachsamkeit übertrifft sie fast alle kleinere Vögel. Sobald sie bei Tage oder bei Nacht irgend eine lebende, fremdartige und größere Kreatur, als sie selbst ist, gewahrt, fliegt sie schnell auf höhere Strauchzweige und gibt oft wiederholt einen wie Zizirr! Tack, Tack! klingenden Warnungslaut aus, welcher die übrige weniger behutsamere Vogelwelt oft vom Verderben rettet, dem Jäger aber vorzüglich deshalb merkwürdig wird, weil, wenn er sich auf dem Anstande befindet und diese Töne vernimmt, er sicher darauf rechnen kann, daß irgend etwas rege ist, er selbst aber auch auf dem Bürschgange dem Wilde oft verrathen wird, welches augenblicklich zu sichern anfängt, wenn es eine Amsel schacken hört. Jeden, der Sinn für so Etwas hat, erfreut der sanfte, melodische, nur von einigen etwas kreischenden hohen Tönen zuweilen unterbrochene Gesang des Männchens bei schönen Abenden im Freien vom März bis zum Julius, im Zimmer das ganze Jahr hindurch. Diesem Vogel verlieh nächstdem die Natur ein so gutes Gedächtniß und so viel Kunstanlagen, daß er, in der Jugend in einem etwas finstern Bauer eingeschränkt, ganze Liedermelodien ohne Absatz nachpfeifen und selbst, wenn ihm die Zunge gelös't ist, Worte nachsprechen lernt. Doch wird er selten so kirre wie andere Vögel von gleichen Fähigkeiten.

Ein sonderbarer Fall, welcher bei den Amseln Vorempfindungsvermögen muthmaßen läßt, wird im ersten Bändchen der bei Matzdorff in Berlin erschienenen Thierseelenkunde, S. 141 von dem Hrn. Leg. Rathe Lichtenberg ungefähr so erzählt: „Ein Kandidat zog eine junge Amsel auf und richtete sie ab. Bald pfiff sie nicht nur mehrere Melodien, sondern zeigte auch in allen Stücken eine

besondere Anhänglichkeit an ihrem Lehrer und Wohlthäter. Dieser machte seiner Schwester ein Geschenk mit dem ihm sehr lieben Thierchen. Obgleich von ihr mit großer Zärtlichkeit gepflegt, blieb es doch mehrere Tage stumm und traurig. Erst nach und nach ward es munter und gesanglustig. Etwa vier Monate nach dem Herrschaftswechsel hatte es sich Abends im Käfige schon zur Ruhe begeben, als es mit einem Male wild aufflatterte und fortgesetzt auf die Holzstäbchen, mit denen der Bauer ausgespriegelt war, zischend und, wie ein junges Futter begehrendes Vögelchen, mit den Flügeln schlagend, zufuhr. Unvermuthet trat endlich der Kandidat ins Zimmer und augenblicklich war der Vogel still. Man setzte, da der genauesten Untersuchung ungeachtet keine Veranlassung der unruhigen Bewegung zu ergründen war, Kränklichkeit bei ihm voraus, bis nach vier Wochen und sehr oft nachher kurz vor der Ankunft seines lieben ehemaligen Pflegers immer dieselbe sonderbare Sympathie zwischen Schüler und Lehrer bemerkbar ward." So weit die gute Seite; hier noch etwas vom Gegentheile: Muthwille und Nahrungsneid bringt den Amselhahn oft dahin, daß er kleine gefiederte Gesellschafter tödtet, oder doch in ewigem Kriege mit ihnen lebt. —

Aesung und Futter wie bei andern Drosseln; Aufenthalt in jungen Laub- und Nadelhölzern; Feinde: Raubthiere, selten Raubvögel. —

Die Amsel ist härter als alle übrige Gattungsverwandte und wird, da sie fast keiner andern Krankheit als der D a r r e unterworfen ist, auch im Bauer sehr alt. —

Das Wildbret schmeckt angenehm, sieht aber etwas schwarz aus.

Die übrigen in Teutschland selten und nur zufällig einzeln vorkommenden Drosselarten sind in der Einleitung zum ersten Theile §. 76. Gattung 23. Art 7 ff. verzeichnet.

§. 10.

Sämmtliche im Vorhergehenden beschriebene Drossel-

arten werden selten und nur beiläufig geschossen und machen die großen Schneußvögel aus, d. h. sie werden alle auf dem Heerde, in Dohnen, Sprenkeln oder Aufschlägen gefangen, und zwar:

1. Die Schnärre im Oktober und November, bei guten Lockvögeln häufig auf dem Strauchheerde, selten in Bügeldohnen (geschieht letzteres aber, so hängen oft zehn bis zwölf Stück in einem kleinen Bezirke der Schneuß); sehr gut in Laufdohnen und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkheerde.
2. Der Ziemer im November, besser noch späterhin beim Schnee, und mit guter Locke im Strauchheerde, selten in Bügeldohnen, häufiger, vorzüglich im Wachholdergebüsche, in Laufdohnen.
3. Die Schildamsel leicht in Bügeldohnen und auf das Gelocke des Ziemers und der Zippe auf dem Heerde.
4. Die Singdrossel oder Zippe vom Anfange des Zuges bis gegen Ende des Oktobers mehr in Dohnen, als in Sprenkeln, Aufschlägen und dem Strauchheerde; häufig vor und nach Sonnenuntergang auf dem Tränkheerde, doch nicht leicht eher, als bis ein kleiner Vogel sich darauf badet, weshalb ein Fink aufgeläufert werden muß; zufällig zuweilen auf der Heherhütte.
5. Die Rothdrossel sehr gut auf dem Strauch- und Tränkheerde auf eigenes und Zippgelock und eben so häufig in den Dohnen, Sprenkeln und Aufschlägen.
6. Die gemeine Amsel am besten auf dem Tränkheerde, oft wenn es schon ganz dunkel ist; selten auf dem Strauchheerde und in den obern Schleifen der Bügeldohnen, besser wenn in dem untern Theile des Bügels Schleifen eingezogen und so gestellt werden, daß sie vor den Beeren hängen, auch in Sprenkeln und Aufschlägen. Da sie in der Schneuß viel ausbeeren, ohne sich zu fangen,

so muß nichts unversucht bleiben, ihrer gleich Anfangs habhaft zu werden.

§. 11.

Bei Anlage des Heerdes sowohl, als der Schneuß (des Dohnensteiges) kommt sehr viel auf die gute Wahl des Platzes an, welche nach dem Zuge der Vögel sich richten muß. Man bemerke hierüber Folgendes:

Alle Zugvögel, also auch die Drosseln, gehen im Herbste aus Norden und Osten nach Süden und Westen, am häufigsten auf einmal (die Schnepfe ausgenommen) bei Westwinde, gut bei Südsüdwest- und Nordwestwinde, schlecht und einzeln beim Ost- und Nordwinde, weil sie es nicht leiden mögen, wenn ihnen der Wind in die Federn weht. Im Frühlinge hingegen eilen sie gemeiniglich mit Ostwinden ihrer Heimath zu. Alle — die Rothdrossel ausgenommen, welche auch am Tage zieht. — machen ihre Reisen bei Nacht, und gemeiniglich kann man es gegen Abend am häufigern Gelocke hören, wenn die eingefallenen Zugdrosseln in der folgenden Nacht fortgehen wollen. Auf der Wanderung fliegen sie den Waldungen nach und nicht gern weit über ganz holzleere Gegenden. Ueber großen ebenen Gehölzen dehnen sich die Flüge sehr breit aus; diese schicken sich daher nicht zur Anlage der Vogelheerde, wenn sie nicht von einem Strome, welcher sich vom Morgen nach Abend erstreckt, begrenzt oder durchschnitten werden. Dehnt sich aber ein schmaler Holzstreif von Morgen nach Abend aus und liegt dieser nicht ganz isolirt, sondern steht mit einem größern Walde in Verbindung; so wird hier der Zug fast eben so gut seyn, als am Ufer eines Flusses, welcher die oben angegebene Richtung nimmt, oder in solchen Gegenden, wo sich zwischen Bergen schmale Thäler von Morgen nach Abend hinziehen.

Der Einfallsort der Krammetsvögel läßt sich nicht immer bestimmen. Wo die bei Nacht ziehenden der Morgen übereilt, bleiben sie bei schlechter Aesung nur bis zur nächsten Nacht, bei guter länger. Doch liegt es in der

Natur der Sache, daß sie im Herbste häufiger in den nach Abend zu belegenen Vor- und Feldhölzern und zwar meist in den westlichen Spitzen und auch da sich verweilen, wo Wiesen und Lehden solche begrenzen oder durchschneiden.

An diesen Orten zieht wieder die Misteldrossel (Schnärre) und die Wachholderdrossel (Ziemer) das höhere und Nadelholz dem dichteren und Laubholze, letztere aber besonders Wachholdergesträuch, Singdrossel (Zippe) und Amsel das jüngere Nadel- und Laubholz dem älteren, die Rothdrossel hingegen halb ausgewachsenes Laubholz allem übrigen vor.

Bei vorzüglich warmen Herbsttagen zieht der Vogel nicht gern weit und weiter vorwärts, sondern vertheilt sich, der Aesung wegen, mehr in die Breite; woher es denn kommt, daß man unter diesen Verhältnissen zuweilen an solchen Orten, wo er sonst spärlich einfällt, einen guten Fang macht.

In kalten, besonders neblichen Nächten gehen die Vögel, welche den Tag über in einem Reviere lagen, gewiß fort, werden aber auch durch neue Ankömmlinge bestimmt ersetzt. Steht den Nachmittag Regen bevor, so ist am frühesten Morgen vorher gewiß der Einfall und Fang, der überhaupt bei stillem und trübem Wetter am besten ausfällt, gut; bei heftigen, tobenden Stürmen zieht zwar der Vogel sehr stark, kann aber weder das Gelock vernehmen, noch häufig auf den Dohnen einfallen, weil die Stämme und Schleifen sich zu sehr bewegen. Im Nadelholze und Wachholdergesträuche thut man den reichlichsten Fang in Laufdohnen.

§. 12.

Freimüthig gesteht der Verfasser, daß er zu wenig Erfahrung über die Anlage und Einrichtung der Krammetsvogelheerde und den Fang auf denselben hat und daß er seinem Werke in dieser Rücksicht diejenige Vollkommenheit nicht zu geben vermag, welche er ihm überall wohl wünschte. Er würde sich, wie mancher seiner Vorgänger, leicht dadurch helfen können, wenn er, unbekümmert um

Deutlichkeit und Richtigkeit seiner Darstellung, Döbel und Naumann nachschriebe, aber theils verachtet er diese sonst eben so gewöhnliche, als zur Füllung der Bogenzahl bequeme Methode, theils ist er überzeugt, daß, ohne praktische Anweisung eines geschickten Vogelstellers, die beste Beschreibung, wäre sie auch mit Zeichnungen begleitet, dem Ungeübten nicht verständlich wird.

Das Beste über diesen Gegenstand hat meiner Meinung nach Naumann in seinem Vogelsteller, welcher 1789 bei Schwickert in Leipzig erschien, geliefert. Nur 6 Gr. kostet das auch in vieler andern Rücksicht sehr brauchbare Werkchen, und nicht leicht wird man es in Absicht auf den Sachinhalt unbefriedigt aus der Hand legen. Ich glaube es meinen jungen, unerfahrnen, aber wißbegierigen Lesern deshalb vorzüglich empfehlen zu können, weil sie in demselben das meiste auf den Vogelfang Bezug habende deutlicher als irgendwo beschrieben und durch Zeichnungen erläutert finden.

Hier nur noch so viel: Der Tränkheerd wird gleichfalls mit zwei Schlagwänden an der Vogeltränke und auf die Art eingerichtet wie der Wasserheerd, von welchem in dem Kapitel von den Sumpfschnepfen (Beccassines) gesprochen werden wird.

§. 13.

Wem es an Zeit gebricht, den Vogelheerd gehörig abzuwarten, oder an Gelegenheit, ihn schicklich anzulegen; wer in Gegenden lebt, wo der Drosselzug nicht stark genug ist, um die mit jener Anlage verbundenen Kosten zu ersetzen: der wird immer noch in der Schneuße (im Dohnensteige) nach Maßgabe der Gegend eine ansehnliche Zahl von Drosseln fangen, vorzüglich wenn er sich bei übrigens zweckmäßiger Einrichtung nach dem richtet, was er im Vorhergehenden über den Zug, Einfall und Aufenthalt der Krammetsvögel gelesen hat. —

Man hat ein zu großes Aufheben von dem Schaden gemacht, welcher durch das Dohnenstellen dem Holze zugefügt werden soll. Ich will nicht läugnen, daß er in nicht

überflüssig geschlossen bestandenen Nadelhölzern in Betracht gezogen zu werden verdient; im Laubholze hingegen, wenn es als Niederwald behandelt wird, ist er, wenn die Dohnen eingebohrt, nicht mit dem Breitmeißel eingestemmt werden, und wenn der Jäger vernünftig genug ist, sie nicht an dominirenden Stangen oder gar an Laßreideln und Ueberständern anzubringen, es nicht.

Hier und da hat man den Drosselfang aus dem Grunde untersagt, weil diese Vogelgattung sehr viel zur Verminderung schädlicher Raupen und Insekten beitragen soll. Der Verfasser kann seine Meinung nicht unterdrücken, daß dies allerdings der Fall seyn würde, wenn die Drosseln den Sommer über bei uns blieben; so aber halten sie sich auf dem Frühlingszuge nur kurze Zeit auf und im Herbste äsen sie fast nichts als Beeren. Er ist daher überzeugt, daß der durch ein solches Verbot beabsichtigte Zweck wenn ja, doch nur sehr unvollkommen erreicht werden kann.

Deshalb mag denn auch das, was auf gute Anlage und Einrichtung einer Schneuß (Dohnensteges) Bezug hat, hier seinen Platz finden.

Der Schneußsteg selbst, d. h. der Strich, welchen man mit Dohnen bestellen will, muß im August rein ausgeästet werden, vorzüglich jede Stange, an welcher eine Dohne angebracht werden soll. Jemehr derselbe in Schlangenlinien geführt wird, desto besser ists, weil durch das Geflatter eines gefangenen Vogels die im Einfalle begriffenen weniger zurückgescheucht werden, als bei gerade fortlaufendem Stege.

Wenn diese Arbeit vollendet ist, werden die Dohnen höchstens acht Schritte von einander so gestellt, daß abwechselnd eine zur Rechten, die andere zur Linken, an den Krümmungen des Steges aber jedesmal eine so steht, daß die Vögel immer die nächste vor und hinter dieser sehen können.

Auch macht man im voraus aus möglichst langen ausgesottenen Pferdehaaren die benöthigten Schleifen und zwar so: Drei gleich lange Haare nimmt man in jeder

Hand an einem Ende mit den Spitzen zusammen, schlägt in der Mitte einen einfachen Knoten ein und zieht diesen fest zusammen. Diesen Knoten faßt man nun zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand, so daß die eine Hälfte der Haare links, die andere rechts über die Finger heraus liegt. Dann faßt man den Knoten so knapp als möglich mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und läßt die Haare durch die Finger der linken Hand laufen, indem man sie mit der rechten langsam in die Höhe zieht, dabei scharf mit den Fingern immer weiter nachgreifend dreht, bis man ans Ende kommt, wo, durch eine einfach umgeschlagene Oese, der lange zusammengedrehte Theil der Schnur dreimal durchgesteckt und am kurzen obern Ende der Knoten zusammengezogen wird. Die Arbeit wird beschleunigt und erleichtert, wenn man von Zeit zu Zeit die Fingerspitzen mit Kreide bestreicht.

Hat man hinlänglichen Vorrath, den man gewöhnlich schockweise in der Mitte mit einem starken doppelten Faden zusammenschleift; so werden die Dohnen selbst verfertigt.

Man verfertigt sie auf vielerlei Art. Der Verfasser hält folgende für die besten:

1. Die Ringeldohne. Um diese machen zu können, muß man zuerst eine genügliche Menge von ¼″ langen Ringen aus jungen, vorjährigen, verholzten Trieben des spanischen Holunders *) schneiden und aus diesen das Mark mit einem Drahte stoßen. Ferner nimmt man einen ½″ breiten und 18″ langen Streif im Julius geschälten und im Wasser gerösteten, getrockneten Lindenbastes, hängt diesen in der Mitte an ein fest eingeschlagenes eisernes Häkchen, unterbindet da ein ¾″ weites Oehr mit einem doppelten Knoten, schabt hierauf beide Bastenden mit einem Messer dünn und spitz, dreht nun mit jeder Hand eins zwischen dem Daumen und Zeigefinger zusammen und flechtet beide von dem Oehrknoten an auf 7″

*) Gemeiner Lilack, Syringa vulgaris.

Länge rund schnurenartig. Hiernächst nimmt man zwei von den Holunderringen und zieht durch das Kernloch eines jeden, von der rechten Hand nach der linken zu, das Oesenende einer der pferdehaarnen Schleifen, von der linken Hand nach der rechten hin aber beide zugespitzte Bastenden zugleich. Wenn nun endlich da, wo das Geflecht aufhört, das eine Bastende um das andere herumgeschlagen und fest verschleift worden, zieht man über dem so entstandenen Knoten eine aus zwei etwas stärkeren, ellenlangen Bastenden zusammengedrehte Schnur, so daß sie an einem Ende so lang wie am andern herabhängt, mit einem einfachen Knoten fest und schleift mit dem einen Ende derselben die nicht zusammengeflochtenen Bastspitzen, welche durch die Ringe gezogen wurden, an. Nachdem sodann an dem Knotenende ein ganz schmales, etwa 1″ langes Streifchen von dünnem Leder bis zur Mitte durch die Haarschnur gezogen und mit beiden Enden zusammengedrückt worden, zieht man beide Schleifen, doch ohne die Oesen sehr zu erweitern, auf, schiebt die Ringe, in welchen sie hängen, dicht neben einander, legt die Schleifen über einander, drückt das Ende des Bastes, an welchem das Oehr befindlich ist, mit der linken Hand auf die Schleifen, und umflicht sie ringsum mit dem andern, bis zu den Enden der Bastschnur; hier werden die Enden derselben getheilt. Das eine schlägt man rechts, das andere links um den entstandenen großen Ring und verknüpft sie leicht. Alle nun bis zum Stellen fertige Dohnen reiht man an einen Bindfaden.

Sollen sie nun in der Schneuß gebraucht werden, so schneidet man einen Vorrath von sahlweidenen oder kiefernen u. dgl. Zweigen ab, welche an dem dünneren Ende ein Knie, d. h. ein in die Höhe stehendes Aestchen haben müssen, spitzt den ungefähr $8\frac{1}{2}$″ langen Grundtheil scharf zu, und schneidet an dem 7″ hohen Knieästchen einen kleinen Kerb ein.

Versehen mit einer hinlänglichen Zahl von Dohnen und Zweigen, ingleichen mit einem Schneckenboh-

rer *) (welcher ein beinahe so weites Loch macht, als die Grundtheile des Zweiges stark sind) und einem Messer, begibt man sich auf den vorher ausgeputzten Steg, bohrt in nicht dominirende Stangen — denn starke wählt man deshalb nicht, theils weil an diesen die Vögel nicht gern in die Dohnen gehen, theils weil sie durch die Verwundung Schaden leiden — 4½′ über der Erde ein 1½″ tiefes Loch, treibt in dieses das zugespitzte Ende des Zweiges fest und so ein, daß das Aestchen mit dem Kerbe gerade aufwärts steht, wickelt dann eine Dohne völlig auf, hängt das Oehr derselben in den Kerb, nimmt beide lange Enden der Bastschnur um die Stange, zieht sie bis an den Knoten so fest an, daß das Knie auf dem Grundzweige fast rechtwinklich steht, schlägt sie dann einigemal um die Stange und knüpft sie zuletzt mit einem Knoten und einer Schleife fest. Endlich zieht man die Ringel nebst den Schleifen so aus einander, daß der vorderste 2″ vom Knieästchen, der hinterste eben so weit von der Stange entfernt liegt, und dreht beide so, daß die Schleifen gerade in der Dohne herunter und in der Mitte etwa ½″ über einander hängen. Am folgenden Tage werden sie zirkelrund stehen, und nun sticht man in der Mitte des Grundzweiges jeder Dohne von unten herauf mit dem Messer einen nicht zu weiten Spalt durch, in welchem ein mäßig starker Ebereschenbeerbüschel unten eingeklemmt wird.

Unter allen Dohnen stellen diese am genausten; die Verfertigung aber ist allerdings mühsam.

2. Die eigentliche Bastdohne **). Sie wird, wenn, wie an der vorigen, oben, wo vier schmale Bast-

---

*) In Nadelhölzern vertritt die Stelle desselben ein dazu eingerichteter Spitzhammer, mit welchem dem Holze kein bedeutender Schade zugefügt wird. Dieser Spitzhammer wird mit der Spitze an den Baum gesetzt und etwa 1½″ tief eingetrieben. Auf diese Weise erhält man das zum Einstecken der Vögel erforderliche Loch.

**) Sonst konnte man sie in Leipzig schockweise fertig kaufen; ob es noch der Fall ist, kann ich nicht sagen.

streifen zusammengeschlagen sind, ein Oehr geknüpft worden ist, 1″ lang viersträhnig geflochten. Hier legt man das Knotenende der ersten Haarschleife an, flechtet sie etwa 1″ lang im Baste, bis sie gerade abwärts hängt, mit ein, verfährt dann mit der zweiten Schleife eben so, führt die Flechte hernach etwa noch 2″ lang fort und verknüpft hier die Baststreifen sämmtlich durch einen doppelten Knoten. Hinter diesem müssen so lange Enden übrig bleiben, daß, wenn zum Stellen dieser Dohne alles wie bei der vorigen eingerichtet ist, sie an der Stange festgebunden werden kann.

Beide vorerwähnte Arten bindet man, wenn der Krammetsvogel-, Gimpel- und Seidenschwanzzug vorüber ist, ab, ringelt sie, wie bei 1. gesagt, zusammen, und hebt sie, an einen Bindfaden gereiht, an einem trocknen, luftigen, gegen den Zugang der Mäuse geschützten Orte, frei hängend, auf. So behandelt, können sie mehrere Jahre gebraucht werden.

3. Die Bügeldohne. Dies ist die gewöhnlichste und allerdings die, deren Verfertigung mit der wenigsten Mühe verbunden ist. Man nimmt nehmlich kieferne, sahlweidene oder sonst biegsame, ganz gerade und astlose, etwa 15″ lange Stäbchen, welche am dicksten Ende so stark wie ein kleiner Mannsfinger sind, und schneidet oben und unten viereckige Spitzen daran. Dann bohrt man mit dem Schneckenbohrer, oder schlägt mit dem Spitzhammer in die Stangen, an welche die Dohnen angebracht werden sollen, 4½′ über der Erde das unterste, 7″ höher das oberste Loch — und zwar jedes 2″ tief —, schiebt in ersteres das stärkere Ende des Bügels (Stäbchens), biegt ihn in der Mitte halbzirkelförmig, rund und aufwärts, und schiebt die schwächere Spitze in das obere Loch. Sollten so die Bügelzapfen nicht ganz fest in den Baumstämmen stecken, so schlägt man neben jedem einen kleinen Keil ein. Hierauf sticht man 2″ vom Baumstamme abwärts den obern Bügelarm mit einem nicht zu dicken Messer von unten herauf durch, und biegt die entstehende Spalte nur so weit aus einander, als es zum

Durchstecken der Oese an der ersten Schlinge von oben herein unumgänglich nöthig ist; dann faßt man diese Oese und zieht die Schleife bis an den obern Endknoten herunter. In 2″ weiter Entfernung von dieser nach vorn zu verfährt man mit der zweiten Schleife eben so, läßt beide 24 Stunden hängen, und stellt dann die eigentlichen Schlingen so auf, daß sie, wie bei 1. gesagt worden, etwas über einander und 2″ über dem untern Arme des Bügels hängen. Das Einbeeren wird, wie oben erwähnt, verrichtet.

4. Die Hängedohne. Diese ist überall, vorzüglich in jungen Gehauen, wo die Schwäche der Holzstämmchen das Einbohren nicht gestattet *), deshalb da um so mehr anwendbar, weil die meisten Drosselarten in Dickungen am liebsten einfallen, und sich sehr gut in Hängedohnen fangen. Man nimmt dazu einen gabelförmigen, weidenen oder birkenen, oben, wo er abgeschnitten ist, nicht völlig fingerstarken Zweig, an dem beide an der Spitze verstutzte Seitenäste 18 bis 20″ lang bleiben müssen. 8″ von der Spitze derselben hinaufwärts windet man jeden einmal um sich selbst herum, biegt beide unter der Windung befindlichen Theile gegen einander, und schlägt sie zweimal so um einander, daß die Spitzen an die Schenkel des auf diese Weise entstandenen Triangels sich anschließen. In jedem Schenkel wird hierauf eine Schleife, wie bei den Bügeldohnen, so eingezogen, daß sie, aufgestellt, 2″ über der Basis hängt; die Beerenbüschel klemmt man in den an derselben um einander geschlagenen Zweigspitzen ein.

5. Die Laufdohne. Sie wird gewöhnlich nach folgenden Methoden verfertigt:

a) Man nimmt 14″ lange, unten spitz geschnittene Stäbchen, schlägt sie, etwa 4′ weit von einander

---

*) In diesem Falle und überhaupt bedienen sich viele Jäger eines Stemmmeißels, und schneiden dann die Bügelzapfen breit. Diese holzverderbliche Methode sollte überall auf das strengste verboten werden.

entfernt, zu beiden Seiten der im Gesträuch reingeharkten schmalen Stege, gerade einander gegenüber fest in die Erde, zieht dann etwa 3″ von oben herein in jedem eine Schleife so ein, daß die beiden zwischen zwei gegen einander über stehenden Stäben aufgestellten Schleifen dicht an einander, und 2½″ über der Erde hängen. Oder

b) man treibt zwei 18″ lange, fingersstarke Stöcke, einander gegenüber zu beiden Seiten des Steges, schräg einwärts gerichtet, fest in die Erde, bindet sie da, wo sie oben sich kreuzen, fest zusammen, und zieht in jedem Schenkel eine Schleife ein. Oder

c) man wählt einen etwas längern und stärkern Bügel, als den unter 3. angegebenen, steckt die eine Spitze desselben auf der rechten Seite des Steges fest ein, biegt ihn etwa 8″ über der Erde über, und treibt gerade gegenüber den andern Schenkel ein. Da, wo auf beiden Seiten, von unten an gerechnet, die Bügelrundung anfängt, werden die Schleifen eingezogen.

Drosseln, die weder in Baumdohnen noch Sprenkeln eingehen, wird man, da sie auch von Gewürm und Insekten sich nähren, in Laufdohnen häufig fangen, vorzüglich wenn, wie bei den Schnepfenstegen, bei Zeiten der Boden des Steges aufgekratzt und mit Kuhmist überstreuet, in der Fangzeit aber das Laub täglich weggeharkt, und mit todten Fliegen und einzelnen Vogelbeeren zwischen den Dohnen, doch nicht zu stark, vorgefüttert wird. Nimmt man zu den Schleifen vier bis fünf Haare, so werden beiläufig Waldschnepfen und Rebhühner (öfters aber auch Igel) sich fangen, besonders wenn auf beiden Seiten jeder Dohne trockenes Reisig ungefähr eine Hand hoch aufgeschichtet wird.

§. 14.

Zu seinem großen Verdrusse wird der Jäger oft ge-

wahr werden, daß seine ganze Schneuß oder doch der größte Theil derselben ausgebeeret und daß deshalb, selbst beim besten Zuge der Drosseln, der Fang schlecht ist. Dies kommt daher: Jede Drossel, vorzüglich aber die Amsel, fliegt oft von unten herauf oder von der Seite nach dem Beerenbüschel, und nimmt die Beeren einzeln weg; oder der Vogel, welcher schon in der Dohne sitzt, fährt mit dem Kopfe unter den Schleifen weg; oder er steht — vorzüglich ist dies bei der Rothdrossel und bei den Meisen der Fall — von der Seite im Bügel, klammert sich auch wohl von außen an, und beert aus ohne sich zu fangen. Man kann dies verhüten, wenn hinter und vor dem Büschel eine Schleife schräg von oben herein im Grundtheile des Bügels eingezogen und so gestellt wird, daß an jeder Seite eine Schlinge vor den Beeren hängt. Oft wird man in diesen Unterschleifen mehr fangen, als in den oberen.

Auch durch Sprenkel werden solche Näscher oft betrogen. Die Verfertigung derselben ist so bekannt, daß ich darüber nichts sagen zu dürfen, und nur das anführen zu müssen glaube, was auf bessern Erfolg beim Fange Bezug und Einfluß hat.

Will man verhindern, daß die Stände (Füße), der Vögel beim Fange nicht beschädigt werden, so darf man keine Pferdehaarschleifen anwenden, sondern man muß einen starken, festen, grauen Zwirnsfaden, doppelt genommen, am dünnern Theile des Sprenkelbogens anbinden, das andere Schlingenende des Fadens aber durch das Stellloch ziehen und da, wo die Schlinge aufhört, ein wenig weiches, wollenes Zeug einschleifen. Nächstdem schneide man das Tippholz (Stellholz) am unterwärts gekehrten Theile so dünne als möglich aus, damit es recht leicht wird, oben aber, außer dem gewöhnlichen Kerbe, welcher den Faden faßt und hält, auf der Mitte des Holzes einen ähnlichen ein, in welchem ein fingerlanges Grashälmchen eingeklemmt, an beiden Enden desselben die ausgebreitete Schlinge aufgelegt und dadurch

verhindert wird, daß sie an den Seiten nicht herunterhängt.

Uebrigens bedarf man in der Schneuß keiner besondern Spriegel, um die Sprenkel daran zu hängen, sondern man ästet ein gerades, dünnes Baumstämmchen aus, schneidet etwa 3½′ über der Erde, hin und wieder auch in gleicher Höhe mit den Dohnen, einen Kerb von oben herab ein, nimmt den noch offenen Sprenkel um das Bäumchen herum, zieht dann erst den Faden durch das Loch, stellt ihn auf und hängt ihn in dem Kerbe, in einem zweiten aber, welcher eine Querhand breit gerade über dem Tippholze stehen muß, die Beeren, wozu man halb Eberеschen, halb Schießbeeren gebraucht, ein.

Weniger bekannt, aber sehr nützlich in der Schneuß ist eine andere Art von Sprenkeln, die man Aufschläge zu nennen pflegt. Man sucht dazu dünne, etwa 1½″ starke Baumstämmchen aus, an welchen hinten ein nicht zu starker elastischer Zweig befindlich ist. Diesen Zweig putzt man aus, verstutzt ihn an der Spitze und schleift da den Stellfaden oder die pferdehaarne Schlinge an. Dann biegt man den so entstandenen Schneller herunter und schneidet da, wo die Spitze desselben an den Hauptstamm trifft, am Vordertheile einen Kerb wie am gewöhnlichen Sprenkel ein, bohrt hierauf, wie an diesem, mit einem ganz kleinen Hohlbohrer ein Loch durch, und schneidet hinten um selbiges herum die Baumschale ab. Nachdem nun der Schneller wieder heruntergebogen und die Schlinge durch das Loch gezogen worden, verfährt man mit dem Stellen und Aufbeeren gerade wie beim gewöhnlichen Sprenkel.

§. 15.

Während des ganzen Herbstzuges der sämmtlichen Drosselarten muß die Schneuß täglich zweimal, frühe gegen 10 Uhr und Nachmittags nach 3 Uhr, besucht werden, um, wo Beeren fehlen, frische einzuhängen, und

jeden gefangenen Vogel auszulösen. Die Schleife, in der der Vogel hing, wird dann auf 24 Stunden ganz heruntergezogen, jede vom vorigen Tage herabhängende aufgestellt, auch statt einer etwa schadhaft gewordenen eine neue eingezogen. Besondere Aufmerksamkeit ist darauf zu richten, daß die Schleifen stets recht gerade und etwas über einander hängen. Ist dies nicht der Fall bei einer und der andern; so muß sie in Ordnung gebracht werden. Dies geschieht durch folgende Handgriffe.

Bei Ringeldohnen dreht man den Ring, bei Bügeldohnen zieht man die Schleife so lange am Knotenende auf=, an der Schlinge aber unterwärts, bis die Stellung ganz richtig ist. Bei eigentlichen Bastdohnen wird man sich oft genöthigt sehen, Windhaare anzulegen, indem man etwa $\frac{1}{2}''$ unterhalb der kleinen Oesen der aufgestellten Schlingen, auf beiden Seiten des Kniestäbchens sowohl, als des Baumstämmchens Kerben so einschneidet, daß das darin eingeklemmte Pferdehaar die schiefe Richtung der Schleifen verhindert.

§. 16.

Zum Schlusse bemerke man noch, daß in der Regel das Gescheide der Krammetsvögel nicht ausgezogen wird; daß man sie aber an dem Tage, wo sie gefangen worden sind, bis an den Kopf hinauf rupfen lassen muß.

Siebentes Kapitel.

Vom Seidenschwanz.

Ampelis Garrulus, *Linn.* *)

§. 1.

Er heißt auch Haubendrossel, Böhmer, Zuserl, Zizirelle, Mipsterz, Schneevogel, Schneeleschke, Goldhähnel, Pfeffervogel, Kriegsvogel, Pestvogel, Unglücksvogel **), und wird nach dem Linnéischen und Lathamschen System in der Ordnung der Singvögel, nach dem Cuvierschen aber in der Ordnung der sperlingsartigen Vögel (T. C. Unterordnung IX. G. 29.), in der §. 76. der Einleitung angenommenen Eintheilung aber, in der Unterordnung B. (drosselartige Vögel), der IV. Ordnung (Singvögel) überall als besondere Gattung aufgeführt.

§. 2.

Er ist ein Zugvogel, welcher im Sommer die Länder von Europa und Amerika, die oberhalb des arktischen Kreises liegen — nicht, wie man sonst glaubte, Böhmen — bewohnt; im November, December

*) Bechst. Handbuch d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 81; Wolfs und Meyers Taschenb. I. 204.

**) Letztere drei Namen erhielt er in Gegenden, die er noch seltener als die unsrige besucht, wohl vom abergläubischen Pöbel, der jeden seltenen Vogel — wie den Komet — für einen Unglückspropheten hält.

und Januar, meist immer mit dem Ziemer zugleich und in starkzähligen Flügen, aber nicht alle Jahre und eben so wenig nach immer gleichen Zwischenräumen, in Teutschland eintrifft, hier zuweilen bei gelinder Witterung den ganzen Winter zubringt, öfter und gewöhnlich aber in südliche Gegenden geht, dann in der Mitte des Aprils zurückkommt und seine nördliche Heimath wieder aufsucht, um dort sein Geheck zu machen.

Hier nur einige Zusätze zu der Th. I. Einleitung, §. 76. Gattung 24, bei der Art röthlichgrauer Seidenschwanz, gelieferten kurzen Beschreibung: Das Gefieder der Kehle ist schwarz; eben so sind die längern Schwungfedern gefärbt, doch haben die dritte und vierte an dem äußern Barte weiße, die fünf folgenden gelbe Spitzen. An den übrigen kurzen geht die schwarze Farbe in Grau über, und die Spitzen derselben sind weiß. Die Ruderfedern sind, bis auf die schön schwefelgelben Spitzen, schwarz; mit schwarzer Haut auch die Stände überzogen.

Die pergamentartigen, scharlachrothen Fortsätze sind beim Männchen nicht nur an den Schäften der fünf bis neun hintersten Schwungfedern, sondern beim sehr alten auch an einigen Ruderfedern, beim Weibchen aber immer nur an den fünf letzten Schwungfedern sichtbar. Ferner zeichnet sich letzteres noch von ersterem dadurch aus, daß der schwarze Flecken an der Kehle weniger groß ist, und daß die beim Männchen gelben Spitzen einiger Schwungfedern beim Weibchen nur weißgelblich erscheinen.

Junge beiderlei Geschlechts zeichnen sich durch das an allen Theilen heller gefärbte Gefieder aus junge Weibchen hingegen noch dadurch, daß an ihren Schwungfedern die pergamentartigen Fortsätze noch gar nicht sichtbar sind.

Der Flug des Seidenschwanzes ist rasch, indem er dabei schnell, aber weniger hoch, als die Drosseln, mit den Flügeln schlägt; sein Gang ist schief und unbeholfen hüpfend, aber nicht watschelnd, wie beim Staar.

Macht es seine Trägheit oder Dummheit oder sein Aufwachsen in unbewohnten Gegenden, kurz, er scheuet den Menschen fast gar nicht, und wird bei jeder Gelegenheit ungemein leicht ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Ein in ziemlicher Entfernung vernehmbares Knappen mit dem Schnabel zeigt an, daß er etwas übel empfindet.

Sein Laut, bei dessen Aeußerung er in einem weg die Kuppe auf- und niederschlägt, und sich gerade so geberdet, als glaube er sehr viel zu leisten, verdient nicht Gesang genannt zu werden; denn er besteht nur in einigen unmodulirten, leise lispelnden Tönen. Das Gelock ähnelt dem des Gimpels, nur ist es dumpfer und heiserer; trillerartig schnarrend aber ertönt es, wenn es ihm ja einmal einfällt, sich um etwas zu bekümmern, was außer ihm vorgeht, und wenn ihm dabei etwas so verdächtig scheint, daß er seinen Kameraden ein Warnungszeichen zu geben für nöthig erachtet.

Wahrscheinlich trägt die Indolenz dieser Vögel nicht wenig dazu bei, daß sie ein ziemlich hohes Alter erreichen. Mir selbst sind Beispiele bekannt, daß sie acht bis zehn Jahre im Bauer gelebt haben. In den Dohnenschlingen gefangen, enden sie sehr bald, ohne sich so sehr, wie die Drosseln, zu quälen.

§. 3.

Ihr Nest soll in Felsenspalten gebirgiger Waldgegenden stehen; weiter ist über den Betrieb des Fortpflanzungsgeschäftes nichts bekannt.

§. 4.

Im Frühlinge äsen sie Insekten, Schmetterlinge, vorzüglich Schwebefliegen und Bremsen. Werden sie, auf dem Baume sitzend, eine dieser Kreaturen gewahr, so fliegen sie, wie die Fliegenfänger (Muscicapa) Fliegenschnapper, darnach hin, schnappen sie weg und setzen sich,

um ihr Mahl mit Gemächlichkeit zu verzehren, wieder auf die nehmliche Stelle, wo sie vorher sich befanden. Wahrscheinlich äsen sie alles vorher Genannte auch im Sommer, und füttern damit auch ihre Jungen. Im Herbste nehmen sie alle Beerenarten, besonders aber Wachholderbeeren an, von denen das Wildbret einen gewürzähnlichen Geschmack bekommt *). Im Winter begnügen sie sich im Nothfalle auch mit Buchen-, Ahorn- und Obstbaumknospen.

Im Zimmer, wo man sie jedoch ihrer großen Unreinlichkeit halber bald überdrüssig wird, nehmen sie das im vorhergehenden Kapitel angeführte Universalfutter der Drosseln sehr gut an; überhaupt aber kommt es ihnen mehr auf Quantität — denn sie sind unter allen Vögeln die stärksten Fresser und können täglich so viel bezwingen, als sie selbst wiegen — als auf Qualität an, und deshalb würgen sie Kartoffeln, Kohl, Salat, Möhren und alle Arten von rohem Obst, in großen Stücken hinunter, fressen auch das, was in ihren Exkrementen unverdaut abging, unbedenklich zum zweitenmale. Ein häßlicher Appetit! —

Wärme können sie so wenig vertragen, daß sie in einer mäßig warmen Stube gleich den Schnabel aufsperren, und sobald ihnen nur kurze Zeit frisches Wasser zum Saufen fehlt — dessen sie schon ihrer Gefräßigkeit wegen viel bedürfen — sehr bald verschmachten.

Sie baden sich sehr gern, machen sich dabei aber weniger naß, als viele andere Vögel.

§. 5.

Das Wildbret dieser Vögel wird für sehr gesund gehalten, auch seiner Zartheit und des piquanten Geschmacks wegen geschätzt.

---

*) Daher wohl der Name Pfeffervogel.

Die Federschmücker verarbeiteten sonst das schön gefärbte, zum Theil sonderbar gestaltete Gefieder häufig; jetzt ist dieser Frauenschmuck nicht mehr in der Mode.

§. 6.

Mehr haufenweise, als alle andere Zugvögel kleinerer Art, fallen die Seidenschwänze da, wo sie Geäse finden, ein und halten so gut aus, daß man zuweilen zwölf und mehr Stück auf einen Schuß erlegen kann, wenn die Flinte mit Schrot Nr. 6. geladen ist.

Auf dem Heerde werden sie häufig auf das Gelock der Rothdrossel und des Grünlings, sicherer noch auf das eigene gefangen; auch in Bügeldohnen, Sprenkeln und Aufschlägen gehen sie leichter als alle Drosseln ein, so daß oft in beiden Schleifen einer Dohne einer hängt. Auch das Geflatter eines schon gefangenen hält die übrigen nicht ab, einem gleichen Schicksale entgegen zu eilen.

Achtes Kapitel.

Vom Simpel.

(Rothbrüstiger Kernbeißer, *Loxia Pyrrhula*, *Linn.*)

---

§. 1.

Man nennt ihn auch Dompfaff, Schniel oder Schniegel, Blutfink, Liebich, Gieker, Brommeiß, Luh, Bollenbeißer, Hahle, Hoylen, Rettvogel und Dickkopf.

Nach dem Linneischen Systeme und also auch nach dem von Bechstein für Jäger geordneten, gehört er zur Ordnung der Singvögel; nach dem Latham=

schen und Cuvierschen aber zur Ordnung der sperlingsartigen Vögel. Den drei ersten Methoden zu Folge wird er zur Gattung Kernbeißer gerechnet, der letztern gemäß aber bildet er eine eigene. (S. T. C. Unterordn. X. Gatt. 37.) Nach der Th. 1. Einleitung, §. 76. angenommenen Eintheilung gehört er zur vierten Ordnung, und bildet in der achtzehnten Gattung (Loxia) die Familie C. — Dompfaffen.

§. 2.

In den nicht allzuhohen, mit Laubholz bewachsenen Gebirgen Europa's, bis nach Schweden hinauf, so wie in ganz Rußland, sind diese Vögel größtentheils wo nicht Stand=, doch Strichvögel, welche sich im November flugweise aus einem Walde, Feldholze oder Garten in benachbarte Distrikte ziehen, im Frühlinge aber dahin zurückkehren, wo sie ausgebrütet wurden oder vorher schon genistet haben.

In den ebenen Gegenden Sachsens und der der angrenzenden Provinzen erscheinen sie als Zugvögel, sowohl im Herbste als im Frühlinge, mit dem Ziemer zu gleicher Zeit, doch ein Jahr häufiger als das andere, zuweilen auch — und dann kann man im Herbste mit ziemlicher Gewißheit auf einen gelinden Winter schließen — gar nicht.

Nächst der §. 76. der Einleitung angegebenen Charakteristik der achtzehnten Gattung Kernbeißer, und nächstdem, was die kurze Beschreibung der zur Familie C. dieser Gattung gehörigen Art rothbrüstiger Kernbeißer enthält, bemerkt man Folgendes.

Der Gimpel hat einen kurzen und dicken Körper.

Das Männchen hat einen schwarzbraunen, fast schwarzen Schnabel, einen dunkelaschgrauen Oberhals und Rücken, auch eben so gefärbte Schultern. Die vordern Schwungfedern sind rußschwarz, die folgenden werden, je näher sie dem Leibe stehen, immer dunkler; die der zweiten Ordnung haben stahlblaue Ränder, die letzte von allen ist auf der äußern Fahne roth. Die größten von den obern

Deckfedern der Flügel schillern stark in Schwarz und endigen in schön silbergrauen Spitzen, durch welche auf den Flügeln ein Band von eben der Farbe gebildet wird; die mittleren sind aschgrau, die kleinsten mehr schwärzlich, roth gesäumt. Der Schwanz ist etwas gespalten und changirt aus Schwarz in Stahlblau. Die zinnoberrothe Farbe des Vorderhalses, der Brust und des Oberbauches ist bei jüngern Vögeln heller, und bis zur ersten Mauser bläulich überflogen, als bei alten. Die dünnen Stände sind mit schwarzer, an den Schienbeinen geschilderter Haut überzogen.

Das Weibchen ist kleiner; bei ihm fällt das aschgraue Rückengefieder ins Bräunliche, und alle rothe Theile am Männchen erscheinen nur schmutzig röthlichgrau.

Die Jungen sehen bis zur ersten Mauser, die dunkelbraunen Flügel und den eben so gefärbten Schwanz abgerechnet, überall schmutzig dunkelaschgrau aus; doch zeichnen sich, selbst im Neste schon, die Männchen dadurch aus, daß das Brustgefieder ins Röthliche schimmert.

Spielarten in Rücksicht der Farben fehlen auch hier nicht.

— Bechstein führt folgende auf:

a) Den weißen oder hellaschgrauen Gimpel.

b) Den schwarzen (Domdechant genannt). Mir ist er im Freien nicht vorgekommen; von klein auf eingeschränkt erzogen, sollen aber vorzüglich die Weibchen, wenn man sie im Bauer so aufhängt, daß die Sonne sie nicht bescheinen kann, nach der ersten Mauser öfters eine rußschwarze und bei starkem Hanffutter eine kohlschwarze Farbe annehmen.

c) Den bunten. Er hat bei den gewöhnlichen Farben weiße Flecken, auch wohl weiße Flügel und einen weißen Schwanz. Zuweilen sind Kopf, Kehle, Brust und Bauch schön rosenfarben, die Seiten des Halses etwas dunkler. Bei die Zeichnung pflegt der Schnabel röthlich und die Hautfarbe der Stände

blutroth zu seyn. Die dieser Beschreibung gleichenden Vögel hat man oft — nach Bechstein mit Unrecht — unter dem Namen Flamingokernbeißer als eigene Art aufgeführt.

Zu den Vogelstellergrillen gehört es, wenn man von großen Gimpeln (so groß als die Rothdrossel), von mittleren (von der Größe des Finken), und von kleinen (welche nicht stärker sind, als der gemeine Kernbeißer), als von besondern Arten sprechen hört. Im Freien wird man einen merklichen Unterschied in der Stärke nicht leicht gewahr werden; aus ein und denselben Neste genommen und im Zimmer erzogen, füttert sich aber bei diesen, wie bei andern Vögeln, einer oft viel größer, als der andere.

Im Fluge bewegt sich der Dompfaffe schnell und bogenförmig, auf der Erde schräg gestellt hüpfend.

Die Geschicklichkeit, welche er im hohen Grade besitzt, jeden fremden pfeifenden Ton sehr genau nachzuahmen und zu unterscheiden, läßt auf vorzüglich feine Organisation des Gehörsinnes schließen.

Gesellig, verträglich und anhänglich gegen ihres Gleichen, liegen, außer der Paar- und Heckzeit, diese Vögel sowohl da, wo sie Stand halten, als da, wo sie nur auf dem Zuge hinkommen, immer flugweise beisammen. Interessant für den aufmerksamen Beobachter der geringfügig scheinenden Eigenheiten der Thiere ist es, zu sehen, wie diese kleinen Waldbewohner schaarenweise vereinigt auf den Gipfeln der Bäume sitzen, sich putzen und auf den schwankenden Aesten wiegen, einander zurufen, sich begrüßen und besuchen, dann fröhlich sich necken, und gegenseitig mit Freundschaftsbezeigungen überhäufen.

Sie gehören zu den wenigen Vogelarten, von denen man mit ziemlicher Gewißheit behaupten kann, daß sie den ehelichen Verein auf Lebenszeit schließen, auch ihr Glück weder durch Untreue, noch durch Eifersucht und andere Zwistigkeiten trüben; denn fast immer, auch außer der Heckezeit, bleibt das Männchen bei seinem Weibchen, schnäbelt sich täglich mit ihm, und beide locken sich gleich

ängstlich, wenn sie zufällig sich von einander entfernt hatten.

Auch gegen den Menschen sind sie so wenig scheu, daß sie ihn, auch im Zustande der Freiheit, nicht eben fliehen; mögen sie aber jung oder alt eingefangen seyn, so werden sie in hohem Grade zahm, und äußern nicht selten besondere Zuneigung für ihren Gebieter.

An Gelehrigkeit und Genauigkeit im Nachpfeifen selbst schwieriger Melodien übertreffen sie fast alle andere Vögel, und man sieht es ihnen recht an, wie aufmerksam sie sind und wie viel Mühe sie sich geben, alles recht genau zu merken.

Nach allem hier Gesagten verdienen sie den Namen Gimpel, dem Begriffe zu Folge, welchen man gemeiniglich mit diesem Worte, als synonym mit Dümmling oder Einfaltspinsel, zu verbinden pflegt, gewiß nicht; auch ist jener Name natürlicher davon herzuleiten, daß das Wort Gimpel in der altteutschen Sprache einen Schleier bedeutet: denn die schwarze Zeichnung am Kopfe stellt sich ganz so dar, wie der bei andern Vögeln sogenannte Schleier. Es gibt durchaus keinen Grund weiter, diese niedlichen Vögel für dumm zu halten, als den, welcher von der Leichtigkeit, mit der sie gefangen werden können, hergenommen ist. Läßt man dies aber — billiger Weise — für ein Merkmal von Gutmüthigkeit, die überall selten Betrug und Nachstellung ahndet, gelten; so ist auch er recht triftig widerlegt.

Der gewöhnliche Laut des Gimpels, welcher den Namen des Gesanges zwar nicht verdient, aber doch die Stelle desselben vertritt, ähnelt dem Gequietsch eines ungeschmierten Rades am Schubkarren (Schiebbocke), und kann daher nicht angenehm seyn. Desto sanfter, gleichsam zärtlich flötend, ertönt der einfache, aber ziemlich lang gehaltene Lockton, welchen beide Geschlechter gemein haben.

Im Freien mögen diese Vögel wohl, wie alle, die auf nördlicheren Erdstrichen aushalten, ziemlich alt werden; die von Jugend auf im Zimmer erhaltenen aber überleben

selten das sechste Jahr. In sehr harten Wintern gehen oft viele darauf. Mir scheint Bechsteins Vermuthung, daß dies meist nur junge sind, welche die nothdürftige Aesung noch nicht zu suchen verstehen, keineswegs unwahrscheinlich.

§. 3.

Zeitig im Frühlinge treten (begatten) sich schon die Pärchen, und zärtlicher noch ist dann das Benehmen der Gatten gegen einander. Sie bauen gemeinschaftlich, an nicht sehr gangbaren Wegen, auf höhern Zweigen von Laubholz- und vorzüglich von Buchenstangen, ein eben nicht künstliches Nest, welches auswendig aus dünnen birkenen Aestchen besteht, dessen innere Höhlung aber mit Erdmoos ausgefüttert ist.

Hier legt das Weibchen drei bis sechs nicht scharf zugespitzte, bläulichweiße, am stärkeren Obertheile kranzförmig, violett und bräunlich gefleckte Eier, welche Männchen und Weibchen, von Zeit zu Zeit einander ablösend, in vierzehn Tagen ausbrüten, und dann die Jungen mit leichten Aesungsmitteln aus dem Kropfe bis zur ziemlich bald erfolgenden Flugbarkeit auffüttern. Wenn die Jungen völlig flügge sind, müssen sie selbst für ihren Unterhalt sorgen, weil die Alten dann sogleich das zweite Geheck machen.

§. 4.

Als Standvögel halten sich die Gimpel gewöhnlich in bergigen Laubhölzern, oder doch nur periodisch da in Nadelhölzern auf, wo jene nicht weit entfernt sind; bei uns sieht und fängt man sie während des Zuges zwar in ersteren häufiger, doch auch in letzteren, und selbst in ebenen Gegenden und kleinen Feldbüschchen nicht selten.

Ihre Aesung besteht im Frühlinge aus Nadelholzsamen; späterhin, wie es die Jahreszeit gibt, in Nessel-, Gras- und Oelgewächssämereien; im Herbst und im Winter nehmen sie, so lange sie eins oder das andere finden,

Wachholderbeeren, ingleichen die Kerne von Ebereschen-, Schieß-, Kreuz-, Schlingbaum-, Hartriegelbeeren und Hagebutten, das Fleisch aller dieser Früchte aber werfen sie weg. Können sie zur letztgedachten Jahreszeit von dem allen nichts mehr finden; so begnügen sie sich auch mit Knospen der Rothbuche, Eiche und Birnbäume; doch ziehen sie auch dann noch alle Arten von ausgefallenen Kräutersämereien vor, wenn sie dergleichen finden können.

§. 5.

In Hessen und im Fuldaischen zieht man ihrer eine große Menge auf, und richtet sie zum Pfeifen leichter Lieder ab.

Man nimmt sie zu diesem Behuf, wenn sie halb flügge sind — d. h. wenn die Schwanzfedern zum Vorschein kommen — aus dem Neste und reicht ihnen, bis sie ganz ausgewachsen sind, eingeweichte Semmel, mit eingequellter Rübesaat vermischt, zum Futter. Bis sie es selbst annehmen, muß ihnen, vermittelst einer Federspule, welche wie ein Zahnstocher, doch weniger spitz, geschnitten ist, öfters etwas, aber nicht viel auf einmal, eingesteckt werden.

Männchen und Weibchen lernen künstlich pfeifen, und zwar mehr als eine Melodie ohne Anstoß und Vermischung, wenn sie richtig behandelt werden. Da nur dann ein glücklicher Erfolg zu hoffen ist, wenn sie ununterbrochen Unterricht erhalten, so dürfen blos solche Leute ihn geben, die in der Stube eine sitzende Lebensart führen.

Eine kurze Anweisung zum Verfahren mag hier ihren Platz finden.

Man hängt nehmlich den jungen Lehrling, von andern Vögeln abgesondert, in einem dunkeln Bauer, dicht neben sich und pfeift ihm die Melodie, welche er zuerst fassen soll, gleich von dem Augenblicke an, wo er ins Zimmer kommt, recht oft vor. Sobald er zu stim-

men *) (nachzuahmen) beginnt, verdopple man die Lektionen und helfe augenblicklich da nach, wo er stockt, ehe er das Erlernte der Melodie wieder von vorn anfängt.

Hat er ein Liedchen ganz inne; so lehre man ihn auf eben die Art das zweite **). Daß ein Vogel mehr, als drei gelernt hätte, weiß ich aus Erfahrung nicht, und soll er ganz fest in seiner Kunst werden; so muß man die Unterweisung neun Monate lang fortsetzen, ihm auch nach der ersten Mauser — während welcher er viel, oft alles vergißt, weil er da stumm ist — wieder gehörig nachhelfen ***).

Für solche gelehrte Gimpel, die im Bauer gehalten werden müssen, ist reiner Winterreps †) für gewöhnlich das beste Futter; zuweilen gebe man ihnen auch etwas gequellten Zwieback. Im Sommer füge man Grünes, z. B. Brunnenkresse ††) und Mäusedarm, im Herbste Aepfelschnitten und Möhrenscheibchen hinzu, indem man eins wie das andere zwischen das Gitter des Käfigs klemmt.

Hanf fressen sie zwar gern, aber nur selten reiche man ihnen ein wenig davon; denn er ist zu hitzig und häufiger Genuß desselben kostet vielen das Leben. Ameisenencier dürfen sie nur zur Kur, vorzüglich während der Mauser, bekommen, müssen aber, wenn sie solche anneh-

---

*) Die jungen Gimpel fangen zwar erst dann an zu stimmen, wenn sie allein fressen lernen; aber dennoch muß man ihnen schon früher vorpfeifen. Wer dies recht gut mit dem Munde kann, der bleibe dabei; außerdem bediene man sich lieber eines Flageolets, als einer Pfeifkiste: denn nach dieser nimmt der Vogel einen kreischenden Ton an.

**) Der Verf. kennt einen so gelehrten Vogel, der, sobald eine Mannsperson sich ihm nähert, augenblicklich zu pfeifen anfängt, nie aber einen Laut ausgibt, wenn ein Frauenzimmer ihm auch noch so schön thut. Selbst seine Gebieterin und Pflegerin muß einen Mannsrock anziehen, wenn er pfeifen soll; aber dann übt er auch seine Kunst so gut und gern, daß die Melodie mit der Guitarre begleitet werden kann.

***) Liebhaber abgerichteter Dompfaffen würden es gern sehen, wenn man weniger abgedroschene Melodien wählen wollte.

†) Winterrübsen, Brassica napus hyberna.

††) Quellkresse, Sisymbrium nasturtium.

men sollen, von Jugend an zum Genusse derselben gewöhnt werden.

Wildfänge, d. h. solche, die, alt gefangen, nur ihren Waldlaut hören lassen, kann man, wenn sie im Zimmer herumlaufen, auch mit Gerstenschrot, in Milch geweicht, erhalten. Frisches Saufen gebe man täglich.

§. 6.

Die eben erwähnten Wildfänge sind nicht so sehr den Krankheiten unterworfen, an welchen die bei eigentlich doch unnatürlicher Kost erzogenen und eingeschränkt erhaltenen öfters leiden und sterben. Die gewöhnlichsten sind: a) Verstopfung. Man erkennt sie an dem öftern Pressen, ohne daß dadurch Abgang an Exkrementen erfolgt. Das schon öfter, auch bei den Drosseln erwähnte Leinölklystier hebt sie gewöhnlich. b) Durchfall. Ein verrosteter Nagel ins Saufen gelegt, thut gute Dienste. c) Traurigkeit, Trübsinn. Man schränke die Diät auf eingequellte Rübsenkörner ein und gebe dabei im Sommer viel Grünes, im Herbste Aepfelschnitten und Möhren. d) Auszehrung. Kurmittel sind nicht bekannt, aber verhindert wird diese Krankheit durch frugale Kost und durch gute Wartung während der Mauser. e) Blindheit. Entsteht durch zu fettes Futter und ist unheilbar. f) Die Mauserkrankheit. Man lege dabei einen verrosteten Nagel ins Saufen, und gebe mitunter ein wenig Hanf und öfters, wie §. 5. gesagt, Ameisenkeier. Zucker, Kuchen und andere Süßigkeiten sind immer schädlich, man gebe daher dergleichen nie.

§. 7.

Das Wildbret der Gimpel schmeckt nicht übel, nur etwas bitterlich, sieht auch etwas schwärzlich aus, soll aber gesund seyn.

Vogelliebhaber bezahlen gezähmte und gut abgerichtete Gimpel theuer, oft vier bis fünf Louisd'or fürs Stück.

Der Schade den sie durchs Aesen des Nadelholzsamens und der Birnbaumknospen anrichten, ist unbedeutend.

§. 8.

Von Jagd kann hier nicht die Rede seyn; nur Knaben würden es sich erlauben, die armen Thierchen mit Pulver und Blei zu verfolgen.

In Dohnen *), Sprenkeln und Aufschlägen werden sie häufig gefangen; auf dem Heerde fallen sie aufs natürliche Gelock von ihres Gleichen, auch wenn es nur gut nachgeahmt wird, in Menge und wie blind ein.

Neuntes Kapitel.

Von den wilden Tauben.

Columbae.

§. 1.

Die Tauben machen nach dem Linnéischen Systeme und nach der Burgsdorf-Bechsteinischen Eintheilung für Jäger eine besondere Gattung in der Ordnung der Singvögel aus; nach der Lathamschen Methode

*) In Schleifen am Halse gefangen, erwürgen sie sich außerordentlich schnell. Ich konnte ein Gimpelmännchen, das ich einst in der Schneuß auf dem Dohnenspiegel einfallen und sich fangen sah, nicht retten, obgleich ich aus der geringen Entfernung von etwa 30 Schritten eiligst hinzusprang, um ihn auszulösen; es war und blieb todt.

bilden sie eine eigene Ordnung in der Vögelklasse; eben so nach der, welche §. 76. der Einleitung zum ersten Theile dieses Werkes befolgt worden ist. Dem Cuvierschen Systeme zu Folge, werden sie als eine für sich bestehende Gattung in der ein und zwanzigsten Unterordnung, unter den hühnerartigen Vögeln aufgeführt (s. Th. 1. Taf. C.)

Sämmtliche europäische wilde Tauben hecken zwar während des Sommers in Teutschland, ziehen aber im Frühherbste weg in wärmere Gegenden, und kehren im Frühlinge zeitig zurück.

Als Jagdgegenstand können meine Leser nur drei im Freien vorkommende Arten interessiren; nehmlich 1. die Ringeltaube; 2. die Holztaube; 3. die Turteltaube *).

§. 2.

Die Ringeltaube (große Holztaube, Kohltaube, Columba palumbus, *Linn.*) hält sich gewöhnlich nur unter dem gemäßigten Himmelsstriche von Europa, Asien und Amerika auf; nie geht sie über die diesseitige Grenze des arktischen Kreises hinaus.

Italien und das südliche Frankreich bewohnt sie als Standvogel. England verläßt sie nach Latham oft erst in der Mitte des Decembers, kehrt aber auch da mit Frühlingseintritt schon wieder zurück.

In unserm deutschen Vaterlande zieht sie bald nach der Ernte, oft noch im September, gewöhnlich aber zu Anfange des Oktobers, familienweise fort und kommt auch so bei gelinderem Wetter im März, bei kälterem

*) Bechst. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 381. ff.; Beyers [illegible] I. 280 ff. — Die im zuletzt namhaft gemachten Werke, als [illegible] Feldtaube, Columba livia (S. 288) kommt [illegible] Vogel in Teutschland nicht mehr vor, wohl aber und zwar in großer Menge in Italien und Sardinien, wo sie in [illegible]

erst im April, immer aber vierzehn Tage bis drei Wochen später, als die Holztaube (§. 3.) zurück.

Die Breite, von einer Flügelspitze zur andern gerechnet, beträgt beim Männchen, 29″, die Länge 17½″ *) (altes Pariser Maaß).

Der Schnabel ist vorn röthlichweiß, nach der Wurzel hin mit einer rothen, weiß bestäubten Haut überzogen; der Augenstern weißgelb; die Augenringe blaßgelblich; Kopf und Kehle aschgrau, ins Bläuliche gehalten; der Hals hinten und an den Seiten aus Blau ins Purpurfarbene und Grüne schillernd. Auf beiden Seiten des Unterhalses steht ein weißer halbmondförmiger Flecken; beide Flecken aber reichen nicht völlig zusammen und bilden daher eigentlich keinen Ring. Die Benennung Ringeltaube ist daher nicht ganz treffend, aber doch so allgemein angenommen, daß sie durch die bessere große Holztaube nicht hat verdrängt werden können.

Der Oberrücken ist aschgrau, in Braun spielend; eben so sind die Schultern und die kleinern, nach dem Rücken zu stehenden Flügeldeckfedern gefärbt. Das Gefieder auf dem Mittelrücken und auf dem Steiße erscheint hellaschgrau; die Deckfedern der vordersten Schwungfedern sind schwarz; einige große sowohl, als darüber stehende kleinere Deckfedern der Schwingen weiß, und bilden oberhalb der letztern einen großen rein weißen Flecken. Alle übrige große Deckfedern der Flügel sind hellaschgrau; die vordern zehn Schwungfedern schwarzgrau, an der schmalen Fahne weiß gerändert, inwendig von der zweiten an bis zur siebenten weißgefleckt; alle folgende erscheinen gleichfarbig braungrau. Der Schwanz hat eine abgerundete Form, und die Federn desselben sind schmutzig dunkelaschgrau, gegen die Spitzen hin schwarz, von unten ange=

*) Der Verf. lebt jetzt in einer Gegend, wo die Ringeltaube ziemlich häufig ist. Er hat mehrere Exemplare jeden Geschlechts und Alters bei obiger Beschreibung vor Augen gehabt.

Anm. zur zweiten Ausgabe.

sehen, am Grunde mit einem breiten verloschen weißgrauen Bande belegt.

Der Vorderhals und die Brust stellen sich blaßviolett dar; der Bauch, welcher kaum merklich purpurfarben überflogen ist, die untern der Flügel- und Schwanzdeckfedern, ingleichen die Schenkel weißgrau. Die Stände sind dicht unterm Knie noch ein wenig befiedert, mit fleischrother, geschilderter Haut überzogen; die Zehen gehen in schwarzen Nägeln aus. Der aufgeblasene Kropf ist herzförmig und so groß, daß er ein Loth Nadelholzsamen aufnehmen kann.

Am kleineren Weibchen der kürzere und schmälere Schnabel mehr gelb als roth; der Kopf etwas kleiner; der weiße Flecken an den Seiten des Halses weniger groß; die Deckfedern der Flügel dunkelgrau; die Brust blässer gefärbt *); der weiße Rand an der schmalen Fahne der vordern Schwungfedern weniger breit; Schultern, Oberrücken und Steuerfedern dunkler gefärbt, von letzteren die zwei mittelsten schmäler, das Band am Grunde der nach unten gekehrten Seite des Schwanzes deutlicher.

Die große Holztaube fliegt schnell, doch nicht so sehr wie die kleine, und macht beim Auffliegen besonders, wie alle Vögel dieser Gattung, ein starkes Geräusch. Sie ist bei der ihr eigenen Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, und bei einem sehr scharfen Gesicht, selbst da, wo ihr gar nicht nachgestellt wird, äußerst scheu.

Alle Tauben leben gesellig mit ihres Gleichen, und halten sich daher in Flügen zusammen; die Ringeltauben bilden jedoch die schwachzähligsten, und selten bestehen sie aus mehr als zwei Familien.

Gattentreue, eheliche Zärtlichkeit bis in den Tod, und unbegrenzte Fürsorge für ihre Jungen, welche wenigstens so lange dauert, bis diese so weit herangewachsen

*) Varietät: Die weiße, an der Brust röthlich überflogene Ringeltaube.

sind, daß sie sich selbst aus Gefahren retten können, sind hervorstechend schöne Züge. Ihr Laut ähnelt in Rücksicht des Girrens, Rucksens und sogenannten Heulens dem der zahmen Tauben, doch ertönt dies alles, besonders an schönen Frühlingstagen, viel stärker.

Im Laufe der ersten vierzehn Tage nach ihrer Ankunft auf dem Sommerstande paaren sich die Individuen beider Geschlechter der in der Nähe beisammen wohnenden Flüge.

Durch gar possierliche Sprünge, welche der Tauber bald vor-, bald rückwärts, bald von der Seite macht, sucht er das schmachtende Weibchen zu vergnügen, und sich dessen Gunst immer mehr zu erwerben. Lange kann dieses so eifrigen Bemühungen nicht widerstehen, und bald erfolgen gegenseitige, fast unaufhörliche Beweise der Zärtlichkeit durch das sogenannte Schnäbeln, welches — wie überall — dann weiter führt, und die Errichtung eines Wochenbettes, des Nestes, nöthig macht.

Alte, in vorigen Jahren an einem Orte einheimisch gewordene, Paare suchen jedesmal das Nest wieder auf, in welchem sie ihre Nachkommenschaft sonst schon glücklich vermehrten; neu verehelichte bauen ein neues, gewöhnlich im Gipfel hoher Nadelholzbäume oder Eichen. Den Platz dazu scheint das Weibchen auszusuchen, welches die von dem Männchen emsig zugetragenen dürren Reiser, dicht am Hauptstamme des Baumes, auf möglichst starken Gabelästen rund um sich herlegt, und dann an den nächstfolgenden Tagen, ohne weitere Vorbereitung und Ausfütterung, in die sehr flache Hohlung zwei, selten drei verhältnißmäßig große, längliche, weiße Eier legt, welche, wenn das nur wenig dauerhaft gebaute Nest — was freilich oft der Fall ist — nicht durch Stürme zerstört wird, Mann und Weib mit einander abwechselnd, in neunzehn bis zwanzig (nach anderen in siebzehn bis achtzehn) Tagen ausbrüten. Man sagt, daß während dieser Zeit der abgelös'te Theil dem andern Aesung im Kropfe zutrage und ihn, wie nachher die Jungen, füttere. Wäre dem aber auch nicht so, so ists doch gewiß, daß der auf dem

Neste sitzende Tauber die Gesellschaft seines Weibchens — wer kann es bestimmen, ob aus echter Sehnsucht, oder aus eifersüchtiger Grille? — durchaus nicht lange entbehren kann, sondern es — vielleicht auch deshalb, weil er, wie wir Männer alle, zu wenig Ausdauer zum Betriebe häuslicher Geschäfte hat — durch den bekannten heulenden Ruf, bald nach der Entfernung wieder zu sich lockt. Geschehe dieses aus welchem Grunde es wolle, das gutmüthige Weibchen nimmt es von der besten Seite, unterzieht sich dankbar für den Beweis der Liebe gleich wieder dem Brütgeschäft und gönnt dem Gatten Zerstreuung.

Den Jungen tragen beide Aeltern Aesung zu und theilen sie ihnen durch den Schnabel aus dem Kropfe mit. Die des ersten Geheckes werden meist gegen Ende des Mais flugbar; sobald diese das Nest verlassen haben, machen die Alten sogleich wieder Anstalt zum zweiten Geheck und die Sprößlinge desselben fliegen dann gegen Ende des Julius oder im Anfange des August aus.

Die Ringeltauben halten sich im Frühlinge meistentheils — wenigstens am Tage — in Waldungen auf, und ziehen hohe, ausgewachsene Nadelhölzer den Laubholzwaldungen vor; vorzüglich wohl deshalb, weil sie den Tannen-, Kiefern- und Fichtensamen mehr als alles übrige Geäse lieben. Späterhin, besonders wenn das Heckgeschäft beendigt ist, ziehen sich Alte und Junge nach den Vor- und Feldhölzern. Abwechselnd nehmen sie dann, wie es die Jahreszeit gibt, alle Arten von Oelsaat, Getreide (Hafer ausgenommen), Kräutersämereien — unter diesen vorzüglich den Samen der Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias) — und Heidelbeeren, wovon das Wildbret der Jungen einen vortrefflichen Geschmack bekommt.

Auch sagt man, sie verschmäheten Kirschen, Eicheln, Buchecken und kleine Gehäusschnecken nicht. Aesen sie letztere wirklich, so geschieht es wohl aus eben dem Grunde, welcher die zahmen Tauben zum Genusse des Kalkes bestimmt, um nehmlich dadurch zur Legezeit das

Wachsthum der Eierschalen, überhaupt aber die Verdauung zu befördern. Zur Erreichung des letztgedachten Zweckes verschlucken sie auch grobe Sandkörner und alle Salz oder Salpeter enthaltende Erdarten.

Unter den Raubthieren sind ihnen die Marder — vorzüglich Baummarder — und die Katzen gefährlich, indem sie die Alten von den Nestern vertreiben und die Brut zerstören. Sonst sind sie den Verfolgungen der Raubvögel, besonders der Habichte, Falken und Sperber, ausgesetzt.

Wo sie häufig sich aufhalten, thun sie durch das Auflesen des Nadelholzsamens auf Besamungsschlägen und künstlichen Kulturen beträchtlichen Schaden und eben so dem Wintergetreide, wenn es körnt, besonders aber der reifenden, üppig stehenden Oelsaat.

Die Benutzung des wohlschmeckenden Wildbrets der Jungen — denn das der Alten ist zähe und hart; doch eine Kraftsuppe von zerstückten und zerquetschtem Wildbret und Geknöchel schmeckt auch vortrefflich — kann gegen den vorerwähnten Schaden nicht in Anschlag gebracht werden, weil man dieser Federwildart, ihrer Schüchternheit wegen, nur selten Abbruch thun kann. Ueberall sollte daher auf ihre Erlegung ein der damit verbundenen Mühe angemessenes Schieß- und Fanggeld, ja selbst auf die abgelieferten Eier Auslösung gesetzt werden.

§. 3.

Die (kleine) Holztaube, **Columba oenas**, *Linn.*, welche man sonst auch Hohltaube, Blautaube, mittlere wilde Taube, Lochtaube, Bergtaube nennt, hat überall gleiche Heimath mit der im vorherigen §. beschriebenen Ringeltaube, wird aber in Teutschland weit häufiger als diese angetroffen. Sie zieht im Herbste etwas später in zahlreichen Flügen fort, den wärmeren Gegenden zu, und kommt bei anhaltend gelindem Wetter gegen Ende des Februars, gewöhnlich aber mit Anfange des Märzes wieder zurück, um ihr Geheck bei uns und

in allen nördlichen Ländern diesseits des arktischen Kreises zu machen.

Einer ausführlicheren Beschreibung als die, welche Th. I. Einleitung §. 76. zu Art 2. der Gattung Columba geliefert worden ist, bedarf es für die so gemeine (kleine) Holztaube nicht. —

Denn, wenn sie unserer zahmen, blauen Feldtaube (Columba livia) auch an Gestalt und Farbe sehr ähnlich ist, so unterscheidet sie sich doch durch ihren hellaschgrauen Steiß, der bei der Feldtaube weiß ist; dann durch die rothe Nasenhaut, die bei Columba livia weißlich erscheint; endlich durch zwei schwärzliche Flecken auf jedem Flügel, da die Flügel bei der Feldtaube mit zwei schwarzen Binden gezeichnet sind, zur Gnüge von dieser *).

Im Freien ist sie ziemlich menschenscheu und flüchtig, aber so sehr bei weitem nicht als die Ringeltaube; doch mag der Freund, welcher mir erzählte, in Nordamerika legten selbst ausgewachsen gefangene, gleich nach einigen Tagen ihre Wildheit völlig ab — Columba livia mit Col. oenas wohl verwechselt haben.

Der Hang zur Geselligkeit ist bei ihr noch stärker, als bei der großen Holztaube; denn Alte und Junge bleiben außer der Heckzeit das ganze Jahr hindurch in zahlreichern Flügen beisammen, welche wahrscheinlich zuerst aus den Ausgeflogenen des ersten Geheckes einiger alten Paare sich organisiren, und dann durch das Hinzutreten der Jungen des zweiten Geheckes nebst den Alten, vermehrt werden. Einen andern Beweiß, wie ungern die kleine Holztaube isolirt lebt, liefert die nicht ganz seltene Erscheinung, daß eine einzelne, die sich wahrscheinlich bei der Abreise von dem Fluge, dessen Mitglied sie war, versprengte, mit den zahmen Feldflüchtern dem Taubenschlage zueilt und

*) Es war eine Irrung, wenn der Verf. in der ersten Ausgabe Columba oenas für die Stammmütter unserer Taubenhausbewohner ausgab; dies ist unfehlbar Columba livia.

in demselben den ganzen Winter mit zu bringt. Auch paart sich da bisweilen der wilde Tauber mit einer zahmen Täubin. Und doch vermag weder die gastfreundliche Aufnahme, noch die neue Geliebte den Freiheitssinn dieser Thiere und ihre Anhänglichkeit an Verwandte und alte Freunde zu ersticken; denn, sobald der Frühlingszug beginnt, opfern sie augenblicklich die neu geschlossene Verbindung der älteren zufällig zerrissenen auf, und entziehen sich dem doch immer mit mancher Bequemlichkeit verbundenen Zwange, den ihnen die Einschränkung auflegt.

Im Freien hingegen ist die eheliche Treue dieser wilden Taubenart eben so unerschütterlich, das Betragen der Gatten gegen einander eben so liebevoll und zärtlich, die Fürsorge für die Jungen eben so unter beide getheilt, als bei den Ringeltauben.

Die §. 2. bemerkten Laut- und Lockarten sind auch den kleinen Holztauben eigen; nur weniger stark, sonst aber denen der zahmen Feldtauben fast völlig gleich.

Die Paarzeit geht gleich nach der Ankunft im Frühlinge an. Die Zärtlichkeitsäußerungen der Gatten gegen einander sind denen der zahmen Tauben ähnlicher, als denen der Ringeltaube; denn so possierlich wie das Männchen von diesen, gebehrdet sich der kleine Holztauber nicht, vielmehr bückt er, wie der Feldtauber, bald dicht und still neben dem Weibchen stehend, bald einige Schrittchen sich von ihm entfernend, aber schnell zurückeilend, bald in einem Kreise sich drehend, den Kopf tief nieder, plaustert das Halsgefieder auf, und läßt dabei das sogenannte Muchsen oder Kollern hören.

Sobald die Legezeit herannaht, trägt auch hier das Männchen die aus dünnen Reisern bestehenden Materialien dahin zu, wo das Weibchen einen zur Anlage des Nestes bequemen Ort, meist in einem hohlen Baume, seltener bei uns in einer Felsritze oder in den ausgewitterten Steinhöhlen eines verfallenen, sehr alten, isolirt im Holze stehenden Gemäuers, aufgesucht hatte, und dieses besorgt

allein den kunstlosen Bau. Wird er nicht muthwillig zerstört; so kehrt das nehmliche Paar alljährlich zu demselben zurück, und bessert nur das etwa schadhaft gewordene aus.

Früher als es bei den Ringeltauben der Fall ist, legt das Weibchen zwei, höchst selten drei längliche weiße Eier und brütet sie mit Beihülfe des Männchens — welches jedoch nur am Tage aufs Nest geht, die Nacht über hingegen vor demselben sitzt und wacht — in siebzehn bis achtzehn Tagen aus. Vier Wochen nach dem Auskriechen — meist gegen die Mitte des Mais — sind die Jungen des ersten Geheckes flugbar; bis dahin werden sie von den Alten aus dem Kropfe gefüttert, dann aber sich selbst überlassen. Gleich darauf macht das alte Paar das zweite Geheck, von dem die Jungen gegen Ende des Julius, in der Regel flügge sind.

Die kleinen Holztauben halten sich sowohl in Nadel- als in Laubhölzern, doch immer gern an den Rändern und in Feldbüschen auf, um den angrenzenden Feldern nahe zu seyn. Ihre Aesung kommt in allem — Eicheln und Buchecken ausgeschlossen — mit der der Ringeltauben überein. Am eifrigsten nehmen sie Oelsaat-, besonders Hanfkörner an.

Während der Brütezeit geht ein beträchtlicher Theil der Eier durch die Nachstellungen der Marder verloren; Alte und flugbare Junge werden von Katzen und am häufigsten — vorzüglich wenn sie auf die Felder fallen — von den Raubvögeln, besonders vom Sperber, verfolgt und gefangen.

Die Alten sind, nach der Ernte besonders, sehr gut an Wildbret und dieses ist weit mürber, zarter und schmackhafter, als das Fleisch zahmer Tauben. Das der Jungen gehört zu den Leckerbissen. Um ihrer desto leichter habhaft zu werden, gründete man auf die Erfahrung, daß diese wilde Taubenart gern in hohlen Bäumen nistet, die Voraussetzung, daß sie in Gehegen häufiger gezogen und, wenn sie fast flügge wären, nach Belieben ausgenommen werden könnten. Nach Döbel, dem auch alle

mir bekannte neuere Naturgeschichtschreiber in dieser Rücksicht gefolgt sind, soll man bei einer Anlage dieser Art auf folgende Weise verfahren.

Man nehme kernfaules, kiefernes oder aspenes, mit der Schale noch umgebenes Holz von der Stärke, daß, wenn das Faule herausgearbeitet ist, eine Taube gemächlich darin sitzen kann, und schneide zu jeder sogenannten Taubenhöhle ein 2½′ langes Stück. Dann passe man in der untern Oeffnung einen Boden fest ein, säge am Obertheile die stehengebliebenen Holzränder schräge nach unten ab, und nagele ein altes (ja nicht frisches) Stückchen Bret an, welches etwas überstehen und ein Wetterdach bilden muß. Ungefähr auf der Mitte der Höhle meißele man hierauf ein hinlänglich weites Flugloch durch, bohre unter diesem ein daumenstarkes Loch, und schlage einen genau passenden, so langen Stock hinein, daß er bis an die hintere Wand der Höhle reicht, an der vordern aber etwa 8″ heraussteht *). Von diesen auf solche Weise zu ihrer Bestimmung zweckmäßig eingerichteten Höhlen werden an Orten, wo die kleinen Holztauben einzeln schon vorher heckten, viele am obern Theile des Hauptstammes hoher und starker Bäume (Eichen, Buchen, Linden) fest angenagelt und an der Erde Sulzen (s. u. §. 5.) angelegt. In der Nachbarschaft eines solchen Geheges muß man nicht nur auf das Wegfangen der Marder und Raubvögel möglichsten Fleiß verwenden, sondern es auch — wenigstens so lange, bis die Bewohner desselben völlig eingewohnt sind — vermeiden, in der Nähe zu schießen.

Auch dürfen im ersten Jahre keine Junge ausgenommen werden.

Alljährlich endlich lasse man, ehe der Frühlingszug beginnt, die alten Höhlen abnehmen, sie inwendig rein

*) Besser ists, wenn er wenigstens auf dieser Stelle nicht abgeschält wird. Er ist dazu bestimmt, daß auf ihm im Innern der Höhle das Nest stehen, vor derselben aber die Taube fußen, d. h. sitzen kann.

machen, schadhafte ausbessern, und bei zunehmender Bevölkerung durch neue vermehren *).

Auch diese wilde Taubenart richtet nicht unbeträchtlichen Schaden an, indem sie nicht nur wie die Ringeltaube, den angeflogenen oder ausgestreuten Nadelholzsamen stark annimmt, sondern auch auf den Winter- und Sommerrappsfeldern und Hanfäckern während der Säezeit, vorzüglich aber dann, wenn diese Früchte reifen, häufig einfällt und zwar dann immer nur da, wo die Frucht am üppigsten steht. Weniger kommt zur letztgedachten Zeit, besonders beim Rapps, das in Anschlag, was die Tauben äsen, als das, was aus den reifsten Bohlen oder Schoten derjenigen Rispen ausfällt, auf denen sie, um Nahrung zu holen, mit den Flügeln schlagend sich niederlassen. Manche wird bei dieser Gelegenheit ein Opfer ihrer Gefräßigkeit, indem sie, wahrscheinlich um die am Boden liegenden Körner aufzulesen, sich hinunterarbeitet, dann aber im dichten, oft gelagerten Geströhde sich so verwickelt, daß sie nicht wieder heraus kann und ersticken muß. Oefters habe ich bei der Ernte mehrere todte zahme und wilde Tauben auf dem Acker gefunden.

§. 4.

Die Turteltaube (Columba turtur, *Linn.*) auch Wegtaube genannt, wird, den hohen Norden ausgenommen, in ganz Europa, Asien, Amerika und auf den Südsee-Inseln sogar angetroffen. Empfindlicher gegen die Kälte, als beide vorher erwähnte wilde Taubenarten, kommt sie in Teutschland erst gegen das

*) Eben als ich dieses schrieb, las ich die im Novemberhefte 1804 der Hallischen Literaturzeitung befindliche Beurtheilung der zwei ersten Bände des Bechsteinischen Handbuchs der Jagdwissenschaft in welcher der Recensent sagt, daß er die oben beschriebenen Höhlen durch gewöhnliche eben so angenagelte Staarenbeuten — 2' hohe, 8 bis 9'' ins Quadrat weite, vorn mit Löchern versehene Bretkasten — mit Nutzen ersetzt gefunden habe. Ich glaube es, wenn nehmlich dazu alte, verwitterte Breter genommen werden.

Anm. zur ersten Ausgabe.

Ende des Aprils an, und geht zu Anfange des Septembers schon wieder weg.

Die Länge der europäischen Turteltaube beträgt 10¾″.

Der dünne Schnabel der Turteltaube ist bis auf die dunkelröthliche, etwas mit Weiß bestäubte Hautdecke der schiefliegenden Nasenlöcher hornblau; der Augenstern orangeroth, der schmale, kahle, warzige, hinter den Augen spitzig zulaufende, vorn in einem schmalen Streif bis zum Schnabelwinkel sich erstreckende Augenring kugellackroth; die von rothgrauen Wangen begrenzte Stirn weißlich; der Scheitel und ein Theil des Oberhalses hellblau; der übrige Oberleib dunkelgrau, schwärzlich gefleckt und durchwölkt; das sonst eben so gefärbte Steißgefieder rostfarben geändert. Die Schulterfedern und ein Theil der Flügeldeckfedern sind schwärzlich, schön rostroth breit eingefaßt; hellaschgrau und schwarz gefleckt erscheint der übrige Theil der letztern und ganz grau das Afterflügelgefieder. Dunkelbraun in Blau spielend ist die Farbe der vordern, aschgrau, rosenroth gekantet die der hintern Schwungfedern. Am abgerundeten Schwanze ist die Hauptfarbe der Federn schwärzlich; die mittleren sind rostfarben schmal gekantet; die übrigen haben 1″ breite weiße Spitzen, welche, indem diese Taube den Schwanz im Fluge fächerförmig ausbreitet, einen Halbzirkel bilden; die letzte an jeder Seite ist an der äußern Fahne weiß gesäumt. Kehle und Hals (den oben erwähnten Theil abgerechnet), an dessen Seiten ein schwarzer, drei = bis viermal halbmondförmig in die Quere gestreifter Flecken sichtbar wird, ingleichen die Brust, erscheinen hellaschgrau, ins Kupferfarbige und Glänzendviolette spielend, Bauch und Afterfedern weiß, die Schenkelfedern rothgrau. Mit dunkel kugellackfarbiger, an den Schienbeinen geschilderter Haut sind die Ständer überzogen und mit hornblauen Nägeln bewaffnet. Dies die Zeichnung des Männchens, von dem sich das Weibchen nicht nur durch einen kleinern Körper, einen weniger starken, mehr spitzen Kopf, sondern auch durch folgende Farbenabweichungen unterscheidet.

Ihm fehlt nehmlich die weißliche Stirn; die Farbe

des Rückens ist mehr rothgrau als dunkelgrau; die der Schwungfedern nicht so rein, sondern schmutzig dunkelbraun; die am Tauber schön rostrothe Kantenzeichnung eines Theiles der Flügeldeckfedern weniger lebhaft; der schwarze Flecken an den Seiten des Halses kleiner, die Brust blässer.

Die Jungen sehen bis zur ersten Mauser auf dem Oberleibe überall rothgrau aus, und sind auf den Flügeln merklich schwarzblau gefleckt.

Der aufgeblasene Kropf erscheint umgekehrt herzförmig, 2½″ lang, und wo er am dicksten ist, 2″ breit.

An Schnelligkeit im Fluge übertrifft diese wilde Taubenart die andern alle; an Wildheit steht sie ihnen, wenigstens in Feldhölzern, wo sie öfter von Menschen gestört oder verfolgt wird, nicht sehr nach. In zusammenhängenden ruhigen Waldungen legt sie jene Schüchternheit doch in so weit ab, daß sie nicht auf den ersten Anblick entflieht, und in ganz großen Nadelholzwäldern hat man öfter die Bemerkung gemacht, daß sie in Jahren, wo Kiefern, Fichten und Tannen viel Samen tragen, außerordentlich gut aushält. Nach Bechstein sind dies entweder solche, welche in unbewohnten Gegenden erzogen, den Nachstellungen des Menschen wenig oder gar nicht ausgesetzt waren und bei uns nur durch den Ueberfluß ihrer Lieblingsäsung aufgehalten wurden; oder der häufige Genuß derselben trug dazu bei, die Fremdlinge fetter und daher fauler oder unbeweglicher zu machen.

Von Jugend an in der Nähe des Menschen und eingeschränkt erzogen, werden sie außerordentlich zahm und bringen ihr Alter auf acht bis zehn Jahre.

In Rücksicht der Reinlichkeit, wie der Gattentreue und Zärtlichkeit, gegen die Geliebte sowohl, als gegen die Pfänder keuscher Liebe, stehen sie hoch über den vorher beschriebenen Taubenarten. Daher kommt es, daß mit ihnen ein durch diese seltenen Tugenden sich auszeichnendes Menschenpaar verglichen wird. —

Ihr tiefes Heulen lassen die Männchen in der Paarzeit vorzüglich hören. Bei bevorstehender Wetterverände-

rung von gutem zu bösem wird dieser Laut bisweilen so unangenehm kreischend, daß er fast Gekräh genannt werden könnte.

Die Turteltaube kommt, wie schon gesagt, später als die große und kleine Holztaube zu uns, paart sich erst bei schönem Frühlingswetter, tritt auch früher den Herbstzug an; daher macht sie gewöhnlich ein Geheck, nur nach einem sehr zeitig eingetretenen und nicht durch Nachwinterstürme unterbrochenen Frühlinge je bisweilen zwei. Auch bei ihr macht das Weibchen den Baumeister des Nestes, das Männchen den Zuträger der Materialien, welche gleichfalls aus dünnem Holzgeknick bestehen. In Nadelhölzern steht es gewöhnlich hoch und fest zwischen engen Quirlästen; in Laubhölzern öfter auf biegsamen Sträuchern, als auf Bäumen, und hier nicht selten zwischen tiefern Zweigen die am Stamme gleich sich aus einander breiten. In beiden letztern Fällen wird es öfters ein Spiel mäßig starker Winde und um so leichter dadurch die Brut zerstört, weil es nur flach gebaut ist. Daher die spärliche Vermehrung.

Das Weibchen legt zwei weiße, länglich runde Eier. Beim Brütgeschäft, welches nach Verlauf von vierzehn Tagen vollendet ist, lösen sich beide Gatten ab. Der nach Aesung ausfliegende Theil versorgt nicht nur sich, sondern füttert auch den andern, emsig brütenden aus dem Kropfe. Beide theilen unter sich die Sorge für den Unterhalt der Jungen, welche nicht — wie es bei andern Taubenarten der Fall ist — einander im Neste die Köpfe zukehren, sondern die Steiße.

Die Turteltauben halten sich im Nadelholze sowohl als im Laubholze auf, lieber jedoch in jenem als in diesem, immer aber häufiger am Rande als in der Tiefe des Waldes. Wenn die Zeit des Wegzuges herannaht, schlagen sich — bei uns oft schon im August — mehrere Familien in zahlreichere Flüge zusammen, als es bei den großen und kleinen Holztauben zu geschehen pflegt, bleiben so auf ihrem Winterstande vereinigt und kehren in der nehmlichen Geselischaft zurück. Bald nach der Ankunft suchen und bauen die alten und jungen Paare dann das Wochenbett.

Ihr Lieblingsgeäse macht ebenfalls Nadelholzsame und die reife Frucht der Oelsaat aus; doch verschmähen sie auch den Samen der wilden Akazien, ferner Getreidekörner, Hülsenfrüchte und Sämereien, welche andere wilde Tauben annehmen, nicht; auch lesen sie gleichfalls die reifsten Früchte der Heidelbeeren ab.

Daß sie da, wo sie häufig wohnen, Schaden anrichten, ergibt sich aus den genannten Aesungsmitteln. Mit ihm kann die höchstmögliche Benutzung den Vergleich nicht aushalten. Uebrigens hat das Wildbret, besonders von Jungen, einen vortrefflichen Geschmack. Wie hoch von den Juden des alten Testaments die Turteltauben geehrt wurden, indem sie bei ihnen für ein Gott höchst wohlgefälliges Dankopfer galten, ist aus der Bibel bekannt.

§. 5.

Den vorstehenden naturgeschichtlichen Bemerkungen soll das folgen, was über den Jagd- und Fangbetrieb bei dieser Federwildgattung dem Verfasser bekannt geworden ist.

Die eigentliche Jagd- und Fangzeit fällt in den Monat August, theils weil dann die alten wilden Tauben ihr Geheck gemacht und die Jungen ihr volles Wachsthum erreicht haben, theils weil sie zu dieser Zeit sehr gut an Wildbret und sogar fett sind.

Um die in der Gegend vorhandenen an einen bestimmten Ort hinzuziehen, gibt es kein besseres Mittel, als die sogenannte Sulze oder Baize.

Zur Anlage derselben wählt man eine Gegend, wo an Holzrändern, auf Aeckern und Lehden oder auf Nadelholz-Besamungsschlägen wilde Tauben gern auffallen, und wo die Tränke (ein schmaler Bach, oder ein anderes klares, seichtes, nicht breites Gewässer, an dessen Rande die Vögel einfallen, um zu saufen und sich zu baden) in der Nähe ist.

Dann nimmt man Koriander (Coriandrum sa-

tivum, *Linn.*), Süßholz *) (Glycirrhiza glabra, *L.*), Meisterwurz (Imperatoria Ostrutium, *L.*), Eisenhart (Verbena officinalis, *L.*), Haselwurz (Asarum europaeum, *L.*), Eberwurz (Carlina Acaulis, *L.* **)), Liebstöckel (Ligusticum levisticum *L.*), Fenchel (Anethum foeniculum, *L.*), Anis (Pimpinella Anisum *L.*), von jedem, oder auch nur von den vier letzten der genannten Ingredienzien, gröblich zerstoßen, etwa eine gute Handvoll, und mengt alles tüchtig durch einander.

Hierauf macht man feinen, reinen, trocknen Lehm (der, womit alte Backöfen bekleidet waren, ist der beste) möglichst klar, feuchtet ihn mit Heringslake, oder scharfem Salzwasser, oder Urin hinlänglich an, und thut während fleißigen Durchknetens, nach und nach das vorerwähnte Gemeng nebst etwa 1 Pfund Honig hinzu.

Mit diesem allen schlägt man 2 bis 3' ins Gevierte haltende, 8'' hohe, breterne Kasten gehäuft voll, überstreut den halb eingetrockneten Teig mit Hanfkörnern, Erbsen, Wicken, Linsen, Samen von der unächten Akazie ***), Weizen, u. dergl. und setzt die so eingerichtete Sulze oder Baize, wenn der Frühlingszug beginnt, jedesmal frisch zubereitet, an den oben bezeichneten Orten hin und wieder, doch nicht zu nahe an hohem Holze, aus.

§. 6.

Bei der sämmtlichen Arten der wilden Tauben eigenen Wildheit und Flüchtigkeit wird der Jäger selten eine beim anderweitigen Jagdbetriebe zum Schusse bekommen.

Nur hinter Wällen oder in tiefen ausgetrockneten Graben kann es ihm gelingen, sie zu beschleichen, wenn sie

---

*) Eigentlich nur die officinelle Wurzel (Rad. Glycirrh. glabr. — Liquiritia.

**) officin. Name *Cardopatia.*

***) Akazien-Robinie, gemeine Robinie, Robinia Pseudo-Acacia, *Linn.*, Pseudo-Acacia, *du Hamel.* Der Same macht auch Lieblingsäsung des Fasanes und des Rebhuhnes aus. Es ist dies am gehörigen Orte zu bemerken vergessen worden.

auf Rübsen-, Erbsen- oder Weizenstoppelfeldern, Aesung suchend, beisammenliegen.

Bessere Gelegenheit, ihnen durch den Schuß Abbruch zu thun, wird er finden, wenn er in der Nachbarschaft der Schulzen und Tränke kleine Hüttchen zum Anstande errichten läßt.

Wer das Talent besitzt, den Laut der verschiedenen Taubenarten, nehmlich:

a) das Girren, Ruchsen und Heulen der Ringeltaube (§. 2.);

b) das Ruchsen und Kollern der Holztaube (§. 3.);

c) das Heulen der Turteltaube —

mit seiner Stimme nachzuahmen, der wird, wenn er im Frühling, gleich zu Anfange der Paarzeit, wilde Tauben im Walde girren, ruchsen, kollern und heulen hört, hinter einem Baume oder Strauche gut verborgen, den vernommenen Laut recht natürlich beantwortet, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen können, daß das vorher laut gewordene Tauben-Männchen nach und nach sich nähern und auf einem benachbarten Baume, in gehöriger Schußweite, einfallen wird. Ist dann der Jäger im voraus schußfertig; so gehört begreiflicher Weise wenig Kunst dazu, die Taube zu erlegen, wenn die Flinte, wie überall bei der Taubenjagd, mit Schrot von Nr. 4 oder 5 geladen ist.

Wo es viele wilde Tauben gibt, da würde die Methode der Nordamerikaner, diese Jagd (nach der Aussage eines glaubhaften Augenzeugen) zu betreiben, wahrscheinlich mit gutem Erfolge anwendbar seyn. An dem Rande des Waldes, in welchem wilde Tauben vorzüglich gern sich aufhalten, werden an den trocknen Wipfeln einzeln stehender Bäume starke nicht entrindete Stangen, in welche etwa 12'' aus einander und gerade über einander Löcher gebohrt und 18'' lange gleichfalls nicht entrindete Sprossen eingeschlagen sind, so befestigt, daß man aus einem nicht weit vom Hauptstamme entfernten Hütt-

chen jene Leitern ganz beschießen kann. In diesen Hüttchen verbergen sich die Schützen, während andere Gehülfen entweder das Holz, in welchem, oder die Felder, auf welchen wilde Tauben aufgefallen sind, nach den Leitern zu abtreiben. Geschieht dies mit gehöriger Vorsicht und nicht übereilt; so haken sie häufig auf den Leitersprossen auf, und dort werden ihrer oft sechs bis acht Stück auf einen Schuß erlegt. Kurz und oft hinter einander möchte jedoch an einem und demselben Orte diese Jagdmethode einen glücklichen Erfolg nicht versprechen.

§. 7.

Folgende drei Fangarten, deren Anwendbarkeit der Verfasser aus Erfahrung nicht kennt, die aber, seiner Ueberzeugung nach, den damit verbundenen Aufwand an Mühe und Kosten und Zeit schwerlich ersetzen möchten, findet man in Döbels Jägerpraktik, und bei andern Schriftstellern angeführt:

1. Der Fang auf dem Sulzenheerd. Zur Anlage und Verfertigung der Sulze ist oben §. 5. die Vorschrift gegeben; hier das Nöthigste über den Heerd, die zum Fange nöthigen Requisiten und das Verfahren.

Die Wände (Schlaggarne) werden aus gutem, festem, starkem, erdgrauem Zwirne gestrickt; jede Masche muß 3″ Weite haben. Man fängt jede Wand mit 72 Maschen an, arbeitet zehn Klftr. (60′) fort, strickt dann den Zipfel, wie beim Krammetsvogel-Strauchheerde, daran, verhauptmaschet das Ganze, wie dort, mit Bindfaden, und zieht tüchtige Ober- und Unter- auch Saumleinen eben so ein.

Wie der Strauchheerd muß auch dieser in einiger Entfernung von einem geschlossen bestandenen Walddistrikte im Freien angelegt werden. Wie bei jenem der Strauch in der Mitte steht, so muß dies bei diesem mit der Sulze der Fall seyn.

Vorn und hinten werden die zu jeder Wand gehörigen Larven, in denen die Schlagstäbe an eisernen Bol-

zen sich bewegen, so weit von einander entfernt eingetrieben, daß die Wände beim Rücken oben etwas über einander herschlagen. Wäre das nicht, so möchten die Versuche der Gefangenen, sich durch Anprellen zu befreien, nur zu gut gelingen.

Rings um den Heerd sind einige hohe, nicht zu schwache Hakreiser*) — in so fern solche nicht durch wipfeldürre, an Ort und Stelle befindliche Eichen ersetzt werden — einzugraben; weiter von denselben entfernt, als beim Strauchheerde, ist die Hütte zu errichten, und diese überall mit belaubten Aesten dicht zu verkleiden.

Endlich suche man sich von jeder Art der wilden Tauben, welche man zu fangen hoffen darf, ein Paar halbflügge aus dem Neste genommene zu verschaffen, und erziehe sie so zahm als möglich, um sie in der Folge als Rohr- und Lockvögel gebrauchen zu können. Hätte man hierzu keine Gelegenheit, so würde man so lange bis einige gefangen wären, sich zahmer Feldflüchter, von der Farbe der Columba livia, bedienen müssen.

Kommt nun der August heran, so richte man den Heerd völlig zum Stellen ein, und lasse die Wände bei schönem Wetter aus einander geschlagen einige Tage liegen, streue jeden Morgen frische Fütterung, wie sie §. 5. angegeben worden ist, auf und dicht um die Sulze her, damit die von Natur scheuen Tauben sich erst an den Anblick der Garne gewöhnen **).

Dann feßle man früh vor Tage, sowohl zwischen den vordern als hintern Zipfeln der Garne, eine Taube mit den zusammengebundenen Flügeln an einem Leinchen so an, daß sie sich nicht in denselben verhädern kann, streue auch um sie her Futter, damit der Appetit derer, welche gezogen kommen, durch den Anblick des

*) Abgestorbene Kiefern oder entlaubte Aspen sind am schicklichsten dazu.

**) Der Verf. kann nicht einsehen, wozu das von Döbel vorgeschlagene Verdecken der Garne mit Gras nützen soll, da es beim Fange selbst schlechterdings nicht statt finden kann. Lieber färbe man sie, wenn auf berasetem Boden gestellt werden soll, grün.

Ueberflusses, in welchem jene schwelgen, desto mehr gereizt werde. Auf den entferntesten Hakreisern, oder auf den Gipfeln der statt derselben dienenden Bäume, feßle man demnächst, auf angenagelten, nicht neu scheinenden Sitzbretchen wenigstens zwei Locktauben so an, daß sie recht frei sitzen. Durch das Gelock derselben werden die in der Nachbarschaft vorbeistreichenden herangezogen werden, und wenn man nicht täglich stellt, ziemlich gut einfallen.

Anfänglich kann man sie auch auf eben die Art, wie §. 6. gesagt worden, vom Felde und aus dem Holze dem Heerde zutreiben.

2. Der Fang auf dem Tränkheerd. Dabei müssen die Garnwände die Tränke so überschlagen, wie bei 1. die Sulze. Mittags zwischen 11 und 1 Uhr ziehen die wilden Tauben am meisten zur Tränke; dies ist also auch die schicklichste Zeit zum Stellen; doch fallen sie auch, aber einzeln, ganz früh Morgens und in der Abenddämmerung, nur nicht vor Sonnenuntergange, dort ein.

3. Der Fang mit Schlingen soll auch auf der Sulze, vorzüglich bei den Turteltauben gelingen. Auf jeden Fall müssen sie wohl als Trittschlingen, etwa 1'' hoch über dem Futter, platt auf dünne Aestchen gelegt werden. Der Verfasser bezweifelt indessen auch dann guten Erfolg.

§. 8.

In Nordamerika sollen nach der Mittheilung eines meiner Freunde, welcher mehrere Jahre dort zubrachte, viele kleine Holz- und Turteltauben auf folgende Art gefangen werden:

Es gehört zu diesem Fange ein beiläufig 8' langes, 4' breites, oben gewölbtes und auf der Mitte der Wölbung gegen 2' hohes, unten in einem ungefähr 3'' breiten, 2'' dicken Rahmen eingelassenes berindetes Spriegelwerk, an welchem von vorn bis hinten, auch am Kopf- und Hintertheile, gleichfalls berindete Weidenstäbchen von der Stärke eines kleinen Fingers so der Länge nach aufgenagelt werden, daß je zwi-

schen zwei und zwei dieser Stäbchen ein freier Zwischenraum von 1½ bis 2'' bleibt. Dieses Spriegelwerk stellt man, nachdem die Zunge der Stellung an einem erdgrauen Faden befestigt, und mit diesem unter dem Spriegelwerk nach hinten zu an einem in die Erde eingetriebenen Häkchen angebunden worden ist — in der Art, wie bei der bekannten, sogenannten Studenten-Mäusefalle den Stein — am Kopfende fangbar auf. Dann füttert man vor dieser Falle schwach, unter derselben und besonders in der Nähe des Fadens, welcher mit der Stellzunge in Verbindung steht, stark mit den aus §. 3. und 4. bekannten Lieblingsnahrungsmitteln — wohin besonders der Same der unächten Akazie (Robinia Pseudo-Acacia, *Linn.*, Pseudo-Acacia, *du Hamel*) gehört — vor. Die Tauben gehen, wenn sie das Futter vor der Falle gefunden, dem unter derselben gestreuten nach, fangen, nach Art der Haustauben, sich abzudrängen an, und werden bei der leisesten Berührung des Fadens, an welchem die Stellzunge befestigt ist, vom Spriegelwerk gedeckt. — Dies die von meinem Freunde mir, nach Erscheinung der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Werkes in die Feder diktirte Beschreibung der nordamerikanischen Fangart. Die folgende, wie selbige in der ersten Ausgabe Th. II. S. 459 sich befindet, wurde nach einer viel früheren gelegentlichen Erzählung aufgesetzt und, da vieles davon dem Gedächtniß entfallen war, eigentlich, ohne jedoch vor- oder nachher Proben damit gemacht zu haben, von mir, wie nachsteht, ausgedacht.

Man steckt in Vorhölzern, wo die erwähnten Taubenarten häufig sich aufhalten, etwa 3' weit von einander entfernt, drei bis vier so lange Spriegel in die Erde, daß der Bogen derselben in der Mitte ungefähr 21'' über dem Boden steht. Nachdem der hinterste Spriegel von unten bis oben völlig und enge mit unbeschälten Weidengerten verflochten worden, bindet oder nagelt man andere Weidenstäbe der Länge nach auf die Spriegel so auf, daß je zwischen zwei Stäben ein freier Zwischenraum von

höchstens 2'' bleibt; dann schlägt man am vordersten Giebelende zwei an der innern Seite mit Falzen versehene Pfählchen ein, zwischen welchen ein passender Schieber leicht herabfällt. Einige Zoll hinter dem Schieber, oben über dem vordersten Spriegel, wird eine kleine Rolle befestigt, in welcher eine Schnur läuft, die am obern Theile des Schiebers befestigt und etwa 12'' lang ist. Das andere Ende derselben knüpft man in der Mitte eines 5'' langen und ¼'' breiten Stellhölzchens an. Hierauf wird in der Mitte zwischen den Schenkeln des vordersten Spriegels ein Pfählchen so tief in die Erde getrieben, daß die daran eingelassene, von einem Querpflöckchen festgehaltene, aber leicht bewegliche, 6'' lange Zunge horizontal auf dem Boden liegt. Ungefähr 2½'' über der Zunge im Pfählchen und 3'' vom Querpflöckchen, auf dem Obertheile derselben selbst, schneidet man Kerbe ein. Unter der Zunge wird eine beliebig lange, 4'' breite und 3'' tiefe Rinne nach dem zweiten Spriegel hingeführt. Nachdem nun die Schieberleine über die Rolle weg und oben zwischen den angenagelten Stäben nach dem Stellpfahle zu, der Schieber aber dadurch in die Höhe gezogen worden, klemmt man das Stellholz zwischen dem Kerbe am Pfählchen und dem an der Zunge ein, so daß auf diese Weise eine Falle gebildet wird. Endlich wird ein 4'' breites, sehr leichtes Bretchen — etwa von einem Schachteldeckel — auf den Vordertheil der Stellzunge auf- und in der Rinne hingelegt; dann vor der Oeffnung der Falle nicht gar viel, im Innern derselben und vorzüglich an und auf dem eben erwähnten Bretchen aber reichliches und solches Futter hingestreut, welches die wilden Tauben gern annehmen. Gehen sie nun demselben nach, und tritt eine auf das Bretchen; so schnellt die Stellung los, der Schieber fällt herab und alle in der Falle befindliche Näscher sind gefangen.

Ließe man in einiger Entfernung von der Falle ein Hüttchen errichten, knüpfte man an das Stellholz ein Leinchen, welches bis in die Hütte reichte; so würde man, in derselben verborgen, abziehen können, wenn man woll-

te. Daß in diesem Falle sowohl die Rinne, als das auf die Zunge zu legende Bretchen unnöthig wird, versteht sich von selbst.

Vielleicht sind bei dieser Fangart noch Verbesserungen anzubringen; auf jedem Fall aber wäre es der Mühe werth, Versuche damit anzustellen.

Die Nothwendigkeit, daß nichts von dem zur ganzen Einrichtung dieser Fangsvorrichtung den Schein der Neuheit haben darf, daß Rinne und Abtrittbretchen leicht mit Gras überstreut worden, daß auch Spriegel und Längsstäbchen berindet seyn müssen; dies Alles leuchtet ohne Weiteres ein.

Zehntes Kapitel.

Von der Racke.

Coracias.

§. 1.

Die blaue Racke oder Mandelkrähe (Blaurabe, Garbenkrähe, blaue Krähe, Birkheher, deutscher Papagei, Coracias garrula)*) gehört, nebst mehreren ausländischen Vögeln, zur Gattung: Racke (Coracias), diese aber wird nach Linné unter der Ordnung der Waldvögel, nach Latham, Wolf und Temmink — welchen der

---

*) Bechst. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 538; Wolfs u. Meyers Taschenb. I. S. 106; von Wildungens Taschenb. 1807. S. 54. Tab. IV.; *Temmink* Man. d'orn. p. 78.

Verfasser §. 76. der Einleitung gefolgt ist — unter der Ordnung: Krähenartige Vögel, nach dem Pariser Systeme unter der der Sperlingsartigen Vögel mit geradem, zusammengedrücktem Schnabel (s. T. C. Gatt. 42.) aufgeführt.

§. 2.

Man findet sie von Norwegen bis in die Barbarei und als Zugvogel in den mehresten Gegenden Teutschlands, vorzüglich häufig im Brandenburgischen und Lüneburgischen vom Anfange des Mai's bis zum September, mehr nordwärts aber einzeln und nur auf dem Herbstzuge, welcher im August anfängt und bis zu den letzten Tagen des Septembers dauert.

Die in der Einleitung zu Th. I. §. 76. S CCXVIII gelieferte kurze Beschreibung dieses Vogels — eines der schönsten europäischen — ist hinreichend, Alte beiderlei Geschlechts von allen andern europäischen Vögeln zu unterscheiden. Es bedarf daher nur rücksichtlich der jungen Vögel des folgenden Zusatzes.

An Jungen vom Jahre bemerkt man von der blauen und grünen Zeichnung am Kopfe, Halse und Unterleibe nichts, denn diese Theile sind bei ihnen mit Grauweiß überzogen; im zweiten Lebensjahre wird jene Zeichnung nur wenig sichtbar. Erst im dritten Jahre werden überall die schön schattirten, bunten Farben vollkommen deutlich.

Diese Vögel haben einen schnellen Flug, fast so wie die wilden Tauben. Sie sind scheu und flüchtig beim Anblick des Menschen, zänkisch und neckend gegen ihres Gleichen. Kommt es unter einigen Individuen zum Streit, so lassen sie während desselben vorzüglich oft den ihnen eigenen, unangenehmen Laut hören, welcher dem des Laubfrosches ähnlich ist.

Sie haben ein so festes Leben, daß sie nach einer starken Schußverwundung — wenn sie nicht zu den absolut tödtlichen gehört — erst nach mehreren Stunden enden; eingeschränkt im Zimmer hingegen erleben Alte,

durchaus nicht beschädigte, wenn ihm auch die schicklichsten Reizungsmittel gereicht werden, fressen den dritten Tag.

Jung aus dem Neste genommene lassen sich leicht zu Stubenvögeln erziehen; doch nur bei animalischer Kost.

§. 3.

Die Mandelkrähen paaren sich gleich, wenn sie auf ihrem Sommerstande eingetroffen sind. Sie nisten in hohlen Bäumen, bauen das Nest aus Reisern, Heidekraut, Grashalmen und Moos, und füttern es mit Schweine-, Kuh- und Pferdehaaren, zuletzt aber mit Gänsefedern, die sie auf den Hutungen finden, aus. Hier legt das Weibchen vier bis sieben glänzendweiße Eier, aus denen, wenn sie von beiden Alten abwechselnd zwanzig Tage bebrütet worden sind, die Jungen ausschlüpfen. Nach Bechstein sollen junge Weibchen mehr Eier legen, als alte; eine Bemerkung, die, wenn sie fest begründet seyn kann, wohl bei wenig andern Vögeln gemacht werden wird. Sie brüten so emsig, und die Kinderliebe ist bei ihnen so groß, daß sie, auf den Eiern und Jungen sitzend, die ihnen sonst eigene Scheue gänzlich verläugnen, und mit Händen sich greifen lassen.

§. 4.

Ueberall hält sich die Mandelkrähe fast einzig in ebenen hohen Nadelholz-, Birken- und Eichenwaldungen, und zwar mehr in den Vorhölzern auf. Nur wenn der Weizen und Hafer gehauen ist, hält sie häufig auf dem Feldern ein, und sitzt dann gern auf der obersten Garbe der Mandeln (daher der Name Mandelkrähe), oder auf Bäumen, welche einzeln im Freien stehen.

In der Charakteristik der neunten Gattung; Racke (Th. I. Einl. §. 76), ist bereits erwähnt, daß die Mandelkrähe einzig von Insekten und Würmern sich nähret, wie dann durch Leislers vielfache Versuche erwiesen ist, daß

sie Vegetabilien freiwillig nie annimmt und zum Genusse gezwungen, unfehlbar zu Grunde geht*).

Der Magen ist mehr muskulös als häutig, der Blinddarm doppelt. Bei alten Vögeln findet man im Nakken, oder an den Seiten des Kopfs, Nadelwürmer — (Ascaris Acus, *Bloch*), bald in größerer, bald in geringerer Zahl**).

§. 5.

Mancher dieser Vögel wird den Raubvögeln zur Beute; die Brut zerstören oft Baummarder, Iltisse, Wiesel und Katzen.

§. 6.

Die Mandelkrähe gehört (nach §. 4) zu den durchaus unschädlichen — vielmehr zu den nützlichen Vögeln.

Ihr Wildbret, vorzüglich das der Jungen, gewährt im Herbste, wo sie sehr fett zu seyn pflegen, ein wohlschmeckendes Gericht.

§. 7.

Alte Mandelkrähen werden ihrer Schüchternheit wegen mit Schießgewehr, wenn der Jäger zu Fuß ist, selten, wenn ihm ein Schießpferd zu Gebote steht, sehr leicht erlegt. Flugbare Junge kann man bis gegen Ende des Augusts, wenn die Alten nicht in der Nähe sind, leicht, sonst aber auch nur mit großer Vorsicht beschleichen.

Mit Falken können sie auch gebaizet werden; eine Jagdart, welche nur für große Herren sich eignet.

---

*) Wett. Annalen, Bd. II. Hft. 2. S. 338. ff.

**) Annalen d. Wett. Gesellsch.; Wolfs u. Meyers Taschenb. a. a. O.

Elftes Kapitel.

Vom Pirol.

Oriolus.

§. 1.

Der gelbe Pirol, (Pfingstvogel, Weihrauch, Kirschdieb, Kersenriff, Gelbling, Golddrossel, Pülow, Wittewall, Gugel-Vieh-aus, Oriolus galbula, *Linn.* *) ist die einzige europäische Art der Gattung: Oriolus, welche nach sämmtlichen in der Einleitung zum ersten Theil des gegenwärtigen Werkes aufgeführten Eintheilungsmethoden der Vögel, mit der Mandelkrähe zu einer und derselben Ordnung gezählet wird. In dem Pariser Klassifikationssysteme steht selbige nach T. C. in der 9ten Unterordnung: Sperlingsartige Vögel, mit ausgeschnittenem Schnabel.

§. 2.

Außerhalb Europa wird er im ganzen Orient gefunden; in unsern Gegenden ist er ein Zugvogel, welcher im Mai erst zu uns kommt, und im August schon wieder fortgehet **); hohe Berggegenden aber auch dann nicht, oder doch nur selten besucht.

Die kurze Beschreibung, welche von diesem Vogel in der Einleitung z. Th. I. S. CCXVIII. geliefert worden

*) Bechsteins Handb. der Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 335; Wolfs und Meyers Taschenb. I. 108; *Temmink* Man. d'orn. p. 79.

**) Naumann nennt in seinem Vogelsteller, K. 8. S. 145. solche nur den Sommer bei uns zubringende Vögel nicht unpassend Sommervögel.

ist, enthält alles Erforderliche, um selbigen sogleich und bestimmt, dem Geschlecht und Alter nach, zu erkennen. Wir gehen daher sofort zu andern naturgeschichtlichen Bemerkungen über.

Der Flug unsers Pirols ist weniger leicht, als bei den ihm in manchen Stücken ähnlichen Drosseln.

Gegen seines Gleichen und gegen andere an Stärke und Kraft ihm nicht zu sehr überlegene Vögel beweiset er sich muthig, und sucht öfters sogar Gelegenheit zum Streite: nur den Menschen und besonders den Jäger flieht er mit nicht gemeiner Scheu und Wildheit, die er auch, wenn es ja gelingt, ihn eingeschränkt erzogen zu erhalten, nicht ganz ablegt.

Von seinem so bekannten Laute wurden mehrere ihm beigelegte Namen hergenommen. Ausser einem ängstlichen unangenehmen Krääk und einem katzenähnlichen Geschrei, besteht das Gelock in zwei flötenartigen Tönen, die man durch: Püloh! auszudrücken und ihn deshalb so zu nennen pflegt. Stark und voll in Mitteltönen, pfeifend ertönt sein übrigens nicht kunstvoller Gesang, den man an manchen Orten durch die Worte: Pfingsten Bier hol'! Pfingsten Bier hol'!*) oder durch: Gugel, Vieh aus!**) zu versinnlichen sucht. Junge lernen Lieder pfeifen.

§. 3.

Sobald diese schönen Vögel im Frühjahre auf dem Sommerstande ankommen, paaren sie sich, wobei es un-

*) Der Landmann freute sich vielleicht im voraus auf das Pfingstbier, als er den Laut des Pirol's zum erstenmale im Jahre vernahm; er stellte nun den Namen des Festes mit dem des Vogels zusammen, und so kam er wahrscheinlich darauf, der einfachen Melodie diesen Text unterzulegen.

**) Andere Schriftsteller schreiben Gugel Fih aus. Der Verfasser dachte sich das Entstehen dieser Lautbezeichnung und des davon hergenommenen Namens des Vogels so: In der Zeit, wo das Rindvieh im Frühlinge zuerst auf die Weide getrieben werd, hörte ein Hirt, den sein Sohn: Gugel begleitete, die Töne des Pirols; zum Spaß sagte er ihm vielleicht: Hör' einmal, der ruft auch: Gugel, (treib' das) Vieh aus! (Als Scherz bittet der Verfaßer diese Erklärung gelten zu lassen).

ter den Männchen oft zu Zweikämpfen kommt. Beide Neuvermählte schreiten sogleich zum Bau eines Nestes, dessen Structur und Form so kunstvoll und merkwürdig ist, daß der Verfasser es nicht für überflüssig hält, hier etwas darüber zu sagen.

Nachdem beide Gatten auf einem hohen Strauche oder Baume einen gerade vom Hauptstamme abwärts stehenden Zweig, der sich gabelförmig in zwei Schenkeln ausdehnt, gefunden haben, tragen sie Wolle, Flachs, Grashalmen und Stroh zu; legen aus diesen Materialien erst einen beweglichen Henkel um jeden Schenkel des Gabelzweiges, und bauen an diesen mit so vieler Geschicklichkeit und so fest fort, daß das eigentliche Hängenest, welches die Gestalt eines Beutels oder eines abgerundeten Körbchens erhält, inwendig aber mit kleinem Gewürzel, Spinneweben und dünnen Halmen durchflochten und mit Moos und Puppenhülsen ausgefüttert ist, vom Winde zwar hin und her bewegt, aber dadurch nicht leicht beschädiget wird. In dasselbe legt das Weibchen vier bis fünf weiße, am dicken Ende einzeln schwatzbraun gefleckte Eier und brütet sie, gemeinschaftlich mit dem Männchen, welches, gegen die Gewohnheit anderer Vögel, dies Geschäft am eifrigsten betreiben soll, in vierzehn bis sechszehn Tagen aus. Bis die Jungen flugbar werden, theilen die Eltern treulich die Sorge der Erziehung. — Auch nachher entfernen sich die Glieder der Familie nicht weit von einander, nnd wahrscheinlich bleiben sie auch auf der Herbstreise beisammen.

§. 4.

Sie halten sich in Feld- und Vorhölzern auf, besonders wo das Laubholz mit etwas Nadelholz vermischt ist, oder wo Gärten in der Nähe sind, die sie, wenn die Kirschen reifen, zum großen Verdruß der Besitzer nur zu eifrig besuchen.

Fleisch vom reifern Steinobst — vorzüglich von Kirschen — Feigen, die sie freilich in unsern Gärten nur selten und weniger gut finden, als in südlicheren Ländern, macht ihr Lieblingsgeäse aus; doch nehmen sie auch Hol-

lunder-, Ebereschen- und Weinbeeren, wo sie dergleichen reife finden; überall und jederzeit aber vollkommene Insekten, deren Puppen und Raupen, an.

Alte vertragen durchaus keine Einschränkung im Zimmer oder Bauer; Junge, wenn sie nicht zu zeitig aus dem Neste genommen werden, kann man, obwohl nur bei höchst sorgsamer Wartung, mit Nachtigallfutter*) aufziehen und in einem geräumigen Bauer, oder besser noch, im Zimmer herumlaufend, erhalten.

§. 5.

Besonders wenn sie Junge haben, tragen sie, nächst den Staaren, das meiste zur Vertilgung der Raupen und anderer schädlicher Insekten bei, und ersetzen dadurch den Schaden, welchen sie in Gärten als Kirsch- und Feigendiebe anrichten.

Ihr Wildbret gehört zu den Leckerbissen und wird in der Kirschzeit außerordentlich mit Fett belegt. Ein alter Schriftsteller: Aldrovandus, wundert sich daher mit Recht, daß sie von den damaligen Franken nicht für eßbar gehalten worden sind **).

§. 6.

Selten gelingt es unserm Pirol mit der Flinte zu beschleichen: desto besser aber, wenn man sich, hinter dichtem Gesträuch verborgen, in der Nähe der Kirschbäume, welche reife Früchte tragen, anstellt, besonders wenn man sie durch Nachahmung ihres Gelocks heranzuziehen versteht. Hat man einen erlegt und flattert er irgend noch auf der Erde, so eilen alle in der Nachbarschaft befindliche, unbekümmert um die damit verbundene Gefahr, heran; in die-

*) Es besteht aus einer Mischung von eingequelltem Mohnsamen (welcher, wenn das Wasser abgelassen ist, mit einer hölzernen Keule zerrieben wird), kleingehacktem Braunkohl und geriebener harter Semmel; welcher, von Zeit zu Zeit wenigstens, Mehlwürmer und Ameiseneier beizufügen sind.

**) S. v. Hohberg's adeliches Land- und Feldleben. Nürnberg 1695, Th. 2. S. 796. b.

sem Falle kann der andere Lauf einer Doppelflinte gute Dienste leisten.

Während der Kirschernte kann man sie in Hängedohnen und Sprenkeln, welche vor und auf den fruchtreichsten Zweigen der Bäume befestigt werden, leicht fangen; späterhin gehen sie unbehutsam in Dohnen, Sprenkel und Aufschläge, die in der Nachbarschaft ihres Aufenthalts gestellt werden, wenn man Kirschen, Erdbeeren, oder andere Vogelbeeren ein- oder vorhängt.

v. Hohberg schlägt im zweiten Theile seines adelichen Land- und Feldlebens, S. 796. b. vor, man solle einen lebenden Pirol in einen Käfig thun, an den Seiten und oben Leimspindeln darüber richten und den Bauer auf einen Baum hängen. Theilnahme an dem Schicksale eines Artverwandten, oder Zanksucht, würde andere in der Nähe befindliche dahin bringen, sich unvorsichtig den Spindeln zu nähern, woran sie dann hängen bleiben müßten. Wer im Besitz eines jung aufgezogenen Vogels dieser Art wäre, könnte ja wohl einmal einen Versuch machen, dessen Mißlingen mit keiner weiteren Unannehmlichkeit verbunden ist. Uebrigens bedarf es bei einem wenigstens eben so nützlichen, als schädlichen Vogel, nur für ausgemachte Wohlschmecker irgend eines Fangapparats.

Zwölftes Kapitel.

Vom Kukuk.

Cuculus.

§. 1.

Aus der Gattung: Kukuk (Cuculus) — deren Charakteristisches Th. I. Einl., S. CCXVIII. Gatt. 11. an-

gezeigt sich findet — kommt als Teutscher (selbst als europäischer) Vogel nach der Meinung der Herren Steinmüller, Naumann, Wolf und Temmink, nur eine Art in Betracht, nehmlich der aschgraue Kukuk (Cuculus canorus, *Linn.*) indem der von andern eben so verdienstvollen Ornithologen, namentlich von Bechstein und Leisler, als besondere — allerdings, jedoch zweifelhafte — Art vom Herrn Prf. Oken als Abart aufgeführte, rothbraune Kukuk (Cuculus rufus, *Gm. Linn.*) von den drei zuerst genannten Schriftstellern für das Weibchen, vom Herrn Temmink hingegen für den jungen Vogel vom Jahre (bei dem dieses Jugendgewand in der ersten Mauser nur zum Theil sich verändere, in der zweiten aber erst das allgemeine Artgewand vollkommen und standhaft werde) des aschgrauen Kukuks gehalten wird. Auch darüber sind die Naturforscher neuerer Zeit nicht einig, zu welcher Ordnung die Gattung Cuculus gehöre; denn, während Herr Dr. Wolf — dem der Verfasser bei der gegenwärtigen neuen Ausgabe des vorliegenden Werkes, in Rücksicht der Eintheilung der Landvögel gefolgt ist — diese Gattung, mit Linné, Latham und Bechstein, der Ordnung: krähenartige Vögel, unterstellt *); wird selbige von Cuvier, Dumeril und Temmink zur Ordnung: Klettervögel gerechnet **).

Was den zuerst erwähnten Punkt betrift — die Bestimmung darüber nehmlich, ob der rothbraune Kukuk als eigene Art, oder als Altersabändrung, oder als Abart (Halbart) zu betrachten sey, darüber enthält der Verfasser sich eines entscheidenden Urtheils um so mehr, da ein solches zu fällen, die gefeiertesten Ornithologen unserer Zeit noch Anstand genommen haben. Dazu aber berechtigt ihn eigene Untersuchung und durch diese be-

---

*) S. Th. I. Einl. §. 72. 75. 77.

**) S. Th. Klassif. Tab. C.; Dumerils analyt. Zool. Uebers. v. Froriep, S. 48. Nr. XXXI. 1. *Temmink* Man. d'orn. p. 231 u. 632.

wirkte Ueberzeugung zu erklären, daß Cuculus rufus das Weibchen des Cuculus canorus nicht ist.

Rücksichtlich dessen, ob die Gattung Cuculus in die Ordnung der krähenartigen Vögel, oder in die der Klettervögel gehöre, glaubt er denen Methodisten beistimmen zu müssen, welche dieser Gattung ihren Platz unter den krähenartigen Vögeln anweisen, weil die Kukuke nie klettern, auch nur falsche Kletterfüße haben *). Uebrigens würde der Verfasser, wenn er dessen sich hätte ermächtigen wollen, in der Wolf — Meyerschen Eintheilung etwas abzuändern, mit Herrn Bechstein (S. dessen Ornithol. Taschenb. I. S. 83. A u. S. 85 B.), gedachte Ordnung in zwei Unterordnungen,

A. Mit falschen Kletterfüßen, und B. Mit Gangfüßen, zerfällt haben.

Noch die Bemerkung: Der Kukuk kann und darf, als ein für den Naturhaushalt höchst nützlicher Vogel, kein Gegenstand der Jagd seyn. Wenn daher in diesem Werke, wo der ausführlichen Beschreibung derjenigen Wildarten, welche dem Jagdbetriebe unterworfen sind, und der auf selbige anwendbaren Jagd- und Fangmethoden, eigentlich nur eine Stelle zukommt, die Naturgeschichte dieses Vogels in einem eigenen Kapitel umständlicher vorgetragen wird, als es bei mancher andern Federwildsart der Fall ist; so geschieht dies eines Theiles deshalb, weil, in naturgeschichtlicher Hinsicht, der Kukuk einer unserer merkwürdigsten Vögel ist, andern Theils aber auch deshalb, weil es unter den Jägern, wie sie dermalen sind, manche — vielleicht viele — giebt, die den Kukuk entweder für einen Raubvogel halten, oder gar einer der albernsten Jägerfabeln noch nachhängen, nach welcher selbiger im Herbste in den Sperber (Finkenhabicht, Falco Nisus, *Linn.*) dem er allerdings, der Körperform, Größe und — besonders der rothbraune Kukuk — der Gefiederfarbe nach, ähnelt, sich verwandeln soll, und dieses

*) S. Einleit. §. 75. Gatt. 11. S. CCXVIII.

Mährchen ihren Kindern und Lehrlingen als Wahrheit verkünden. Welchem Vernünftigen sollte solches Unwesen nicht ein Greuel seyn? Und muß dem nicht möglichst gesteuert werden!

§. 2.

Der aschgraue Kukuk (Guckguck, Guckaug, Gucker, Gutzgauch; Cuculus canorus, *Linn.* *)), wird im gemäßigten Europa und Asien als Zugvogel angetroffen. Als solcher kommt er im April — bei milder Frühlingswitterung eher, bei rauher später — in Teutschland an, und zwar, wie dies bei mehreren Vögeln der Fall ist, der männliche um einige Tage früher als der weibliche. Alte gehen schon im Julius, längstens in den ersten Tagen des August's wieder fort in wärmere Gegenden; die Jungen folgen nach, je nachdem sie früher oder später die zur Unternehmung der weiten Reise erforderliche Flugbarkeit erreicht haben. Diese Vögel scheinen ihren Weg nach Afrika zu nehmen, indem sie jährlich zweimal Malta besuchen. Auffallend ist es, daß sie, die während ihres Aufenthaltes bei uns kaum hundert Schritte in einem Zuge fliegen, auch ihre Wanderung zu Lande nur in kurzen Absätzen und in jedem Walde, der ihnen aufstößt, Rasttag zu machen scheinen, das ungeheure Meer zu überfliegen im Stande sind.

§. 3.

Die in der Einleitung zum Isten Theile, S. CCXIX gelieferte kurze Beschreibung der Alten beiderlei Geschlechts scheint keines Zusatzes zu bedürfen. Junge eben flugbar gewordene, stellen sich in folgenden Stücken abgeändert dar:

Augenstern grau, in der Nähe des Sehers ins Braune übergehend, etwas späterhin gelblichbraun, Füße blaßocker-

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I, Bd, II. S. 358; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 110; Okens Zool. Abth. II, S. 498; *Temmink* Man. d'orn. p. 232.

gelb; alle abwärts gekehrte Theile aschgrau-braun; Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern an der Spitze weiß gebändert; auf den Flügeln rostfarbige Flecken, eben dergleichen eirunde an den innern Fahnen der kleinen Schwungfedern; am Hinterkopf ein großer weißer Flecken; Vorderhals und Brust mit enge stehenden schwärzlichen Bändern; Bauch, Schenkel und After weißlich, mit schwarzen Querstreifen.

Späterhin und bis zur ersten Mauser erscheinet der junge Vogel dieser Art — nach Temmink — in dem Gewande, in welchem er zeither von mehreren Schriftstellern, als besondere Art, folgendermaßen beschrieben wurde:

Scheitel, Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern dunkelrostfarbig und schwarz in die Quere gestreift; die großen Schwungfedern schwarzbraun, mit kurzer weißer Spitze, die eirunden Flecken an der innern Fahne der kleinen Schwungfedern braunroth-weißlich, an der äußern Fahne viereckige rostfarbene Flecken; die Steuerfedern rostfarbig, von der Wurzel aus in schräger Richtung schwarz gebändert, gegen das Ende hin mit einem breiten schwarzen Bande gezeichnet, alle in einer weißen Spitze ausgehend, auf den Schäften weiß kleingefleckt; Seiten- und Vorderhals rostfarben-weißlich, mit vielen schwarzbraunen Streifen; alle übrige unterwärts gekehrte Theile denen des mannbaren aschgrauen Kukuks vollkommen gleich.

Dies ist dann: Cuc. canorus rufus, *Gm. Linn.* Syst. I. p. 409. sp. 1. β. Cuc. hepaticus, *Lath.* ind. I. p. 215. sp. 25; *Sparm.* Mus. Carlson. T. 55; *Retz.* faun. Suec. p. 100. Nr. 51. Le Coucou vulgaire, premier age, *Le Vaill.* Ois. d'Afrique, V. p, 201; Rothbrauner Kukuk, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) II. 1142; Frischs Vögel, T. 42; Naumanns Vögel, Nachtr. T. 4. F. 9.

Der Kukuk fliegt schnell, fast ganz so wie der Sperber, doch nie sehr hoch in der Luft; auch ist er unstät, d. h. er bleibt nicht lange auf einer Stelle sitzen, entfernt

sich aber nicht weit aus der Gegend, wo er Stand gefaßt hat, und diese scheint er, eigenen Bemerkungen des Verfassers zu Folge, alljährlich wieder aufzusuchen. Das Männchen ist in der Paarzeit zänkisch mit Nebenbuhlern. Beide Geschlechter bleiben sich, außer der eben gedachten Periode, fremd und leben isolirt.

Den Menschen fliehen diese Vögel ungemein, und höchst selten lassen sie sich von ihm beschleichen.

Nur dem Männchen ist der bekannte Ruf: Kukuk! der zuweilen mit Kukukuk! abwechselt, eigen, und unglaublich oft wiederholt manches ihn in einem Athem. Den in der Paarzeit oft hörbaren, wie Quackquackquack! ertönenden Laut hat es mit dem Weibchen gemein.

§. 4.

Es giebt, meines Wissens, außer dem Kukuksweibchen, keins von irgend einer andern Vogelgattung, welches seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dies Geschäft andern Vögeln überläßt. Diese auf vielfältige Erfahrung gegründete Thatsache ist so merkwürdig, daß sie mit möglichster Genauigkeit aus einander gesetzt zu werden verdient.

Sobald nehmlich das Kukuksweibchen, das sich nur mit einem Männchen und zwar mit dem begattet, welches im Kampfe mit mehreren Nebenbuhlern die meiste Gewandheit und Tapferkeit bewies, legen will, sucht es das Nest eines andern kleinen Vogels, als: der Grasmücke, der Bachstelze, des Rothkehlchens, des Weidenzeisigs, ja selbst des Zaunkönigs*) auf, in welchem

*) Ein durchaus glaubwürdiger Mann erzählte mir: er sey einst an einem hohlen Baume vorüber gegangen, in welchem Staare zu nisten pflegten. Zufällig bemerkte er, daß die Alten mit höchster Emsigkeit Futter zutrugen und einen sich ungebehrdig stellenden jungen Vogel, der nur mit dem Kopfe aus dem Astloche hervorguckte, damit versorgten. Neugierig, ob seine Vermuthung, daß es ein junger Kukuk sey, gegründet wäre, holte er die nöthigen Werkzeuge, um die Oeffnung nöthigen Falls zu vergrößern, und bald sah er nicht nur seine Voraussetzung bestätiget, sondern fand auch, daß der junge Vogel schon jetzt zu groß war, um durch

schon ein oder mehrere Eier sich befinden, wartet die Zeit ab, wenn die Alten das Nest verlassen, legt sein Ei hinein, und eilt dann blitzschnell wieder davon. So oft es bis zu seinem Wegzuge ein gleiches Bedürfniß fühlt, fängt es seine Nachforschungen nach einer ähnlichen bequemen Gelegenheit, seine Nachkommenschaft ohne eigene Mühwaltung zu vermehren, von neuem an, und verfährt wie das erste Mal. Nur durch Versehen oder wenn es kein anderes frisches Nest eines Insektenfressenden Vögelchens finden kann, legt es ein zweites Ei in das, welches bereits das erste hatte aufnehmen müssen.

Oft wurde ich versucht der Rabenmutter zu zürnen, die, unbekümmert um das Fortkommen und Gedeihen ihrer Nachkommenschaft, selbige fremder Fürsorge und Obhut anvertraut, sich selbst aber Genüssen aller Art überläßt, oder gar in fernen Gegenden eines höhern Wohlseyns sich erfreuet; bis reifere Ueberlegung, veranlaßt durch das Lesen der Werke anderer verdienstvoller und vorurtheilsfreier Männer, zu der Ueberzeugung mich brachte, daß die Natur, auch in diesem Falle, aus weisen Ursachen eine so sonderbar scheinende Einrichtung getroffen habe.

Nicht in der Organisation der innern Theile des Kukuks, welche er mit mehreren Vögeln, die selbst brüten z. B. mit dem Thurmfalken, der Nachtschwalbe und der Mandelkrähe gemein hat, suche man den Grund, warum er es nicht selbst übernimmt und übernehmen kann; sondern vielmehr darin, daß seine Eier sich nicht so schnell nach einander, wie bei an-

das unerweiterte Astloch kriechen zu können. Wie mag das Kukuksweibchen aber das Ei in das Staarennest gebracht haben? Mir würde dies unerklärbar seyn, wenn ich nicht annehmen dürfte, daß dieses Nest dicht unter dem Loche gestanden und der Kukuk das Ei mit dem Schnabel hineingelegt hätte, da dies, wie Bechstein sagt, öfter der Fall ist.

Anm. z. 1sten Ausg.

Die Kehle des Kukuksweibchens ist so erweitert, daß es darin das auf die Erde gelegte Ei aufnehmen und bis zu dem Neste des Vogels, welcher es ausbrüten soll, transportiren kann, um es aus dem Schnabel da hinein zu legen.

Anm. z. 2ten Ausg.

dern Vögeln, am Eierstocke und im Eiergange vervollkommnen*) Er fängt nehmlich schon im Mai zu legen an, und fährt damit auf oben beschriebene Art fort, bis zu seinem Wegzuge (im Juli oder zu Anfang des August's) indem immer einige Tage hingehen, ehe ein anderes Ei völlig reif wird. Es bleibt ihm daher keine Zeit zum Brüten und zum Erziehen der Jungen übrig.

Gleichwohl ist an der Fortflanzung so nützlicher Kreaturen im Haushalte der Natur zu viel gelegen, als daß sie selbst nicht durch den oft erwähnten, ihnen beigelegten Instinkt, die Brut sorgsamen Pflegeeltern zu überlassen, für möglichst zahlreiche Vermehrung hätte sorgen sollen.

Ganz eigen und einzig in ihrer Art ist ferner auch die Erscheinung daß kleinen die Vögel weder die durch das hinzugekommene fremde Ei erfolgte Vermehrung der Zahl ihres eigenen Geleges, noch die Verschiedenheit der Gestaltung, Größe und Farbenzeichnung an dem Kukukseie (es ist nehm-

---

*) Beim Kukuk, wie bei den andern oben genannten Vögeln, ist der Magen unverhältnißmäßig groß und breitet sich weiter aus, als das sehr kleine, verengerte Brustbein. Viele Schriftsteller, welche gleiche Organisation bei andern selbstbrütenden Vögeln nicht kannten, glaubten daher, der Druck des Brustbeins auf den Magen, mache dem Kukuk das Brüten unmöglich.

Herr Prof. Oken sagt hierüber in seiner Zoologie, Abth. II. S. 499, Folgendes:

„Dergleichen Dinge erklären nichts, da das Nichtbrüten in dem ganzen Naturell des Thieres liegen muß. Denn, würde der Guckguck (Kukuk) hitzig, überhaupt brütig wie die Henne, so würde er sich auf die Eier setzen, der Magen möchte liegen wo immer. Der Guckguck ist überhaupt ein phlegmatischer, wehmüthiger, mißmuthiger Vogel, bei dem sich das Blut langsam bewegt, und der daher auch die Eier nur langsam entwickelt, so daß er vielleicht erst nach 8 Tagen das zweite legt. Nicht aber deshalb, weil indessen das erste Ei zu Grunde gehen würde, bis die andern gelegt sind (denn solche Betrachtungen stellt ein Guckguck nicht an), brütet er nicht; sondern weil bei solch geringer Eierhervorbringungskraft natürlich auch kein Trieb zu brüten da seyn kann.“

Von einem Oken ist voraus zu setzen, daß seine Angabe, rücksichtlich der langsamen Bewegung des Blutes beim Kukuk, auf geeigneter und eigener Untersuchung beruhe, und in diesem Falle gegen die daraus gezogene Folgerung nichts einzuwenden; daß aber ein Vogel, der so schnell wie der Kukuk fliegt und überhaupt so unablässig und leicht wie er beweglich ist, phlegmatisch, wehmüthig und mißmuthig genannt zu werden nicht verdiene, darin dürfte wohl der erfahrenere Theil der Jägerwelt mit dem Verfasser übereinstimmen.

Anm. z. 2ten Ausg.

lich rundlich, größer als das der Nachtigal und, den Jahren nach wechselnd, grünlich-, bläulich-, gelblich- oder graulich-weiß auf dem Grunde, immer aber olivengrün oder aschgrau gefleckt und getüpfelt*), zu bemerken scheinen. Vielmehr setzen sie ihr Gelege, wenn dasselbe noch nicht vollzählig ist, unbekümmert fort, und brüten das untergeschobene Ei mit den ihrigen zugleich aus.

Gleich nach dem Ausschlüpfen des jungen Kukuks, äußert sich bei ihm der natürliche Trieb zur Selbsterhaltung dadurch, daß er die noch neben ihm liegenden Eier, oder auch seine schon ausgekrochenen Stiefgeschwister rücklings unterkriegt, eins nach dem andern zwischen die Flügel auf den Rücken nimmt, und sie, indem er sich etwas erhebt, sämmtlich über den Rand des Nestes hinauswirft. Eben so verfährt, wenn zufällig zwei Kukukseier in einem Neste ausgebrütet werden, der stärkere Bruder mit dem schwächeren.

Nur dadurch wird dieses grausame und undankbare Verfahren entschuldigt, daß davon das Leben und Gedeihen des kleinen Mörders einzig und allein abhängt. Denn könnten so körperlich schwache Eltern wohl im Stande seyn, neben ihren eigenen Kindern noch dem viel stärkeren zur Pflege anvertrauten Vogel, welcher allein mehr Futter bedarf, als die ganze Familie zusammen genommen, hinlängliche Nahrung zuzutragen? —

Möchte man nicht versucht werden zu glauben, daß durch ähnliche Ueberlegungen die Alten dahin gebracht würden, den an ihrer eigenen Nachkommenschaft erlittenen Verlust zu verschmerzen, und ihn dem zurückgebliebenen Stiefkinde nicht entgelten zu lassen, wenn man bemerkt, daß sie ununterbrochen, mit unbeschreiblicher Emsigkeit fortfahren, sein ungestümes Verlangen nach schicklicher Kost zu befriedigen? Dies geschieht aber bestimmt auch dann noch, wenn der junge Kukuk das Nest schon verlassen hat, ja sogar, wie man sagt, unter Beihülfe anderer insektenfres-

*) Nach Herrn Prof. Okens Meinung könnte dieser Farbenwechsel vielleicht von der Verschiedenheit der Nahrung herrühren.

sender Singvögel, bis er flügge wird. Sobald er vollkommen flugbar ist, eilet er, seinen Geburtsort verlassend, den schon abgereiseten Artverwandten nach.

Ueberflüssig sind fast die Bemerkungen, daß dies vielleicht die einzige Vogelart ist, bei welcher nicht die geringste Bekanntschaft zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern statt findet; und daß die veraltete Jägersage keinen Grund hat, nach welcher der junge Kukuk seine Pflegeeltern am Ende selbst verzehren soll.

§. 5.

Man sieht und hört den Kukuk im Mai und Juni in unsern Gärten und Wäldern so oft, daß ich der nähern Anzeige des Aufenthalts füglich überhoben seyn kann: aber das darf ich nicht verschweigen, daß seine Aesung vorzüglich in allen Arten von Raupen *) besteht, welche er von den Blättern und Stämmen der Bäume abliest. Auch fliegende Insekten, meist aber nur aus der Klasse der Schmetterlinge, findet man in seinem Magen.

§. 6.

Wie beträchtlich der Nutzen ist, welchen dieser, als Vertilger einer zahllosen Menge schädlicher Kreaturen, lange nicht genug geschätzte Vogel stiftet, erhellet aus dem, was im vorhergehenden Paragraph in Rücksicht der Aesung erwähnt worden.

Nur ins Ohr sage ich es meinen Lesern, daß sein Wildbret von ausgezeichnet gutem Geschmacke ist; laut aber, daß ich es fast für sündlich halte, ihm nachzustellen.

*) Vorzüglich in einer Art rother Raupen, auch in sehr haarigen Bärenraupen und diese letztern sollen, zu der — nach Oken — unrichtigen Bemerkung einiger Schriftsteller Anlaß gegeben haben, als wäre der Magen des Kukuks inwendig mit Haaren bewachsen. So viel ist gewiß, der Kukuk wirft die Raupenhaare als Gewölle aus.

§. 7.

Nur selten und meist zufällig gelingt es, einen Kukuk durch den Schuß zu erlegen; am ersten noch, wenn man, gut verborgen, seinen Ruf nachahmend beantwortet. Eine besondere Art des Fanges ist mir nicht bekannt — sie kann auch füglich unerfunden bleiben! —

Dreizehntes Kapitel.

Von den zur Gattung: Pieper (Anthus) und zur Gattung: Lerche (Alauda) gehörigen Vögeln.

---

§. 1.

Linné stellte sämmtliche, in gegenwärtigem Kapitel vorkommende, teutsch-vaterländische Vögel — von denen hier nur Rede seyn kann — unter seiner sechsten Ordnung: Singvögel (Passeres), in einer Gattung: Lerche (Alauda) zusammen.

Die Ornithologen neuerer Zeit zerfällen, aus triftigen Gründen (s. Th. I. Einl. S. CCLXII., Anm. z. Gatt. 32), diese Linnéische Gattung in zwei, deren eine, unter der Benennung Pieper (Anthus), vier Arten; die andere unter dem alten Namen Lerche (Alauda), sechs Arten in sich begreift. (Vergl. Einl. S. CCLXII bis CCLXVIII, Gatt. 32 und 33.) Nach Cuvier (s. Th. I. T. C.) gehören beide Gattungen in die zweite Ordnung Sperlingsartige Vögel (Passeres) und in die Unterordnung: Mit geradem dünnen Schnabel *).

---

*) Ganz genau genommen würde die Gattung Anthus der neunten Unterordnung: Mit ausgeschnittenem Schnabel, angehören.

In den zehn nächstfolgenden Paragraphen soll das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der hierher gehörigen Vögel mitgetheilt, in den übrigen von den Jagdbetriebs- und Fangmethoden gesprochen werden.

§. 2.

Der Baumpieper (Anthus arboreus, *Bechst.*; Alauda trivialis, *Linn.*; Spießlerche, Pieplerche, Gereuthlerche, Krautvogel) *) wird — die nördlichsten Gegenden ausgenommen — in ganz Europa den Sommer über angetroffen; doch nirgends häufig. Im nördlichen Teutschland kommt er im März einzeln an, und zieht im August und September familienweise — wenigstens in geringzählige Flüge durch Zusammenrufen vereinigt — wieder weg; nach Temmink geht er kaum bis jenseit des mittelländischen Meeres.

Der Th. I. Einl. S. CCLXII gelieferten Beschreibung wollen wir hier nur Folgendes zusetzen:

Die Schwanzfedern schwarzbraun, die äußerste derselben zur Hälfte weiß mit braunem Schafte, die nächste mit weißer, keilförmiger Spitze.

Das Weibchen hat — nach Wolf — einen etwas mehr ins Grauliche fallenden Oberleib. An ihm ist der Unterhals weißlich rostgelb, die Farbe der zwei Streifen auf den Flügeln mehr rein weiß, der Flecken auf der zweiten Schwanzfeder kleiner.

Als zufällige Abänderungen hat man nicht nur auf der gewöhnlichen Farbe großfleckig weiß gescheckte, sondern auch ganz, in der Regel aber nicht rein weiße gefunden.

Nach Herrn Prof. Wolf (s. Taschenb. a. a. O.) gehört vermuthlich hierher Alauda ludoviciana, *Gm. Linn.*, als junger männlicher Vogel, und Alauda Go-

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 43; dessen Nat. Gesch. Teutschl. Aufl. 2. Bd. III. S. 706 Nr. 1; Wolfs und Meyers Taschenb. d. Vögelk. I. S. 254 b) Nr. 1; *Temmink* man. d'ornith. p. 153. Pipit des buissons.

rensis, Mus. Carlson. IV. No. 99, als hochgefärbter alter männlicher Vogel.

Der Baumpieper bewegt sich im Fluge schnell. Er steigt nicht, wie die Feldlerche, von der Erde senkrecht, sondern von Baumästen in schräger Richtung ein wenig in die Höhe, von wo aus er sich sehr bald, leise flatternd, fast immer auf den vorherigen Standpunkt wieder niederläßt. Sein Gang ist langsam und gleichsam bedächtig. Vor dem Falken drückt er sich nicht, nach Art der meisten Vögel, sondern sucht sich — natürlicher Weise fast immer vergeblich — laufend zu retten. Vor dem Menschen ist er fast gar nicht scheu. Im Freien, wie im Zimmer, hält er sich stets glatt und reinlich.

Die Gatten lieben sich, ihr Nest und ihre Jungen mit höchster Zärtlichkeit und Treue; daher die Eifersucht, mit welcher das Männchen sein Weibchen gegen die Zudringlichkeit anderer Liebesritter bewacht, und die Unduldsamkeit gegen andere seines gleichen in seiner Nachbarschaft während der Paar- und Heckzeit. Im Laufe dieser Periode und bis zum Monat Julius besteht der Gesang des Männchens in drei verschieden modulirten, trillernd lullenden, langgezogenen Strophen, deren letzte jedesmal mit immer leiser und zärtlicher werdenden Tönen, die wie Zia, Zia, Zia! ungefähr erklingen, sich schließt. Zu eben dieser Zeit besteht das Gelock der Paare in einem leisen, ängstlichen Zirp, Zirp! gleich bei der Ankunft im Frühlinge, öfter aber noch, wenn die Zeit des Wegzuges eintritt, vernimmt man den piependen Locklaut, welchen Bechstein durch Gick, Gick-Gick! bezeichnet, und nach welchem man diesen Vogel sonst Pieplerche benannte.

Die Paare machen jeden Sommer zwei Gehecke in einem auf Anhöhen aus langen, dünnen, dürren Grashalmen kunstlos gebauten, inwendig mit Thierhaaren durchflochtenen Neste. Man findet dasselbe im Grase oder Heidekraute, zwischen Erdklößen, auch an oder unter Baumwurzeln, Windfallstöcken und Wachholdersträuchen. In dasselbe legt das Weibchen vier bis fünf rundliche,

graue, schön rothbraun marmorirte Eier und brütet sie, Nachmittags vom Männchen auf einige Stunden abgelöst, — nach Bechstein — in vierzehn Tagen aus. Ertönt der Alten Gelock von einem Baumzweige herab; sieht man sie da, Futter im Schnabel haltend, sitzen: so ist gewiß ein Nest mit Jungen nicht weit entfernt. Je näher man demselben kommt, desto häufiger, lauter und ängstlicher werden die Locktöne. Sobald die Jungen einigermaßen flügge werden, verlassen sie, auf Antrieb der Alten, das Nest, um den Nachstellungen der zahllosen Feinde, die sie mit den eigentlichen Lerchen gemein haben, zu entgehen.

Die Aesung dieser niedlichen Vögel besteht im Freien aus Mücken, Fliegen, allerhand kleinen Käfern, Insekten, Raupen, Nachtfaltern und Heuschrecken, nie aus Getreide und Sämereien. Will man jung aus dem Neste genommene im Zimmer oder Bauer erziehen, so müssen sie anfänglich mit Mehlwürmern und kleinen Regenwürmern, bisweilen auch mit Ameiseneiern, späterhin mit süßem Quarkkäse und mit Gerstenschrot und Semmel in Milch gequellt, worunter in den ersten Tagen Würmer und Ameiseneier zu mengen sind, gefüttert werden. Ganz ausgewachsene oder außer der Paarzeit gefangene nehmen nach und nach auch Mohnsamen zum Futter an. Dergleichen Stubenvögel bringen bei der gedachten Behandlung ihr Alter auf mehrere Jahre.

Die Baumpieper halten sich meistentheils in den Vorhölzern gebirgiger Waldgegenden auf und zwar am liebsten da, wo auf den Gehauen (Holzschlägen) die Baumstöcke frisch ausgegraben, oder, wie man zu sagen pflegt, ausgereuthet worden (daher der sonstige Name: Gereuthlerche); von da aus gehen sie auf nahe gelegenen Wiesen, Kohläckern und in Gärten der Nahrung nach. Vor dem Wegzuge fallen sie auch zur Nachtzeit bei den Feldlerchen auf der Haferstoppel ein und werden dann nebst diesen zuweilen mit dem Nachtgarne gedeckt. Nie — außer wenn gleich nach ihrer Ankunft im Frühlinge Schnee oder sehr kalte Witterung einfällt, wo man sie dann auf

feuchten Waldwiesen und an warmen Quellen im Wiederscheine der Sonne in zahlreichern Flügen findet — sieht man mehr als zwölf, meist nur drei bis vier Stück beisammen.

Zur Verminderung schädlicher Nachtfalter, vorzüglich des Fichtenspinners (Phalaena pytyocampa) und der Nonne (Phalaena monacha) und anderer schädlichen Insekten beitragend, stiftet der Baumpieper bedeutenden Nutzen im Naturhaushalte, durchaus keinen Schaden. Deshalb sollte er nie besondern Nachstellungen ausgesetzt seyn. Auch beschränkt sich der Fang desselben meist auf das Zufällige. Wohlschmecker rechnen dessen Wildbret zu den leckersten, feinsten Speisen.

§. 3.

Der Brachpieper (Anth. campestris, *Bechst.*; Anth. rufescens, *Temmink*; Alauda campestris, *Linn.*; Brachlerche) *) kommt als Zugvogel gewöhnlich erst im Mai in den Main- und Rheingegenden, im Thüringischen und Anhaltischen an, verweilt daselbst den Sommer über, um sein Geheck zu machen und zieht ungefähr zu eben der Zeit, wie der Baumpieper, auch, wie dieser, nicht flug-, sondern nur familienweise, in wärmere Gegenden.

Der Th. I. Einl. S. CCLXIII gelieferten Beschreibung ist Folgendes, als zufällig ausgelassen, beizufügen:

Die großen Schwungfedern sind wie die Flügeldeckfedern gefärbt und gezeichnet; die Steuerfedern — die zwei äußersten ausgenommen — sämmtlich schwarzbraun.

Bechstein bemerkt übrigens am (oben in der Note) angezeigten Orte von diesem Vogel: „Er variire wenig; doch sei er nach der Mauser am Oberleibe gewöhnlich etwas olivenfarbig; Sander beschreibe in seinem Na-

---

*) Bechsteins ornithol. Taschenb. I. S. 200, Nr. 6; Wolfs und Meyers Taschenbuch der Vögelkunde, I. S. 257, Nr. 3; *Temmink* Man. d'ornith. S. 150, Pipit rousseline.

turforscher XII, S. 24 eine bunte Spielart mit weißen Flügeln."

Ob rücksichtlich der Gefiederfarbenzeichnung zwischen Männchen und Weibchen ein Unterschied statt finde, ist bis jetzt mit Gewißheit noch nicht ausgemittelt; denn, wenn Bechstein in der zweiten Auflage seiner Nat. Gesch. Teutschl. Bd. III. S. 722, Nr. 2 sagt: „dem Weibchen fehlen die Flecken auf der Brust fast gänzlich;" so kann dies an dem von ihm untersuchten Exemplare leicht eine zufällige Abänderung gewesen seyn. Und dies ist um so wahrscheinlicher, da Prof. Wolf a. a. O. bemerkt: „er besitze ein Männchen, das fast eben so fleckenlos sei."

Eigentlichen Gesang vernimmt man von diesem Pieper so wenig, als von den übrigen. Sein Gelock ertönt — nach Bechstein — im Frühlinge beim Steigen und Fallen wie Djäk, diäk! in der Heckzeit, wie Zirhu, dazida! kurz vor dem Wegzuge wie Quiquá, Tziu!

Dieser Vogel hat in der Gestalt, wie in seinem Habitus, auch rücksichtlich der Aesung fast alles mit dem Baumpieper gemein (s. §. 2.); doch ist er sehr scheu, steigt im Frühlinge in Schneckenlinien hoch aufwärts, schwebt da lange auf einer Stelle, fährt fast senkrecht herab, streicht aber auf dem Boden ruck- und bogenweise hin. Man trifft ihn am öftersten — jedoch in Teutschland nirgends häufig — auf Feldanhöhen, welche einen steinig-sandigen Boden haben und von Wäldern begrenzt werden, während der Heckzeit meist im lichten Gehölze, doch selten auf Bäumen sitzend, vor und nach derselben öfter auf urbarem Felde, wo man ihn dann sehr eilig laufen und, nach Art der Bachstelze, oft mit dem Schwanze schnippen sieht.

Auch sein Geheck macht er an denselben Stellen und in einem eben so gebauten Neste wie der Baumpieper; jedoch, seiner späten Ankunft wegen, alljährlich nur eines, im Monat Julius. Das Gelege besteht aus vier bis sechs blaulichweißen, rothbraun und violett ungleich gefleck-

ten und gestrichelten Eiern, an deren spitzem Ende jene Flecken kaum merklich sind, am stumpfen Ende aber zusammenlaufen. Bei Annäherung eines Menschen oder Thieres geben die Alten, auf einem benachbarten Zweige, Pfahle oder Steine sitzend, ihre Besorgniß für ihre Eier oder Jungen durch ängstliches Ziepen zu erkennen.

Selbst im Sommer streichen geringzählige Flüge dieser Pieperart umher; wahrscheinlich, weil sie, bei zufällig allzusehr verspätigtem Frühlingszuge, weder einen anständigen Wohnort, noch Zeit und Ruhe zur Paarung fanden, wodurch der Begattungstrieb unterdrückt wurde; ein Fall, der auch bei andern spät wandernden Vögeln nicht selten eintritt.

Als ein im Naturhaushalt nützlicher Vogel macht er keinen eigentlichen Gegenstand des Jagd- und Fangbetriebes aus, so leckern Geschmackes und so zart auch sein Wildbret ist.

§. 4.

Der Wiesenpieper (Anthus pratensis, *Bechst.*; Alauda pratens., *Linn.*; Wiesenlerche, Pisperling, Isperling, Greinvögelchen, Schnitzerlein) *) besucht Teutschland im April und von der Mitte des Octobers bis zum Ende des Novembers auf der Durchreise, in Flügen von zehn, zwölf bis funfzehn Stück, die südlichen Gegenden jedoch regelmäßiger und häufiger als die nördlichen. In Frankreich soll er, nach Cuvier, sein Geheck machen; den Winter aber, nach Temmink, wahrscheinlich im nördlichen Afrika zubringen.

Zur Vervollständigung der Th. I. Einl. S. CCLXIII, Art 3 gelieferten Beschreibung hier noch Folgendes:

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 45. Anhang; dessen ornith. Taschenb. I. S. 202. Nr. 7; dessen Nat. Gesch. Teutschl. zweite Ausg. Th. III. S. 782, Nr. 2; Wolfs und Meyers Taschenb. d. Vögelk. I. 255. Nr. 2; *Temmink* Man. d'orn. p. 151, Pipit farlouse; Cuviers elementarischer Entwurf d. Nat. Gesch. Uebers. Bd. I. S. 348.

Bei den Jungen geht die Einfassung der Federn an den oberwärts gekehrten Theilen mehr ins Grünliche über.

Herr Wolf erwähnt a. a. O. eine Abänderung, bei welcher der Unterleib mehr rostgelblich, die Einfassung der Federn des Oberleibes olivengelb sich darstellt; auch eine gelblichweiße Spielart, mit mehr gelben Flügeln, welche von Brisson schon beschrieben worden ist, und wovon Herr Medicinalrath, Dr. Meyer zu Offenbach, ein Exemplar besitzen soll.

Auf dem Zuge sowohl, als in den Gegenden, wo dieser Vogel den Sommer zubringt und sein Geheck macht, findet man ihn auf feuchten Wiesen und sumpfigen Rändern der Seen und Flüsse, auch in großen Brüchen.

Er ist nicht scheu. Er fliegt schnell, aber nicht weit in einem Stücke fort; streicht nur dicht und in gerader Richtung über dem Boden hin und steigt weder gerade, noch schräge, noch kreisend empor. Melodisch singt er nicht, und nur ein Laut ist von ihm bekannt, welcher in einem kurz abgebrochenen Is, Gis! besteht. Man vernimmt selbigen als Gelock in der Zugzeit; als Angstlaut aber häufig wiederholt, wenn der Vogel aufgejagt wird.

Sein Nest soll auf Rasenkaupen und in Binsenbüsche gestellt sich finden und das Gelege aus vier bis sechs — nach Bechstein röthlichweißlichen, blutbraun gefleckten, — nach Wolf bläulichweißen, rothbraun marmorirten, — nach Temmink blauröthlichen, braun gefleckten Eiern bestehen *).

Er äset, nach Wolf und Temmink, wie alle seine Gattungsverwandte, nur kleine Käfer, Insekten und deren Larven.

Das Wildbret auch dieses Piepers soll von vorzüglichem Geschmacke, höchst zart und im Herbste stark mit Fett überlegt seyn, und so gehört es zu den feinsten — nur selten zu habenden — Leckereien.

---

*) Der Verfasser führt diese abweichenden Angaben aus Mangel eigener Erfahrung an, wie er sie fand.

§. 5.

Der Wasserpieper (Anth. aquaticus, *Bechst.*; Alauda spinoletta, *Linn.* Syst. ed. 12, p. 288, No. 7; Alauda campestris et spinoletta, *Gm. Linn.* Syst. I. p. 794, No. 4 β., Wasserlerche) *) bewohnt vorzüglich die mittäglichen Gegenden von Europa, besucht die gemäßigten Erdstriche unseres teutschen Vaterlandes — z. B. die Rhein- und Maingegenden, Franken, selbst den südlichern Theil von Thüringen auf dem Herbstzuge, überwintert sogar öfters am Werraflusse und zieht dann im März und April wieder fort.

Der Th. I. Einl. S. CCLXIV, Art 4 befindlichen Beschreibung dieses Vogels fügt der Verfasser hier die ausführlichere, bedeutend abweichende bei, die der Herr Medicinalrath Meyer in den Beiträgen der Wetteraner Gesellschaft, Bd. I. Hft. I. S. 40 von einem Männchen dieser Art liefert, welches derselbe den 5ten April 1811 geschossen hat:

„Länge 6½″, Breite 10½″. Der Oberschnabel braun, so wie auch die Spitze des Unterschnabels, welcher übrigens, so wie die Mundwinkel, schmutzig gelb ist; der Augenstern braun, der nackte Augenrand grau, die Befiederung um denselben weiß; die Füße sammt den Nägeln braun, die Fußsohlen gelblich; der Nagel an der Hinterzehe ziemlich stark gekrümmt. Scheitel, Hinterhals, Schultern und Rücken aschgrau mit schwach grünlichem Anfluge; auf dem Scheitel einzelne rostfarbige Federn, eben so der Saum einiger Rückenfedern gefärbt; die Kehle weiß; der Vorderhals und die Brust schmutzig gelblichweiß, an den Seiten der letztern einige undeutliche braune Flecken, der übrige Unterleib weiß; von dem Schnabel über die Augen weg bis hinter die Ohren ein großer weißer Streif; die weißen

*) Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. zweite Ausg. III. S. 745. Nr. 4; dessen Taschenb. III. S. 564 Nr. 4; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 258, Nr. 4; Beiträge der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Heft 1, S. 40; *Temminck* Man. d'ornith. p. 149, Pipit spioncelle.

Kanten der beiden Reihen der Flügeldeckfedern weder so groß, noch so weiß wie bei den Wintervögeln; die äußerste Feder des schwärzlichen Schwanzes mit einem keilförmigen weißen Flecken auf der innern Fahne und auf der äußern fast bis an die Wurzel weiß, die zweite mit kaum bemerkbaren weißen Flecken an der Spitze *)."

Dieser Vogel hält sich am kiesigen Rande der Flüsse, Bäche und Quellwasser auf, wo man ihn herumlaufen, oder auf größeren Steinen und auf Zweigen des am Wasser stehenden Gesträuches sitzen sieht.

Seine Aesung besteht aus Fliegen, Schnaken, kleinen Wasserinsekten und deren Larven.

Sein Geheck soll er — nach Bechstein und Meyer — in sumpfigen Berggegenden, uns zunächst in Krain; nach Temminks bestimmter Angabe auf sehr hohen, unfruchtbaren Plattformen der Gebirge, z. B. in den Pyrenäen machen. Nach Temmink besteht das Gelege aus höchstens fünf graulichen, braun gefleckten Eiern.

Das Wildpret wird vermuthlich dem der übrigen Pieper an Zartheit und Wohlgeschmack nicht nachstehen; den Gaumen teutscher Leckermäuler aber wohl noch nicht oft — vielleicht noch nie — gereizt haben.

§. 6.

Die Feldlerche (Alauda arvensis, *Linn.*: Saat-, Sang-, Himmels-, Taglerche, Leewerk, Pardale) **) ist in der ganzen alten Welt bekannt. Auf ihrem Zuge geht sie in Europa und Asien bis zum

---

*) Die große Verschiedenheit des oben beschriebenen hochzeitlichen oder Sommerkleides von dem Winterkleide, in welchem man früher den Vogel nur gekannt und danach beschrieben zu haben scheint, giebt, wie es den Verf. dünkt, der Temminkschen Vermuthung hohe Wahrscheinlichkeit, daß alle Pieper zweimal im Jahre sich mausern.

**) Bechst. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 40, S. 190; dessen ornith. Taschenb. I. S. 193, Nr. 1; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 260; *Temmink* Man. d'ornith. p. 161, Alouette des champs.

arktischen Kreise hinauf; wird aber auch in Afrika am Nil und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wahrscheinlich also gleichfalls in sämmtlichen Mittelländern, gefunden.

Bei uns kommt sie als Verkündiger des Frühlings, sobald der Schnee wegthaut, oft schon im Februar, an, und zieht, von der Mitte des Monats September bis zum Anfange des Monats November, nach und nach in starkzähligen Flügen den wärmern Ländern zu. Die, welche bei uns geheckt haben, gehen dann am frühesten fort, und werden durch solche, die in nördlicheren Gegenden den Sommer zubrachten, ersetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte machen diese denen wieder Platz, die aus dem noch höhern Norden zurückkehren.

Selbst im December noch werden, wenn kein Schnee fällt, einzelne Vögel dieser Art auf der grünen Wintersaat angetroffen. Der späte Herbstwegzug und die frühe Rückkehr der Feldlerchen lassen vermuthen, daß die meisten in der europäischen Türkei und in allen südlich-europäischen Ländern überwintern.

Um Verwechslung dieser Lerchenart mit den folgenden zu verhüten, scheint bei jeder eine ausführlichere Beschreibung nöthig, als die Th. I. Einl. S. CCLXV ff. von den zur 33sten Gattung gehörigen Arten gegebene*).

Die Feldlerche ist (fast) 7″ lang, wovon der Schwanz 2½″, der Schnabel 5‴ wegnimmt; die zusammengelegten Flügel reichen bis auf die Hälfte des Schwanzes. Der Oberschnabel hornfarbenschwarz, der Unterschnabel weißlich; der Augenstern graubraun; die Ständer (besser Läufe, d. i. Füße) gelbbraun; die Fußwurzel (Schienbeine) 1″ hoch.

Oberkörper roströthlichgrau, jede Feder in der Mitte schwarzbraun, größere schwarze Flecken auf dem Kopfe und Oberrücken; über den Augen ein weißliches Band, ein dergleichen undeutlicheres die braungrauen Wangen umgebend;

---

*) Hier und in der Folge, nach Temmink, mit einigen Zusätzen.

Schwungfedern dunkelbraun, die der zweite Ordnung ausgeschnitten und mit weißen Spitzen; Kehle schmutzig weiß; Hals, Brust und Flanken schmutzig weiß, mit rostfarbigem Ueberfluge, auf jeder Feder in der Mitte ein lanzettförmiger brauner Strich; die Flanken mit braunen Schaftstrichen; Bauchmitte weiß, roströthlich sehr leicht überflogen; Steuerfedern schwarzbraun, die äußerste mit einem langen weißen kegelförmigen Flecken, die folgende an der äußern Seite größeren Theiles weiß, die mittleren, spitzig auslaufenden, an der äußern Seite weißgrau, an der innern rostgrau eingefaßt.

Beim Weibchen auf den angezeigten Grundfarben des Gefieders häufigere Flecken und diese auf dem Rücken und an der Brust dunkler als beim Männchen.

Zu den zufälligen Abänderungen, welche Th. I. Einl. a. a. O. bei Art 1. angezeigt worden sind, gehört noch die rauch- oder rußschwarze, höchst selten kohlschwarze Feldlerche, wobei jedoch bemerkt zu werden verdient, daß diese Varietät eigentlich nur bei Stubenvögeln, welche den Einwirkungen des Sonnenlichtes nicht ausgesetzt sind, vorzukommen pflegt, und daß solche Vögel, wenn sie von der Sonne anhaltend wieder beschienen werden, bei der nächsten Mauser die gewöhnliche Lerchenfarbe in der Regel wieder annehmen.

Ob auch hierher die hochfüßige Lerche, welche überhaupt etwas größer als die Feldlerche gewöhnlich ist und nebenbei längere Läufe (Ständer) hat; ingleichen die gehört, von welcher Herr Bechstein in seinem ornithologischen Taschenbuche, Th. I. S. 194 Anm., nach Borkhausens Mittheilung, sagt: „sie habe die Größe und den Schwanz der gewöhnlichen Feldlerche, aber nicht wie diese abgerundete Rückenfedern, sondern spitzige, steige und singe auch wie die Feldlerche; der Schnabel hingegen und die Farbe sei wie bei der Haubenlerche (Alauda cristata), und sie ziehe, wie diese, auch öfters eine spitzige Haube, doch sei selbige länge nicht so hoch als bei der cristata" — darüber kann wohl gegenwärtig mit Gewißheit noch nicht entschieden werden.

Nächstdem findet man Exemplare, die größer oder kleiner sind als die gewöhnliche Feldlerche: jene, welche in der Regel sehr hell von Farbe sind, und am frühesten gefangen werden; nennen die Thüringer Lerchenstreicher Leipziger Lerchen; diese — die kleineren — haben eine viel dichtere schwärzliche Zeichnung als selbst die gewöhnlichen Feldlerchenweibchen und schwarze Läufe, werden gewöhnlich gegen Ende des Zuges gefangen und ihr Wildbret schmeckt oft stark nach Knoblauch, sie heißen daher Mohren- und im letzten Falle Knoblauchslerchen. Mit den Mohren- und Knoblauchslerchen zugleich wird dann auch die große rothbraunköpfige Lerche *), doch immer nur in geringer Zahl, gefangen. Letztere wird von Borkhausen für eine besondere Art; von Bechstein und Wolf hingegen, nebst der sogenannten Leipziger und Mohrlerche, für eine von den klimatischen Verhältnissen, welche an den Orten, wo diese Vögel den Sommer zubringen, statt finden, und von den Nahrungsmitteln, die sie hier oder da besonders häufig finden — z. B. den wilden Knoblauch in mehreren Gegenden Sachsens — herrührende Verschiedenheit gehalten.

Der Verfasser enthält sich eines entscheidenden Urtheiles, er kann jedoch nicht bergen, daß es ihm scheint, als sei man mit der Bestimmung der zur Gattung Alauda gehörigen Arten noch nicht aufs Reine. Dem würde bald anders seyn, wenn es möglich wäre, alle Lerchen gehörig zu untersuchen, welche in dem einzigen anhalt-dessauischen Amte Gröbzig eine ganze Herbstzugzeit hindurch gefangen werden **).

*) Der Kopf ist rothbraun, die Brust rostfarbig; beides schwarz gestrichelt; die äußerste Schwanzfeder fast ganz weiß; Farbe der Füße schmutzig gelbroth. Das oben Gesagte beruht auf eigener, im Anhalt-Cöthenschen und in der Gegend von Zörbig gemachter Wahrnehmung des Verfassers.

**) Allerdings nur ein frommer Wunsch! Denn, wer vermöchte es, 2000 bis 3000 Stück, die dort oft in einem Abend gefangen werden, genau zu untersuchen; zumal da die gefangenen Lerchen sogleich gerupft werden.

Lauf und fortgesetzter Flug der Feldlerchen ist schnell. Mit dem Winde (d. h. so, daß er ihnen von hinten in die Federn geht) fliegen sie so ungern, daß sich ganze starkzählig vereinigte Flüge, wenn zufällig bei ihrem Zuge sich der Wind zu ihrem Nachtheil ändert, in spiralförmigen Schwenkungen bis zu einer dem unbewaffneten Auge fast unerreichbaren Höhe hinaufschwingen und dort einen günstigern Luftzug suchen.

Wem aber wäre wohl das senkrechte, flatternde Aufsteigen und das schnelle Heruntersiechen dieser lieben Thierchen nicht bekannt, wenn sie an schönen heitern Tagen, von ihrer Rückkehr an bis zum August, uns mit ihrem zu Ende des Winters doppelt lieblichen Gesange erfreuen?

Von der gewöhnlichen Feldlerche weiß ich es mir kaum zu erinnern, daß ich sie im Sitzen singend angetroffen hätte; von der langbeinigen aber wird behauptet, sie singe nur sitzend, nie steigend. Sollte sie, wenn dies wirklich der Fall ist, nicht schon deshalb, wo nicht für eine besondere Art, doch für eine eigene Familie gehalten werden können. Ihr Locklaut ertönt im Frühjahre ungefähr wie Trilli! im Herbste wie Drict!

Vor dem Menschen ist sie im Frühlinge und Sommer nie; im Herbste gegen Abend und zur Nachtzeit sehr wenig, am Tage aber etwas mehr scheu und flüchtig.

Ihr Benehmen gegen Anverwandte zeugt eben nicht für eine gute, ja nicht einmal für eine feste Gemüthsart. Sobald nehmlich die Feldlerchen zu Ende des Winters bei uns ankommen, findet man bei leidlicher Witterung jedes Individuum einzeln, bis die eheliche Verbindung, welche wahrscheinlich nicht länger als die nächste Heckzeit hindurch dauert, geschlossen ist; nach der Paarung bleibt das Männchen und das Weibchen beisammen. Fällt zuweilen noch einmal tiefer Schnee und bleibt er liegen, so ziehen sich wieder Flüge zusammen, und fallen an warmen Quellen oder an solchen Berghängen ein, wo der Wind die Erde von der weißen Decke entblößt hat.

Findet man hingegen im März oder April bei

gutem Frühlingswetter ganze Flüge beisammen; so sind das gewiß Feldlerchen, die den Sommer in nördlicher gelegenen Gegenden zubringen, in denen sie, ohne Noth zu leiden, so frühe noch nicht ankommen dürfen.

Doch zurück zu denen, welche ihr Geheck bei uns machen! Sobald bei diesen der Geschlechtstrieb erwacht, noch mehr aber wenn der Gattenbund geschlossen ist, wird des Männchens kleines Herz von Eifersucht so sehr erfüllt, daß es, am Tage in gewisser Höhe über der Erde schwebend, auf jedes andere Männchen, auch Unschuldige, mit Ungestüm herabsticht und es nach besten Kräften so lange neckt und bekämpft, bis durch die Flucht desselben das Feld geräumt ist.

Erst wenn die Zeit des Herbstzuges herannaht, zeigt sich aufs neue der Hang zur Geselligkeit, indem in manchen holzarmen, ebenen Gegenden sehr starke (zahlreiche), in andern durch Gehölz unterbrochenen, schwächere (geringzähligere) Flüge sich vereinigen, um die Reise mit einander zu machen. Beim Antritte und während der Dauer derselben brechen sie gewöhnlich Morgens zwischen sieben und neun Uhr auf und ziehen — doch nicht ohne unterdessen Ruhepunkte zu wählen —, immer nur einige Fuß über der Erde hinstreichend, fort, bis Nachmittags um ein oder zwei Uhr. Wo sie dann beisammen einfallen, wird der übrige Theil des Tages der Aesung, die Nacht der Ruhe, und zwar einer ziemlich sorglosen, gewidmet.

Von der Lebensweise der Feldlerchen auf ihrem Winterstande wissen wir nichts zuverlässiges; wahrscheinlich aber trennen sich die vereinigten Gesellschaften dort nicht. In Flügen kommen sie zur oben bestimmten Zeit wieder bei uns an; diese trennen sich dann aber sogleich.

Wie alt sie im Freien werden mögen, läßt sich begreiflicher Weise nicht bestimmen. Im Zimmer leben sie bei guter Wartung einige Jahre; fehlt aber diese, so haben alle bei den Drosseln angeführte Krankheiten, welche jedoch durch die dort vorgeschriebenen Mittel oft gehoben werden können, einen frühen Tod zur Folge. Besonders leiden sie nicht selten im eingeschränkten Zustande an der Windsucht,

bei welcher die Haut sich vom Wildbret trennt und trommelartig angespannt ist. Der Versuch, dieses Uebel durch mehrere mit einer sehr spitzen Nadel in der Haut gemachte Oeffnungen zu heben, gelingt nur selten.

Die Zahl der Raubthiere, welche anderes Geflügel verfolgen und seiner Brut nachstellen, wird bei dieser Vogelart noch durch Hamster und Spitzmäuse, welche Eier und Junge mit Lüsternheit aufsuchen, vermehrt. Stärkere und schwächere Raubvögel, selbst, wie man behauptet, der graue Würger (Lanius excubitor), werden Alten und Jungen gefährlich. —

Die Paarzeit tritt, wie oben gesagt, zeitig im Frühlinge ein. Das Nest, welches man am häufigsten auf Brach- und Sommerfruchtfeldern, seltener auf der Wintersaat, auf Wiesen und Lehden findet, wird vom Weibchen gebaut, während das Männchen die Materialien zuträgt. Es steht in einer runden, fast immer hinter einem Erdkloß oder Raine ausgescharrten Vertiefung und ist aus dürren Grasschmielen und aus Haaren kunstlos verfertigt. Hier legen die ältern Weibchen gewöhnlich zweimal, wenn sie aber zufällig einmal um die Eier kommen, auch wohl dreimal, bei irgend leidlicher Witterung schon im März (junge einjährige, die nur einmal in diesem Sommer zur Vermehrung ihrer Art beitragen, weil sie die Zeit mit Liebeln und unnützem Wählen des Platzes zum Wochenbette vertrödeln, viel später) drei bis fünf weißgrau, braun punktirte und gefleckte Eier, die in vierzehn Tagen ausgebrütet werden.

Blos mit kleinen Insekten füttern die Alten ihre Jungen, die viel eher das Nest verlassen, als sie fliegen können, und hier- und dorthin, oft bis auf 100 Schritte weit von einander entfernt, wahrscheinlich deshalb vereinzelt sich drücken, damit herumschleichende Raubthiere sie nicht so leicht wittern können, als wenn sie alle auf einem Punkte lägen.

Sieht man im Frühlinge alte Lerchen über dem Getreide auf einer Stelle schwebend flatternd, so ist das ein sicheres Zeichen, daß in dieser Gegend Junge sitzen, welche,

auf das Gelock jener, piepend ihren Aufenthalt bemerkbar machen.

Sobald die Jungen des ersten Geheckes flügge sind, bleiben sie ihrem Schicksal überlassen, damit die Alten sogleich wieder zum zweiten Geheck Anstalt machen können. —

Die Feldlerchen wählen überall ebene und holzleere Gegenden besonders zu ihrem Aufenthalte. Im Frühlinge und Sommer liegen sie bei uns auf Aeckern, oder auf den daran stoßenden Hutungen und Lehden; im Herbste aber fast ausschließlich, oder doch in ganz vorzüglicher Menge, auf der Haferstoppel.

Auch in gebirgigen Waldungen soll man sie antreffen und — was sonst der Fall nie ist — auf Bäumen sitzen sehen. Aus Erfahrung kann ich über den Grund oder Ungrund dieser Angabe nicht urtheilen; doch mag ein solcher Fall wohl nur dann eintreten, wenn, auf der Wanderschaft begriffen, sie der Ruhe bedürfen.

Das Geäse der Feldlerchen besteht im Frühlinge aus frisch gesäeten Haferkörnern und Spitzen der ganz jungen grünen Sommerfrucht; späterhin aus Insekten und deren Larven, kleinen Würmern und Ameiseneiern; im Spätsommer und Herbste aber wieder aus Haferkörnern, die sie entweder aus der Stoppel auflesen, oder auch, wenn diese Getreideart auf Schwaden liegt, mit den Flügeln ausschlagen, weil ihr Schnabel zu weich ist, um sie aus den Rispen zu picken. Zu dieser Jahreszeit nehmen sie auch anderes kleines Gesäm, vorzüglich die reife Frucht des Mohns, des wilden Knoblauchs und der wilden Hirse an. Auf dem Winterstande und auf dem Zuge mögen sie wohl von allem vorher Genannten das wählen, was sie gerade am ersten und häufigsten finden.

Immer verschlucken sie, zur Beförderung der Verdauung, Sand; baden sich auch gern darin, theils um das Gefieder abzutrocknen, theils um sich vom Ungeziefer rein zu erhalten. —

Im Zimmer — das aber immer von Zwirn und Flachs rein gehalten werden muß, weil sie sich sonst leicht

mit den Läufern (Ständern) darin verhädern — oder im Bauer, der keine hölzerne, sondern eine Leinwanddecke haben muß, damit sie sich den Kopf nicht einstoßen, werden sie sehr zahm (kirre). Am besten bekommt ihnen das Futter, welches für Junge aus Semmel in Milch geweicht, für Alte aber abwechselnd aus Häfer, Mohn, gequetschtem Hanf, frischem Gersten- und Gerstenmalzschrot besteht. Frischer Sand zum Baden und Verschlucken, ingleichen frisches Wasser zum nassen Bade und Saufen ist ihnen zur Erhaltung im eingeschränkten Zustande unentbehrlich.

Der Schade, welchen diese kleinen Vögel durch ihre Aesung anrichten, ist auf keine Weise gegen den Nutzen, welchen sie durch das Wegfangen vieler schädlichen Insekten und durch ihr Wildbret gewähren, in Anschlag zu bringen. Letzteres wird, als vorzüglich lecker, dem von fast allen andern Federwildarten vorgezogen. Daher der verhältnißmäßig sehr hohe Preis, in welchem im Herbste die gefangenen Lerchen stehen. Ein besonders starker Handel wird in Leipzig damit getrieben, wo man unter dem Namen: Leipziger Lerchen, den größten Theil aller, die in einer Runde von acht bis zehn Meilen, vorzüglich in der Gegend von Halle, Zörbig, im Anhalt-Dessauischen, Cöthenschen und Bernburgischen, gefangen werden — gewiß eine ungeheure Menge — consumirt und versendet.

Haben die sogenannten Leipziger Lerchen in der That einen bessern Geschmack als andere, so könnte dies wohl vorzüglich vom Genusse der wilden Hirse, die in vielen Gemarkungen der vorgenannten Gegenden häufig wächst und allerdings sehr nahrhaft ist, herrühren.

Außer dem bin ich versucht zu glauben, daß die richtige Speculation derer, welche mit diesem Artikel Handel treiben, nur solche Lerchen nach Leipzig und von da weiter zu verschicken, die ausgezeichnet gut an Wildbret und fett sind, das meiste dazu beigetragen hat, die Leipziger Lerchen in Ruf zu bringen. Auch kann selbst die Versendung hierzu mitwirken; denn, es ist ein vielfältig bestätigter Erfahrungssatz, daß ganz

frisch gefangene nie so gut schmecken als solche, die, gehörig behandelt, ohne übelriechend zu werden, der Witterung nach, kürzere oder längere Zeit aufbewahrt worden sind.

Alle Lerchen müssen gleich nach beendigtem Fange jedes Tages bis an die Köpfe gerupft, das Gescheide aber darf nicht ausgezogen werden. Will man sie nur funfzehn bis zwanzig Meilen verschicken, so wird jedes Stück einzeln in Makulaturpapier gewickelt und in einer Schachtel ein Stück dicht neben und über das andere gelegt, bis die Schachtel ganz voll ist. Nur bei warmem Wetter lös't man die Köpfe ab, an denen sich Merkmale der Fäulniß am ersten zeigen. Bei sehr weiter Versendung geschieht die Kopfablösung immer; dann wird eine dichte Schicht gerupfter, aber nicht eingewickelter Lerchen in einen deternen Kasten gelegt, diese Schicht mit zerlassener, aber nicht heißer Butter völlig übergossen, und bei jeder folgenden eben so verfahren, bis der Kasten voll ist. —

Der Fang, von welchem weiter unten gesprochen werden wird, beginnt eigentlich in der Mitte des Monats September und dauert, bis der Herbstzug aufhört.

Gewöhnlich haben die im October gefangenen Lerchen das meiste Wildbret und Fett; doch ist dieses keine feste Regel: denn man fängt oft heute sehr gute, morgen sehr leichte, auch gute und schlechte, große und kleine an einem Tage. Dies alles hängt davon ab, ob sie am Orte ihres Sommeraufenthalts reichliche oder spärliche Aesung hatten, ob sie auf dem Zuge bis zu uns fruchtbare oder magere Gegenden trafen und ob sie ihn übereilt oder langsam machten. Weht während desselben Südwind und ist das Wetter schön, so sind sie durchgängig schlecht an Wildbret, theils weil sie dann täglich reisen, und größere Strecken fortgehen, theils weil sie da, wo sie einfallen, die Zeit mit Spielen, Necken und Zanken vertrödeln, und nur nach Nothdurft äsen. Beim Nordwinde hingegen und bei neblichem, düsterm und nassem Wetter liegen sie mehrere Tage an einem Orte still und benutzen die Gelegenheit zum Aufsuchen der nahrhaftesten Aesung. Ereignet sich

wenn der Fall, daß diese vorzüglich gut und in Menge vorhanden ist, so sind auch die Lerchen in den Gegenden, wo sie bald darauf hinkommen und gefangen werden, besonders schwer und fett.

§. 7.

Die Kalanderlerche (Alauda calandra, *Linn.*, Calander, Ringlerche *)) macht ihr Geheck im nördlichen Afrika, im mittäglichen Asien und Europa — hier in Spanien, Sardinien, Italien, auch in der Türkei —, besucht auf dem Zuge, so viel man bis jetzt weiß, nur zufällig, einige der mittleren Provinzen Frankreichs, höchst selten, wie es scheint, den südlichern Theil Teutschlands.

Eine, aus den besten Quellen geschöpfte, möglichst getreue Beschreibung dieses Vogels, nach welcher er von allen andern Lerchenarten unterschieden werden kann, lieferte der Verfasser in der Einleitung zum ersten Theile des vorliegenden Werkes, S. CCLXVI, deshalb, um, wo möglich, weitere Nachforschungen zu veranlassen, ob derselbe Nordteutschland nicht auch besucht.

Hier, in fernerer naturgeschichtlicher Beziehung, Folgendes:

Die Kalanderlerche scheint, indem sie zeither stets in Gesellschaft der Feldlerche angetroffen, auch in Teutschland mit dieser zugleich gefangen wurde, den Aufenthalt, also auch muthmaßlich nicht nur die Nahrungsmittel, sondern den ganzen Habitus mit derselben gemein zu haben.

Ihr Geheck soll sie, gleichfalls wie die Feldlerche, auf bebautem Felde, im Getreide — ob alljährlich mehr als eins, weiß man noch nicht — machen, und das Gelege soll aus vier bis fünf Eiern bestehen, deren Gestalt

*) Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Heft I. S. 48; Wolfs und Meyers Taschenb. I. 261, Nr. 2; Leislers Nachtrag z. Bechst. N. G. T. Heft. I. S. 96; Bechsteins ornithol. Taschenb. III. S. 866 Nr. 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 157. Alouette Calandre.

und Farnbezeichnung wahrscheinlich nicht mehr unbekannt seyn würde, wenn der Tod uns den trefflichen Leisler nicht so früh entrissen und ihm so Zeit gelassen hätte, sich, wie er es, seiner eigenen Aeußerung nach, hoffen durfte, in Besitz von Eiern, auch vielleicht von Jungen zu setzen.

Ueber Zartheit und Wohlgeschmack des Wildbretes möchte uns hier zu Lande wohl nur ein höchst glücklicher Zufall Aufschluß geben können; vor der Hand dürfen wir annehmen, daß die Kalanderlerche andern Gattungsverwandten hierin nicht nachstehen wird.

§. 8.

Die Wald- oder Heidelerche (Alauda nemorosa, s. arborea, *Linn.*; auch Baum-, Mittel-, Dull-, Lull- und Steinlerche genannt *)), wird in fast allen nicht ganz holzleeren Gegenden von Europa, selbst in Schweden und Rußland, bis Kamtschatka hinauf — doch überall weniger häufig als die Feldlerche (Alauda arvensis) — angetroffen. In den Abendländern ist sie, nach Temmink, Standvogel, in den nördlichen erscheint sie zu Ende des Winters, mit der Feldlerche zugleich, in Flügen von zehn bis zwölf Stück, als Zugvogel, macht ihr Geheck und geht von da gleich zu Anfang des Herbstzuges der Feldlerche wieder fort, um die kälteste Jahreszeit in den südlichen Gegenden zuzubringen.

Sie soll hier genauer, als es S. CCLXVII der Einleitung geschehen konnte, beschrieben werden.

Die Wald- oder Heidelerche ist in allen Theilen kürzer und gedrungener, im Ganzen bedeutend kleiner, als die Feldlerche. Die Länge, wovon der oben schwarze, unten braune, an der Wurzel ins Fleischfarbene fallende Schnabel 4''', der Schwanz 2'' wegnimmt, beträgt 6'', die

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. II. Bd. I. Kap. 41; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 262, Nr. 3; *Temmink* Man. d'ornith. p. 162, Alouette lulu.

Weitere teutsche Synonymen wurden, als Verwirrung herbeiführende, weggelassen.

Breite von einer Flügelspitze zur andern 9″. Die zusammengelegten Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes. Die Fußwurzel ist 9‴ hoch, die Behäutung der Läufer (Ständer — Füße) hellbraun fleischfarben, der Nagel an den Zehen gelblich. Der ganze Oberleib rothbraun grau mit schwarzbraunen Flecken in der Mitte der Federn. Durch diese Flecken werden auf dem Scheitel, wo das Gefieder in Vergleich zu andern Lerchen verlängert, aber nicht wie bei der Haubenlerche (Alauda cristata) zugespitzt, sondern am Ende abgerundet erscheint und, wenn der Vogel im Affekt ist, hollenartig sich sträubt, vier schwarzbraune Striche gebildet. Von einem Auge bis zum andern zieht sich durch den Nacken ein weißlicher Kranz. Vorn auf den rostbraunen Wangen steht ein dreieckiger, weißer deutlicher Flecken. Der Unterleib stellt sich weiß, blaßgelblich überflogen, an der Brust mit schwarzbraunen Längsflecken besetzt, dar. An den Flügelecken, den Schultern und den vier ersten Flügeldeckfedern befindet sich ein weißer Flecken. Die Schwungfedern sind dunkelbraun; die der zweiten Ordnung ausgeschnitten und mit wenigem Weiß an der Spitze gezeichnet. Der Schwanz ist kurz; die äußerste Steuerfeder graulich, weiß eingefaßt, die drei folgenden sind schwarzbraun mit rein weißen Spitzen, die übrigen einfarbig schwarzbraun.

Am Weibchen ist der Augenkranz deutlicher, die Einfassung der Wangen heller, der Steiß olivenbraun, die Brust häufiger mit Schwarzbraun besprengt und beschmitzt; durchgängig die Grundfarbe des Gefieders, an den Theilen, wo sie weiß erscheint, reiner, die Zeichnung darauf tiefer schwarzbraun, fast schwarz.

Zufällige Farbenabänderungen sind dem Verfasser bis jetzt noch nicht vorgekommen. Nach Temmink sollen die bei der Feldlerche vorkommenden Spielarten auch bei der Waldlerche sich finden. Borkhausen erwähnt in seiner europäischen Fauna I. S. 284 — und, nach ihm, Bechstein a. a. O. — eines Exemplares, an welchem der Hals mit einem weißen Bande, welches sich hinten mit dem Kopfkranze vereinigt, umgeben ist. Wolf

gibt a. a. O. noch folgende ihm selbst vorgekommene Abweichungen an: a) „Mit weißem Hinterkopfe; einem großen weißen Querflecken auf den Flügeldeckfedern; einigen weißen Schwungfedern und einigen kleinen weißen Flecken auf dem Rücken; der Bauch schmutzig weiß; die übrigen Theile wie gewöhnlich gefärbt. b) Mit schmutzig weißem, hin und wieder weiß geflecktem Oberhalse; am Oberleibe mehrere Federn mit weißen Spitzen; Stirn und Gegend über den Augen schmutzig weiß; die schmale Fahne der Schwungfedern roströthlich gerandet; Unterleib schmutzig weiß, auf dem Unterhalse mit dunkelbraunen Längsstrichen."

Die Heidelerche läuft schnell, aber in kurzen Absätzen; am Ende eines jeden zieht sie den Hals so weit als möglich in die Höhe und sträubt dabei das Gefieder am Kopfe so sehr auf, daß dieser Körpertheil dann merklich breiter scheint, als er ist. An ihr sind die hintern Schwungfedern kürzer als an der Feldlerche; daher ihr weniger rascher, bogenförmiger, ruckender Flug. Im Frühlinge und Sommer steigt sie, von der Erde sowohl, als vom Gipfel eines Baumes — denn sie gehört zu den Lerchenarten, welche sich auf Bäume setzen — perpendikulär so hoch in die Luft, daß nur ein scharfes Auge sie noch erkennen kann. Dort scheint sie gleichsam zu hangen, indem sie äußerst schnell mit den Flügeln schlagend, und mit ausgebreitetem Schwanze, auf ein und derselben Stelle — das Männchen zuweilen halbe Stunden lang — schwebt, ohne sich merklich von derselben zu bewegen. Flötenartig und rein ertönen dabei die verschieden modulirten, deutlich abgesetzten Strophen ihres zärtlich melancholischen Gesanges, den sie jedoch zuweilen auch auf dem Baume sitzend hören läßt.

Auch das Weibchen singt, doch nicht in so langen Strophen als das Männchen; ersteres nur bis zur Brütezeit, letzteres im Freien bis zu Anfang des Julius, im Zimmer aber bis in den August hinein.

Beide Geschlechter sollen, nach Bechstein, etwa vierzehn Tage vor der Herbstabreise ihren lieblichen Gesang

wieder anstimmen und zwar eben so helltönend als im Sommer; der Verfasser hat es nie gehört.

Der eben genannte verdienstvolle Naturforscher sucht das Gelock der Heidelerche durch: Dadigoi! auszudrücken.

Eifersucht scheint diese niedlichen Geschöpfchen weniger zu plagen, als es bei den Feldlerchen der Fall ist; denn die Paare vereinzeln sich im Frühlinge nicht, sondern der vorher bestandene gesellige Verein dauert in so fern wenigstens fort, daß die Reisegefährten nachbarlich beisammennisten. Nur höchst selten entsteht Zank und Krieg unter ihnen; geschieht es ja, so gibt gewöhnlich (daß ich mich so ausdrücke) Künstlerneid — der ja auch unter unsern Musikern nicht eben selten ist — dazu Veranlassung, indem dieser kleine Sänger es nicht gern duldet, wenn andere seines Gleichen in seiner Nähe sich hören lassen.

Erfreulich war im Frühlinge und Herbste mir immer die Wahrnehmung großer Anhänglichkeit der Individuen eines Flugs zu einander, welche dadurch sich äußert, daß alle übrige ängstlich und anhaltend locken, wenn eins oder das andere von der Gesellschaft vermißt wird. Sollte dies nicht auf die Vermuthung führen, daß jeder Flug aus nahe verwandten Familien bestehe?

Nach Bechstein (s. d. Handb. d. J. W. d. ersten Th. 2ten B. S. 196 §. 796) soll die Heidelerche unter allen Stubenvögeln der verträglichste und geselligste seyn. Zum Beweise wird angeführt, daß sie, wenn ein anderer mit ihr zanken will, ihn dadurch zu besänftigen sucht, daß sie sich ruhig vor ihn hinstellt und singt.

Ob sie gleich etwas weichlicher und ekler ist, als die Feldlerche, so hält sie sich doch, im Herbste gefangen, und bei guter Wartung, einige Jahre im Zimmer. Uebrigens drohen ihr da alle Krankheiten, welchen jene ausgesetzt zu seyn pflegt. Vorzüglich sollen, wenn sie sich an der Erde mit den Füßchen in Fädchen oder Haaren verhädert, bei einer leichten Verwundung ihr die Zehen oft abschwären, im Alter aber Beinbrüche nicht selten seyn und den Tod zur unvermeidlichen Folge haben.

Junge, aus dem Neste genommene gedeihen selten

bei eingeschränkter Erziehung; Alte besser herumlaufend, (sie singen so auch länger und lieblicher), als im Bauer. —

Ihr aus dürren Grashalmen bestehendes, mit Moos, Wolle und Haaren durchflochtenes Nest findet man oft früher als das der Feldlerche und zwar im Farrenkraut, unter Wachholdersträuchen, im hohen Hegegrase, auch auf Saatfeldern, die nahe an Nadelhölzer stoßen, hinter den Rainen, oder auf dem Brachfelde unter mit Gras bewachsenen Erdklößen. Sie machen zwei Gehecke und brüten gewöhnlich beim ersten fünf, beim zweiten vier dunkelgraue, besonders am stumpfen Ende mit braunen Flecken besäete Eier in vierzehn Tagen aus. Die Jungen trennen sich bis zur nächsten Paarzeit nicht von den Eltern, hecken dann sogar in der Nachbarschaft derselben, und nehmen erst im folgenden Herbste, wenn sie mit ihren Jungen eine eigene Familie bilden, von ihnen gänzlich Abschied. —

Die Waldlerchen halten sich am liebsten in ebenen Nadelholzwäldern da auf, wo Felder und Wiesen in der Nähe sind; doch trifft man sie auch noch in hohen Gebirgen an, wenn Heidegegenden, Huthungen und Wiesen da abwechseln. Sie äsen zu Ende des Winters und bis Insekten und Regenwürmer, welche ihre Sommernahrung vorzüglich ausmachen, zum Vorschein kommen, junge Blätter der grünen Saat, Brunnenkresse und andere hervorsprossende feine Kräuter, aus Noth zuweilen Haselzäpfchen; wenn aber die verschiedenen Feldfrüchte reifen, auch Rübsaat, Hafer, Lein, Hanf, Mohn und Hirse. Im Zimmer werden sie mit Gerstenschrot, welches in süßer Milch eingequellt ist, sonst ganz wie die Feldlerchen erhalten.

Ihr Wildbret wird, in Rücksicht des Geschmacks sowohl, als der Zartheit, dem der Feldlerchen von ächten Leckermäulern noch vorgezogen; nur Schade, daß diese in unsern Gegenden nicht oft genug Gelegenheit finden können, ihren Gaumen damit zu kitzeln.

§. 9.

Zu möglicher Vervollständigung dessen, was aus der Naturgeschichte der von Herrn Castelnau zu Montpellier zuerst entdeckten Lerche, welcher die Herren Leisler und Temmink den Namen: kurzzehige Lerche (Alauda brachydactila, Alouette à doigts courts) gegeben haben, in der Einleitung z. Th. I. S. CCLXVII des gegenwärtigen Werkes beigebracht worden ist, wollen wir hier Folgendes nachtragen *).

Sie bringt, nach Temmink, den Sommer in Sicilien, Neapel, Spanien, seltener in den nördlichen Gegenden Italiens — nach Castelnau und Leisler auch im mittäglichen Frankreich — zu, macht ihr Geheck, zieht im Oktober fort nach Afrika und kehrt im Frühlinge zurück. Sie lebt, nach Leisler, meist in Gesellschaft der Kalanderlerche. Leisler gibt die Länge des Vogels zu 5″ 9‴, die Breite zu 10½″; sonst aber nachstehende Unterscheidungszeichen an:

„Der Schnabel ist von der Spitze bis zur Stirn 5‴, bis zum Mundwinkel 6½‴ lang, an der Stirn 3‴ hoch, hier 2‴ und am Mundwinkel 3‴ breit. Der Oberkiefer mit sehr erhabenem, weit in die Stirn hineintretendem und etwas gebogenem Rücken."

„Die Ferse 9‴ hoch, die Mittelzehe 5‴, die äußern 4‴, die innern 3½‴ und die Hinterzehe 3‴ lang; wobei die Nägel nicht mitgemessen sind. Der zur Hälfte von den Flügeln bedeckte Schwanz 2″ Zoll lang."

„Hieraus (wie aus der in der Einleitung gelieferten Beschreibung) erhellt, daß diese Lerche von allen bekannten Lerchenarten abweicht. Am meisten ähnelt sie der Waldlerche (Al. nemorosa); doch unterscheiden sie folgende Merkmale standhaft von derselben."

„Die kurzzehige Lerche hat einen weit stärkeren, anders geformten Schnabel wie die Baumlerche; der Schnabel

---

*) Beitr. der Wetter. Gesellsch. zur Zoologie, Bd. I. Heft 2. S. 133 ff. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 161.

dieser nähert sich der Gattung Pieper (Anthus), der Schnabel jener der Gattung Fink (Fringilla). Die Füße der kurzzehigen Lerche sind anders gebaut; die Zehen kürzer als die der Waldlerche; diese hat stets eine braungefleckte Brust, welche jener in jedem Alter fehlt. Die Stirn ist bei dieser schwarz gestreift, bei jener ungefleckt. Die weißen Flecken an den Flügelrändern, welche der Waldlerche in jedem Alter eigen sind, fehlen der kurzzehigen gänzlich. Die untern Deckfedern sind bei der kurzzehigen Lerche einfarbig rostgelb und auch an den Flügelrändern ungefleckt, bei der Waldlerche mehr weiß und an den Flügelrändern schwarz gefleckt u. s. w."

„Auch in der Lebensart weicht die kurzzehige Lerche sehr von der Waldlerche ab und kommt darin mehr mit der Feldlerche überein. Sie hält sich auf bebautem Lande auf, nistet auf der Erde, und setzt sich nur höchst selten in die Höhe. Ihr Gesang ist sehr schön, etwas durchdringender wie der Gesang der Feldlerche; sie steigt, wie diese, singend in die Höhe, doch weniger hoch. Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Sämereien" — doch, nach Temmink, zum Theil auch aus Insekten.

§. 10.

Die Haubenlerche (Alauda cristata, Schopf-, Kobel-, Weg-, Salatlerche, Lerche von Brie, Rostflügel, Kothmönch, Bürle *), im nördlichen Teutschland Stand- und Strichvogel, wandert im Frühlinge Dänemark, Schweden und Rußland, im Herbste dem mittleren Teutschland zu. Südlichere Gegenden besucht sie nur im Winter, jedoch einzeln.

Die Haubenlerche mißt, mit Einschluß des 7''' langen Schnabels und des 2½'' langen Schwanzes, 6¾'' in der Länge; im Ganzen hat sie also beinahe die Größe,

*) Bechsteins Handb. der Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 42; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 264, Nr. 4. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 158. Alouette cochevis. Vergl. Th. I. dies verl. Werkes Einl. S. CCLXVIII.

jedoch einen etwas dickern und kürzern Körper, wie die Feldlerche. Die zusammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ist bleigrau von Farbe, etwas länger und stärker wie bei der Feldlerche; der Oberkiefer gekrümmt und vorn über den untern merklich übergreifend; der Augenstern kastanienbraun; Fußbehäutung gelblichgrau; Höhe der Ferse 1″; Nagelfarbe hornbraun; Hinterzehennagel weniger lang wie bei der Feldlerche, doch immer noch sehr lang.

Auf dem Kopfe stehen acht bis zehn verlängerte, spitzig zulaufende, in der Mitte schwarze, am Rande aschfarbene Federn, welche eine kleine Kuppe (Haube) bilden; der Oberleib und die Flügeldecken sind aschgrau, mit schwarzbraunen, geraden Schaftstrichen; die Schwungfedern der ersten Ordnung schwarzbraun, die übrigen eben so in der Mitte, rostfarben und weißgrau an den Seitenrändern und Spitzen; mit letzteren die mittelsten Steuerfedern gleich gezeichnet, die folgenden weißlich eingefaßt, die beiden äußersten mit rostgelben Kanten und Spitzen. Die Gegend über den Augen, das Kinn und der ganze Unterkörper röthlichweiß, längs der Kehle und des Halses ein schmaler schwarzbrauner Streif, die Oberbrust mit länglich dreieckigen schwarzbraunen Flecken gezeichnet.

Das Weibchen ist auf der Brust häufiger und rundlich gefleckt, hat auch weniger lange Haubenfedern. Für zufällige Abänderung hält Temmink die Lerche, welche Büffon in seiner Histoire naturelle des oiseaux, éd. Paris. in quarto, Vol. V. p. 77, unter dem Namen Coquillade, als eigene Art beschrieben hat, und der von *Gmel.* styst. *Linn.* I. p. 797, sp. 22. unter der Benennung Alauda undata aufgeführt wird. An diesem Vogel ist das Kolorit durchgängig lebhafter und das Gefieder spielt am Oberkörper stärker ins Rostfarbene.

Der Flug der Haubenlerche gleicht dem der Waldlerche; doch fliegt sie überhaupt wenig und immer nur eine kurze Strecke hinter einander fort. Das andern Lerchen eigene Steigen bemerkt man an ihr vielleicht nur da nicht, wo sie den Frühling und Sommer über nicht verweilt. Ihr

Lauf ist außerordentlich schnell, dabei der Kopf beständig aufgerichtet, die Haube bald mehr, bald minder emporstehend, ganz niedergelegt nie.

Man gibt auch dieser Lercheart im Freien Zanksucht Schuld, die im Zimmer allerdings oft sichtbar wird. Beim Kampfe singt sie allezeit ein Kriegslied.

Ihr Gesang hat eben so viel Aehnliches mit dem des Hänflings als dem der Feldlerche. Im Freien hört man ihn im Herbste selten, im Winter gar nicht.

Nach Bechstein soll sie, in der Jugend eingefangen, sehr gelehrig seyn, und nicht nur den Gesang anderer Vögel annehmen, sondern auch kurze Lieder pfeifen lernen. Ihren Locklaut drückt Herr Bechstein durch Hoi, Hoii, Düdiqüi! aus.

Unter allen Lerchen scheint diese die meiste Dauer und Lebenskraft zu besitzen; theils weil sie die Winterkälte des nördlichen Teutschlands verträgt, theils weil sie der Freiheit beraubt, ohne, wie andere Stubenvögel, zu kränkeln, viele Jahre, bei irgend ordentlicher Wartung fortlebt.

Merkwürdig ist ferner das von Bechstein und Andern an diesem Vogel beobachtete außerordentliche Wachsthum der Federn; denn wenn ihm die Flügel verschnitten werden, so wachsen die verstutzten Schwungfedern in den nächsten vier Wochen, in ihrer ganzen Länge und Gestalt wieder nach *).

Die Haubenlerche macht ihr Geheck in einem unter vertrocknetem Gesträuch, hinter Erdschollen, unter Staudengewächsen in Garten, auf Lehmwänden und zuweilen gar auf Strohdächern gebauten Neste, in welches das Weibchen vier bis fünf weißgraue, rostbraun gewölkte, oben am stärkern Theile dunkelbraun gefleckte Eier legt **).

---

*) Wo nicht bei allen, doch bei den meisten andern Vögeln geschieht dies entweder nur langsam und unvollkommen, oder die verstutzten Federn fallen bei der nächsten Mauser aus und es treten neue an deren Stelle.

**) Daß — wie ein veraltetes Mährchen sagt — aus den Eiern dieser Lerche Kröten ausgebrütet werden sollten oder könnten, wird jetzt hoffentlich von Niemand mehr geglaubt.

Selten erblickt man Vögel dieser Art auf Bäumen, nicht oft auf Zäunen und Dächern sitzend, sondern fast immer auf der Erde herumlaufend.

Schon im Oktober sieht man sie oft auf den Landstraßen sich mit der Bachstelze herumbeißen. Späterhin, wenn die Witterung rauher wird, ziehen sie sich in der Nähe der Städte und Dörfer in kleinen Flügen zusammen und fallen auf erhaben liegenden verraseten Plätzen ein. Je härter der Winter wird, desto starkzähliger werden die Flüge, welche in Städten auf den Gassen, in Dörfern auf den Miststätten und auf befahrnen Straßen, mitten unter Goldammern und Sperlingen, Aesung suchen. Diese besteht dann meist in unverdauten Haferkörnern, die sie im Pferdemiste finden; im Sommer aber meist in kleinkörnichtem Gesäm und kleinen Insekten.

Ihr Wildbret ist gut von Geschmack, in unsern Gegenden aber selten fett.

§. 11.

Die Berglerche (Alauda alpestris, *Linn.*, Winter-, Ufer-, virginische Lerche *)) ist eigentlich in den nördlichsten Theilen von Europa, Asien und Amerika einheimisch. Als Zugvogel besucht sie von dort aus, während des Winters, südlichere Gegenden, bald in stärkeren, bald in schwächeren Flügen; von den nordöstlichen Theilen Polens aus nicht selten einige Gegenden Schlesiens und im December und Januar zuweilen, bei sehr tiefem Schnee und kaltem Wetter, jedoch nur einzeln oder paarweise, Sachsen Anhalt, Westphalen und überhaupt das mittlere Teutschland; weiter südlich scheint sie nicht zu gehen.

Etwas ausführlicher als es Th. I. Einl. S. CCLXVIII geschehen konnte, soll auch die Berglerche beschrieben werden.

---

*) Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) III. S. 801; Wolfs und Meyers Taschenb. I. S. 265. *Temmink* Man. d'ornithol. p. 160, Alouette à hausse — col noir.

Länge 6″ 10‴, (7″, nach Bechstein und Wolf). Schnabel und Füße schwarz. Kehle, Vorderhals, Augenbraunen und Wangen hellgelb; ein schmaler Streif über den Augen; Bart, Scheitel und ein breites Band über den obern Theil der Brust tiefschwarz; Hinterkopf, Rücken und kleine Flügeldeckfedern braungrau gegründet, etwas dunkler gefleckt; Schwanzdeckfedern rostbraun; Seitentheile der Brust grauröthlich; Untertheil der Brust gelblichweiß, braun gesprenkelt; Flanken gelblichweiß, Bauch und After rein weiß. Schwungfedern schwarzbraun, die letzte der größeren weiß eingefaßt; die Schwanzseitenfedern tiefschwarz, die äußerste mit einem weißen keilförmigen Flecken, der die ganze äußere Fahne einnimmt, die übrigen mit schmaler, weißer Spitzeneinfassung.

Am Weibchen die Stirn blaßgelb, der Scheitel schwarz und braun gefleckt; die Wange schwarz mit gelblichen Flecken; der schwarze Ringkragen schmäler; der Rücken grau mit dunkleren Streifen; die kleinen Flügeldeckfedern röthlichgrau.

Hierher gehört, als Altersverschiedenheit, Alauda flava, *Gm. Linn.* syst. I. p. 800, Nr. 10. — sonst auch unter dem Namen: sibirische Berglerche, Schneelerche bekannt. Wolf beschreibt a. a. O. zwei Exemplare dieser Altersabänderung, von denen eins 1784 zu Marburg geschossen, das andere 1789 bei Straßburg gefangen wurde, folgendermaßen: „Schnabel und Füße bleifarbig; Stirn, Kinn, Kehle und Seiten des Kopfs gelb; zwischen Augen und Schnabel ein schwarzer Flecken, der unter den Augen weggeht und unter denselben mit einem größern sich vereinigt; Kopf und Obertheil des Leibes gelbroth und braun gemischt, auf dem Scheitel schwarz gefleckt; auf der Brust ein breites schwarzes Band; Unterleib weißlich; Flügel grau, dunkler gerandet; obere Deckfedern der Flügel gelblich; Schwanzfedern meist schwarz mit grauem, die äußern mit weißem Rande."

Diese Lerche fliegt und läuft sehr schnell, drückt sich aber, wenn sie aufgescheucht wird und nur eine kurze

Strecke gelaufen ist, aus Furcht in der ersten besten Vertiefung.

Ihr Gesang ist dem der Feldlerche ähnlich, nur schwächer. Von ihrer Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Sie wird in ihrer eigentlichen Heimath auf großen Ebenen, wo sie Hafer, allerhand Grassamen, im Frühlinge Knospen von jungen Birkentrieben (?) äset, (gewiß aber auch Insekten und Gewürm annimmt) auch auf Sandhügeln, vorzüglich an den Meeresküsten, angetroffen. In Teutschland sieht man sie im Winter zuweilen auf Triften, Straßen und Höfen, von dem sich nährend, was sie an Körnern im Miste findet.

Ihr Wildbret ist ausgezeichnet lecker und gemeiniglich stark mit Fett überzogen.

§. 12.

Das Lerchenschießen ist eine Jagdart, welche auf Feld- und andere Lerchen, die im Herbste auf eine oder die andere, weiter unten anzugebende, Weise gefangen werden können, nicht ausgeübt werden sollte: theils und vorzüglich deshalb, weil sie, mit einigem Erfolg, nur im Frühlinge betrieben werden kann, also in der Paar- und Brütezeit, in welcher bei ganz unschädlichen, oder nützlichen Wildarten Schonung unbedingt eintreten, bei den Lerchen aber dann auch ihr lieblicher, fröhlicher Gesang uns zur Freude, nicht zur Mordgier stimmen sollte; theils weil dann das Wildbret weniger zart als im Herbste, und nie mit Fett belegt ist.

Nur als Anfangsübung im Flugschießen, oder wenn es darauf ankommt, durch das Erlegen dieser Vögelchen dem Kranken eine angenehme, nahrhafte und gesunde Kost*) zu verschaffen, ist dieser Jagdbetrieb zulässig.

Unter solchen Verhältnissen bediene man sich dazu einer mit Vogeldunst — der schwächsten Schrotart —

*) Lerchen und alle kleine Vögel, deren Wildbret keinen bittern Geschmack hat, selbst der Haussperling, liefern gekocht und zerstoßen die herrlichste Kraftbrühe zu Suppen für Kindbetterinnen und andere Kranke.

geladenen Flinte, gehe bei heitern, warmen Frühlingstagen auf den Feldern herum, benutze den Zeitpunkt, wenn die Lerche steigt *), halte gerade darauf und lasse sie nicht, wie anderes Federwild, welches im Fluge geschossen werden soll, auf dem Korne aufsitzen, wenn man Feuer geben will. Beim Fortstreichen ist es schwer, beim Einfall dem geübtesten Schützen fast unmöglich, zu treffen.

Nie nehme man zum Lerchenschießen einen Hühnerhund mit, oder wäre er ja zufällig dabei, so lasse man ihn nicht suchen, noch weniger apportiren; denn die starke Witterung (Ausdünstung unter dem Winde, dem Hundegeruchsorgane vernehmlich) dieser Vögel, welche noch dazu der der Rübhühner sehr ähnlich zu seyn scheint, reizt ihn schon ohnedies sehr, und man hat oft der Arbeit vollauf, ihn vom Stehen vor solchen Kleinigkeiten abzubringen, gewiß aber wird dies unmöglich, wenn er Lerchen apportiren darf.

§. 13.

Wir wollen nun zu den verschiedenen Arten des Lerchenfanges übergehen, von welchen jedoch in den folgenden Paragraphen nur die ausführlich beschrieben werden sollen, welche dem Jäger ziemen, auch die darauf anzulegenden Kosten und den Zeitaufwand ersetzen.

Hier der Vollständigkeit wegen jedoch kürzlich Einiges über die, für den Weidemann nicht schicklichen, oder ihrer Kostspieligkeit halber nicht anwendbaren Fangmethoden.

Zu den ersten zähle ich alle die, welche nicht anders als im Frühlinge anwendbar sind.

Dahin gehört

a) der Fang mit Schlaggarnen. Er wird auf folgende Art vorgenommen: Fällt, nachdem die Lerchen zu Ende des Winters bei uns angekommen sind,

*) Die Lerchen, welche sich nicht auf Bäume setzen, werden an der Erde schwerer als im Fluge durch den Schuß erlegt.

Schnee; so lasse man ihn von einem hinlänglich großen Platze auf noch nicht gestürztem Stoppelfelde rein abkehren, in gehöriger Entfernung aber ein Hüttchen errichten. Dann bediene man sich der Garnwände vom Heidelerchenheerde, richte alles zum Stellen derselben ein und schlage sie aus einander. Hierauf bestreue man den freien Platz zwischen denselben mit Hafer, verberge sich in dem Hüttchen und rücke nicht eher, bis eine hinlängliche Anzahl Lerchen der Aesung halber auf der Körnung eingefallen sind. Späterhin, wenn kein Schnee mehr liegt, muß man, außer dem Futter, noch einen Rohrvogel, ingleichen Lock- und Läuferlerchen anwenden, um andere heranzuziehen.

b) Der Fang mit Leimruthen. In Ermangelung der Schlaggarne wird beim späten Schnee ein dem vorher beschriebenen Körnungsplatze ähnlicher stark mit Leimrüthchen besteckt. Stehen diese recht in die Kreuz und Quere herum und alle sehr schräg gerichtet, so bleiben von den einfallenden Lerchen viele, während sie nach der Aesung suchen, daran hängen.

c) Wem es darauf ankommt, Feldlerchenmännchen im Frühlinge zu fangen, der binde einem vorher eingeschränkt erhaltenen, oder auf andere Art gefangenen, die Flügel zusammen und oben darauf ein kurzes, gabelförmiges, schwaches Leimrüthchen; gehe dann dahin, wo er einen andern, durch schönen Gesang sich auszeichnenden, im Steigen bemerkt und lasse ersteren laufen. Kaum gewahrt der in der Luft schwebende, kleine, eifersüchtige Bramarbas seinen vermeinten Nebenbuhler, so sticht er, um ihn anzugreifen und zu vertreiben, blitzschnell auf ihn herab und bleibt an dem Leimspillchen kleben.

Setzt man, auf eben diese Weise zum Fange ausgerüstet, ein Baumpiepermännchen gleichfalls im Frühlinge unter den Baum, auf welchem ein anderes sitzt, so wird dieses gewiß ein Opfer des Futter- oder Gattenneides, welcher diesen Vögeln eigen ist.

Wo nicht völlig unbrauchbar, doch viel zu kostbar ist der in Döbels Jägerpraktik, Th. 2, Kap. 169 (Ausg. v. J. 1783) beschriebene große Lerchenfang, welcher aus zwei 200 Schritt langen Quer- und zwei 150 Schritt langen Seitenwänden, und aus einem 200 Schritt breiten und 150 Schritt langen Himmel bestehen soll. Schon die Größe der durch Stangen ꝛc. zu bewirkenden Stallung, welche ein längliches Viereck bildet, und die Unmöglichkeit, mit dem an die hintere Querwand zurückgeschobenen Himmel das darunter befindliche Garnviereck, vermittelst der angeordneten Zugleinen, schnell genug zu überdecken, machen einen glücklichen Erfolg dieser Fangart mehr als zweifelhaft. Ich sage deshalb kein Wort weiter darüber, sondern überlasse es Jedem, der es der Mühe werth hält, Döbels Vorschläge am angezeigten Orte selbst nachzulesen und zu prüfen.

§. 14.

In großen, völlig holzleeren Feldmarken, auf denen Lerchen gern und häufig einfallen, gewährt unter allen den ansehnlichsten Gewinn das sogenannte Lerchenstreichen entweder mit Tagnetzen oder Klebgarnen*) oder mit dem Nachtnetz. Ehe vom Fange selbst die Rede seyn kann, muß hier das Nöthige über die Verfertigung der erforderlichen Garne, und über die zum ferneren Gebrauche derselben unentbehrlichen Geräthschaften beigebracht werden.

I. Jedes einzelne Klebgarn oder Tagnetz muß anderthalb Klafter (9') hoch und fünfzehn Klafter (90') lang, mit 2½" von einem Knoten zum andern haltendem Gemäsch, aus ungezwirntem und ungebleichtem Garne und zwar so gestrickt werden, daß man mit der zur Länge des Netzes erforderlichen Maschenzahl anfängt und in dieser beim zweiten- und jedem

*) Klebgarne heißen sie, weil der Vogel, welcher sich mit ausgebreiteten Flügeln darin fängt, gleichsam kleben bleibt.

folgendermal herum, auf die gewöhnliche Art, ohne zu- oder abzunehmen, fortknüttet, bis es die verlangte Höhe hat.

Man bemerke hiernächst, daß die obersten und untersten drei Reihen Maschen aus gutem, dreidrehtigem (aus drei Garnfäden zusammengedrehtem) Zwirne bestehen müssen.

Ist nach dieser Vorschrift das Garn verfertigt; so knüpft man an dem vordern Ende eines starken, hanfenen Bindfadens ein ungefähr 6'' langes Oehr (ein Auge) und dicht hinter diesem einen 1'' im Durchmesser haltenden, am Rande rundgefeilten, aus Knochen, Horn oder Messing verfertigten Ring ein; nimmt dann zwölf Maschen von der obersten Reihe an den Faden; schleift hierauf 3' vom ersten Ringe entfernt den zweiten an und fährt so fort, bis das ganze Garn aufgenommen und der letzte Ring befestigt ist. Dicht hinter diesem wird wieder ein gleiches Oehr am Bindfaden geknüpft, wie beim Anfange. Durch die erwähnten Ringe zieht man endlich eine hanfene, nicht zu stark gezwirnte widerwindisch *) gedrehte Leine, von der Stärke eines kleinen Mannsfingers, welche gerade so lang als das Garn jetzt ist, seyn und außerdem an jedem Ende, wie der Bindfaden, durch welchen die Ringe gehalten werden, ein Oehr haben muß. Jedes einzelne Netz wird an dem vordern Oehr der Hauptleine, vermittelst der Ringe, wie eine Gardine zusammengeschoben und, mit dem übrigen Theile der Leine umwunden, an einem luftigen aber trockenen Orte auf Stangen hängend, aufbewahrt. Solcher Klebgarne gehören wenigstens 36 Stück zu einer Stallung, wenn sie groß genug seyn soll, um Mühe und Kosten zu lohnen. Um selbige mit drei Wänden gehörig einrichten zu können, dürfen folgende weitere Requisiten nicht fehlen:

1. 39 Stück oben in einem Gäbelchen ausgehende, un-

*) d. h. die eine Hälfte der Schäfte muß vom Seiler rechts, die andere links gedreht werden.

ten scharf zugespitzte Stellstangen, von denen die zur ersten Wand bestimmten zwölf Stück 13′, die zur zweiten gehörigen dreizehn Stück 13′ 3″, die zur dritten erforderlichen vierzehn Stück aber 13′ 6″ lang seyn müssen.

2. Sechs Windleinen.

3. Zwei Haspeln, deren Wellen stark, und, wie die an beiden Enden übers Kreuz eingelassenen Arme, lang genug seyn müssen, um auf jeder, nach Verhältniß der Größe des abzutreibenden Bezirks, eine 300 bis 400 Klafter lange, kleinen fingersdicke Treibeleine*) aufwinden zu können. Noch muß an jedem Ende der Haspeln, und zwar genau im Mittelpunkte der Wellen, ein wenigstens 1½″ starker, 8″ langer eiserner Bolzen so tief eingetrieben werden, daß der Zapfen 4″ heraussiehen bleibt.

4. Vier eichene oder ulmene (rüsterne), 6″ ins Gevierte haltende Pfähle, welche unten scharf zugespitzt, am Kopfende mit einem eisernen Bande umlegt und 3″ von oben hinein mit hinlänglich weiten Einschnitten versehen sind, um die Haspelzapfen hineinhängen zu können. Diese Pfähle müssen so lang seyn, daß sie, unbeweglich fest in die Erde getrieben, hoch genug über derselben herausstehen, um auf den in den Löchern eingehängten Haspeln die Treibeleine frei auf- und abwinden zu können.

II. Das Nachtnetz, Nachtgarn, Strolch- oder Deckgarn wird aus starkem, dreidrähtigem Zwirn und mit hinlänglich weitem Gemäsch, um die gefangenen Lerchen durchziehen zu können, 60 bis 80′ lang und 24 bis 30′ breit spiegelig gestrickt. An jedem Breitensaum bindet man eine glattgehobelte, möglichst leichte Stange ein, welche einige Zoll länger, als das ausgeschlagene Garn breit ist. An beide Enden dieser Stangen schneidet man

---

*) Wesentliche Vortheile gewährt es, wenn, beiläufig in 4′ weiter Entfernung von einander, in der Art, wie bei den Federlappen, zwei in einander gesteckte Federn an der Leine befestigt werden.

Knöpfe; zieht dann sowohl durch das obere als untere Saumgemäsch des straff ausgezogenen Garnes eine dünne aber feste Hanfleine und schleift solche an den Knöpfen der Stangen fest an. Um aber zu verhindern, daß das ausgespannte Garn beim Tragen in der Mitte nicht bauchig herabhange, wird an dem obern Knopf der einen Stange eine aus feinem, aber festem Zwirn gemachte dünne Schnur angebunden, über Ecks durch das Gemäsch nach dem untern Knopf der andern Stange gezogen, straff angespannt, und an diesem letztgedachten Knopf gut befestigt.

Noch schleifen einige an der Unterleine des Netzes Federlappen oder dünne Strohwischchen ein, welche man Wecker nennt, und die dazu bestimmt sind, die unter dem Garne befindlichen Lerchen rege zu machen.

Endlich wird die eine Hälfte des Garnes an der rechten, die andere an der linken Tragstange aufgewickelt, und dann das Ganze oben, in der Mitte und unten mit kurzen Leinchen zusammengebunden, und so bis zum Gebrauch an einem trocknen luftigen Orte, vor Mäusen geschützt, aufbewahrt.

§. 15.

Wegen des Lerchenstreichens mit Tagnetzen (der einträglichsten Fangart unter allen) bemerke man Folgendes:

Sieht man während des Herbstzuges der Feldlerche am Tage so viele und starke Flüge dieser Vogelart auf der Stoppel, daß es der Mühe werth scheint, den Fang vorzunehmen; so ist es nöthig, zuvörderst nachstehende Vorbereitungen zu machen.

Am Ende eines Haferstoppelfeldes läßt man auf einer Ebene, oder besser noch, wenn es die örtliche Lage erlaubt, am Fuße einer Anhöhe, welche gegen Morgen sich verläuft, von Mittag nach Mitternacht, oder, wenn es nicht anders seyn kann, von halb Morgen nach halb Mitternacht hin — damit die Garne so viel als möglich im Dunkeln stehen und so den Lerchen beim Eintreiben nicht so leicht sichtbar werden — zur Stellung der ersten Wand

(d. i. Garnreihe) zwölf Löcher, jedes funfzehn Klafter (90′) von dem andern entfernt, und in schnurgerader Linie mit dem Pfahleisen so tief vorstoßen, daß die darin aufzurichtenden zu dieser Wand gehörigen kürzesten Forkeln, wenn beim Garnstellen die Erde daran festgetreten ist, bei mäßigem Luftzuge unbeweglich stehen.

Beiläufig 30 — 35′ hinter dieser Reihe werden, parallel mit ihr laufend, und eben so weit wie bei jener von einander abstehend, dreizehn Löcher zu den mittleren Stellstangen, welche zur zweiten Wand bestimmt sind, so vorgestoßen, daß das erste auf dem rechten und das letzte auf dem linken Flügel 45′ seitwärts über das erste und letzte Loch der ersten Wand hinaussteht.

Eben so wird beim Eintreiben der vierzehn erforderlichen Löcher verfahren, um darin die längsten zur dritten Wand (welche ungefähr 40 — 50′ hinter der zweiten zu stehen kommt) gehörigen Forkeln aufrichten zu können *).

Das im Vorhergehenden vorgeschriebene Herausrücken der zweiten und dritten Wand um die halbe Länge eines Garnes auf jedem Flügel ist deshalb nützlich, weil dadurch verhindert wird, daß die Wechsel der Netze nicht gerade auf einander treffen, und also die Lerchen, welche oft durch die bei irgend starkem Luftzuge an der ersten Wand entstehenden Lücken fliegen, in der zweiten nicht wieder auf eine stoßen, sondern da kleben bleiben. —

Nun zum ferneren Betriebe des Fanges. An heitern, windstillen Herbsttagen (denn an neblichen — besonders wenn der Nebel fällt — oder bei starkem Winde darf man nie einen ergiebigen Fang hoffen) werden, nachdem vorher sämmtliche Forkeln in den vorgestoßenen Löchern ein-

*) Hätte man einen hinlänglichen Vorrath an Klebgarnen, so ist es allerdings noch vortheilhafter, die Stallung auf vier, fünf bis sechs Wände einzurichten; nur darf an der Breite nichts abgebrochen werden. Bis auf die vorletzte Wand, welche 20 bis 25 Schritt hinter der vorherigen stehen muß, stellt man unter diesen Umständen die übrigen sämmtlich nicht weiter als zehn, zwölf höchstens funfzehn Schritt von einander entfernt. (Ueberall 2½′ auf einen Schritt gerechnet.)

gesetzt und festgetreten sind, etwa Nachmittags um drei Uhr sämmtliche Klebgarne, nebst den erforderlichen Wind- und Treibeleinen, welche letztern schon vorher auf den Haspeln aufgewunden seyn müssen, ingleichen die Haspelpfähle herbeigeschafft, die Garne auf alle drei Wände gehörig vertheilt, und die weitere Einrichtung zum Streichen auf folgende Weise vorläufig getroffen: Nachdem die Leine, womit das erste Garn zusammengebunden ward, aufgeschlungen von der ersten Forkel bis zur zweiten fort-, auch das Gemäsch überall gleichmäßig ausgezogen worden ist, legt man die Anfangs- und Endöhre, sowohl der Hauptleine, als des Bindfadens, in welchem die Ringe eingeknüpft wurden, an dem hinterwärts gekehrten Gabelende der ersten und zweiten Forkel ein, so daß das Garn hinter den Stangen frei herabhängt. An dem vordern Gabelende der ersten Forkel wird gleichfalls das Auge der ersten Windleine befestigt, solche gegen den Wind etwas vorwärts angezogen und an einem dazu eingetriebenen Heftel angebunden.

Alle übrige Garne werden, wie das erste, hinter den Forkeln ausgeschlagen, und dann an den Wechseln jedesmal die beiden ersten Leinenöhre des folgenden an derselben Forkel eingehoben, an welcher die letzten des vorhergehenden hängen, und so bis auf den andern Flügel der ersten Wand, wo wieder eine Windleine anzubinden ist, fortgefahren.

Auf gleiche Weise verfährt man bei der Stellung der zweiten und dritten Wand *).

Endlich werden auch auf beiden Flügeln der ersten Wand die Pfähle, in deren am Kopfende befindlichen Einschnitten die Haspelzapfen eingelegt sind, fest in die Erde geschlagen und zwar in der Richtung, daß die aufgewundenen Leinen sich nach dem Treiben hineinwärts leicht abhaspeln lassen.

---

*) Bei etwas windigem Wetter ist es gut, eigene engmaschige Lerchenstecknetze etwa 20 Schritte hinter der letzten Wand aufzustellen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang knebelt man das vordere Ende jeder Treibeleine an ein Bandelier (breites Tragband von starkem Leder), hängt dies einem starken, raschen, mit der Sache bekannten Manne, als dem Flügelführer, um; stellt hinter diesem auf jedem Flügel eine gleiche und hinlängliche Anzahl von Knaben, bei jeder Haspel aber auch einen starken Mann an, welcher anfänglich beim Treiben das zu schnelle Ablaufen der Leine verhindert, nachher das Aufhaspeln besorgt.

Am äußersten Rande des abzütreibenden Distrikts schreitet nun der Führer jedes Flügels langsam vorwärts. Ihm folgen, in gleichen Entfernungen vertheilt, die Knaben, theils um die Treibeleine zu halten, theils um sie loszumachen, wenn sie irgend woran hängen bliebe. Ist diese auf beiden Flügeln völlig abgehaspelt, so schwenken die Flügelführer und hinter ihnen die Knaben sich bogenförmig nach der Mitte zu, bis endlich, wenn die Flügel zusammenkommen, der mit den Leinen völlig umgebene Bezirk eine längliche Rundung bildet.

Dann knebelt man beide Flügelleinen fest zusammen, und von nun an wird, je nachdem unter den bisherigen Beschäftigungen der Abend mehr oder weniger heranrückte, die fernere Verengerung des Treibens rascher oder langsamer vorgenommen, indem die Männer an den Haspeln die Leinen langsam aufwinden, welche von den an selbigen vertheilten, den Wänden sich nähernden Knaben auf den Flügeln in der Hand gehalten, hinten in der Rundung aber nur dann von der Erde aufgehoben werden müssen, wenn sie irgend wo hängen bleiben.

Still und gelassen zieht sich das Treiben, ohne die bogenförmige Richtung wesentlich zu verändern, vorwärts; die in solchem nach und nach rege gemachten Lerchenflüge aber fallen innerhalb desselben in kürzern oder weiteren Entfernungen wieder ein. Im letztern Falle, besonders wenn sie zu schwärmen und sehr in die Höhe zu gehen anfangen, muß die allmählige Annäherung sehr behutsam geschehen; auch wohl, bis die Lerchen wieder ruhig sich bezeigen, das ganze Treiben angehalten werden.

So fährt man fort, bis der Abstand des Bogens, welchen die Leine im Hintergrunde des Treibens beschreibt, da, wo er am tiefsten ist, ungefähr noch 80 bis 90 Schritte, von der vordersten Wand an gerechnet, beträgt.

Hier wird so lange angehalten, bis der das Ganze Leitende den Zeitpunkt zum eigentlichen Eintreiben wahrnimmt. Das ist der rechte, wenn ihm der Abendstern zum ersten Male ins Auge blinkt, oder wenn, wie man sagt, Tag und Nacht sich scheidet *).

Auf ein verabredetes Zeichen wird nun die Haspel immer schneller in Thätigkeit gesetzt und die Leinenrundung, im raschern Gange, durch die Treiber den Wänden so lange zugeführt, bis alle Lerchen, welche davor lagen — oder doch viele derselben — in den Garnen kleben. Diese werden dann dadurch, daß man ihnen die Schädel eindrückt, getödtet **), und vorsichtig, oft wenn man Beschädigung des Gemäsches verhüten will, nicht ohne Mühe ausgelös't und gesammelt.

Wären zufällig Rebhühner, Wachteln, Brachvögel, u. dgl. eingeflogen, so eile man, vorzüglich diese zu tödten und auszulösen, weil außerdem die Garne natürlich sehr leiden müssen. —

In Gegenden, wo der Zug und Einfall der Lerchen gut ist, werden an einem Abende auf diese Art nicht selten bis 1000 Stück gefangen, am folgenden Tage aber hat man dann wenig zu erwarten; wenn am nächsten Morgen nicht neue Flüge ankommen. Dies geschicht gewöhnlich zu Ende des Zuges, dessen baldiges Aufhören außerordentlich

*) Zuweilen tritt der Fall ein, daß die Lerchenzüge, selbst beim vorsichtigsten Treiben, so unruhig vorwärts schwärmen, daß einzelne Vögel früher als gewöhnlich sich in den Garnen fangen. Dann kann aller Aufschub nichts helfen, sondern das Signal zum Eintreiben muß gegeben und befolgt werden, sollte auch die Sonne noch am Horizonte stehen. Nur hoffe man dann auf keinen guten Fang.

**) So verfährt man gewöhnlich; schneller und besser wird aber, wie schon anderwärts gesagt, die Tödtung durch ein rasches und starkes Zusammendrücken der Lungen des Vogels mit dem Zeigefinger und Daumen unter den Flügeln bewirkt.

starke nach einander gemachte Fänge überhaupt ahnden und mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen lassen. —

Sind endlich sämmtliche gefangene Vögel ausgelöst und zum augenblicklichen Rupfen nach Hause geschickt; so wird jedes Garn einzeln gestrichen (d. h. von den Forkeln abgenommen), an dem vordersten Oehr der Hauptleine wieder zusammengeschoben, mit der Leine umschlungen, dann in Säcke gesteckt, und diese, nebst den Haspeln, auf welchen die aus einander geknüpften Leinen vorher aufgewunden wurden, an den Ort geschafft, wo man die Garne gewöhnlich aufbewahrt.

Alle Garne müssen am folgenden Morgen ausgeschlagen werden, theils um sie abzutrocknen, theils um die beschädigten auszubüßen (auszubessern).

Läßt man die Säcke, so wie sie zur Aufbewahrung der zur ersten, zweiten und dritten Wand gehörigen Garne bestimmt sind, mit eins, zwei und drei, auch jeden einzelnen mit diesen Nummern versehenen mit a. b. u. s. f. bezeichnen; werden in diese die, in der Ordnung, wie sie vom rechten nach dem linken Flügel einzeln aufgenommen wurden, zusammengereihten Netze gesteckt: so trägt dies Verfahren an den folgenden Tagen ungemein viel zum Beschleunigen der Stellung bei, weil auf diese Weise die zu jeder Wand gehörigen Garne gleich wieder an die nehmlichen Forkeln gebracht werden können, an welchen sie am ersten Abende hingen.

Ob man es wagen darf, die Forkeln über Nacht stehen zu lassen, oder ob auch diese jedesmal mit nach Hause geschafft werden müssen, dies hängt von genauer Bekanntschaft mit der Achtung ab, welche die Bewohner einer Gegend für das Eigenthum des Jagdberechtigten haben. Durchaus schädlich und unschicklich aber ists, die Netze von einem Fange zum andern an den Forkeln hängen zu lassen. Baldige Zugrundrichtung der Garne muß unausbleibliche Folge dieses Verfahrens seyn, bei welchem — leider nur zu oft — wo nicht böser Wille, doch ein hoher Grad von Unverstand auf Seiten des Dirigirenden sich ausspricht.

§. 16.

Das Lerchenstreichen mit dem Nachtnetze findet gleichfalls nur während des Herbstzuges statt. Es kann beim Mondscheine, wäre er auch noch so schwach, kaum mit einigem, bei sternhellen Nächten nur mit mäßigem, bei tiefer Finsterniß aber — besonders wenn man gegen Abend auf den Sommerstoppelfeldern umhergeht, um zu beobachten, wo die meisten Lerchen liegen oder einfallen — oft mit sehr gutem Erfolge betrieben werden.

Werden noch einige Knaben zu Hülfe genommen, so kann man die Lerchen sogar, jedoch mit Vorsicht und kurz zuvor, ehe der Abendstern erscheint, durch Zusammentreiben von allen Seiten, da, wo die Haferstoppel am stärksten steht, concentriren.

Auf jeden Fall muß es jedoch völlig Nacht seyn, ehe man zu streichen beginnt. Dann begeben sich drei mit der Sache vertraute und unter sich einverstandene Männer mit dem, nach §. 14, II. eingerichteten Nachtgarne auf den zum Streichen schicklichen Bezirk im Sommerfelde — d. i. auf die Haferstoppel — und schlagen es im Oberwinde aus. Nun ergreift einer von ihnen die auf der rechten, der andere die auf der linken Seite des Garnes eingebundene Tragestange so, daß beide im Stande sind, den Vordertheil des Streichnetzes etwas aufwärts, den Hintertheil desselben in der Maaße unterwärts gerichtet zu tragen, daß der Wecker, oder der hintere Garnsaum dicht über der Stoppel sich hinzieht. Der dritte Gehülfe faßt ein in der Mitte des untern Gemäsches eingeknüpftes Leinchen, um damit unzeitiges Schleifen des Weckers auf der Stoppel zu verhüten.

Nachdem die Stangenführer das Garn möglichst straff aus einander gezogen haben, setzt sich der Zug, ohne alles Geräusch und Lärmen, mit oder unter dem Winde*).

---

*) Man streiche mit dem Winde, weil die Lerchen, wie fast alle Vögel, mit dem Kopfe gegen den Wind gerichtet sitzen, und so beim Aufstieben leichter am Garne anfliegen.

in Bewegung. Bei einer stockfinstern Nacht muß langsam, bei einer sternhellen etwas rascher gegangen, und bei starkem Winde mit dem Wecker, oder doch mit dem hintern Gemäsch, dicht auf der Erde hin gestrichen werden.

Der von den Fängern, welcher, je nachdem mehr oder weniger Lerchen unmittelbar unter dem Netze auffliegen und an demselben anprellen, den stärkern oder schwächeren Ruck fühlt, oder das Flattern vernimmt, gibt den andern, schwach pfeifend, oder leise das Wort: deckt, zurufend, das augenblicklich von allen auf einmal zu befolgende Zeichen zum Fallenlassen der Stangen und des ganzen Garnes.

In möglichster Eil, doch ohne Geräusch, gehen sie dann — mit Schuhen bekleidet, die nirgends bezweckt seyn dürfen — oben auf dem Netze dahin, wo sie etwas flattern hören, tödten die Lerchen *) — deren man nicht selten sechs, acht bis zehn Stück auf einmal deckt — ziehen sie durch das Gemäsch heraus, und stecken sie in das zur Einsammlung mitgenommene Sacknetz.

Hierauf wird das Streichen auf dem nehmlichen Zuge bis ans Ende der Haferstoppel fortgesetzt, dann still auf dem herwärts gekommenen Wege zurückgegangen und hierauf immer mit dem Winde und Strich vor Strich der übrige Theil der Feldmark bezogen. Ist selbige weitläuftig genug, so kann diese zwar mühsame, aber belohnende Fangart bis Morgens gegen zwei Uhr fortgesetzt werden.

§. 17.

Viel Vergnügen und nicht unbedeutenden Vortheil gewährt der **Lerchenfang mit dem Spiegel** und dem **Schlaggarne**, welcher, so lange der **Herbstzug** dauert, in den **Vormittagsstunden, aber nur bei hellem**

*) Nicht selten deckt man zufällig einen jungen Hasen, Wachteln, Rebhühner, Brachvögel u. dgl. Sobald man das gewahr wird, darf kein Augenblick versäumt werden, den schnell ausgezogenen Rock darauf zu werfen, alles Gefangene lebend oder getödtet auszulösen, wenn das Netz nicht ganz zu Grunde gehen soll; Beschädigung ist unvermeidlich.

Sonnenscheine, wenn die Luft durchaus rein und nicht neblich ist, statt finden kann.

Zuvörderst das Erforderliche von den dazu gehörigen Geräthschaften. Diese sind:

1. der Spiegel *). Er ist zusammengesetzt a) aus einem etwa 9″ langen, an der untern Fläche 4 bis 5″ breiten, oben prismaförmig (in einer scharfen Kante zulaufend) abgehobelten, an beiden Enden spitz zulaufenden, braunroth matt gefärbten Holzstück, in welchem, auf den oberwärts gekehrten Seiten größere und kleinere, runde und eckige, weiße, sehr reine Spiegelscherben eingelegt und angekittet werden; b) aus einem 3″ langen, runden, im Durchmesser 2″ haltenden hölzernen, in der Mitte und unten mit einem ¾″ hohen Rande umgebenen, im Mittelpunkte des Spiegelbodens eingezapften Helme, in dessen glattabgedrehtem Unterende gerade in der Mitte ein fingerstarker eiserner Bolzen so tief eingelassen wird, daß er ungefähr 4″ heraussteht; c) aus einer 14″ langen hölzernen, 3″ im Durchmesser haltenden, unten spitz zulaufenden, am Kopfende glatt abgedrehten und mit einem Bande von Eisen, oder besser von Messing umlegten, an der Spitze mit Eisenblech verschuhten Spindel, in welche oben, im Mittelpunkte, ein so weites und tiefes Loch zu bohren ist, daß der Helmbolzen gerade hineinpäßt, sich aber auch leicht und frei darin drehen läßt. Um in der Folge beim Fange den Spiegel in ununterbrochener Bewegung erhalten zu können, zweckt man über dem Mittelrande des Helmes einen fingerbreiten, 18″ langen, geschmeidigen Riemen an. An diesem Riemen wird in der Folge das eine Ende der aus dünnem Bindfaden bestehenden Zugleine befestigt, welche 28 bis 30 Fuß länger seyn muß, als die in der Folge zu erwähnende Rucklleine.

2. Die Schlaggarne oder Schlagwände. Sie bestehen aus zwei Netzen, von denen jedes mit ordinairem,

*) Wie ich höre, sind solche Spiegel, vollkommen eingerichtet, während der Messe in Leipzig bei den Nürnbergern zu haben, und werden mit zwei bis drittehalb Rthlr. bezahlt.

$1\frac{1}{4}''$ von einem Knoten zum andern weitem Gemäsch, aus gutem dreidrehtigem Zwirn gestrickt und mit ganz feinem Bindfaden an allen vier Seiten verhauptmaschet, völlig aus einander gezogen, 42′ lang und 12′ breit seyn muß *).

Ist der Zwirn nicht sehr grau, oder soll das Ausbleichen vermieden werden; so färbt man die fertigen Garne erdgrau oder aschfahl (S. Kap. 4 dieser Abth. §. 34 D.)

Dann zieht man im Saumgemäsch der Breite jeder Wand, vorn und hinten, eine 13′ lange, aus starkem Bindfaden bestehende Saumleine ein, schlägt die über die oberste und über die unterste Masche hervorstehenden Enden um, und vernäht solche. Wenn dies geschehen ist, wird vor jeder Saumleine ein Schlagstab, welcher von leichtem Holze verfertigt, gerade, glatt und 12′ lang seyn muß, eingebunden, auch oben bei der ersten und unten bei der letzten Wandmasche ringsum ein $1\frac{1}{2}''$ breiter Kerb daran geschnitten, und am untern Ende einer jeden ein 6″ langes, $\frac{1}{2}''$ starkes, 2″ breites, eisernes Blatt, in welchem 1″ von unten herauf in der Mitte ein fingerstarkes Loch, 1″ von oben herein aber ein nicht ganz halb so weites, und noch 1″ tiefer ein gleiches, wieder in der Mitte, befindlich seyn muß, 3″ tief so eingelassen und vernietet, daß, wenn der eingebundene Stab an der Erde liegt, das Blatt auf der hohen Kante steht.

Hierauf zieht man an jeder Wand die 60′ lange fingerstarke Oberleine, durch die obern Hauptmaschen, die 36′ lange, halb so starke Unterleine aber durch die untersten so ein, daß von der Oberleine, nachdem solche straff ausgezogen, und in dem obern Kerbe der Schlagstäbe festgebunden ist, an jeder Seite 16′, von der gleichfalls scharf angezogenen, am untern Kerbe der Schlagstäbe befestigten Unterleine hingegen, vorn und hinten 4′ übrig

---

*) Die Döbelsche Angabe, nach welcher 380 Maschen auf die Länge, und 180 auf die Breite zu rechnen sind, wird mit obiger ziemlich übereinstimmen.

bleiben. Endlich vertheilt man das, auf diese Weise bis auf 28′ zusammengeschobene, Garn überall gleich busenreich, wickelt jede Wand an den Schlagstäben zusammen, und bindet sie vermittelst der Ober- und Unterleinenenden zusammen. Ferner muß man haben

3. die wenigstens 80 Ellen lange Ruckleine; von der Anwendung derselben wird weiter unten die Rede seyn. Hier merke man nur, daß sie besonders fest aus gutem rein ausgehecheltem Hanfe verfertigt, stärker als die Oberleinen und so lang seyn kann, als es nur immer möglich ist, ohne das unumgänglich nöthige schnelle Zuschlagen der Wände zu behindern.

4. Vier Lorven. Sie werden aus einem 14′ langen, oben 3″ ins Gevierte starken, unten spitzen weißbuchenen, oder rüsternen Pfahle so verfertigt: Nachdem in der Mitte des Kopfendes ein, nur etwas weniges über ½″ breiter, 3½″ tiefer Quereinschnitt ganz glatt ausgearbeitet worden, bohrt man 2″ von oben herein, in der Mitte der Backenbreite ein Loch durch, welches dem der unter Nr. 2 erwähnten eisernen Blätter an Weite, völlig gleich ist. Sodann läßt man beide Backen bis an das eben erwähnte Loch mit Eisenblech, welches im Kerbe so tief eingelassen werden muß, daß es nicht über das Holz hervorsieht, dicht unter dem Kerbe aber den Pfahl ringsum mit einem 2″ breiten eisernen Bande umlegen, auch wo möglich die Spitze desselben mit Eisen verschuhen.

5. Vier runde, glatte, 4″ lange eiserne Bolzen, welche gut, aber nicht gedrängt in das Backenloch der Lorven passen, und am dünnen Ende eine durchgeschlagene Oeffnung haben, um in selbiger einen Stift vorstecken zu können.

6. Vier Hauptheftel, um die Oberleinen, und vier schwächere Heftel, um die Unterleinen daran anbinden zu können.

7. Ein Klipprohr, welches auf folgende Art leicht eingerichtet werden kann.

Man nimmt einen ungefähr 2′ langen, daumens-

starken haselnen Stock, bohrt mit einem schwachen Hohlbohrer 6'' vom jedem Ende desselben ein Loch durch, stemmt auch in der Mitte des Stabes ein etwa ½'' langes Zapfenloch ein. Dann schneidet man an beiden Enden einer 21'' langen, fingerstarken Ruthe Spitzen, steckt diese, wenn die Ruthe halbzirkelförmig gebogen worden ist, in die Seitenlöcher des Grundstabes, und verkeilt sie fest. Hierauf schneidet man an das stärkere Ende einer 2½ Fuß langen Gerte ein Zäpfchen, welches in die in der Mitte des Grundstabes eingestemmte Oeffnung paßt, läßt es in diese ein, legt das dünnere Ende der Gerte über den Bogenspriegel hinaus, und bindet oder nagelt sie auf demselben unbeweglich an. Am vordern Ende dieser Gerte schleift man eine aus doppeltem Zwirn geflochtene 12'' lange Schnur, dicht am Bogenspriegel aber einen etwa 60' langen dünnen Bindfaden an*).

§. 18.

Wie jeder andere Lerchenfang im Herbste, wird auch der mit dem Spiegel auf der Haferstoppel, und zwar da mit dem besten Erfolge betrieben, wo die Frucht am üppigsten gestanden hat. Doch ist dies nicht das Einzige, worauf man Rücksicht bei Einrichtung des Fangplatzes zu nehmen hat, sondern man muß zugleich beobachten, in welcher Gegend die Lerchen am stärksten ziehen; und dies hängt größtentheils von der Lage der Flur ab.

So umgeht z. B. die Feldlerche in der Regel alle Feldbüsche und ins Feld verlaufende Holzecken; auch nimmt sie ihren Zug gern von der Haferstoppel nach dem frisch besäeten Winterfelde, um die grünen jüngsten Getreide-

*) Da weder das Garnstricken, noch die Verfertigung aller oben genannten Requisiten jedermanns Sache ist; so glaubt der Verf. eine willkommene Notiz zu geben, wenn er sagt, daß der ganze, zum Spiegel-Lerchenfang erforderliche Apparat bei den Halloren in Halle an der Saale, in billigem Preise zu haben ist; er wird mit zwölf bis funfzehn Thaler bezahlt.

sprößchen zu äsen; gesättigt kommt sie von da wieder zurück auf das Stoppelfeld.

Bei irgend bedeutendem Luftzuge fliegt sie nächstdem, wie schon öfter gesagt, nicht gern mit dem Winde, sondern fast immer so, daß er gerade, oder doch schräge auf sie zukommt.

Diese und ähnliche Bemerkungen machen es räthlich, gleich zu Anfange des Herbstzuges, so weit es im voraus geschehen kann, Fangplätze auf verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen, doch, wie es sich von selbst versteht, so anzulegen, daß sie ununterbrochen von der Morgensonne beschienen werden.

Uebrigens muß man, wenn auch Windzug und Alles günstig ist, den Platz, auf dem man einige Tage vermittelst des Spiegels gefangen hat, dennoch verlassen, weil sowohl durch die Garne, als durch das Hin- und Herlaufen beim Auslösen der gedeckten Lerchen die Stoppel niedergedrückt wird, und dann an solchen Stellen kein sonderlicher Einfall mehr zu hoffen ist.

Die Zubereitung der Fangplätze wird auf folgende Weise bewerkstelligt:

Zu beiden Seiten einer in der Mitte des zum Legen der Wände ausgesuchten Platzes der Länge nach ausgespannten Gartenleine werden die Garne, mit den Oberleinen gegen einander gestreckt, so ausgeschlagen, daß, bei möglichst strammem Anziehen der Ober- und Unterleine, die Schlagstäbe der einen Wand mit dem Kopfende dicht vor dem Kopfende der Schlagstäbe der andern Wand, sämmtliche Schlagstäbe aber genau im rechten Winkel mit der Unterleine ihrer Garnwand liegen; daß ferner die Garnwand, deren Stäbe vorliegen, beiläufig 4 bis 5" breit die Oberleine der gegenüberliegenden Wand überdeckt. Das Ganze bildet sonach ein längliches rechtwinkeliges Viereck. Hierbei wird immer möglichst stramme Ausspannung der Wände vorausgesetzt, und gerade unter dem im Wirbelblatte jeden Schlagstabes befindlichen Loche eine Lorve senkrecht und so tief in den Boden geschlagen, daß, wenn das Wirbelblatt in den Lorveneinschnitt gefügt ist,

der zur Befestigung dienende Bolzen durch das Lorven- und durch das Blattloch getrieben, dann aber an der auswendigen Seite der Stift vorgesteckt werden kann. Hierauf schlägt man beide Wände aus einander. Da, wo nun die Stäbe und die Oberleinen auf dem Erdboden liegen, so wie da, wo erstere beim Zuschlagen der Wände hintreffen — also rings um den Fangplatz — wird, zur Beseitigung jeden Hindernisses eines gleichzeitigen raschen Zuschlags der Wände beim Rucken, eine 10 bis 12″ breite Rinne, beiläufig 4″ tief und so ausgeschaufelt, daß die eine Hälfte derselben innerhalb, die andere außerhalb der Stäbe und Oberleinen trifft, die Lage dieser Theile aber allerwärts eine horizontale ist.

Ferner mißt man mit einem Stock, der genau die Länge eines Schlagstabes hat, von jeder Lorve hinaus, aber einige Zoll nach der Mittellinie hineinwärts und findet so die Punkte, wo die Hauptheftel einzuschlagen sind, an welchen die Oberleinen angebunden werden.

Zwölf Zoll über die Lorven hinaus, genau im rechten Winkel mit den Schlagstäben, werden die Heftel, an welchen die Unterleinen anzubinden sind, eingetrieben.

Hierauf wird, nach Maaßgabe der Ruckleinenlänge, in gehöriger Entfernung von den vordersten Schlagstäben, ein ungefähr 2′ tiefes, so weites und breites Loch in die Erde gegraben, daß zwei Menschen auf einem Bänkchen gemächlich darin sitzen und frei mit den Armen sich bewegen können.

Sobald nun an schönen, hellen Morgen die Luft rein wird, begeben sich die beiden Lerchenfänger mit den ganzen zu ihrem Geschäft nöthigen Geräthschaften auf einen der eingerichteten Fangplätze, schlagen die Wände aus, ziehen zuvörderst die Unterleinen scharf an und binden sie fest an den dazu bestimmten Hefteln an. Ein gleiches geschieht mit den Oberleinen.

Dann bindet man am obern Knopfe eines jeden vordern Schlagstabes ein Ende der Ruckleine an, schlägt die Wände zurück und sucht, immer weiter zurücktretend, den Punkt, wo beide Theile der Ruckleine zusammengeknüpft

werden müssen, wenn die Wände beim Zurücklegen ganz genau in die Rinnen fallen, auch beim Rucken höchst rasch und ganz zugleich zuschlagen sollen *).

Demnächst wird der **Spiegel** — welcher, um selbigen vor Beschädigung und Trübung zu schützen, bis zum Gebrauch in einem ledernen Futter verwahrt, vor der Einpackung aber rein und trocken abgewischt werden muß, — auf folgende Art angebracht:

Man schlägt die zum Spiegel gehörige Spindel da, wo die von den Lorven der einen Wand nach den Lorven der andern Wand gezogenen Diagonallinien sich kreuzen — also genau im Mittelpunkt des Fangplatzes — so tief in die Erde, daß sie nur 2'' breit heraussteht, steckt den Spiegel vermittelst des unten im Helme eingelassenen eisernen, mit Talg bestrichenen Stifts in das Spindelloch, windet den am Helme angenagelten Riemen seiner ganzen Länge nach, in der durch den darunter befindlichen Rand gebildeten Vertiefung um den Helm herum, und befestigt am Ende des Riemens die Zugleine.

Endlich wird dicht vor dem Kopfende des vordern Schlagstabes der nach der **rechten** Seite zurückgeschlagenen Wand der Grundstab des **Klipprohres** der Breite nach auf die Erde gelegt, und 2' breit an jedem Ende mit einem hölzernen Häkchen so aufgenagelt, daß vermittelst des an der **Klippgerte** befestigten Bindfadens das Werkzeug leicht erhoben und niedergelassen werden kann **).

Nachdem nun die Ruckleine (in welcher im Hinterende ein Knebel einzuschleifen ist), ingleichen die Zugschnuren des Spiegels und des Klipprohres dem Loche zugeführt sind, von wo aus der Fang betrieben werden soll, setzen sich zwei vom Verfahren unterrichtete Personen auf das

*) Der Vereinigungspunkt der beiden Ruckleinen muß auf jedem Fangplatze, beim ersten Stellen, im voraus gesucht werden.

**) Hat man gleich anfänglich keine Rohrlerche, so wird die erste gefangene dazu genommen, der Schwanz mit einem Zwirnsfaden ihr fest zusammengebunden, und dieser Faden mit der kurzen Schnur am Klipprohre vereinigt.

in selbigem befindliche Bänkchen, allenfalls ganz frei, besser aber noch unter drei hüttenförmig zusammengestellten, etwa 5′ langen und 4′ hohen, dünnen, transportablen Strohwänden, nieder und theilen sich in die ferneren Verrichtungen. Die eine ergreift nehmlich das Ende der Spiegelzugschnur, und zieht dieselbe mit einem mäßig starken Ruck nach sich hin; wenn nun der auf den Helm gewundene Riemen bis ans Ende abgelaufen ist, erfolgt ein geringer Prellstoß am Helme, durch welchen der Spiegel nach der entgegengesetzten Seite in drehende Bewegung geräth und bei dieser der Riemen in dieser Richtung sich aufwindet, bis ein leiser Ruck an der Hand den Zeitpunkt bezeichnet, wo die Schnur wieder angezogen werden, und so bei gleichmäßig fortgesetztem Verfahren der Spiegel stets abwechselnd rechts und links sich drehen muß, wodurch die in selbigen fallenden Sonnenstrahlen reflektiren.

Eben die Person, welche den Spiegel in Bewegung setzt, soll auch, wenigstens bis die erste zum Rohrvogel zu verwendende Lerche gefangen ist, mit einem Meisenpfeifchen in kurz abgebrochenen, gleichen, sehr hohen Tönen das Gelock der Feldlerche so natürlich als möglich nachahmen.

Sobald den auf dem Zuge begriffenen Lerchen der Spiegelglanz und Strahlenreflex in die Augen, das Gelock aber ins Gehör fällt, schwärmen sie heran, und eine oder einige — selten jedoch mehr als drei — stechen auf den Spiegel herab *). In diesem Moment ruckt der andere Gehülfe, d. h. er zieht vermittelst des eingeschleiften Knebels die Zuckleine, welche er, wie die Klipprohrschnur, zum augenblicklichen Gebrauch in der Hand bereit hält, rasch und mit Kraft an sich, so daß die Garnwände beim Zusammenschlagen die zwischen denselben befindlichen Lerchen im Fluge noch decken — denn sie fallen nie, oder doch

*) Ob dies durch Neugierde, oder durch Blenden des Spiegels, oder durch die diesen kleinen Kreaturen eigene Zanksucht veranlaßt werde, ist freilich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich wirken alle drei angegebene Ursachen dazu mit, sie heranzulocken.

nur sehr selten auf dem Boden ein, da kein Geäse sie, wie die Drosseln, Finken und andere Heerdvögel, dazu verleitet. Sobald geruckt worden ist, springt einer von den Fangkameraden hin auf die Garne, tödtet, außer der ersten gefangenen Lerche, welche, wie oben gesagt, als Rohrvogel gebraucht wird, alle übrige, schlägt rasch die Wände wieder aus einander, und eilt, indem er das Gefangene jedesmal mitnimmt, zurück auf seinen Posten.

Ist man im Besitz einer Rohrlerche, und hat man sie gehörig am Klipprohre befestigt; so ergreift der, welcher die Ruckleine führt, auch die Zugleine des Klipprohres, hebt dieses vermittelst derselben, sobald er Lerchen in der Gegend gewahret, etwas in die Höhe, und läßt den dadurch zum Flattern gebrachten Rohrvogel durch Nachgeben an der Schnur langsam wieder nieder, während zugleich der andere in immer gleichmäßiger Bewegung den Spiegel dreht und mit der Pfeife lockt. Oft wird der Lercheneinfall und also auch das Rucken so rasch hinter einander erfolgen, daß wechselsweise die beiden Fanggehülfen das Geschäft, die getödteten Gefangenen auszunehmen und die Wände zurückzuschlagen, verrichten müssen.

Oefter als einmal sind in Gegenwart und durch Mitwirkung des Verfassers Vormittags von acht bis elf Uhr zwei bis drittehalb Schock Lerchen auf diese Weise gefangen worden; und so gewährt der eben beschriebene Fang dem Liebhaber eine lustige Unterhaltung, ohne die Unannehmlichkeiten, welche durch das bei dem Streichen mit Taggarnen unvermeidlich Langweilige und durch das Mühsame bei Anwendung der Nachtgarne, veranlaßt werden müssen, im Gefolge zu haben.

Alles bisher von dem Herbstlerchenfange Gesagte hat eigentlich nur auf die Feldlerche Bezug; doch gehen beim Streichen mit Nachtnetzen zuweilen, nur selten aber bei dem mit Tagnetzen, einige Individuen anderer Lerchen mit ein.

Der Verfasser ist mit dem Feldlerchenfange vermittelst kleinmaschiger Steckgarne und des Tiras, wozu ein abgerichteter lebender Falke, oder, in

dessen Ermangelung, ein ausgestopfter erfordert wird, nicht unbekannt; indessen kann keiner von beiden die darauf zu verwendende Zeit und Mühe lohnen. Deutliche Anweisung dazu findet man in Döbels Jägerpraktik Th. 2. Kap. 172 (Ausg. v. 1783).

§. 19.

Die Wald- oder Heidelerchen werden am häufigsten und leichtesten auf einem eigenen, nach ihnen benannten Heerde gefangen. Jede der dazu gehörigen beiden Schlagwände muß 9 bis 10′ breit, und 36 bis 40′ lang seyn.

Zur Anlage des Heidelerchenheerds sind Gegenden geeignet, in welchen Wiesen oder Lehden solche Vorhölzer begrenzen oder durchschneiden, in und an denen dieser Vogel gern anfällt und zieht.

Der Platz, auf welchem die Wände gelegt werden sollen, muß 30 bis 40 Schritt vom Holze entfernt seyn. Er wird bis zu den Linien, auf welchen die Oberleinen und Schlagstangen ruhen, umgegraben, und wenn dann der Boden von Natur kein schwarzes Erdreich enthielte, mit solchem überfahren.

Dies und die busenreiche Stellung der Garne abgerechnet (denn beim Heidelerchenheerd werden sie straff an den Ober- und Unterleinen ausgezogen), bleiben alle im vorhergehenden Paragraphen zur Einrichtung des Spiegelheerds gegebene Vorschriften in der Hauptsache auch hier anwendbar.

Etwa zwanzig Schritte vom Heerdplatze wird eine leichte, kleine Hütte für den Vogelsteller so gebauet, daß das eine Giebelende nach den Garnwänden, der Eingang hingegen am Hintertheile der Hütte steht, das Ganze aber mit grünem Reissig verkleidet.

In der Mitte der Vorderwand ist ein etwa 4″ im Quadrat haltendes Loch anzubringen, durch welches die Rückleinen gezogen und in der Hütte mit einem Knebel verschleift werden. Ungefähr 2′ höher kommt eine 6″ lange, 3″ hohe Beobachtungsöffnung und eine gleiche,

eben so hoch vom Erdboden angebrachte, an beide Seitenwände. —

Nach der alten Regel geht die Stellzeit mit Kreuzerhöhung (den 14. September) an.

Erst dann wird man auf leidlichen Fang rechnen können, wann man einige Lock- und einen Rohrvogel dieser Art hat. Man füttert selbige im Bauer mit Mohn, Rübe- und Doettersaat, ingleichen mit gröblich gestoßener Hirse und Hafergrütze; nur zuweilen wird etwas Hanfsaame gegeben.

Sie durchzuwintern hat man nicht nöthig, da es so schwer eben nicht hält, in den ersten Tagen der Fangzeit einige mit der Lockpfeife, die man bei den Wildrufsdrehern und Vogelstellern bekommen kann, auf den Heerd zu ziehen und zu decken.

Sollte dies nicht glücken wollen, so darf man in den ersten Tagen des Zuges gegen Abend nur dahin gehen, wo Heidelerchen auf dem Felde gern liegen. Erblickt man einige, so behalte man sie im Auge, bis es finster wird, nehme dann ein Nachtgarn, dessen Stelle allenfalls durch die der Länge nach zusammengereihten Heerdwände, aus welchen die Ober- und Unterleinen gezogen und an denen, statt der Schlagstäbe, genugsam lange Stangen eingebunden, auch, wie an dem Nachtnetze, Kreuzschnuren durchs Gemäsch gezogen sind, ersetzt werden kann. So vorbereitet begibt man sich mit den erforderlichen Gehülfen an den Ort, wo man die Heidelerchen zuletzt wahrnahm, und verfährt nach der §. 16 erhaltenen Anweisung. —

Liegt der Heerd ganz frei, so kommt beim nachmaligen Stellen eine Heidelerche auf das Klipprohr, welches der Leser im vorigen Paragraphen kennen lernte; stünde aber, vorzüglich auf der Seite, wo der Zug herkommt, Holz vor, so wird sie auf dem Schweberohr angebunden. Dies Hülfswerkzeug ist so einzurichten: Einige Schritte vor der Hute, dicht neben der Rudleine setze man eine 8 bis 10′ lange Stange, in deren Obertheile ein eiserner feststehender Ring angebracht wird, eine andere gleich lange, oben mit einem Knopfe versehene, aber am Hintertheile

des Heerds, in der Mitte zwischen den Haupthefteln, unbeweglich fest ein, nachdem zuvor ein schwarz oder dunkelgrau gefärbter Bindfaden am Knopfe des hintern angebunden, dann längs dem Heerde fort durch den Ring der vordern, in der Hütte straff angezogen, und in der Mitte des Theiles desselben, welcher zwischen beiden Stangen sich hindehnt, eine vierfach aus eben so gefärbtem Zwirn geflochtene, drei Viertelellen lange Schnur eingeschleift worden ist. Der eben erwähnte Bindfaden muß übrigens nicht nur lang genug seyn, daß er da, wo die Schnur befestigt ist, so weit niedergelassen werden kann, daß die an selbiger, wie am Klipprohre, anzubindende Lerche auf der Erde zu sitzen vermag, sondern in der Hütte muß noch ein langes Ende übrig bleiben, welches der Fänger fassen und den Faden nach Belieben anziehen, auch noch tiefer, als vorher gesagt, herablassen kann. —

Beim Fange selbst, welcher nur früh Morgens statt findet, wird, wenn alles fangbar steht, die Rohrlerche angebunden. Auch setzt man dicht neben die Oberleinen der zurückgeschlagenen Wände, auswärts, auf jeder Seite zwei einzeln in kleine Bauer gesperrte Locklerchen. Hat sich dann der Vogelsteller im Hüttchen verborgen, und hört er sowohl am Gelock, als am Laut der auf dem Zuge befindlichen Heidelerchen, daß diese sich nähern; so wendet er zugleich die Lockpfeife an. Wird er einen Flug gewahr, so zieht er den Faden des Schweberohres an, läßt ihn aber auch gleich wieder so tief als möglich herunter. Die herumschwärmenden Heidelerchen werden nun glauben, daß die Rohrlerche zu ihrem Fluge gehöre und der Gesellschaft halber bei ihr einfallen. Dann ist es Zeit, augenblicklich und rasch zu rucken. —

Sonst fängt man auch, wenn Haferstoppelfelder nahe am Holze belegen sind, Waldlerchen beim Nachtstreichen nach Feldlerchen.

§. 20.

Von der Erlegung und dem Fange der übrigen im Vorhergehenden beschriebenen Lerchenarten kürzlich Folgendes:

Wenig Geschicklichkeit wird dazu erfordert, Haubenlerchen und Baumpieper im Sitzen mit Vogeldunst zu schießen; auch fallen sie in dem Heidelerchenheerd ein, wenn man Lockvögel hat und mit hinsetzt — die Haubenlerche jedoch nur spät im Herbste und einzeln. Gleichfalls werden Pieper früher *) im Jahre, Haubenlerchen später unter dem Nachtnetz gefangen. Letztere können auch im Winter, wenn Schnee liegt, mit kleinen Schlaggarnen, oder mit einem Siebe gedeckt werden, und zwar im Hofe aus dem Zimmer. Fast jedem Knaben ists bekannt, wie leicht der zuletzt erwähnte Fang auszuüben ist, wenn man das aufgehobene Vordertheil eines Siebes mit einem etwa 9'' langen Stäbchen unterstützt, in dessen Mitte, oder etwas tiefer einen Bindfaden anschleift, und ihn, als Ruckleine, durch ein im Fensterrahm befindliches Loch zieht.

Von den Fangplätzen, aber nur von diesen, wird der Schnee rein weggekehrt, und von Hafer und Mohn eine Kirrung angelegt.

Besteckt man solche mit Leimruthen, so bleiben auch daran die kleinen Näscher kleben. —

Der Wiesenpieper geht mit gelegentlich beim Feldlerchenstreichen mit ein; einzeln wird er auch geschossen. —

Seltner treten die oben erwähnten Fälle bei dem Brachpieper ein, weil er sehr scheu ist und überhaupt in unsern Gegenden nicht häufig vorkommt. Andere Fangarten für diesen Vogel sind dem Verfasser nicht bekannt.

Beim Wasserpieper finden eben die Fangmethoden Anwendung, durch welche der Baumpieper berückt wird.

§. 21.

Daß sämmtliche in diesem Kapitel beschriebene Vögel gleich nach dem Fange gerupft und, bei der Zubereitung für die Tafel, nicht ausgezogen werden, ist theils schon gesagt worden, theils allgemein bekannt.

---

*) Nicht selten geschieht es, daß man da, wo die Baumpieper stark ziehen, manche Nacht lauter solche deckt.

Vierzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Feldlaufvögeln *).

---

§. 1.

Die hier zu beschreibenden Federwildarten gehören nach allen Vögeleintheilungssystemen der Gattung Otis an; nach dem §. 76 der Einleitung befolgten macht diese Gattung allein die erste Unterordnung der achten Ordnung: Laufvögel (Cursores), aus. (S. CCXCII.) Sie umfaßt — nach Temmink — drei bis jetzt in Teutschland bekannt gewordene Arten, von denen die erste: der große Trappe (Otis tarda, *Linn.*), als zur hohen Jagd gehörig, bereits im ersten Theile dieses Werkes (S. 170 — 176) beschrieben, und rücksichtlich des Jagd- und Fangbetriebes auch von diesem das Wissenswürdige beigebracht worden ist.

Eben so findet man an den angezeigten Orten, sowohl in naturgeschichtlicher als in weidmännischer Rücksicht, das Bemerkenswertheste von der zweiten Art, dem klei-

---

*) Von hier an bis zu Ende des gegenwärtigen zweiten Theiles hat der Verf. gänzliche Umarbeitung des Naturgeschichtlichen deshalb für nöthig gehalten, weil er es sich nicht verhehlen durfte, daß er bei der ersten Ausgabe dieses Handbuchs rücksichtlich der Ufer-, Sumpf- und Wasservögel mancherlei Unordnungen und Unrichtigkeiten sich hat zu Schulden kommen lassen. Eins konnte er jedoch, ohne gänzliche Abänderung des Planes, nicht vermeiden. nehmlich die Trennung a) der Schwäne (Cygni), b) des großen Trappen (Otis tarda), c) des Vocken (Nachtreiher, Ardea nycticorax), d) des großen Brachvogels (Numenius arquata), von ihren Gattungsverwandten, und e) des Steinwälzers (Oedicnemus, nach §. 76. der Einleitung S. CCXCII als eigne Gattung betrachtet) von seinen Unterordnungsverwandten, weil die genannten Federwildarten, als respektive zur hohen und Mitteljagd gehörig, im ersten Theile aufgeführt und beschrieben werden mußten.

nen Trappen (Otis tetrax, *Linn.*), der sich zeither selten, wahrscheinlich nur als Verirrten, im südlichern Teutschland, nie aber weiter nördlich als in Schlesien sehen ließ.

§. 2.

Der Kragentrappe (Otis houbara, *Gm. Linn.*)*), dessen Beschreibung S. CCXC der Einleitung, nach von Minkwitz und Temmink, geliefert worden ist, scheint sich, wie a. a. O. bemerkt, einmal nach Schlesien verirrt zu haben. Was einmal geschahe, kann sich öfter ereignen; deshalb wurde dieser, wenn auch eigentlich noch nicht als teutscher, doch von Temmink als europäischer Vogel erkannten Trappenart hier eine Stelle eingeräumt. Der Kragentrappe soll, nach Temmink und v. Minkwitz, dürre, steinige Orte zu seinem Aufenthalte wählen.

Ueber die Fortpflanzungsweise, wie über die Nahrung, über die Sinnenorganisation und über das ganze Naturell desselben sind wir noch im Dunkeln. —

In der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß er, gleich den übrigen Gattungsverwandten, scharf äugen, winden (Wind nehmen, riechen) und vernehmen (hören) mag, dürfte Jeder, dem das Glück zu Theil würde, einen Vogel dieser Art gewahr zu werden, Ursach haben, bei der Annäherung höchst vorsichtig zu verfahren, um schußmäßig anzukommen. Denn, wenn auch solche verirrte Fremdlinge je zuweilen, von einer großen Reise sehr ermüdet, ihr Naturell verläugnen und so besser aushalten, als man es hätte erwarten dürfen, so soll doch der Jäger im Voraus nie und nirgends auf den Glücksfall rechnen.

Die Th. I. S. 176—178 für den großen Trappen vorgeschlagenen Annäherungsmaßregeln dürften auch hier Anwendung finden, je nachdem eine oder die andere

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 725. sp. 6; Bechst. ornith. Taschenb. S. 247; *Temmink* Man. d'ornith. d'Europe, p. 319.

nach Ort, Zeit und Umständen am füglichsten ergriffen werden könnte.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Küsten- und Uferlaufvögeln.

§. 1.

Die in diesem Kapitel vorkommenden Federwildarten sind nach dem Linneischen Systeme (s. Einl. §. 72.) sämmtlich, nach der Lathamschen Eintheilung der Vögel (s. Einl. §. 75.), mit Ausschluß des Oedicnemus (Steinwälzers), welcher in derselben, unter der Gattung Otis (Trappe), der Ordnung: Hühnerartige Vögel, zugezählt wird, alle unter der Ordnung: Sumpfvögel, begriffen. Nach Cuviers Klassifikationstabelle (s. Einl. §. 78. D.) stehen sie in den Unterordnungen XXXIII, XXXVI, XXXVII. In Gemäßheit der Eintheilung, welche §. 76. der Einleitung angenommen worden ist, bilden sie die zweite Unterordnung der achten Ordnung: Laufvögel (Cursores) (s. Einl. S. CCLXXXVIII ff.).

In Teutschland sind sämmtliche hierhergehörige Federwildarten Zugvögel.

A. Steinwälzer.

§. 2.

Der lerchengraue Steinwälzer (Oedicnemus crepitans, *Temmink*), welcher als einzige europäische Art der von Temmink aufgestellten Gattung: Oedicnemus, in der Einl. S. CCXCII unter obiger Benennung kurz beschrieben worden, und von dem, als einem zur Mitteljagd zu rechnenden Vogel, Th. 1. S. 370

sen unter der Benennung: Lerchengrauer Regenpfeifer (Charadrius oedicnemus, *Linn.*) ausführlich die Rede gewesen ist, kommt hier nur deshalb in Erwähnung, um anzuzeigen, daß der Verf. erst nach dem Abdruck des Bogens, welcher das dem Jäger Wissenswürdige aus der Naturgeschichte und über den Jagd- und Fangbetrieb dieser Federwildart enthält, mit dem Manuel d'ornithologie d'Europe par *Temmink* bekannt, und aus diesem trefflichen Werke darüber ins Klare gesetzt wurde, wie dieser Vogel eben so wenig der Gattung Charadrius, zu welcher ihn zeither die meisten Ornithologen zählten, als der Gattung Otis, unter welche Latham ihn stellte, eigentlich angehöre, sondern daß er, als eigene Gattung, den Uebergang von den Trappen zu den Regenpfeifern bilde.

Durch die vorbehaltene Nachlieferung des Mannskriptes zu der gänzlich umgearbeiteten Einleitung wurde der Verf. in den Stand gesetzt, im 76sten §. derselben dieser Mittelgattung die ihr gebührende Stelle anzuweisen.

B. Regenpfeifer.

§. 3.

Der Goldregenpfeifer (Saatvogel, mittler Brachvogel, Charadrius pluvialis, *Linn.*, Charadrius auratus, *Suckow*) *) wird in eben den Farbenkleidern, die wir in Europa an ihm kennen, auch in Asien und Amerika, selbst auf den Südseeinseln angetroffen. Den Sommer bringt er in nördlichen Gegenden zu, wo er auch sein Geheck macht, den Winter in südlichen, und er ist dann unter andern in Sardinien sehr häufig. Teutsch-

*) Meyers und Wolfs Taschenb. II. S. 318; v. Wildungens Taschenb. 1809 — 1812, S. 45; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. 2te Aufl. IV. S. 393; dessen Handbuch der Jagdwissensch. Th. 1. B. 2. K. 25; *Temmink* Man. d'orn. p. 324; Winckells Handbuch für Jäger, erste Aufl. Th. 2. S. 539. §. 2. (Saatvogel). Alle im Verfolg dieses Kapitels vorkommende Federwildarten werden von den Jägern kleine Brachvögel genannt.

land durchstreift er auf dem Herbstzuge vom September an bis zum November in weniger oder mehr theils sehr zahlreichen Flügen, auf den großen Heiden um Offenbach (nach Meyer) zu Tausenden, gewöhnlich bei Nordostwind und einem bis zwei Grad Kälte, einfallend. Bei gelindem Winter wird er — jedoch einzelner — bis in den Januar angetroffen. Süddeutschland besucht er auf dem Wiederzuge, bei günstiger Witterung zuweilen schon im März, in der Regel aber zu Aufange des Aprils, eilt jedoch dann, allerwärts nur kurze Zeit verweilend und in geringzähligen Flügen von höchstens sechszehn bis zwanzig Stück, dem Sommeraufenthalte zu. —

Die §. 76. der Einl. S. CCXCIV gelieferte Beschreibung bedarf keines Zusatzes, und so können wir zu den folgenden weitern naturgeschichtlichen Erörterungen übergehen.

Wie alle mit Lauffüßen versehene Vögel bewegt sich auch der Goldregenpfeifer im Laufe sehr schnell. Sein Flug ist ziemlich rasch, aber regulär.

Er äuget (sieht), vernimmt (hört) und windet (riecht) außerordentlich scharf. Mit so glücklich organisirten Sinneswerkzeugen ausgestattet, gewahrt er alles, was in bedeutender Ferne um ihn her vorgeht und sich bewegt; daher wohl seine Scheu vor dem Menschen, die er im Herbste nie, im Frühlinge selten und nur dann je zuweilen verläugnet, wenn er mit wenigen seines Gleichen vergesellschaftet in einer Saatfurche — wahrscheinlich von einer kurz vorher gemachten Reise aufs höchste ermüdet — sorgloser als sonst der Ruhe pflegt. In diesem Falle, welcher vorzüglich dann sich ereignet, wenn an einem schönen Morgen die Sonne warm und milde den Ort bescheint, wo der Flug dicht gedrängt beisammenliegt, bedarf es keiner weitern Vorsichtsmaßregel von Seiten des Jägers, als daß er nicht gerade in der Furche, wo er die geschlossene Gesellschaft von fern erblickt, gerade darauf zugeht, sondern in ununterbrochenem, nach und nach verengertem Kreisgange, bis auf gehörige Flintenschußweite (35 — 40 Schritte) sich nähert, dann unter dem Winde und schußfertig in der Furche stehen bleibt. Zaudert er hier

nicht zur Ungebühr, so wird es ihm öfters glücken, sechs bis acht Stück auf einen Schuß im Sitzen zu erlegen. Führt er eine Doppelflinte mit Schrot Nr. 4 geladen, so gibt die allen Vögelarten dieser Gattung eigne Anhänglichkeit der Einzelnwesen eines Fluges an einander Gelegenheit, von den unverletzt gebliebenen, ängstlich in der Näh der erlegten herumflatternden Vögeln einen, zufällig auch wohl zwei, noch zu schießen.

So viel bis jetzt bekannt, macht der Goldregenpfeifer nirgends in Teutschland — selbst im nördlichsten nicht — sein Geheck, wohl aber in England, meistentheils jedoch im höhern Norden.

Dieser in unsern Gegenden auf dem Zuge und Wiederzuge in feuchten Saatackerfurchen, auf näßigen Heiden und an wüsten, vom stehenden Wasser nicht weit entfernten, Orten zu suchende Vogel soll — nach Bechstein — da, wo er den Sommer zubringt und sein Geheck macht, unbebaute, sandige, unfruchtbare Hügel zu seinem Aufenthalte wählen, daselbst das Weibchen eine Vertiefung in den Boden scharren, in dieselbe drei bis fünf längliche, stark zugespitzte, graulich-olivengrüne, mit schwärzlichen Flecken besäete Eier legen und sie binnen drei Wochen ausbrüten.

Die Aesung der Goldregenpfeifer besteht, nach der Angabe der meisten Ornithologen, mit welcher des Verfs. neuere, eigne und öftere Wahrnehmungen übereinstimmen, einzig in Würmern, kleinen Schnecken Insekten und deren Larven; nach Bechstein hat man aber auch im Frühlinge und Herbste in dem Magen grüne Saat und Kieselsteinchen gefunden *).

Den Laut bezeichnet Bechstein durch Tlia. Er besteht in einem, gegen Abend und wenn der Vogel fliegt, oft, bei bevorstehendem Unwetter fast unaufhörlich, höchst kreischend ertönenden, anfänglich in höherem Tone lang ge-

*) In der ersten Ausgabe wurde, ohne davon durch Erfahrung überzeugt zu seyn, mit Unrecht gesagt, der Goldregenpfeifer nehme im Frühlinge und Herbste einzig grüne Saat und junge Grasspitzen an.

zögern; am Schlusse bedeutend herunterfallenden und hiermit schnell abbrechenden Pfeifen. So könnte man diesen Regenpfeifer Schreihals heißen — mit eben so vielem Rechte, als Hr. Temmink dem lerchengrauen Steinwälzer auf lateinisch Oedicnemus crepitans, auf französisch Oedicnème criard benennt; denn jener steht diesem im Geschrei nicht im mindesten nach.

Zum Vergnügen wird ihn, eben dieses unleidlichen Geschreis wegen, auch der erklärteste Vogelliebhaber im Zimmer wohl schwerlich erhalten; dem Jäger aber, welcher Gelegenheit hat, den Brachvogelheerd zu stellen, und Zeit, denselben fleißig (d. h. mit Erfolg) zu besorgen, ist der Goldregenpfeifer als Lockvogel unentbehrlich. Naumann schreibt für ihn, wie für den lerchengrauen Steinwälzer und für alle übrige in diesem Kapitel vorkommende Vögel folgendes Universalfutter vor:

Milch, gequellte Semmel und Grütze (Heidelmehl) zu gleichen Theilen gemischt; doch müssen, bis die Vögel dieses Futter anzunehmen gewohnt sind, Regen- und Mehlwürmer, nebst kleinwürfelig geschnittenem, gekochtem Fleisch beigemengt werden. —

Das Wildpret des Goldregenpfeifers kann der Verf. aus Erfahrung, als zu dem leckersten und feinsten gehörig, empfehlen. Das Geschcide pflegt man bei dieser und bei allen folgenden Arten so wenig, wie bei den Schnepfen, auszuziehen.

§. 4.

Der Mornellregenpfeifer (Charadrius morinellus, *Linn.*, Morinell, Possenreißer, dummer Regenpfeifer) *) bringt den Sommer am häufigsten im nördlichen Asien, geringern Theils in den mitternächtlichsten Gegenden von Europa zu. Dort macht er auch sein Geheck.

---

*) Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 405; dessen Taschenb. II. S. 322. Nr. 3. Meyers Taschenb. II. 320. Nr. 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 326; Winckells Handbuch für J. II. S. 541. §. 3.

Gegen Ende des Monats August und im September besucht er auf dem Herbstzuge, in starkzähligen Flügen, mehrere Gegenden Teutschlands — ziemlich häufig das Anhaltische und das Angrenzende des Herzogthums Sachsen, seltener und später die Rhein- und Maingegenden, bringt den Winter in mittäglichen Ländern, z. B. in Italien, im Archipelagus und in der Levante, zu, und durchstreift auf dem Frühlingszuge, mehr vereinzelt und eilig, Teutschland wieder. —

Die Beschreibung dieses Vogels in seinen der Jahreszeit, dem Alter und dem Geschlechte nach verschiedenen Gewändern findet sich in der Einleitung S. CCXCIV. Durch diese wird er hoffentlich auch dem kenntlich, der ihn vorher nie sah.

Hier daher nur das dem Jäger weiter Wissenswürdige aus der Naturgeschichte desselben.

In Hinsicht der Sinnenorganisation und der Beweglichkeit im Laufe und Fluge hat der Morinell mit dem Goldregenpfeifer alles gemein. Scheue gegen den Menschen äußert er nicht nur nicht, sondern sucht vielmehr, wie es scheint, dessen Nähe.

Auf eine auszeichnende und für den Beobachter belustigende Weise soll dieser Vogel einen hohen Grad von Nachäffungstrieb und Neugier zu Tage legen. Aus Erfahrung kann darüber der Verf. nicht sprechen; auch erwähnt weder Meyer noch Temmink etwas davon. Andere höchst achtbare Schriftsteller erzählen von ihm: er bestrebe sich, jede körperliche Bewegung der annähernden Menschen auf seine Weise nachzumachen. Erhebe der Mensch einen Arm, so lüfte der Vogel einen Flügel; gehe jener einige Schritte seitwärts, so thue dieser dasselbe und zwar recht pathetisch; gewahre er einen Jäger mit der Aufstellung des Brachvogelheerds beschäftigt, so fliege er unbesorgt näher hinzu, sehe, komisch sich geberdend, der Arbeit zu, laufe nach Beendigung derselben, um von dem, was geschehen, näher sich zu unterrichten, ohne alle Furcht gerade über die zurückgeschlagenen Wände hin und könne dann, ohne weitere Vorsichtsanwendung, gedeckt werden.

So viel ist gewiß, großer Behutsamkeit bedarf es für den Jäger bei der Annäherung selbst an einen beisammenliegenden Morinellflug bis auf Flintenschußweite nicht. Wird ein einzeln sitzender erlegt, so eilen alle in der Nachbarschaft befindliche Kameraden hinzu und bleiben, verwundert oder leidtragend, in einen dichten Haufen zusammengedrängt, an Ort und Stelle, bis die durch einen zweiten Schuß nicht getödteten endlich doch bemerken, daß nur in der Flucht Rettung sei.

Der Laut des Morinells ähnelt dem des Goldregenpfeifers, nur sind dessen pfeifende Töne weniger kreischend und höher, der höchste ist länger gezogen, der tiefere Schlußton weniger sinkend. Auch vernimmt man diesen Laut weniger häufig, als beim Goldregenpfeifer.

Ueber den Betrieb des Fortpflanzungsgeschäftes ist bis jetzt nur so viel bekannt, daß der Morinell im Sommer sümpfige Gegenden des nördlichen Rußlands bewohne. Dort also mag er auch wohl sein Geheck machen.

Bei uns wird diese Regenpfeiferart im September und im April auf Sturz- und Brachäckern, mäßigen Lehden und Hutungen, auch — nach Bechstein — in Weinbergen, angetroffen. Ihr Geäse besteht aus Würmern, Raupen, Insekten und deren Larven.

Ihr Wildbret übertrifft das des Goldregenpfeifers noch an Zartheit *).

§. 5.

Der Halsbandregenpfeifer (buntschnäbliger Regenpfeifer, Strandpfeifer, Charadr. hiaticula, *Linn.*) **)

---

*) Der Th. 2. S. 544. §. 4. der ersten Aufl. dieses Handbuches beschriebene Kildihr (schreiende Regenpfeifer, Char. vociferus, *Linn.*) findet diesmal keine Stelle, da ihn Meyer nicht unter den teutschen, und Temmink nicht einmal unter den europäischen Vögeln aufführt.

**) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. 1. Bd. 2. K. 26; dessen Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S 414; dessen Taschenb. S. 323 u. 677; Meyers Taschenb. II. 381. Nr. 4; Winckells Handb. f. Jäger, erste Aufl. Th. 2. S. 545. §. 5.

wird in den meisten europäischen Ländern, in den nördlichen Theilen von Asien und Amerika, auch auf einigen Südseeinseln — nach der Versicherung mehrerer Reisenden — gefunden. Als Zugvogel kommt er, in geringzähligen Flügen von sechs bis zwölf Stück, zuweilen schon mit Ende des Monats März, gewöhnlich aber im April nach Teutschland. Verspätete bleiben auch mitunter den Sommer und machen ihr Geheck bei uns. Gewöhnlich bringt jedoch auch diese Regenpfeiferart den Sommer in nördlichen Gegenden zu und heckt dort. Der Herbstzug beginnt hier zu Lande gegen das Ende des Augusts, und dauert bis gegen das Ende des Oktobers. Dann verläßt uns dieser Vogel ganz und überwintert in wärmern Ländern, wohl schon im südlichen Frankreich und in Italien, wo er, nach Temmink, sehr gemein seyn soll.

Die Beschreibung des Halsbandregenpfeifers — der allerdings (nach Bechsteins Taschenbuch S. 577) besser buntschnäbliger Regenpfeifer heißen möchte — findet sich, nach den Gewandabänderungen, welche bei beiden Geschlechtern und bei den Jungen vor der ersten Mauser stattfinden, in der Einleitung S. CCXCV. In wie fern zwischen dem Sommer- und Winterkleide ein Unterschied bemerkbar sei, darüber hat sogar Temmink nichts gesagt. Dem Verf. ist dieser Vogel nur einmal im September in die Hände gefallen. Er war so gezeichnet, wie a. a. O. Junge vor der ersten Mauser beschrieben werden.

Die von Temmink entlehnte Beschreibung der Alten beiderlei Geschlechts scheint vom hochzeitlichen, oder Sommerkleide, hergenommen, das Winterkleid noch nicht bekannt zu seyn.

Der buntschnäblige Regenpfeifer fliegt schnell und ruckweise; sein Lauf ist rasch; im Sitzen schnippt er, wie die Bachstelze, öfters mit dem Schwänzchen. Er ist sehr scheu. Der Laut, welchen der Verf. im Herbste von ihm vernahm, war hoch und eintönig pfeifend, nicht gar lang gezogen und wurde oft wiederholt. Bechstein sagt, er erklinge wie

Küh, Küh! und wechsele in der Paarzeit mit Thüll, Thüll! ab.

Das Weibchen legt gegen das Ende des Monats Mai oder zu Anfange des Junius an sandigen Seeküsten, oder Stromufern — gern auf kleinen Inseln — zwischen Muschelwerk, oder in den nackten Sand, oder zwischen mit Grashalmen spärlich verwachsenen Kies, drei bis vier, selten fünf Eier. Diese haben fast die Größe der Wachteleier, und sind auf gelblichem Grunde mit vielen schwarzen Strichen und Punkten gezeichnet, die am stumpferen Ende sich in einander verlaufen. (Die Brütezeit soll fast drei Wochen dauern, wie man — nach Bechstein — an der Ost- und Nordsee österes, auch an der Werra bemerkt haben will.)

Wie es bei allen Vögeln der Fall ist, die nicht in eigentlichen Nestern auskommen, laufen auch die Jungen dieser Art, ohne Zweifel, sehr bald der Mutter nach. Sie sollen, nach Bechstein, vor andern Regenpfeifern, das Eigne haben, daß sie — wahrscheinlich zur Sicherung gegen Ueberfälle vom Iltiß und von der Wasserratte — auf Klippen und andere erhabene Stellen am Ufer sich setzen und dahin von den Alten das Futter sich zutragen lassen. —

In unsern Gegenden liegt der alte buntschnäblige Regenpfeifer meist den ganzen Tag unter hohen, überhängenden, ausgewaschenen Ufern der Flüsse und Seen. Nur in der Morgen- und Abenddämmerung besucht er, der Aesung, welche aus Würmern, kleinen Insekten und deren Larven besteht, und der Tränke wegen, seicht ins Wasser verlaufende Stellen der Sandheger.

Sein Wildbret hat einen schnepfenartigen Geschmack und gehört deshalb zu den Leckerbissen.

§. 6.

Der weißstirnige Regenpfeifer *) (dunkelbrü-

---

*) Charadr. albifrons, *Meyer* Taschenb. II. S. 323. Nr. 5; Charadr. littoralis, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 430. T. 23. K. 1 u.

ßiger Regenpfeifer, Regenpfeifer mit unterbrochenem Halsbande) kommt sehr häufig in Holland und England vor. Teutschland besucht er, auf dem Zuge, im Frühlinge weniger häufig, als im Herbste — den südlichsten Theil desselben überhaupt nur selten und zufällig. Meyer hat ihn im August 1816 ziemlich häufig am Mainufer angetroffen. Sein Geheck soll er, nach Bechstein und Meyer, in Ungarn an den Ufern mehrerer Seen machen; bei uns nicht.

Beschreibung s. die Einleitung zu gegenwärtigem Werke S. CCXCVI. A. 4.

Er ist sehr scheu und sein Flug schnell. Das Weibchen macht sein Gelege an flachen sandigen Ufern in kleine Vertiefungen oder zwischen Muschelwerk. Es besteht aus drei bis fünf Eiern, welche auf olivenfarben-gelblichem Grunde mit großen und kleinen schwarzbraunen Flecken unregelmäßig besetzt sind.

Die Aesung beschränkt sich auf Wasserinsekten und deren Larven und auf kleines Gewürm.

Von der Feinheit und Leckerheit des Wildbrets kann der Verf. aus Erfahrung nicht urtheilen.

§. 7.

Der kleine Regenpfeifer (schwarzbindige Regenpfeifer) *) bringt den Winter in mittäglichen Gegenden zu, kommt im April und Mai fast an alle Flüsse Teutschlands und zieht im August und September, nachdem er sein Geheck gemacht hat und die Jungen flugbar geworden sind, wieder fort. Er gehört bei uns nicht zu den seltenen Vögeln.

2; dessen Taschenb. III. S. 578. Nr. 5; Charadr. cantianus, *Lath.* Gen. synops. supl. p. 316. Nr. 8; Pluvier à collier interrompu, *Temm.* Man. d'orn. p. 381.

*) Charadrius minor, *Meyer* Taschenb. II. S. 324. Nr. 6; Charadr. curonicus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 692. sp. 29; Charadr. fluviatilis, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 422; dessen Taschenb. III. S. 679. Nr. 6; Petit pluvier à collier, *Temmink* Man. d'orn. p. 530.

Beschreibung, nach den Geschlechts- und Altersabänderungen, s. Einleitung S. CCXCVI. A. 5.

Im Naturell ist er der vorhergehenden Art gleich. Er hält sich lieber an flachen sandigen, mit etwas Gras bewachsenen Ufern der Flüsse, Seen und Teiche auf, als am Gestade des Meeres; dort macht er auch sein Geheck, und zwar in den Maingegenden, nach Meyer häufig, auf eben die Weise, wie der weißstirnige Regenpfeifer. Das Weibchen legt drei bis fünf längliche Eier, die auf etwas gelblich-weißem Grunde mit undeutlichen aschfarbenen Flecken und vielen tiefbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnet sind.

Auch in Rücksicht der Aesung hat die gegenwärtige Art mit der vorhergehenden alles gemein. Das Wildbret ist, wo möglich, noch zarter und leckerer.

C. Sonderling *).

§. 8.

Von dem grauen Sonderling (Arenaria calidris, *Meyeri* **); Ar. vulgaris, *Bechstein* et *Temmink* ***); Tringa arenaria, *Gm. Linn.* et *Leisleri* ****); Arenaria grisea, *Bechst.*) †) der unter dem teutschen Namen: Sandläufer, im nördlichen Teutschland, welches er auf dem Herbstzuge in Menge durchstreift, bekannt genug ist, hat der Verf. in der Einleitung zu gegenwärtigem Werke (S. CCXCVII. Gatt.

*) Obige teutsche Benennung des hierher gehörigen Vogels, wie die von Temmink ihm beigelegte französische: Variable, führt er deshalb, weil sein Gefieder, sowohl dem Geschlecht, als dem Alter nach, nicht weniger bei der alljährlich zweimaligen Mauser, wesentlicheren Abänderungen unterliegt, als dies bei andern Ufer-, Sumpf- und Schwimmvögeln — mit Ausschluß der Tringa subarquata, der Tringa variabilis und der Tringa canutus — der Fall ist.

**) Meyers Taschenb. der Vögel II. S. 326.

***) Bechsteins ornith. Taschenb. II. S. 462 a); *Temmink* Man. d'orn. d'Eur. p. 834.

****) *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 16; Leislers Nachtr. zu Bechsteins Nat. Gesch. Teutsch. Heft 1. S. 80 ff.

†) Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 368.

47), sowohl in Rücksicht der verschiedenen Federgewänder, als in Rücksicht seines ganzen Habitus, das Wissenswürdigste beigebracht.

Aus eigner Erfahrung kann er hier noch hinzusetzen, daß der Flug dieses Vogels höchst schnell und unregelmäßig, seine Schüchternheit sehr groß, sein Wildbret aber vom vortrefflichsten Geschmack und äußerst zart ist.

D. Strandreuter (Jelper, Oken).

§. 9.

Mit vollem Rechte wurde durch die neuern Ornithologen die Gattung Himantopus (Strandreuter, Stelzenvogel, Riemenfuß) von der Linnéischen Gattung Charadrius getrennt.

Die einzige zu dieser neuen Gattung gehörige Art ist der schwarzflügelige Strandreuter (schwarzflügeliger Jelper, Himantopus melanopterus, *Meyeri* — nicht atropterus, wie derselbe §. 76 der Einleitung benannt worden ist *).

Die Gattungscharaktere, so wie die Beschreibung dieses Vogels, sind §. 76 der Einl. Gatt. 48, S. CCXCVIII u. f. geliefert worden.

Hier folgen einige Zusätze und Berichtigungen zu dem dort Beigebrachten:

Der schwarzflügelige Strandreuter soll — nach Temmink — in Asien ziemlich häufig und dort, wie in Ostindien, Sina, in der Tartarei am kaspischen Meere einheimisch, sein eigentliches Vaterland — nach *Plinii* lib. x. c. 46 — aber Egypten seyn. In Amerika ist er von Connektikut bis Jamaika angetroffen worden. Als europäi-

---

*) Meyers Taschenb. II. 815; Himant. vulgaris, Bechsteins Taschenb. S. 325. Nr. 1; Him. rufipes, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. 446. Nr. 1. T. 25. F. 1; Charadr. himantopus, *Gm. Linn.* syst. nat. I. p. 690. Nr. 11; Meisner und Schinz Vögel der Schweiz S. 171; Naumanns Vögel III. S. 52. T. 10. F. 12; Sylvan von Laurop und Fischer 1819. S. 77. T. V; Winckells Handb. f. Jäger (2. Ausg.) II. S. 554.

scher Vogel war er in Italien schon zu Plinius Zeiten, jedoch nur als ein nur wenige Tage daselbst verweilender Zugvogel, bekannt. Auf den Inseln des mittelländischen Meeres wurde er von vielen Naturforschern, in Spanien von unsern teutschen Landsleuten, welche Napoleon dorthin zur Schlachtbank führte, oft bemerkt. Aus dem südlichen Frankreich erhielten ihn Büffon und andere Naturforscher. In England gehört er nicht zu den Seltenheiten. Holland besucht er, nach Temmink, nie; wohl aber zuweilen die Ufer der Ostsee. Außer den Gegenden Teutschlands, welche in der Einleitung a. a. O. genannt worden sind, hat man ihn an den Seen Südteutschlands und der Schweiz, am Rheine und am Neckar angetroffen und erlegt. Er erscheint in unserm teutschen Vaterlande, als Zugvogel, im Mai und Anfangs Junius, auf dem Fortzuge aber schon zu Ende Julius, im August und Anfangs September, stets aber selten, doch öfter als sonst in Jahren, die sich durch vorzügliche Frühlingswärme und Sommerhitze auszeichnen *).

Sein Geheck macht er nicht nur in den oben genannten Südländern, sondern auch in Ungarn, Oesterreich, Schlesien und Rußland in großen Sümpfen oder Brüchern, am liebsten in salzigen. Zuweilen mag dies wohl auch in den Rhein- und Neckargegenden geschehen, da man — nach Hrn. Fischer — bei mehrern während des Frühlingszuges spät geschossenen Exemplaren vollkommen ausgebildete Eier gefunden hat.

Sein Locklaut besteht — nach Naumann — in einem heiseren Gacksen und hellen Pfeifen. Wenn der Verf. in der Einleitung a. a. O. gesagt hat: „dieser Vogel müsse sich wohl, wegen seiner unförmlich langen, dünnen, biegsamen Füße, im Laufe unbeholfen und schwankend bewegen;" so bekennt er, daß diese mit den Anga-

*) Mein Freund, der Hr. Forstrath Fischer zu Karlsruhe, hat ihn im Jahre 1811 am Rheine angetroffen. S. Sylvan a. a. O., als woher obige Nachrichten meist entlehnt sind.

ben eines Naumann, Bechstein und anderer achtungswerthen Schriftsteller, nach welchen der Stelzenvogel sehr schnell laufen soll, im Widerspruch stehende Aeußerung nicht auf eigner Wahrnahme, sondern nur auf Vermuthung beruhe, und daher keineswegs als untrüglich anzusehen sei.

Was die von den meisten Schriftstellern als außerordentlich beschriebene Scheue desselben anbelangt, so kann auch darüber der Verf. aus Erfahrung nicht urtheilen. Deshalb führt er an, daß, nach Hrn. Naumann, dieser Vogel allerdings schüchtern sei, doch so sehr nicht, daß man ihm, unter gehöriger Vorsicht, bis auf ziemliche Schußweite nicht sollte ankommen können.

Eben gedachter Schriftsteller sagt ferner, sein Wildbret sei zwar wohlschmeckend, im Frühlinge jedoch mager und zähe; nach Hrn. Fischer hingegen sollen die Wiener — welche sonst wohl wissen, was zu den Leckerbissen gehört — dasselbe sehr schätzen, und die in Wien öfters zu Markt gebrachten Stelzenvögel gesucht und gut bezahlt werden.

E. Austerfischer (Lyv, Meerelster).

§. 10.

Auch hier kommt für uns wieder nur eine Art in Betracht, nehmlich: der rothfüßige Austerfischer (gescheckter Lyv, gescheckte Meerelster, Haematopus ostralegus, *Linn.*) *). Er bewohnt fast alle Meeresküsten von Europa; sehr häufig die Inseln der Nord- und Ostsee. An der Fluthmark wird er zu Hunderten angetroffen. Auch den Winter soll er, nach Oken, an unsern Küsten zubringen. Im Frühlinge und Herbste

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 694. sp. 1; Bechsteins Taschenb. II. S. 324; dessen Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 459; Meyers Taschenb. II. S. 315; Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. 1. Heft 1. S. 50. Bd. 2. S. 351; *Temmink* Man d'orn. p. 340; Okens Zool. Abth. 2. S. 602; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) Th. 2. S. 767.

besucht er, auf dem Zuge, einzeln die Ufer des Rheines, Maines und andrer teutschen Flüsse und Seen. An den mittäglichen Küsten wird er am spärlichsten wahrgenommen. Die Beschreibung, welche von diesem Vogel in der Einleitung (S. CCC) geliefert worden ist, erhält hier durch nachstehende Zusätze Vervollständigung:

Am 2ten September 1810 wurde bei Offenbach ein junger Vogel dieser Art geschossen, welchen Hr. Meyer in den Annalen der Wetter. Gesellsch. (Bd. 2. Heft 2. S. 351) folgendermaßen beschreibt:

„Länge 15½ par. ″, Breite 30″, Gewicht ¾ Pfund. Der Schnabel an der Wurzel orangegelb, in der Mitte grüngelb, an der Spitze dunkel oliven; der Augenstern braun, der Augenliederrand schmutzig orangen; die Füße röthlichgrau, die Schienbeine hellgrau; unter dem Auge ein ganz weißes Fleckchen; an der Wurzel des Unterschnabels ein weißer Flecken; an der Kehle ein schmutzig weißer, halbmondförmiger Querflecken, welcher mit schwarzen Federn untermengt ist; Kopf und Hals mattschwarz; Rücken und Flügeldeckfedern braun mit rostfarbenen Rändern; die vordern Schwungfedern braun mit rostfarbenem Saume; die obern Schwanzdeckfedern an der Spitze mit rostfarbenem Anfluge.“ Nach Hrn. Temmink sollen die weißen Flecken hinter den Augen, ingleichen der halbmondförmige Querflecken an der Kehle, als zufällige Abänderung, bei andern Exemplaren öfter auch ganz weiße, oder weiß gescheckte Vögel dieser Art aber nur sehr selten vorkommen.

Rücksichtlich der Aesung sind die Ornithologen nicht einstimmig. Hr. Oken nehmlich sagt am angezeigten Orte: „es sei falsch, grundfalsch, daß die vorzügliche Nahrung des Haematopus aus Austern und Tellermuscheln bestehe, indem er, bei dem Unvermögen zu schwimmen und zu tauchen, diese sich nicht immer verschaffen könne. Nur zur Zeit der Noth setze er sich auf dergleichen. Vorzugsweise nehme er den gemeinen Sandwurm (Lumbricus marinus, *Linn.*, Arenicola piscatorum, *Lamark*) und Nereiden (Nereïs versicolor, *Linn.* — auch Seeskolopender genannt —) ꝛc.

an." Hr. Temmink scheint gleichfalls nicht der Meinung zu seyn, daß dieser Vogel Schaalthiere angehe, denn er sagt a. a. O.: „die Nahrung desselben bestehe aus kleinen Wasserinsekten, die er zwischen den Felsspalten und zwischen dem an das flache sandige Ufer geworfenen Muschelwerk aufsuche." Selbst Hr. Bechstein, welcher in der ersten Ausgabe seiner Naturgeschichte Teutschlands dem Haematopus Austern und andere Schaalthiere zur Hauptnahrung anwies, gibt in seinem ornithologischen Taschenbuche (S. 325) als solche Insekten, Würmer und Schnecken nur an, erwähnt aber weder der Austern und Tellermuscheln, noch des an das Ufer geworfenen Aases, welches der Haematopus, nach Hrn. Meyer (s. d. Taschenb. der Vögelkunde II. 314), auch nicht verachten soll.

Sonach dürfte Abänderung nicht nur der teutschen Gattungsbenennung: Austerfischer, in Lyv (nach Oken) oder in Meerelster (nach Bechstein), sondern auch der Linnéischen Artbenennung: Haematopus ostralegus (vielleicht in Haematopus versicolor) *) und der teutschen in gescheckter **) Lyv, oder gescheckte Meerelster, nicht mit Unrecht in Vorschlag zu bringen seyn.

Unser Vogel ist nicht weniger scheu, läuft und fliegt auch nicht weniger schnell, als die meisten übrigen Küsten- und Uferlaufvögel. Wo er eigentlich einheimisch ist, lebt er außer der Heckzeit gesellig, in sehr zahlreichen Flügen vereinigt. Bei dem Anschein irgend einer Gefahr entflieht der ganze Flug auf einmal, fällt aber bald wieder ein.

Sein Laut besteht in einem hellen, langgezogenen Pfeifen, welches Hr. Oken durch Guyy! bezeichnet.

Das Weibchen legt seine zwei — selten drei — hell olivenfarbenen, mit großen und kleinen schwarzbraunen

---

*) Zum Unterschiede von der exotischen ganz schwarzen Art, welche dann Haemat. ater benannt werden könnte.

**) An die Stelle des Beiworts rothfüßig dürfte gescheckt zu setzen seyn, weil die Füße bei den Jungen nicht roth sind, wohl aber der Vogel gescheckt erscheint.

Flecken überall, vorzüglich in der Mitte, häufig besetzten Eier in eine kleine Vertiefung auf den bloßen Sand, oder auf erhabnere Stellen mooriger Wiesen oder Hutungen, und soll in drei Wochen sie ausbrüten.

Das Wildbret wird nicht sehr geschätzt; doch soll es, nach vorgängiger Abhäutung, recht gut eßbar seyn.

§. 11.

Dem Vortrage des für den Jäger Wissenswürdigen aus der Naturgeschichte der Küsten- und Uferlaufvögel soll von hier an das folgen, was dem Verf. über den Jagd- und Fangbetrieb in Rücksicht auf sämmtliche in diesem Kapitel beschriebene Federwildarten bekannt geworden ist.

Hierher gehört zuvörderst Alles, was Th. 1. S. 375 über die Jagd und den Fang beim Steinwälzer (lerchengrauen Regenpfeifer) erörtert worden ist. Nächstdem ist es erfahrungsmäßig, daß sämmtliche im Vorherigen beschriebene Vögel ihre Scheu verläugnen, und meist außerordentlich gut aushalten, wenn man in einem Kahne (Schellig) sitzend, stromaufwärts in schußrechter Entfernung vom Ufer hinfährt. Es gehört dann, nächst einem guten Auge, nur einige Uebung dazu, den Vogel, während langsamen Fortruderns des Kahnführers, aufs Korn zu nehmen; denn selten wird er, stets an den Anblick des Fischers gewöhnt, aufstehen (entfliehen), wohl aber oft sich drücken und dann — besonders die kleineren Arten — leicht übersehen werden.

Vorzüglichen Vortheil gewähren bei diesem Jagdbetriebe für jede im Vorherigen beschriebene Federwildart eigens abgestimmte Lockpfeifen, welche bei den Wildrufsdrehern besser zu haben sind, als man sie selbst verfertigen kann. Wer es vermag, das Gelock aller dieser Vögel,

---

*) Der Verf. übergeht hier die Gattung Cursorius, indem er sich auf das bezieht, was darüber und über die einzige, noch dazu höchst seltene und unvollkommen bekannte Art derselben S. CCC f. der Einleitung sich findet.

mit dem Munde pfeifend, recht genau nachzuahmen, kann der künstlichen Pfeifen entbehren.

Bei der Anhänglichkeit fast aller hierher gehörigen Federwildarten an ihres Gleichen glaubt der Verf. — jedoch ohne bisher eigne Versuche darüber angestellt zu haben — daß folgende Methode, welche sich auf die, nach Cetti, in Sardinien übliche*), gründet, dem beabsichtigten Zweck, selbige schußrecht heranzuziehen, entsprechen müsse:

Man suche sich nehmlich einen lebenden Regenpfeifer, vorzüglich einen Saatvogel (Goldregenpfeifer), dessen Gelock am besten ist, im Nothfall auch nur einen ausgestopften, zu verschaffen. Dann richte man in Gegenden, wo Zug und Einfall gut ist, eine Hütte so ein, wie die im folgenden Paragraphen, beim Heerd, zu beschreibende. Etwa dreißig bis vierzig Schritt von derselben entfernt, bringe man ein Klipprohr an, welches dem gleichfalls im nächsten Paragraphen näher zu erwähnenden gleich ist. An diesem befestige man frühe vor Anbruch des Tages den Lockvogel und verberge sich, mit richtig gestimmten Lockpfeifen versehen, im Hüttchen. Wenn die auf dem Zuge befindlichen, oder in der Nachbarschaft liegenden Uferlaufvögel laut werden, fange man, wenn der Rohrvogel nicht antworten will oder kann, mit der Pfeife zu locken an, und bewege vermittelst der Zugleine von Zeit zu Zeit das Rohr.

Sobald andere Regenpfeifer, besonders Saatvögel und Morinellen, dies hören und sehen, werden sie heraneilen und flugweise, in so gedrängten Haufen, in der Nähe des Rohrvogels einfallen, daß man oft, jedoch unter gehöriger Vorsicht gegen Verletzung des Lockvogels, mehrere Stück auf einen Schuß im Sitzen wird erlegen können. Ein zweiter ist hiernächst vom geübten Schützen gewiß noch mit gutem Erfolge auf die, die todten und verwundeten umschwärmenden, anzubringen.

---

*) S. dessen Naturgeschichte von Sardinien Bd. 2. S. 264 (in der Uebersetzung).

§. 12.

In Gegenden, wo der Regenpfeiferzug und Einfall besonders stark ist, lohnt es die Mühe, einen eignen **Heerd** zum Fange einzurichten.

Gleich im **Frühlinge**, oder doch zu **Anfange des Sommers** werden hierzu mehrere Plätze, von dem zur Anlage des Heerdes erforderlichen Umfange, auf Brachäckern oder nässigen Lehden umgepflügt, wenn der Boden schlecht ist, mit guter Erde überfahren, dann tüchtig gemistet und der Mist **untergegraben**. So oft Grünes aufsproßt, wird das Umgraben wiederholt. Gegen die Stellzeit aber, welche im **September** anfängt und bis Frost eintritt, fortdauert, läßt man Alles ruhen, auch wohl die Heerdstellen zu verschiedenen Zeiten mit **Johannisroggen** (Staudenkorn, Secale cereale multicaule) besäen, damit Regenwürmer und Insekten nach dem verfaulten Miste sich hinziehen und damit das Grüne aufsprossen kann.

Während der Stellzeit muß man ein Stück Land um diese Heerdplätze herum oft frisch umpflügen lassen; denn dadurch werden die Brachvögel zum Einfall auf den grünen Fangstellen desto mehr gereizt, weil sie auf frisch bestellten Feldern nicht gern sich aufhalten.

Noch bemerke man, daß die Heerdstätten in verschiedenen Richtungen anzulegen sind, um, der Wind mag aus einer Himmelsgegend herkommen, aus welcher er will, immer auf einem stellen zu können, wo die Luft nicht von der Seite, sondern von hinten oder von vorn auf die Schlagwände hinweht, indem diese außerdem weniger rasch zuschlagen. Am besten ists, wenn einer **gegen Abend**, der andere **gegen Mitternacht** und ein dritter gegen **Ostsüd** gerichtet liegt.

Vierzig Fuß von den Heerdplätzen entfernt werden hierauf so tiefe **Hüttenlöcher** ausgegraben, daß der Vogelsteller, wenn er auf dem unten rings herum stehenbleibenden Rande sich niedersetzt, bis über den Kopf bedeckt ist, ihnen auch so viel Weite gegeben, daß der Fänger

beim Rucken sich hinlänglich und mit erforderlicher Kraft bewegen kann.

Oben über diesen Löchern steckt man flachgekrümmte, genugsam starke Spriegel ein, überdeckt sie mit leichtem Mist und bestreut diesen mit Erde. Der Eingang wird hinten, das 8'' breite und hohe Ruckloch vorn, auch an jeder Seite eine kleine Oeffnung zum Beobachten angebracht. Um den Eingang zu verbergen, mache man ein Vorsetzthürchen von leichten Bretern, nagele an allen vier Seiten etwa 1'' hohe verwitterte Leisten an und schlage die dadurch entstehende Vertiefung mit nassem Lehm aus, welcher mit etwas Hammerschlag vermischt ist.

Mit Schlagwänden, welche aus gutem, möglichst fein gesponnenem, erdgrau gefärbtem Hanfzwirn spiegelig gestrickt werden, deren Gemäsch so enge ist, daß die kleineren Brachvögel nicht durchfahren können, welche viereckicht ausgezogen, 30' lang und 6' breit, auch, ohne Busen, an 6' langen Schlagstäben angebunden, an denen ferner genugsam starke 44' lange Oberleinen, und 34' lange Unterleinen eingezogen sind; ingleichen mit den zur Einrichtung jedes Heerdes erforderlichen Lorven, Hefteln und übrigem Zubehör versehen, begibt man sich, sobald der Herbstzug angeht, auf die Stellplätze, und bringt alle so weit in Stand, daß man in der Folge stellen kann, auf welchem man will. Eben dasselbe Verfahren, welches im dreizehnten Kapitel dieser Abtheilung bei Verfertigung des Lerchenspiegelheerdes vorgeschrieben ward, findet auch hier statt.

Soll nun der Fang vorgenommen werden, so verfügt sich der Jäger frühe vor Tage, unter gehöriger Berücksichtigung des Windstandes, auf den schicklichsten Heerdplatz, stellt da die Garne auf, zieht die Ruckleine, auf dem Erdboden hin, durch die im Vordertheile der Hütte befindliche Oeffnung und schleift innerhalb derselben den Knebel ein.

Auch hier sind alte Goldregenpfeifer (Saatvögel) zum Gelock vorzüglich anzuwenden; doch ist es besser, wenn man von jeder Art der sich zeigenden Brachvögel einen guten Lockvogel hat, wozu sich nicht jedes Indivi-

duum eignet. Von diesen werden dann auf jeder Seite des Heerdplatzes, zwischen den Wänden, nicht weit von der Unterleine und gleichweit von einander entfernt, zwei bis drei Stück, als Läufer, durch 12" lange Schnuren, die vermittelst eines Pflöckchens an der Erde zu befestigen sind, an dem Faden, mit welchem die Flügelspitzen und der Schwanz der Vögel vorher zusammengebunden wurden, angefesselt.

Das Klipprohr*) wird eben so gestellt, der Rohrvogel und die Zugleine auch eben so daran befestigt, wie dazu früher, beim Lerchenspiegelfange, Anleitung gegeben worden ist.

Bis man in Besitz von lebenden Lock- und Rohrvögeln kommt, muß die Stelle derselben durch ausgestopfte ersetzt werden.

Sollte der Fall eintreten, daß starker Windzug von einer Seite des Heerdes her die dem Winde mit der Oberleine entgegenliegende Wand beim Rucken zu schnell aufs Höhe, die andere aber zurückhielte; so wird an jedem obern Knopf der an ersterer befindlichen Schlagstäbe ein anderthalb Pfund schwerer, mit einem Netz umgebener Stein angebunden; an dem vordern Schlagstabe der letzteren hingegen das daran befestigte Ende der Ruckleine mit ganzen und halben Schleifen so oft am Knopf umgeschlungen, bis beide in einem und demselben Augenblicke beim Rucken zusammenschlagen.

Ist alles zum Fange vorbereitet; so lockt der in der Hütte verborgene Jäger, wenn er Brachvögel sieht oder hört, ihren Laut mit der Pfeife nachahmend, zuerst. Hat er schon lebendige Läufer; so werden diese zugleich mit laut werden.

Sobald hierauf Gäste im Fluge sich nahen, wird das

*) Das Klipprohr wird so, wie das am angezeigten Orte beschriebene, nur etwas stärker, verfertigt, und damit es sich beim Anziehen oder beim willkürlichen Flattern des Rohrvogels nicht überschlage, vermittelst einer 9" langen, etwa 2" vor dem Bügel, am Rohre angebundenen Schnur in der Erde angepflöckt.

Klipprohr durch die Zugleine gehoben, der daran flatternde Vogel dann langsam wieder niedergelassen, und sobald etwas auf dem Heerde einfällt, rasch geruckt.

Genau müssen übrigens die Lockvögel und der Rohrvögel vor den Ueberfällen der nach ihnen immer sehr lüsternen Raubvögel bewacht werden. Deshalb ist es nöthig, daß der Jäger stets eine geladene Flinte neben sich stehen habe.

Auf den Regenpfeifer- (Brachvogel-) Heerd geht der Steinwälzer nur selten, von den §. 5 bis §. 10 angeführten Uferlaufvögeln, welche das gebaute Feld nicht besuchen, keiner.

Zum Fange des Strandreuters und des (Austernfischers) gescheckten Lyvs brachte der Verf. in der ersten Ausgabe dieses Handbuchs kleine Tellereisen und Trittschlingen in Vorschlag. Rücksichtlich des Strandreuters bemerkt Hr. Fischer im Sylvan 1819 a. a. O. mit Recht, daß die genannten Fangmethoden wohl kaum mit Erfolg anwendbar seyn möchten. Der Verf. fügt hinzu, daß dies vielleicht auch nur selten beim gescheckten Lyv der Fall seyn dürfte.

Was jedoch die von Hrn. Fischer für den Strandreuter an die Stelle der Tellereisen und Trittschlingen gesetzten Schlagnetzapparate anbelangt, so wird, da dieser Vogel zu früh fortzieht, um unter Entenschlagnetzen zufällig mit gefangen werden zu können, die Anwendung derselben kaum der Mühe lohnen.

Schußerlegung vom Kahne aus (s. o.) und vorsichtiges Beschleichen mit der Flinte wird sonach bei diesem, wie bei allen und besonders bei den seltenen Uferlaufvögeln, allein dem Jäger übrig bleiben.

Sechzehntes Kapitel.

Von den Kiebitzen.

§. 1.

Sie gehören nach allen Eintheilungsmethoden in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach Linné wurden sie zu der Gattung Tringa als Art gerechnet, bis in neuerer Zeit Bechstein, Meyer, Temmink und Andere so viel Ausgezeichnetes an diesen Vögeln auffanden, daß sie zu einer besondern Gattung, Vanellus genannt, erhoben wurden. Temmink hat diese Gattung in zwei Familien zerfällt, obwohl in jede derselben nur eine in Europa vorkommende Art gebracht werden konnte (s. Einl. S. CCCI. Gatt. 51. S. CCCIII. Fam. 1 und S. CCCIV. Fam. 2). Und allerdings sind die a. a. O. aufgestellten Temminkischen Unterscheidungszeichen so triftig, daß der Verf. diese Unterabtheilung adoptiren zu müssen glaubte.

§. 2.

Der schwarzbunte Kiebitz (Vanellus melanogaster, *Meyer* et *Bechst.* *), Tringa squatarola, *Gm. Linn.* **), Tr. helvetica) ***) besucht als Zugvogel die gemäßigten Erdstriche von Europa, Frankreich — besonders das mittägliche — häufiger, als

*) Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 356 (alt Aufl.); Meyers Taschenb. II. 401. Nr. 2; *Temmink* Man. d'ornith. p. 345.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 682. sp. 23.

***) *Gm. Linn.* syst. I. p. 676. sp. 12.

Teutschland und hier wieder das mittägliche und mittlere öfter, doch fast immer nur im Herbste, als das nördliche. Er hält sich mit seines Gleichen flugweise zusammen, scheint auch die Gesellschaft des Goldregenpfeifers zu lieben.

Die Beschreibung dieses Vogels, nach den an demselben durch die doppelte Mauser bewirkten und beim Jugendkleide wahrnehmbaren Gewandesabänderungen ist in der Einleitung, S. CCCIII, geliefert worden.

Rücksichtlich des Jugendkleides ist zu bemerken, daß am 30sten Sept. 1810 ein junger Vogel dieser Art bei Offenbach am Maine geschossen und von Hrn. Meyer untersucht wurde, an welchem die ganze Brust rostgelb überflogen war (s. Ann. der Wett. Gesellsch. Bd. 2. Heft 2. S. 352).

Dieser Kiebitz soll, nach Hrn. Meyer, sein Geheck in den südlichen Gegenden Rußlands, nach Hrn. Temmink und Oken im hohen Norden machen.

In Teutschland fällt er auf der Wanderung an morastigen Rändern der Flüsse, Seen und großen Teiche (Weiher), auch auf nässigen Wiesen und Brachäckern auf und nährt sich von Regenwürmern, Land- und Wasserinsekten. Seinen Laut bezeichnet Hr. Oken durch Glüäi! — Er ist sehr scheu und fliegt äußerst schnell, auch unregelmäßig.

Ueber den Geschmack des Wildbretes weiß der Verf. aus eigner Erfahrung nichts zu sagen; doch ist zu vermuthen, daß das von jungen Vögeln dieser Art nicht weniger gut seyn wird, als das des jungen gehäubten Kiebitzes (s. §. 3).

§. 3.

Der gehäubte Kiebitz (gemeiner Kiebitz, Vanellus cristatus, *Meyer* *), Tringa vanellus, *Linn.*) **)

*) Meyers Taschenb. II. S. 400. Nr. 1; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 346; *Temmink* Man. d'orn. p. 347.

**) *Gm. Linn.* syst. p. 760. sp. 2; Bechsteins Handb. d. Jagdw.

ist im südlichen Europa, von wo ihn anhaltender Winter nicht vertreibt, wenn nicht Standvogel, doch nur Strichvogel. Im südlichen Frankreich schon und in Italien wird er das ganze Jahr hindurch gefunden; in Egypten, Persien, China und in andern heißen Ländern ist er nur während der Wintermonate einheimisch. In Teutschland und in allen nördlicheren europäischen Ländern kommt er schon im März, erst einzeln, später in nicht sehr starkzähligen Flügen, als Zugvogel an, bringt den Sommer daselbst zu, macht sein Geheck, und zieht, nachdem er, schon vom August an, schaarenweise vergesellschaftet, von einem Orte zum andern herumgeschwärmt ist, im Oktober dem Winterwohnsitze wieder zu. Ist die Sommerhitze ausgezeichnet groß, so geht er noch höher nordwärts als gewöhnlich — bis in die Gegend von Archangel, selbst bis Island hinauf.

Im Frühlinge machen wahrscheinlich diejenigen Vögel dieser Art, welche im südlichen Europa überwintern, durch eine nordwärts gerichtete Wanderung denen Platz, welche die Winterszeit unter heißeren Himmelsstrichen anderer Welttheile zubrachten; diese hingegen ersetzen die Stelle jener und verbreiten sich in den Mittelländern.

Die Beschreibung des gehäubten Kiebitzes, sowohl dem Geschlecht, als dem Alter nach, ist bereits in der Einleitung, S. CCCIV, geliefert worden. Zu bemerken sind jedoch die zufälligen Abänderungen in der Gefiederfärbung. Man findet nehmlich je zuweilen Vögel dieser Art, welche rein weiß sich darstellen; andere, bei welchen auf weiß-gelblichem Grunde alle in der a. a. O. gegebenen Beschreibung bemerklich gemachten Farben nur schwach angedeutet sind; öfter noch solche, an welchen ein oder der andere Körpertheil durch mehr oder weniger Weiß ausgezeichnet erscheint.

Der Flug des gehäubten Kiebitzes ist äußerst rasch;

Th. 1. Bd. 2. Kap. 19; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) Th. 2. S. 584. §. 11.

nie zieht er beträchtliche Strecken gerade aus, sondern schlägt fast unaufhörlich Haken nach allen Seiten, steigt und sinkt auch eben so oft ungemein behende. Er läuft schnell, aber nur ruckweise, indem er dabei oft mit dem Kopfe nickt.

Wahrscheinlich durch die öftere Beunruhigung beim Aufsuchen der Kiebitzeier noch mehr vorsichtig und scheu gemacht, als er es von Natur ist, gelingt es im Freien dem Jäger höchst selten, und selbst wenn er, von einer Anhöhe oder in einem Graben gedeckt, sich nähern kann, nur bei größter Behutsamkeit, ihn im Sitzen zu beschleichen. Desto dreister und unbesonnener umschwärmt er den vor dem Jäger suchenden Hühnerhund und sticht nicht selten auf denselben herab, besonders im Frühlinge, wenn er vom Neste oder von den noch nicht flugbaren Jungen verjagt wird. Um Hund und Jäger irre zu führen, bedient er sich dann der, mehrern Federwildgattungen gemeinen, List, dicht vor beiden herumfliegend, von dem Orte sich zu entfernen, wo sein Liebstes verborgen ist.

Durch öftere Aeußerung des ihm eignen Lauts, der seinen Namen ausspricht, und zuweilen von einem kurzen heiseren Quarren unterbrochen wird, gibt er seinen Kameraden, vorzüglich aber seinen Jungen, ein Warnungszeichen, sich zu entfernen oder zu verstecken, und letztere verstehen selbiges, selbst in der frühesten Jugend, so genau, daß sie augenblicklich sich zu verkriechen suchen, auch nicht eher wieder hervorkommen, bis die Gefahr vorüber ist. Dies bemerken sie daran, wenn die Alten ruhig neben ihnen einfallen und herumlaufen.

Der Sinn des Gesichts ist an dem Kiebitze äußerst fein organisirt, und mit großem Vortheil sucht er ihn zu benutzen, um vor Nachstellungen sich zu sichern. Fast nie verwendet er, selbst im Fluge, das Auge von dem sich nähernden Gegenstande, und dies wird desto eher möglich, da die Natur ihm mehr als andern Vögeln das Vermögen verlieh, Hals und Kopf nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden.

Bei allem, was über dessen Scheu und List gesagt

worden, läßt er sich doch, von klein auf eingeschränkt und in der Nähe der Menschen erzogen, leicht zähmen. Sein Hang zur Geselligkeit erhellt nicht nur daraus, daß er vom August an bis zur folgenden Paar- und Brütezeit stets in starken Flügen mit seines Gleichen sich zusammenhält, sondern daß auch während der letztern mehrere Paare ihr Geheck auf einem kleinen Bezirke machen.

Gegen Ende des Monats März wird schon das Erwachen des Begattungstriebes bemerkbar. Männchen und Weibchen treiben sich dann in den verschiedenartigsten Schwenkungen mit einander tändelnd herum; doch scheint es dabei unter ersteren nie oder doch nur selten zu eifersüchtigen Kämpfen zu kommen. Bald darauf legt das Weibchen in Moorgegenden oder nassen Wiesen, auf Binsenhügel, Kaupen und Maulwurfshaufen, in eine kleine mit Grashalmen umlegte Vertiefung, drei bis vier schmutzig-olivenfarbene, häufig dunkelbraun und schwarzblau gefleckte Eier und brütet sie in achtzehn bis zwanzig Tagen aus.

Alte Vögel dieser Art machen gewöhnlich zwei Gehecke; alle aber legen mehreremal, wenn ihnen, was oft geschieht, die Eier von Menschen weggenommen, oder durch Wiesel, Iltisse, Sumpfottern, Raben und Krähen vernichtet und geraubt werden. —

Als wahre Sumpfvögel halten sich die gehäubten Kiebitze meist immer auf Moorlehden, oder Moorheiden und senkigen Wiesen, an den nicht völlig überwässerten Teichrändern und auf nassen Aeckern auf. In Waldungen, im dicht stehenden Gebüsch und in gebirgigen Gegenden (welche kein Sumpfvogel liebt) darf man sie eigentlich nicht suchen; nur dann, wenn im März während ihres Zuges noch starker Frost und Schnee einfällt, trifft man sie, sei es in platten Gegenden oder Gebirgen, auf bruchigen Waldwiesen an, in so fern warme Quellen daselbst befindlich sind.

Ihre Aesung besteht vorzüglich in Regen- und andern Würmern, doch nehmen sie auch Wasserschnecken, Käfer und andere Insekten an; zur Zeit ihrer Ankunft sollen sie sich, nach Hrn. Bechstein, auch mit Bagbungen,

Brunnenkresse und andern ähnlichen Wasserpflanzen begnügen *). Eingeschränkt müssen sie, anfänglich vorzüglich, mit Regenwürmern erhalten, auch nur nach und nach, wie die Brachvögel, zu dem Futter gewöhnt werden, welches §. 3 des funfzehnten Kapitels der gegenwärtigen Abtheilung angegeben worden ist.

Außer dem Nutzen, welchen diese auf keine Weise schädlichen Vögel durch Minderung schädlicher Würmer und Insekten im Naturhaushalte stiften, gewähren vorzüglich ihre aufgesuchten Eier, welche von den Leckermäulern sehr geschätzt und gut bezahlt werden, manchem Armen im Frühlinge einen nicht unbeträchtlichen Geldzugang, der noch bedeutender seyn könnte, wenn man immer ein Nestei liegen ließe und nach einigen Tagen die Nester wieder besuchte, weil der Vogel gewiß wieder dazu legen würde.

Die Lothringer haben so Unrecht nicht, wenn sie sagen: „Wer keinen Kiebitz gegessen hat, weiß nicht, was guter Wildbretsgeschmack ist." In der That steht es dem der Waldschnepfen, besonders im Herbste, wo sie sehr fett zu seyn pflegen, wenig nach. Woher mag es wohl kommen, daß der Teutsche, bei all seiner Nachahmungssucht, von den Italienern und Franzosen noch nicht gelernt hat, diese gesunde und wohlschmeckende Speise gehörig zu schätzen?

Und unsre jungen Greise, die so oft ihre Zuflucht zu den in Zeitungen ausposaunten Confortativis nehmen; unsre mit Rheumatismen und Podagra geplagten Männer, die in ihrer Noth selbst zu Hirten und alten Weibern ihre Zuflucht nehmen; und unsre mit Krämpfen und Hysterie geplagten Weiberlein, die vergebens nach Mitteln haschen, sich Kraft und Stärke zu verschaffen, um, den gesündern Frauen der alten Griechen gleich, in Gewändern, welche das Schöne oder nicht Schöne der fast ganzen Körperform

*) Hr. Meyer hat Sumpfkräuter in dessen Magen nicht gefunden, wohl aber kleiner Quarzkörner, ein Fall, der in der Regel nur bei solchen Vögeln statt zu finden pflegt, welche vegetabilische Nahrungsmittel einzig oder zum Theil annehmen.

mehr als errathen lassen, erscheinen zu können, warum machen sie nicht Versuche mit öfterem Genusse des Wildbrets und der Eier vom Kiebitz? Ich wette darauf, daß, wenn sie auch durch beides nicht hergestellt werden, ihnen doch weniger Nachtheile und nicht mehr Kosten von dem Gebrauch dieses einfachen Hausmittels erwachsen, als wenn sie täglich den vielleicht sehr braven Arzt um Recepte quälen, und die für schweres Geld erkaufte Medicin mit Widerwillen verschlucken! — Doch, im Ernste, Kiebitzwildbret und Kiebitzeier sollen in den vorher genannten Krankheiten zur gesündesten Kost gehören, sogar Heilkräfte besitzen.

§. 4.

Wenn der treffliche Vater Bechstein — er verzeihe es, wenn ich ihm einen Namen beilege, den ich meinen Lehrern (und das war Er durch seine Werke mir) immer so gern gab — in seinem Handbuche der Jagdwissenschaft sagt: „sie sind leicht aus der Luft zu schießen, wenn sie sich kreisförmig um den Jäger herumschwenken;" so halte er nachstehende Abänderung der Worte zu gute, die der nicht ganz geübte Schütze gewiß unterschreibt: es ist leicht, nach ihnen zu schießen, wenn u. s. w., aber sie sind schwer zu treffen.

Schon die beschriebene Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit ihres Fluges läßt das ahnden; aber unendlich oft wird man diesen Erfahrungssatz bestätigt finden, wenn — wäre auch die Flinte, der Regel nach, mit Schrot Nr. 5. geladen — in irgend einer andern Richtung, als von hinten zu, nach dem Vogel geschossen wird.

Ich habe es unzähligemal gesehen, daß sehr brave Schützen Feuer gaben, wenn der Kiebitz so flog, daß er den Kopf dabei nach ihnen hinrichten konnte, und fast jedesmal fehlten sie, weil, indem sie abdrückten, der Vogel eine schnelle Wendung machte. —

In den Gegenden, wo das Wildbret der Kiebitze nach Würden geschätzt wird, fängt man sie im Herbste auf eignen Heerden, deren Wände eben-so beschaffen sind, wie

die beim Regenpfeiferheerde, und die auch eben so gestellt werden (s. K. 15. §. 12. dieser Abtheilung); nur müssen die Garne und Leinen so gefärbt seyn, wie der Boden, auf dem sie ausgeschlagen werden.

Die schicklichste Gegend zur Anlage des Kiebitzheerdes ist die, in deren Nachbarschaft diese Vögel im Herbste flugweise einfallen, um Geäse zu suchen.

Hat man alles frühe Morgens fangbar eingerichtet, einen lebenden Kiebitz als Rohrvogel und zwei bis vier als Läufer — im Nothfall kann man hierzu auch ausgestopfte (Bälge) nehmen — angebunden, so bestreuet man den Heerdplatz zwischen den Wänden mit Regenwürmern. Dann begibt sich der Fänger in die so weit als möglich entfernte Hütte; ein Paar Gehülfen aber gehen in der Gegend herum und treiben, sehr behutsam und ohne Uebereilung, die dort liegenden Kiebitze dem Heerde zu. Erst wenn eine hinlängliche Anzahl auf dem Futterplatze beisammen sind, muß gerückt werden; denn alle Mühe, die, welche in der Nähe sich befanden und das Schicksal ihrer Kameraden wahrnahmen, wieder heranzutreiben, ist nicht nur an diesem Tage, sondern auch an mehreren folgenden vergeblich.

Aus diesem Grunde müssen mehrere Heerdplätze eingerichtet werden, um abwechseln zu können. —

In Frankreich soll man sie auch, wie die Lerchen, durch das Drehen eines Spiegels in die Schlaggarne locken.

Laufdohnen, die man in den Moorgegenden, wo viele Kiebitze zu liegen pflegen, zwischen den Kaupen herumstellt, können dazu dienen, dann und wann einen oder einige zu fangen, lohnen aber sicher der Mühe und Beschwerde, die mit der Anlage und dem täglichen Besuchen verbunden ist, um so weniger, da, wenn auch etwas eingeht, der Fuchs und Raubvogel dem Jäger gewiß meistentheils das Ausnehmen erspart. —

Zweckmäßig, lukrativ und nachahmungswerth (in so fern vorher auf Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel gehörige Sorgfalt verwendet worden) ist die Fangart des (sonstigen) Hirten zu Emleben im Gothaischen, Na-

mens Pfasdorf. Hr. Bechstein sagt darüber in seinem Handbuche der Jagdwissenschaft a. a. O. Folgendes: „er hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er alle junge halbflügge Kiebitze in der Gegend aufsuchte und unbeschädigt ihm zutrug. Jedem einzelnen wurde das erste Flügelgelenk abgelös't, die wunde Stelle mit Schwamm gebrannt und der Vogel da, wo er gefangen war, in Freiheit gesetzt. Nach der Ernte suchte der industriöse Hirt die an den Flügeln gelähmten Kiebitze mit seinem Hunde wieder auf, ließ sie abermals fangen, trug sie, getödtet, zur Stadt, und bekam solche, da sie nun recht fett waren, gut bezahlt."

Alles, was in gegenwärtigem Paragraphen über die Jagd und den Fang des gehäubten Kiebitzes eigentlich nur hat gesagt werden können, wird vermuthlich auch auf den schwarzbunten (§. 2.) anwendbar seyn.

Siebzehntes Kapitel.

Von den zur niedern Jagd gehörigen Reihern.

§. 1.

Die Vogelgattung: Reiher, Ardea — mit Einschluß der nach dem ursprünglichen Plane des vorliegenden Werkes, als zur hohen Jagd gehörig, im ersten Theile, S. 228 ff., bereits abgehandelten Art: Focke (Nachtreiher, Ardea nycticorax) — steht in allen systematischen Eintheilungen unter der Ordnung der Sumpfvögel.

Das Charakteristische dieser Gattung ist in der Ein-

leitung, S. CCCIX, befindlich. — Im Allgemeinen wollen wir von derselben Folgendes bemerken:

Machten die Altvordern der Jägerzunft allerdings einen Mißgriff, wenn sie — nach §. 26 der Einleitung — bei der Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, sämmtliche Reiher nicht allein zur hohen Jagd, sondern sogar zu dem edlen Wilde zählten — denn so arge Raubmörder, wie diese, verdienen das gewiß nicht! — so ist doch der Fehler, welchen der in vielfacher anderer Rücksicht ehrwürdige, verewigte Burgsdorf bei dem Entwurf einer unsere Wildarten umfassenden Eintheilungsmethode *) sich zu Schulden kommen ließ, indem er die Reiher, von denen keine einzige Art für die Küche ganz unbenutzbar ist, das Wildbret mehrerer Arten aber sogar zu den Leckerbissen gerechnet zu werden verdient — den aschgrauen Reiher (Ardea cinerea, *Lath.*, A. major, *Linn.*), welcher kaum zum guteßbaren Wilde gehört, allein auf die Stufe der eßbaren stellte, dagegen aber nicht nur den Nachtreiher (A. nycticorax, *Linn.*), bei welchem der Wohlgeschmack des Wildbretes von Einigen behauptet, von Andern dieser zwar, aber keinesweges die Eßbarkeit überhaupt, abgeläugnet wird, sondern auch den großen Rohrdommelreiher (Ard. stellaris, *Linn.*) und den kleinen Rohrdommelreiher (Ard. minuta, *Linn.*), deren Wildbret von ausgezeichnet gutem Geschmack und, bei Jungen besonders, höchst zart ist, auf die Stufe der uneßbaren Vögel herabsetzte.

Uebrigens kommen hier noch acht Reiherarten, als teutsche Vögel, in Betracht.

A. Dünnhalsige Reiher.

§. 2.

Der aschgraue Reiher (gemeine Reiher, Ardea

*) Vergl. §. 77 der Einleitung zu vorliegendem Handbuche.

cinerea) *) ist ein Zugvogel, der, zu seiner Zeit, fast in allen bekannten Ländern der Erde, bis zum arktischen Kreise hinauf, angetroffen wird. Im mittlern und nördlichen Teutschland schlagen sich Alte und Junge in mehr oder weniger zahlreiche Flüge schon im September zusammen. Diese ziehen mit Eintritt der ersten bedeutenden Nachtfröste, meist im Oktober, wärmeren Gegenden zu, von wo aus sie, auf dem Wiederzuge, im März oder April — je nachdem anhaltend milde Frühlingswitterung früher oder später eintritt — zu ihrem Sommerstande zurückkehren. Einzelwesen dieser Art überwintern bisweilen — die Winter mögen strenge oder milde seyn — an offen bleibenden Stellen unserer fließenden und stehenden Gewässer. Vermuthlich haben diese den Sommer über in den nördlicheren Gegenden zugebracht und dort, Krankheits halber oder zufällig, sich verspätet. —

Beschreibung der über drei Jahre Alten, beiderlei Geschlechts **): Ganze Länge 3′ 1—2″, wovon beinahe 6″ auf den Schwanz kommen; Breite von einer Flügelspitze bis zur andern 5′; die zusammengelegten Flügel reichen bis an die Schwanzspitze. Der 5″ lange Schnabel — die hornfarbene Spitze ausgenommen, welche nur bei sehr Alten die Farbe des übrigen Schnabels auch annimmt —, wie die nackten Zügel und der Augenstern, goldgelb. Die Ständer (Füße) bis zum Knie vorn geschildert, hinten netzförmig behäutet, und, nebst den Zehen, dunkelbraun, oder dunkelbraun röthlich überflogen, der 3″ hoch nackte Theil der Schenkel oberhalb des Knies ziegelroth von Farbe.

Die Stirn weiß befiedert, eben so der Vorderkopf, auf welchem die Federn sich hollenartig verlängern; Hinterkopf und ein über den Augen sich hinziehender Streif

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 691. sp. 51; Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. 1. Bd. 2. Kap. 94; desselben Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 10; Meyers Taschenb. II. 332. Nr. 1; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) Th. 2. S. 597.

**) Bei allen Reihern findet zwischen dem Männchen und Weibchen kein wesentliches und standhaftes Unterscheidungszeichen sich vor.

schwarz. Am Nacken herab liegen die aus dem Hinterkopfsgefieder hervorgehenden, zugespitzten, schwärzlichen, langen Straußfedern, von denen bei sehr Alten die zwei längsten oft 6″ messen. Der Hinterhals erscheint weiß in Grau schillernd; der Rücken aschblau. Vom Mittelrücken und von den Schultern legen sich — als schönste Zierde — silberweiße lange, schmale, vorn spitzzulaufende Federn, von denen die längsten 5 bis 6″ Länge, aber nur 4‴ Breite halten, über die Flügel herab. Die Schwanzdeckfedern, nebst den Steuerfedern sind dunkelaschgrau; etwas dunkler noch die obern Flügeldeckfedern. Von den Schwungfedern die vordern schwarzblau, die ersten an der äußern schmalen Fahne weiß; die hintern den Steuerfedern gleichgefärbt. Die sackartig erweiterte Kehle reinweiß; von der Gurgel bis zur Hälfte der Brust fallen verlängerte, scharf gespitzte silberweiße, mit seitwärts gekehrten spitzwinkeligen schwarzen Flecken gezeichnete Federn herab. Der ganze Unterleib, mit Einschluß der Afterfedern, erscheint weiß, bis auf einen von den Brustseiten über die Flanken sich hinziehenden, hinterwärts immer schmaler werdenden sammetschwarzen Streif. Die untern Flügeldeckfedern sind grau, weiß verwaschen; die Schenkel, so weit sie Federbedeckung haben, auf der Vorderseite weiß, auf der Hinterseite grau *).

J u g e n d k l e i d, b i s z u r d r i t t e n M a u s e r: Ganze Länge 3′, Breite 4′ 9 bis 10″; Oberschnabel schwärzlichbraun, mit bräunlichgelben Flecken, Unterschnabel gelb; nackte Zügel grünlichgelb; Augenstern gelb; S t ä n d e r bis zum Knie schwarzgrau (dunkel schieferfarben); nackter Theil der Schenkel gelbbräunlich.

Die Straußfedern am Hinterkopfe bei Einjährigen fast noch gar nicht merklich, bei zwei- und dreijährigen verhältnißmäßig verlängert, doch stets noch bei weitem

---

*) Dies ist der früherhin von L i n n é bis auf N a u m a n n, von den meisten Ornithologen, auch vom Verf. für eine besondere Art gehaltene g r o ß e R e i h e r, N a u m a n n s Vögel III. S. 120. T. 25. F. 34: A r d e a m a j o r, *Gm. Linn.* syst. I. p. 627. sp. 19; g r o ß e r w e i ß e r R e i h e r, W i n c k e l l s Handb. für Jäg. (1ste Ausg.) II. S. 623. §. 4.

kürzer, als bei den Alten; die langen, schmalen, silberweißen Federn am Mittelrücken und an den Schultern gänzlich fehlend.

Rücken, Schulter- und obere Flügeldeckfedern aschgrau, weiß und bläulich im Gemenge; Schwingen und Afterschwingen bläulich schwarz, Flügelränder weiß mit zimmetbraunen Federsäumen; Stirn und Vorderkopf aschgrau; Kehle weißlich; Vorderhals und Brust hell aschgrau, mit vielen blauschwarzen Flecken *).

Zufällige Abänderung: Ueberall weißlich, fast ganz weiß. Verwechselung dieser — wie bei allen Ufer-, Sumpf- und Wasservögeln — höchst seltenen Spielart mit dem jungen großen Silberreiher (Ard. egretta, — s. u. §. 4.) wird leicht vermieden werden können, wenn man auf die bei letzterem an den Schenkeln viel höher hinaufgehende nackte Haut aufmerksam ist.

Der lange Hals besteht aus vielen Gelenken. Zur Erleichterung des Fluges, als Vertheidigungswerkzeug, vielleicht auch deshalb, damit der Reiher den Thieren, welchen er nachstellt, unkenntlicher werde, erhielt er das Vermögen, den Hals auf eine nur diesem Vogel eigene Weise zusammenzulegen. Indem nehmlich aus den untern Gelenken ein vorn kropfähnlich hervortretender Bogen gebildet wird, stützen die folgenden hinter der Schultergegend sich auf den Rücken. Von hier aus erfolgt die zweite Biegung nach vorn zu, so daß der Kopf, welchen der Vogel nach den Seiten auch schräg und senkrecht aufwärts richten kann, auf dem untern, rückwärts geschlagenen Theile ruht. In dieser Lage befindet sich der Hals, wenn der Reiher fliegt, schläft oder sonst in voller Ruhe ist, immer; dabei aber besitzt er das Vermögen, den Hals höchst schnell auszustrecken, und gleichsam hervorschießen zu lassen, und er benutzt dieses Vermögen mit eben so vieler Gewandtheit als Kraft, wenn es auf Rauberhaschung oder Selbstvertheidi-

*) Dies ist Ardea cinerea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 627. sp. 12; der (gemeine) graue Reiher, Naumanns Vögel III. S. 110. T. 23. F. 33.

gung ankommt. In letzterem Fall hat Mensch und Thier Ursach, seine Augen zu wahren. Gefahr ahndend, und in so fern der Reiher derselben durch die Flucht nicht mehr zu entgehen vermag, mitunter auch — wie es scheint — dann, wenn es darauf ankommt, seinem Raube sich unkenntlich zu machen, steht er, mit senkrecht aufgestrecktem ganzen Halse, Kopfe und Schnabel, unbeweglich still und erscheint so einem kegelförmig zugespitzten Pfahl oder Ast nicht unähnlich. In dieser Stellung gewahret das gehörig aufmerksame und geübte Jägerauge den Reiher — eben so oft und öfter noch wird er übersehen —, wenn er, die ihm sonst in vorzüglichem Grade eigene Scheu verläugnend, des Morgens bei Sonnenaufgang — aber auch nur dann — auf dem obern Seitenast, ganz in der Nähe des Schaftes einer, nicht weit von fischreichem Gewässer entfernten alten Eiche, der Ruhe pflegend, angetroffen wird.

Das Rumpfskelett des Reihers ist zusammengedrückt und bei weitem kleiner, als es, bei seiner ziemlich starken Wildbrets- und noch stärkeren Gefiederbedeckung zu seyn scheint.

Im Gange bewegt sich dieser Vogel langsam, so zu sagen bedächtig; im Fluge, wegen seiner großen und breiten Flügel, nicht schnell und schwerfällig. Wenn er sich von seinem Standorte in die Luft erheben will, so nimmt er mit zwei oder drei Sprüngen Anlauf. Ist große Gefahr bei einigem Verzuge für ihn nicht vorhanden; so streicht er selten gleich gerade fort, sondern beschreibt meist erst einen Kreis. Oefters, besonders im Frühlinge, steigt er in einer sich fortwährend verengernden Schneckenlinie immer höher und höher bis zu den Wolken hinauf. Indem er beim Fluge den Hals, so wie oben gesagt, zusammenlegt, streckt er die Ständer in fast horizontaler Richtung nach hinten aus. Durch einen Schuß oder durch ein anderes Getöse erschreckt, läßt er sie auf Augenblicke weniger oder mehr sinken, wobei der Körper das Gleichgewicht zu verlieren scheint, und jedesmal eine nicht geringe Menge von dünnflüssigen, weißgefärbten Exkrementen dem After entfällt.

Der Reiher äuget und vernimmt (sieht und hört) sehr scharf und ist höchst aufmerksam auf alles, was um ihn her vorgeht. Daher kommt es, daß er seinen abgesagtesten Feind, den Jäger, wenn dieser die Kunst des Anschleichens nicht mit größter Um-, und Vorsicht übt, oder den oben erwähnten kurzen Zeitpunkt bei Sonnenaufgang, und die dort angeführten übrigen Verhältnisse nicht gehörig benutzt, in großer Ferne schon gewahret, und ihm dann viel früher entflieht, als dessen Geschoß ihm gefährlich werden kann. Bösen Muth und Kühnheit zeigt der Verwundete bei der Selbstvertheidigung gegen Menschen, Hunde und Falken, indem er, auf dem Rücken liegend, seines Schnabels mit vieler Gewandtheit sich bedient, um dem Feinde besonders an den Augen Schaden zu thun. Uebrigens ist ihm — menschlich vom Vogel zu reden — ein stilles, leidenschaftsloses, fast trauriges Temperament, bei dem allen aber ein nicht geringer Hang zur Geselligkeit mit seines Gleichen, in höherem Grade noch Liebe zu den Jungen, eigen.

Schlauheit beweis't er vorzüglich dadurch, daß er, am Gewässer nach Raub auf der Lauer, am Tage der Sonne, zur Nachtzeit dem Monde sich gegenüber stellt, damit sein Schatten rückwärts fallen muß, weil sonst die Fische diesen schon eben so fliehen würden, wie der Reiher selbst, den Schatten des Menschen gewahrend, der oft nur scheinbaren Gefahr zu entrinnen nicht säumt.

Er äußert eine besondere Furchtsamkeit beim Gewitter (ganz gegen das Naturell anderer Ufer-, Sumpf- und Wasservögel, die dessen sich vielmehr zu freuen scheinen), indem er bei jedem Blitz und Donner, auf seinem Standort springend, mit den Flügeln schlagend und schreiend sich einige Schuh über den Boden erhebt, sogleich aber wieder einfällt; bei mehrerer Annäherung des Gewitters unaufhörlich schreiend, in der Luft und über dem Gewässer kreisend, herumschwebt.

Sein Laut ist widrig kreischend. Er ertönt nur, wenn der Vogel im Fluge begriffen ist und öfter, als sonst zur Abendzeit. Aehnlicher, als der Laut vieler anderer

Vögel durch Worte bezeichnet werden kann, sind dem des Reihers, die Worte: Kräik! und (mitunter) Krüth! genauer versinnlichen ihn jedoch die nichts weniger als angenehmen Töne, welche Kinder hervorbringen, wenn sie auf einer Gänsegurgel blasen; mindestens kann derselbe vermittelst dieses kunstlosen Instruments sehr täuschend nachgeahmt werden.

Der Reiher erreicht ein ausgezeichnet hohes Alter. Man nahm dieses, als die Reiherbaize noch eine der Hauptbelustigungen vieler großen und kleinen Herren ausmachte, an Ringen wahr, mit welchen man die Ständer von gebaizten Reihern umlegt fand, und auf welchen Jahr und Tag eingegraben sich zeigte, in und an dem derselbe Reiher ein halbes Jahrhundert zuvor, auch noch früher, in die Hände der Falkoniere und ihrer Gebieter gerathen war.

Der aschgraue Reiher wird in Gebirgsgegenden häufiger angetroffen, als in ebenen Landschaften. Am liebsten hält er überall da sich auf, wo in der Nachbarschaft großer Seen, Teiche (Weiher) und Flüsse Baumwaldungen und in diesen besonders sehr alte, durch sogenannte Hornzacken (gänzlich entblätterte und entrindete Kronenäste) Abständigkeit oder doch Rückgängigkeit bezeichnende Eichen und Buchen befindlich sind. —

Bald nach der Ankunft auf dem Sommerstande erfolgt die Paarung, dann der Horstbau, oder auch das Gelege des Weibchens in einen alten Horst. Dieser steht auf hohen Eichen, Buchen, Erlen, Kiefern, Fichten rc. (meist jedoch auf Laubholzbäumen, an sumpfigen Orten). Er ist groß und flach, hat einen Rand und eine Grundlage von starken und dünnen Reisern und wird inwendig mit trockenem Schilf, Wassergras, Wolle und mit Federn ausgefüttert. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier schön meergrüne Eier, welche denen der Haushühner an Größe gleich sind und, nach Bechstein, in 25 Tagen, nach Naumann, in drei Wochen ausgebrütet werden. Beide Alte tragen den Jungen kleine Fische in dem Kehlsack zu und speien ihnen selbige zum Futter so lange vor, bis zur Flugbarkeit. Dann streifen die Jungen vereinzelt an benach-

barten fischreichen Gewässern umher, bis sie im September, wie oben gesagt, mit Alten in Flüge sich zusammenschlagen, um so in Gesellschaft die Herbstwanderung zu machen. Lieblingsfraß ist und bleibt für den Reiher zu jeder Jahreszeit und in jedem Alter Fischbrut aller Art, vorzüglich die von Karpfen und Forellen; doch verschmäht er auch kleine Hechte und Aale nicht.

Sowohl in mondhellen Nächten als am Tage betreibt er das Mordräuberhandwerk an seichten Ufern fließender und stehender Gewässer auf folgende Weise: Er wadet höchst geräuschlos bis an den befiederten Theil der Schenkel in das Wasser. Auf einer und derselben Stelle bleibt er da, mit zusammengelegtem Halse und so gerichtetem Kopfe, daß nichts von dem, was um ihn herum im Wasser sich regt, seinem gierigen Blicke entgehen kann, unbeweglich stehen, bis mehrere kleine Fischchen zufällig, oder durch öfteres Fallenlassen der Exkremente von Seiten des Fischreihers gelockt *), ihm genüglich nahe kommen. Stehen diese hoch im Wasser, so läßt der Reiher blitzschnell und ohne daß ein Geräusch dadurch entsteht, seinen Schnabel auf eines derselben hinschießen; stehen sie tiefer, so lüftet er die Flügel ein wenig, fährt, im Moment des Hals- und Schnabelhervorschießens und mit vernehmlichem Plumplaut, bis an die Flügel ins Wasser und erhascht so seine Beute. Selten, fast nie, sein Ziel verfehlend, bringt er das Fischchen, in der Mitte gefaßt, heraus, wendet es dann sehr behende, vermittelst der Zunge so, daß der Fischkopf nach dem Reiherrachen hin sich richtet, und verschlingt, ohne von den Flossen behindert zu werden, seinen Raub ganz und ohne weiteres. Es scheint sogar, als scheuten die beim ersten Fange verschont gebliebenen Fische ihren Feind nur wenig; denn oft vergehen kaum Minuten bis zur Wie-

*) Der alten Fischer- und Jägersage, daß durch den Glanz und die Witterung (den Geruch) der Reiherständer die Fische angelockt werden sollen, wird ja wohl jetzt Niemand Glauben noch beimessen. Jedermann weiß, daß die Fische Exkremente jeder Art gern verschlucken; wo aber ein so natürlicher Köder vorhanden ist, bedarf es der Annahme eines fabelhaften nicht.

derholung desselben. In Ermangelung dieses Lieblingsfraßes nimmt der aschgraue Reiher mit Wasserinsekten, Fröschen, Froschlaich, Feld- und Wassermäusen, kleinen Muscheln und Schnecken vorlieb, verschmäht auch — selbst, wie es scheint, im wilden Zustande — kleine, besonders junge Vögel nicht. Im Nothfalle kann er ungemein lange der Nahrung entbehren, ohne zu verhungern.

Jung aus dem Horste genommene lassen sich leicht zähmen und mit Fleischabgängen, Hasengescheide, Gedärm von zahmem und wildem Geflügel erhalten. Auch sorgen sie auf dem Hofe bald selbst mit für ihren Unterhalt, durch das Wegfangen von Mäusen, Sperlingen und Ammern, denen sie, an Reisighaufen mit zusammengelegtem Halse unbeweglich stillsitzend, auflauern.

Alte und Junge sind im September sehr fett; das Wildbret aber hat, auch bei Jungen, selbst mit Essig gebeizt und in Pastetenform, einen — für den Verf. wenigstens — fast unausstehlich thranigen Geschmack.

Für oder wider den von Andern gepriesenen Wohlgeschmack der Eier kann der Verf. aus Erfahrung nicht sprechen.

In der längst abgelaufenen goldenen Zeit der Federschmücker wurden die langen Kopf-, Hals- und Brustfedern häufig zum Putz verarbeitet.

Einen vorzüglich guten Köder an die Fischangel soll man erhalten können, wenn ein ganzer Reiher dieser Art, sammt Gefieder und Gescheide in kleine Stücken gehackt, in Wasser gekocht, das Fett abgeschöpft, und mit Semmelkrumen und Rindsblut zu einem Teig zusammengeknetet wird. —

Zu den Vorzügen der neuen Zeit vor der alten gehört es, daß die Großen und Reichen der Erde, die in hohem Maaße überwiegende Schädlichkeit sämmtlicher Reiher gehörig würdigend, die denselben sonst angediehene allgemeine Hege aufgehoben, und dem Vergnügen der Reiherbaitze, welches mit dem dadurch veranlaßten Aufwande in gar argem Mißverhältnisse stand, entsagt haben.

Löblich und recht hingegen ists, wenn und wo die Mühe, welche der dienstleistende Jäger auf möglichste Verminderung der Reiher, vorzüglich der dünnhälsigen, verwenden soll und muß, durch hinlänglich hohe Auslösungsentrichtung für die Ständer belohnt wird.

§. 3.

Der Purpurreiher (Bergreiher, Ardea purpurea, *Linn.*) ist, so viel hierüber bis jetzt bekannt, am schwarzen und kaspischen Meere, an den Seen der großen Tartarei und am Flusse Irtisch einheimisch, und wird dort allerwärts in Menge angetroffen. Immer selten, einzeln und fast einzig im August und September, kommt er an der Donau, am Rhein und Main, zuweilen auch an Landseen des südlichen und mittleren Teutschlands vor. Er wurde sogar auf den höchsten Bergen des thüringer Waldes, an sumpfigen Stellen, angetroffen.

Hier folgt eine etwas ausführlichere Beschreibung dieses schönen Vogels, als die in der Einleitung, S. CCCX, gelieferte, nach Temmink.

Sehr Alte beiderlei Geschlechts *): Länge 2′ 9 bis 10″; Breite 4′ 2 bis 3″. Schnabel und nackte Zügel schön gelb; Augenstern orangegelb; Hintertheil der Fußwurzel, Seiten und unterwärts gekehrter Theil der Zehen und nackter Theil der Schenkel gelb; Vordertheil der Fußwurzel und Zehenrücken grünlich-schwarzbraun.

Am Hinterkopf ein aus langen, schmalen, schwarzgrünen Federn bestehender Federbusch; weiße, purpurfarbig überflogene lange Federn am Unterhalse; von den Schultern gleichfalls verlängerte, schwanke, hellgelbrothe Federn herabhängend.

---

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 626. sp. 10; Bechsteins Taschenb. II. S. 257; dessen Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 27. T. 9; Borkhausens teutsche Ornith. Heft 1. T. 41; Meyers Taschenb. II. S. 334. Nr. 9; *Temmink* Man d'orn. p. 564; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) Th. 2. S. 619.

Scheitel schwarz mit grünlichem Schiller; Kehle und Vorderhals weiß; Seitenhals schön rostroth, mit drei sehr schmalen schwarzen Längsstreifen; Vorderhals mit rostfarbenen, schwarzen und purpurfarbigen Längsflecken; Rücken, Flügel und Schwanz rostbraungrau mit olivengrünem Schiller; Brust und Flanken lebhaft purpurfarbig; Bauch, After und Schenkel rothbraun.

Junge bis zum dritten Jahre *): Oberschnabel großen Theils schwarzbraun, übrigens, wie der Unterschnabel, die Wangen und der Augenstern, sehr hellgelb. Federbusch am Kopf fehlend, oder nur durch wenig verlängertes rostfarbiges Gefieder angedeutet; weder am Unterhalse, noch an den Schultern lange, schmale Federn bemerkbar.

Stirn schwarz; Nacken und Wangen hellrostfarben; Kehle weiß; Vorderhals weißgelblich mit vielen schwarzen Längsstrichen; Rücken, Schultern, Flügel und Schwanz schwarzbraun, mit hellrostfarbiger Einfassung; Bauch und Schenkel weißlich.

Nahrung und übriger Habitus wie beim aschgrauen Reiher, doch hält gegenwärtige Art meistentheils in Sümpfen, die mit Rohr und Gebüsch bewachsen sind, sich auf. An solchen Orten macht er auch sein Geheck, stellt aber den Horst nicht auf Bäume, sondern in das dichteste Rohr und Gebüsch. Ueber die sonderbare Konstruktion des Horstes theilt Bechstein in seinem Taschenbuche folgende von Hrn. G. Becker ihm zugekommene Beschreibung mit:

Auf einer Fläche von 8 bis 9' ins Gevierte werden von den Alten alle Rohrstengel und Reiser mit ihren Spitzen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hingebogen, so daß sie eine außerordentlich feste Grundlage ausmachen, welche einen darauf tretenden Menschen kaum einsinken

---

*) Dies ist Ardea purpurata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 641. sp. 68; Ardea rufa, *Gm Linn.* syst. I. p. 649. sp. 67; Ardea caspica, *S. G. Gmel.* Reisen II. S. 193. T. 24; Purp le Heron, *Lath.* Syn. Uebers. V. S. 66; African Heron, *Lath.* Ind. II. p. 698. sp. 73. Suppl. I. p. 237.

läßt und unter der eine fast Mannes hohe Halle sich bildet. Gegen die Mitte hin erscheint jene Grundlage mäßig vertieft und diese mit dürrem Schilf ausgefütterte Vertiefung macht das eigentliche Nest aus.

Das Gelege besteht aus drei bis vier — nach Temmink — aschfarben-grünlichen Eiern.

Naht sich ein Mensch dem Neste, in welchem fast flugbare Junge sich befinden; so suchen diese durch Eingreifen mit ihren langen, plumpen Zehen und Nägeln in und durch die Rohrdecke nicht ohne Gewandtheit zu entschlüpfen. Von vier Jungen, welche Hr. Becker in einem Horste fand, entkamen auf gedachte Weise zwei; an den beiden andern erhäschten war der Hals schon, obwohl unvollkommen, gestrichelt, und bei einem zeigte sich schon eine Andeutung des Federbusches am Kopfe, beim andern nahm man dergleichen nicht wahr. Der Laut, welchen diese Jungen ausgaben, ähnelte einigermaßen dem Geschnatter der Hausenten *).

Alle dünnhälsige Reiher nähren sich vorzüglich von Fischen; bei allen muß daher das Wildbret auch von gleich thranigem Geschmack seyn. Darüber wird demnach bei den folgenden hierher gehörigen Arten nichts angemerkt werden.

§. 4.

Der große Silberreiher (Federbuschreiher, Ardea egretta, *Linn.*) ist in Asien und Afrika sehr häufig, in mehreren Gegenden von Südamerika, desgleichen auf den Falklandsinseln, aber nur einzeln von Reisenden angetroffen worden. Auch in der Türkei, in Sardinien, in Rußland, in Polen und in Ungarn soll er nicht selten seyn, und dort ebenfalls sein Geheck machen. Nur auf dem Durchzuge besucht er zufällig teutsche Flüsse und Seen. Hr. Bechstein war,

*) S. Bechsteins Tschenb. a. a. O. Anmerk. und dessen Diana, oder Gesellschaftsschrift rc. II. S. 39. T. 4, woselbst ein junger, nicht völlig ausgemauserter Purpurreiher beschrieben wird.

meines Wissens, der erste, der diesen Reiher, nach einem am Schwanensee geschossenen Exemplare, als teutschen Vogel, in der ersten Ausgabe seiner Naturgeschichte Teutschlands (Bd. 3. S. 41. T. 4) beschrieb.

Von ihm entlehnte der Verf. des gegenwärtigen Werkes alles, was er über diesen Vogel in der ersten Ausgabe desselben, Th. 2. S. 620, beibrachte. Hier liefert er die Beschreibung, nach den Werken der gefeiertsten Ornithologen neuester Zeit, wie folgt:

Ständer lang (Schienbeinlänge 8½''); nackte Haut über dem Knie sehr breit (4½''); Zehen sehr lang. Ganze Länge des Vogels 3' 2 bis 4''; Breite 5' 4 bis 6''.

Sehr Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel hellgelb (5¼'' lang); Zügel und nackte Augenhaut glänzend dunkelgrün; Augenstern goldgelb; Ständer schwarzbraun oder grünlichbraun; Gefieder allenthalben rein silberweiß; dasselbe am Ober- und Hinterkopfe weniger hollenartig verlängert, als bei den vorhergehenden Arten; Schulterfedern lang schmal, sichelförmig über die Flügel sich schlagend; an den Seiten des Rückens einige bis 18'' lange, stark und gerade schäftige, schmale, seidenartig zerschlissen bebärtete Federn, welche, wenn der Vogel in Ruhe ist, auf den am Ende des Schwanzes sich kreuzenden Flügelspitzen ruhen und bis zu 8'' über die Steuerfedern hinausreichen; wenn derselbe hingegen sich gereizt fühlt, aufgespreizt erscheinen *).

Alte in der Mauser und Junge, ehe sie das dritte Jahr erreicht haben: Schnabel bei einjährigen überall schwarzgelblich; späterhin der Oberkiefer an der Spitze und an den Seitenrändern hornfarbenschwarz, übrigens, wie der Augenstern, hellgelb; Stän-

*) Ardea egretta, *Gm. Linn.* syst. I. p. 629. sp. 34; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 38; Meyers Taschenb. II. S. 335; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) S. 620.

der grünlich; weder hollenartig verlängerte Federn am Kopfe, noch gerade, lange, schmale auf den Schultern *).

Dieser — besonders wenn er in dem oben beschriebenen Gewande des über drei Jahr alten und ausgemauserten sich darstellt — prächtigste aller Reiher soll sich nie an den Meereküsten, überhaupt an salzigen Gewässern nicht aufhalten, sondern meist in großen Morästen und an süßen Landseen, die mit Gesträuch und Schilf, respektive, besetzt oder berandet sind; daselbst — wo er den Sommer zubringt — an schwer zugänglichen Stellen auch sein Geheck machen, und das Gelege des Weibchens aus vier bis sechs graugrünlichen Eiern bestehen; sein Laut aber dem Wolfsgeheul ähneln.

Vermuthlich besteht, wie bei den vorhergehenden Arten, seine Nahrung hauptsächlich in Fischen und aus dem allen, was jene als Fraß annehmen; so wie er auch wohl, rücksichtlich des Naturells und Habitus, alles mit jenen gemein haben mag.

Ob sein Wildbret von gutem oder schlechtem Geschmack oder gar nicht eßbar sei, kann der Verf., der diesen Reiher nur aus Abbildungen und Beschreibungen kennt, nicht bestimmen; das aber ist bekannt, daß die sogenannten, aus den langen Schulterfedern des Silberreihers verfertigten, **Reihersträuße**, als Helmzierde und als Frauenschmuck, höchst theuer bezahlt werden.

§. 5.

Der **kleine Silberreiher** (kleiner Straußreiher, Ardea garzetta, *Linn.*) **) ist in **Asien**, **Afrika**

---

*) Dies ist **Ardea alba**, *Gm. Linn.* syst. I. p. 639. sp. 34; **Ard. Egrettoides**, *Gmel.* Reise II. S. 193. T. 24. (Ein das Gewand des mannbaren S. R. anlegendes Exemplar.) **Weißer Reiher**, **Bechsteins** Nat. Gesch. Teutschl III. S. 23 (1ste Aufl.) IV. S. 35 (2te Aufl.); **Großer weißer Reiher**, **Winckells** Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 620.

) *Gm. Linn.* syst. I. p. 628. sp. 13; A. candidissima, ibid. p. 633. sp. 45; A. nivea, *Lath.* ind. ornith. II. p. 696. sp. 67; **Kleiner Silberreiher, **Bechsteins** Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 44; **Meyers** Taschenb. II. S. 327. Nr. 4; *Temm.* Man. d'orn. p. 368; **Winckells** Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 622.

und Amerika sehr häufig; in der europäischen Türkei, im Archipel, Sicilien, Sardinien und in einigen Gegenden Italiens, nicht selten. Teutschland besucht er auf dem Zuge nur zufällig und einzeln. So fand und erlegte man ihn z. B. in Oesterreich, Baiern, Schlesien, auch — wiewohl selten — in Thüringen, an Flüssen und Seen.

Vierjährige und ältere, ausgemauserte Vögel dieser Art stellen sich so dar, wie die in der Einleitung, S. CCCXII, gelieferte Beschreibung besagt. Hier noch folgende Zusätze: Die Breite des kleinen Silberreihers beträgt 2′ 10″, wovon der Schnabel 3¼″ wegnimmt. Die Ständer sind über dem Knie 3¾″ hoch nackt; die Zehen gelbgrün behäutet. Die stattliche dicke Holle am Hinterkopf besteht aus stufig verkürzten schmalen, schmiegsamen, nicht dicht, aber fein bebärteten herabhängenden Federn, von denen einige — gewöhnlich zwei — bis 6″ lang sind. Ein aus ähnlichen Federn gebildeter ziemlich starker Büschel tritt am Unterhalse hervor. Einige schwachschäftige, schmale, dünn und seidenartig behos'te, an den Spitzen etwas emporgerichtete, 6 bis 8″ lange Federn treten in der hintern Schultergegend aus dem übrigen Gefieder hervor und legen sich, von außen nach innen sanft gekrümmt, nach dem Steiß hin.

Junge, bevor sie drei Jahre alt sind, und ältere in der Mauser begriffene haben weder am Hinterkopfe, noch am Unterhalse, noch auf den Schultern lange, schmale Federn. In der frühesten Jugend erscheinen Schnabel, Zügel, Augenstern und Füße schwarz oder tief schwarzbraun, und mit mattweißem Gefieder bekleidet. Dies ist dann Garzette blanche, *Buff.* Ois. VII. p. 371; *Gerard* Tab. elem. II. p. 131. No. 5 *).

Dieser Reiher hält sich, wie alle, vorzüglich in sumpfigen Gegenden auf, besucht aber auch die Ufer der Mee-

---

*) S. Lemmink a. a. O.

re, Ströme und Flüsse. Er tritt, nach Art des aschgrauen Reihers, gern zu Baume.

Sein Geheck macht er in schilfreichen Sümpfen und das Gelege des Weibchens besteht aus vier bis fünf weißen Eiern.

Er soll vorzüglich kleinen Aalen und Krebsen nachstellen, wird aber vermuthlich auch Forellen nicht verschmähen, überhaupt, rücksichtlich des Fraßes, die Natur und im Allgemeinen den Habitus der dünnhälsigen Reiher nicht verläugnen.

Sträuße aus den langen Schulterfedern dieses Reihers sind die köstlichsten und theuersten von allen. Mag dann sein Wildbret immerhin nicht zu dem schmackhaftesten gehören; der Jäger wird doch schon wissen, warum er, wenn einer ihm vorkommt, alle Mühe anzuwenden hat, seiner habhaft zu werden.

B. Dickhälsige Reiher.

§. 6.

Der Rohrdommelreiher (große Rohrdommel, Ardea stellaris, *Linn.*) *) wird im südlichen Europa häufiger, als im nördlichen, und höher als bis Schweden hinauf gar nicht gefunden. Auch in Asien hat man ihn angetroffen, und zwar nordwärts noch an den Ufern der Lena in Sibirien. In Amerika soll er auf dem ganzen Erdstrich von Karolina bis zur Hudsonsbay vorgekommen seyn. In Teutschland erscheint er im März gewöhnlich schon, und zieht im September oder zu Anfange des Oktobers in der Regel wieder fort; doch soll er, nach Meyer, mitunter auch bei uns überwintern. Häufig wird er hier zu Lande nirgends angetroffen.

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 635. sp. 21: Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 63; dessen Handb. d. Jagdw Th. 1. Bd. 9. K. 144; Meyers Taschenb. II. S 338. Nr. 5; Naumanns Vögel rc. B. 3. S. 120. T 27. F 36; Wildungens Taschenb. 1808. S. 25; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 610.

Der Verf. liefert nächst der in der Einleitung, S. CCCXII, befindlichen kurzen Beschreibung des Rohrdommelreihers hier eine genauere, nach drei von ihm selbst erlegten und untersuchten Exemplaren, wovon eins ein altes Weibchen, das andere ein altes, das dritte ein junges, eben flugbar gewordenes Männchen war:

Ganze Länge 2′ 2 bis 4″; Breite 3′ 10 bis 11″. Schnabel bei Alten $3\frac{1}{2}$″, beim Jungen 3″ lang; Oberschnabel auf dem Rücken und an der Spitze hornbraun, gegen die Ränder abwärts diese Farbe ins Grünliche übergehend, die Ränder selbst grüngelb; die nackten Zügel schwarzgraugrünlich, an den Rändern grüngelblich; Augenstern rothgelb, am Außenrande ins Braune sich ziehend (beim Jungen vom Jahre braun); die Ständer $1\frac{1}{2}$″ hoch über dem Knie nackt, an der 4″ hohen Fußwurzel geschildert behäutet, grüngelblich (beim Jungen graugelblich) gefärbt; Zehen etwas weniger dick als bei den dünnhälsigen Reihern, mittlere $3\frac{3}{4}$″, hintere 2″ lang, die fast ganz gerade Kralle an letzter $1\frac{1}{2}$″, an den übrigen Zehen nur 1″ lang, hornbraun von Farbe. Hals 12″ lang, wie bei den dünnhälsigen Reihern, zusammenlegbar *), überall, besonders vorn am Unterhalse mit langen, beim Männchen dichter, als beim Weibchen stehenden Federn umhüllt.

Die bartartig befiederte Schnabelumgebung und der Oberkopf dunkelschwarzbraun; Hinterkopfs- und Nackengefieder etwas, doch kaum hollenartig, verlängert, schwarz mit hellbraunen Spitzen. Wangen, Hinter- und Seitenhals blaßrostgelb, mit schmalen, unterbrochenen Zickzacks in die Quere gestreift; von d-n Mundwinkeln ein schwarzbrauner Streif — beim Weibchen tiefer als beim Männchen — am Seitenhalse sich herabziehend. Die langen

*) Der Hals verlängert sich, wenn man den Vogel beim Schnabel faßt und frei herabhengen läßt, durch Ausdehnung bis zu 14″ und darüber. Hat der Hals letzt besagte Länge bei Kabinetsexemplaren; so zeugt dieses für die Ungeschicklichkeit des Ausstopfers.

Schulterfedern, der Rücken und die großen Flügeldeckfedern rostgelb mit rostroth im Gemisch, schwarzbraun gefleckt in die Quere gestreift, hellbraun gekantet; die kleinen Deckfedern am Flügelwinkel rostfarbig, gleichfarbig dunkelbraun durchwellt; die Steißfedern mittelmäßig, rostgelb, mit schwärzlichen Zickzacks unregelmäßig gebändert. Die großen Schwungfedern oben dunkelbraun, blaugrau und schön rostroth unregelmäßig in die Quere gestreift, die hintern den großen Flügeldeckfedern gleich gezeichnet; die beiden mittelsten Schwanzfedern schwärzlich, braunröthlich gerändert, die übrigen roströthlich, mit unordentlich vertheilten Längsflecken und winkeligen Querstreifen. Die Kehle beim Männchen rein weiß, beim Weibchen und beim Jungen weißlich; der hellrostgelbe Vorderhals mit zwei Reihen großer, schwarzbrauner Flecken; die Brustfedern bräunlichweiß, in der Mitte dunkelbraun gestreift; der Bauch sehr blaß rostgelb, mit großen dunkelbraunen Längsstreifen; der After weiß, bräunlichgelb überflogen; untere kleine Flügeldeckfedern gelblich, an dem Flügelwinkel schwarz sonst dunkelgrau bespritzt, die großen, wie die untere Kehrseite der Schwungfedern, dunkelgrau gebändert.

Das Bauchskelett des Rohrdommelreihers ist sehr zusammengedrückt und besonders das Rückgrath so scharf — gleichsam schneidig — gekantet, daß derselbe sich, wenn der Vogel noch unversehrt ist, fast eben so, wie der flugseggartig aufgerichtete Ansatz des Brustknochens — der sogenannte Hüppauf — anfühlt. —

Im Fluge bewegt dieser Reiher sich, obwohl mit langsamen Flügelschlägen, doch ziemlich leicht. Ehe derselbe sich vom Boden erheben kann, muß auch er, wie alle Vögel dieser Gattung, erst einige Sprünge thun. Wie der aschgraue Reiher, legt er im Fluge den Hals mit zwei Kniebiegungen zusammen. Aufgescheucht streicht er ziemlich weit in einem Stück und in gerader Richtung in geringer Höhe über der Erdfläche hin. Ruhig und ohne Veranlassung von außen her aufstehend, beschreibt er gewöhnlich in der niedern Region einige Kreise, dann aber schwingt er sich nach und nach, obwohl nicht ohne sichtliche Anstrengung,

spiralförmig bis hoch in die Lüfte, wo er dann seinen Weg leichter in geradem Zuge fortsetzen zu können scheint.

In Rücksicht der schreitenden Bewegung haben die dickhälsigen Reiher alles mit den dünnhälsigen gemein.

Seinen Sommerstand, auch auf dem Zuge den momentanen Aufenthalt, nimmt er in dicht mit Schilf, Rohr, Binsen und Gesträuch bewachsenen Sümpfen und Seen oder Teichen.

Wohl nicht ganz mit Unrecht wird der Rohrdommel der Trägheit beschuldigt; da er nur ungern und außer der Wanderzeit selten seinen Aufenthaltsort freiwillig verläßt, an demselben den ganzen Tag unbeweglich still sitzt, und, wenn ein Mensch oder Hund ihm unerwartet auf den Hals kommt, zwar einmal Rettung in der Flucht sucht, dann aber den ersten besten schicklichen Ort zum Einfall benutzt und von diesem selten, fast nie, sich wieder vertreiben läßt. In diesem Falle beweis't er, daß auch der Träge muthig seyn kann, wenn er muß; denn mit aufgesträubtem Gefieder, zusammengelegtem Halse erwartet er, stehenden Fußes, den nahe gekommenen Feind, schaut dreist ihm ins Gesicht und weiß seines scharfen spitzigen Schnabels, mit eben so vieler Kraft als Beharrlichkeit, zur hartnäckigsten Vertheidigung sich zu bedienen, indem er fast immer auf das Auge des Feindes zielend und nicht leicht das Ziel verfehlend, ungemein schnell Hals und Schnabel hervorschießen läßt.

So — und vorzüglich verwundet — macht er nicht nur dem starken Hühnerhunde, sei er auch noch so herzhaft und gewandt, sondern auch, anhaltender als der aschgraue und andere dünnhälsige Reiher, dem in der Luft daran geworfenen Falken vollauf zu schaffen, und verletzt einen wie den andern nicht selten gefährlich.

Aber nicht allein muthig, sondern auch schlau ist der Rohrdommel. Denn gewahrt er zeitig genug die Annäherung eines Menschen, so streckt er den Rumpf, den möglichst verkürzt zusammengezogenen Hals, den Kopf und Schnabel senkrecht in die Höhe, lehnt sich auch wohl an einen dürren Rohr- oder Schilfstengel an, und erreicht so

den wahrscheinlich beabsichtigten Zweck, der Gestalt nach für einen zugespitzten Pfahl, oder der Farbe nach für dürres Rohr und Schilf angesehen und, als das, was er ist, übersehen zu werden. —

Bei bevorstehender Wetterveränderung, sonst nur während der Begattungs- und Brütezeit — gleichsam als wolle es dadurch dem Weibchen den Hof machen — vernimmt man zur Nachtzeit, meist blos vor Mitternacht an entlegenen, ganz ruhigen Orten, nach Naumann, auch zuweilen am Tage, den gleichsam brüllenden Laut des Männchens — denn dieses allein gibt ihn aus —, von welchem Naumann, der emsige Forscher und unverdrossene Beobachter, folgende Beschreibung macht: „Dem Gebrüll geht ein zwei- bis dreimaliges Klatschen, welches so klingt, als wenn man mit einem Rohrstengel ziemlich stark aufs Wasser schlägt. Dann folgen, als wenn der Vogel (stark und angestrengt) den Athem an sich zöge, zwei bis drei langgedehnte Töne, die wie Ui — Ui —! erklingen, und daran schließt sich ein tiefes Prumb! an. Hierauf vernimmt man zwei- bis sechsmal, mehr oder weniger schnell hinter einander, beide Sylben im Zusammenhange wie Ui — Prumb! — *)"

Im Reinen ist man über die Art noch nicht, auf welche dieser Stunden weit hörbare Laut hervorgebracht werden mag; darin aber stimmt der Verf. Freund Wildungen bei, daß die alte Jägersage, nach welcher dessen Urheber dabei den Schnabel in das Wasser oder in den Sumpf stecke, keinen Grund hat. Sollten jene Töne auf die gedachte Weise entstehen; so scheint es dem Verf.,

*) Auszugsweise aus Naumanns oben angezogenem Werke, am angezeigten Orte.

Der Verf. des vorliegenden Werkes fand, nach dem ersten Erscheinen desselben, Gelegenheit, über obigen Gegenstand zu wiederholtenmalen Beobachtungen ganz in der Nähe des Vogels anzustellen. Rücksichtlich der Lautbezeichnung muß er bezeugen, daß sie so genau ist, als sie durch Worte gegeben werden kann; dagegen darf er nicht verhehlen, daß er das Vorspiel des Klatschens nie gehört hat; eben so wenig vernahm er, wie Naumanns Freund gethan haben will, beim niedrigern Wasserstande ein Gestotter im Laut.

als müßten sie gurgelnd (pluvernd, quakernd) lauten, durch das Hervortreiben von Blasen auf dem Wasser. Eher könnte es vielleicht möglich seyn — dies ist indessen eine gewagte Konjektur, durch welche das von Naumann vernommene Klatschen einigermaßen erklärbar würde — daß der Vogel den Schnabel bis in das Hohle eines Schilfstengels einschlüge — wobei allerdings ein Klappen (Klatschen) hörbar werden möchte —, dann durch tiefes Athmen (Ui!) die Gurgel mit Luft füllte und, entweder bei geschlossenem Schnabel durch die Nasenlöcher, oder bei geschlossenen Nasenlöchern durch den Schnabel in die Hohlung des Schilfstengels auspreßte. Im ersten (wahrscheinlichern) Falle verträte die Gurgel selbst, im zweiten der Schilfstengel die Stelle eines Sprachrohres, und auf diese Weise möchte vielleicht der brüllende Schlußsatz (Prumb!) erschallen können.

Das Vorstehende sagte der Verf. nur mit Vorbehalt des Bessern. Als das Bessere erkennt derselbe ohne weiteres die Annahme, daß bei diesem Vogel, wie bei allen andern, der Laut desselben vom Organismus der Luftröhre, der Zunge und der Nasenlöcher abhängig sei, daß es vielleicht der einzige Fall in seiner Art wäre, wenn die Natur beim Rohrdommelreiher ein äußeres Hülfsmittel mit hätte in Anwendung bringen müssen, um das Ausgeben des ihm eignen Lautes zu bewirken. Allerdings hat zeither die vergleichende Anatomie an den vorher genannten Organen noch keine hinlänglich wesentliche Abweichung von denen der übrigen Reiherarten entdeckt, um daraus die Entstehung jener sonderbaren Töne befriedigend erklären zu können; dürfen wir aber darum zweifeln, daß dies über kurz oder lang noch geschehen werde?

Uebrigens sind diese Töne, welche Plinius schon und Willugby *) dem Gebrüll des Ochsen verglichen, und welche die älteren Jäger veranlaßten, den Laut des

---

*) Est qui boum mugitus imitatur. *Plin.* — Botaurus, quod boatum tauri edat. *Willugby.* S. v. Wildungens Taschenb. a. a. O.

Rohrdommelreihers in ihrer Kunstsprache durch Brüllen zu bezeichnen, wenn sie, meist nur in tiefer Nacht, das Ohr des einsamen, damit noch nicht bekannten, vielleicht ohnedies furchtsamen Wanderers berühren, hinlänglich dazu geeignet, ihm Schrecken einzuflößen.

Weniger schauerlich, obwohl auch nicht ohrschmeichelnd, ist ein anderer Laut dieses Vogels, welchen sowohl das Weibchen als das Männchen auch zur Nachtzeit, aber nur auf der Wanderschaft und hoch in den Lüften ausgibt. Er ähnelt dem bekannten Gekrächz des Kolkraben (Corvus corax, *Linn.*). —

Nach dem einstimmigen Zeugniß aller Schriftsteller ist auch der Rohrdommelreiher ein arger Fischbruträuber *), verschmäht aber auch Frösche, Muscheln, Schnecken, Eidechsen, Blutegel, Wasserinsekten und Wassermäuse nicht. Um dies alles zu erhaschen, steht er mit zusammengelegtem Halse und vorgestrecktem Schnabel in seichtem, klarem Wasser unbeweglich still auf der Lauer. Wenn eins der genannten Thiere ihm sorglos sich naht, schießt Hals und Schnabel blitzschnell wie aus einer Scheide hervor und fast unfehlbar genau auf den Gegenstand hin, nach welchem dem Raubmörder gelüstet. Wenige Stiche mit der scharfen Schnabelspitze fördern das Thier zu Tode, worauf es, wie es ist, ganz verschluckt wird. —

An seinem Aufenthaltsorte bauet das große Rohrdommelpaar seinen Horst auf einer schwer zugänglichen, erhabenen, mit Gesträuch, Schilf und Binsen dicht bewachsenen Stelle, aus trockenen Binsen, Schilfblättern und Reisig. Er ist ziemlich flach, aber fest. Wo schnelles Steigen des Wassers statt finden kann, wird es, zur Verhütung des Fortschwemmens, am umstehenden Rohre, Schilfe oder Gesträuche, mit einigen Reisighaken, gleichsam

*) In Sardinien heißt er Aalrabe, weil er vorzüglich den Aalen nachstreben soll (v. Wildungen a. a. O.). In dem Magen der drei Exemplare, welche der Verfasser untersuchte, fand er keine Fischreste, obwohl sie ihren Sommerstand in einem an sich zwar nicht fischreichen, aber kaum einige hundert Schritt von Bruteichen entfernten Sumpfe hatten.

angeankert. Das Gelege besteht aus drei bis fünf schmutzig grünlichen Eiern. Die Dauer der Brütezeit setzen die Schriftsteller auf 23 bis 25 Tage. Die Jungen sollen ziemlich bald zwar nicht die Nestgegend verlassen, aber sehr geschickt und possirlich — nach Naumann — an den zunächst stehenden Rohrstengeln, wie der bläuliche Kleiber (Blauspecht, Sitta caesia, *Meyeri*, S. Europaea, *Linn.*), auf- und abklettern. Jung gefangene lassen sich leicht aufziehen, wenn man ihnen Frösche zum Futter gibt. Durch Ablösung des ersten Flügelgelenks gelähmt und erwachsen in Gärten aussetzt, tragen sie daselbst nicht wenig zur Verminderung der Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen und andern Ungeziefers bei. Werden sie jedoch auf irgend eine Weise gereizt, so zeigen sie einen hohen Grad von Bosheit; man warne daher Kinder vor Neckereien und lasse sie der Rohrdommel ohne Schutz eines Erwachsenen nicht zu nahe gehen; sie würden sonst Verletzungen — gefährlichen, besonders an den Augen — ausgesetzt seyn.

Wenn auch der Landmann den Rohrdommelreiher als unfehlbaren Wetterpropheten in Schutz zu nehmen einigen Grund hat; so verdient er doch, wenn es erwiesen ist, daß er der Fischerei bedeutenden Schaden zufüge, keine Schonung. —

Selbst gemachte Versuche berechtigen den Verf. zu der Behauptung, daß das saftige, zarte Wildbret dieses Reihers zu den schmackhaftesten Gerichten gehört. —

§. 7.

Dem Nachtreiher (Focken, Ardea nycticorax, *Linn.*) wurde, als zur hohen Jagd gehörig, im ersten Theile dieses Werkes, Abschn. 1. Abth. 2. S. 228, ein eignes Kapitel gewidmet.

§. 8.

Der Rallenreiher (Ardea ralloïdes, *Scopoli*) ist sehr häufig an den Grenzen von Asien; gemein in der europäischen Türkei, im Archipel, in Italien und Sicilien; nicht selten — vorzüglich auf der

Wanderschaft — im mittäglichen Frankreich und in der Schweiz. In Teutschland kommt er in der Regel nur als Zugvogel vor, auch als solcher selten, jedoch im südlichen öfter als im mittlern. Als Zufall ist es zu betrachten, wenn er — nach Hrn. Meyer *) — am Rheine einmal sein Geheck gemacht hat. Im nördlichen Teutschland und höher nordwärts ist derselbe, so viel dem Verf. bekannt, noch nicht bemerkt worden. Der kurzen Beschreibung, welche S. CCCXIII der Einleitung geliefert worden ist, stellt hier der Verf. eine etwas ausführlichere des ältern und jungen Vogels — nach Temmink **) — an die Seite.

Ueber zwei Jahr alter Vogel, männlichen und weiblichen Geschlechts: Schnabel an der Spitze schwarz, übrigens azurblau; Zügel graugrün; Augenstern gelb; Füße gelb, grünlich überlaufen; nackte Haut über dem Knie schmal. Ganze Länge des Vogels 16″, zuweilen etwas darüber.

Stirn und Scheitel gelblich, mit schwarzbrauen Längsstreichen, am letztern das Gefieder verlängert; acht bis zehn sehr lange, weiße, schwarz geränderte Federn am Hinterhaupt hervortretend; Kehle weiß; Oberrücken hell rostfarben; Schulterfedern sehr lang und schmal, von Farbe hell kastanienbraun; alles übrige Gefieder rein weiß ***).

Unter zwei Jahr alte Vögel: Oberschnabel braun und (blau-) grünlich; Unterschnabel gelbgrünlich; Zügel grün; Augenstern sehr hellgelb; Füße graugrünlich. (Länge 15″.)

Am Hinterhaupte keine langen Federn; der ganze Kopf und die Flügeldeckfedern rostbraun, mit dunkleren Längs-

*) Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. 2. Heft 2. S. 352.
**) Man. d'ornith. d'Eur. p. 369 u. 370.
***) Ard. ralloid. *Scopoli*, Ann. Uebers. v. Günther, S. 10. Nr. 121; A. comata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 632. sp. 41; A. castanea, ibid. p. 633. sp. 46; A. squajotta, p. 634. sp. 47; Rallenreiher, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 47; Meyers Taschenb. II. 341. Nr. 7; Kastanienbrauner Reiher, Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) Th. 2. S. 625. §. 6.

flecken; Kehle, Steiß und Schwanz weiß; Schwungfedern an der innern Fahne weiß, an der Spitze und äußern Fahne aschgrau; Schultern und Oberrücken mehr oder weniger dunkelbraun *).

Im Naturell hat dieser Reiher mit den übrigen dickhälsigen alles gemein. Der Laut soll dem des Rohrdommelreihers ähneln (brummend ertönen **).

Er hält sich in schilfreichen Sümpfen und mit Schilf, Rohr und Gesträuch besetzten Seen auf.

Sein Horst steht auf Bäumen. Ueber die Zahl und Farbe der Eier ist nichts bekannt; eben so wenig über den Geschmack des Wildbrets.

§. 9.

Der kleine Reiher (kleine Rohrdommel, Ardea minuta, *Linn.*) ***) wird in den gemäßigten Erdstrichen der alten und neuen Welt, besonders in der Barbarei häufig gefunden. Als Nachtzugvogel kommt er in Holland und England öfter als in Teutschland im April an und geht im September wieder fort. In Jamaika und in andern unter derselben Breite liegenden Ländern soll er überwintern.

Es folgt hier eine etwas ausführlichere Beschreibung dieses Vogels, als die S. CCCXIII der Einleitung befindliche, nach Temmink, indem dieser den Vogel am öftersten untersuchen konnte. Der Verf. sah ihn lebend nur einmal und nicht ganz in der Nähe.

---

*) Ard. erythropius, *Gm. Linn.* syst. I. p. 634. sp. 48; Ard. marsigli. ibid. p. 637. sp. 52; Schwäbischer Reiher, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. III. (1ste Aufl.) S. 53; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) II. S. 624. §. 6; A. pumila, *Gm. Linn.* syst. I. p. 644. sp. 74.

**) Okens Zool. Abth. 2. S. 572.

***) Ard. minuta, *Gm. Linn.* syst. I, p. 637. sp. 53; *Temmink* Man. d'orn. p. 371; Kleine Rohrdommel, v. Wildungens Taschenb. für 1802; Winckells Handb. für J. (1ste Ausg.) II. S. 615; Naumanns Vögel III. S. 125; Kleiner Reiher, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Ausg.) IV. S. 71; Meyers Taschenb. II. S. 342.

Kein nackter Streif über dem Knie; die Membran, durch welche die äußere Zehe mit der mittleren verbunden ist, sehr schmal. (Kopf und Rücken glatt, ohne verlängerte Federn; Federn am Unterhalse lang, herabhängend.) Länge 13 bis 14'', Breite 19''.

Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel gelb, bis auf die schwarzbraune Spitze; Zügel und Augenstern gelb; Füße gelblichgrün. Scheitel, Nacken, Schultern und Rücken schwarz mit grünem Schiller und Glanz; eben so die zwölf Steuer- und die hintern Schwungfedern; Wangen, Vorder- und Seitenhals, Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper rostgelb; vordere Schwungfedern schwarzgrau.

Junge vom Jahre: Schnabel braun; Füße grün; Scheitel (glanzlos-) braun; Vorderhals weißlich mit vielen braunen und schwarzen Längsstrichen; Wangen, Nacken, Brust, Rücken und Flügeldeckfedern dunkler oder heller rostbraun, mit vielen dunkelbraunen Längsstrichen; Steuer- und Schwungfedern (glanzlos-) dunkelbraun.

Bei der zweiten Mauser fangen die Längsflecken zu verschwinden an; die Federn am Oberrücken und an den Schultern bekommen eine rostfarbige Einfassung; eben so die hintern Schwungfedern. Sämmtliche Schwung- und Steuerfedern nehmen schwarze glanzlose Farbe an. Dies ist Ardea danubialis, *Gm. Linn.* syst. I. p. 637. sp. 53 — gestrichelter Reiher, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 78. Nr. 12; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 624. Anm. Naumanns Vögel, Nachtr. Heft 2. S. 82. T. 12. F. 25 u. 26. — Ard. Soloniensis, *Gm. Linn.* syst. I. p. 637. sp. 51.

In Rücksicht des Körperbaues, des Lautes, der Beweglichkeit und des Aufenthalts *) hat dieser kleinste aller bekannten Reiher, mit dem Rohrdommelreiher (Ard. stellaris) Alles gemein — man möchte ihn eine Duodezaus-

*) Der kleine Reiher wird jedoch öfters in kleinen mit Gebüsch, Schilf und Binsen verwachsenen Teichen, Gräben ꝛc. angetroffen.

gabe von jenem nennen! — Im Habitus unterscheidet er sich nur dadurch, daß er bisweilen auf Bäume tritt.

Indem er, überrascht, daselbst, wie auf dem Boden sitzend, nach Art der großen Rohrdommel, mit seinem ganzen Körper eine senkrechte Stellung annimmt, wird er, einem zugespitzten Hornzacken (dürrem, schalenlosem Aste) gleichend, gar leicht übersehen.

Der verhältnißmäßig kleine, aus dürren, dünnem Rohr- und Schilfstengeln kunstlos, seiner Dimension nach hoch gebaute Horst dieser Reiherart steht im dichtesten Gesträuch und Schilf verborgen, entweder auf umgeknickten Rohrstengeln, oder auf Erdhügeln, oder er schwimmt auf dem Wasser. Im letztern, seltnern Falle wird er eben so und aus gleichem Grunde, wie der der großen Rohrdommel, am nebenstehenden Rohre oder Gesträuch befestigt.

Selbst klein von Körper muß er sich auch auf das Rauben ganz kleiner Fische, Frösche beschränken, und meist von Froschlaich, kleinen Schnecken, Blutegeln, Wasserinsekten und Gewürm sich nähren, weil auch er alles ganz verschlingt. Alles dies eignet er sich auf eben die Weise an, wie die große Rohrdommel. Von bedeutender Schadensanrichtung kann bei ihm die Rede nicht seyn.

Da er weniger noch als die große Rohrdommel von Fischen sich nährt, so hält der Verf. dafür, daß das Wildbret zart und von sehr gutem Geschmack seyn müsse — doch weiß er dies aus Erfahrung nicht.

§. 10.

Schon zu der Zeit, als der Verf. zum Weidmann sich zu bilden anfing (vor mehr als vierzig Jahren), war die Falknerei — d. h. derjenige Zweig des Weidwerkes, welcher, als ganz eigner, von den übrigen getrennter, früherhin von den sogenannten Falkenieren, oder Jägern, welche das Abtragen (Abrichten) der zur Reiher-, Kranich-, Fasanen-, Enten-, Rebhühner-, Krähen-, Milanen-Baize anwendbaren Raubvögel überhaupt und der eigentlichen Falken im Besondern,

und alles, was zum Betriebe der Baize (des Fanges der vorgenannten Federwildarten vermittelst abgetragener Falken rc.) gehört, kunstmäßig erlernt hatten, ausschließlich geübt wurde, und welcher, besonders im Mittelalter, eine der ausgezeichnetsten Jagdbelustigung der Fürsten, Ritter und Herren ausmachte — schon gänzlich im Verfall.

Genaue, auf Erfahrung und Ausübung gegründete Kenntniß dieses Weidwerkszweiges hat der Verf. daher nicht zu erlangen vermocht.

Um jedoch dem Leser wenigstens einigen Begriff von dieser Jagdbetriebsmethode geben zu können, las er das nach, was er in Flemmings teutschem Jäger, in Döbels Jägerpraktik, Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft und in Hartigs Lehrbuch darüber fand. Besonders dem letztgenannten Schriftsteller folgend *) — meist sogar mit dessen eignen Worten — wird der Verf. das Aufgefundene in möglichst gedrängter Kürze vorzutragen versuchen.

Diejenigen Raubvögel, welche zur Baize abgetragen und gebraucht werden können, wird der Leser aus der Naturgeschichte jedes einzelnen im dritten Theile dieses Werkes kennen lernen.

Wir wollen zuvörderst von den Falkeniergeräthschaften, dann von dem Verfahren beim Abtragen der Baizvögel, und endlich von dem Betriebe der Reiherbaize im Besondern sprechen.

§. 11.

Zum Abtragen (Abrichten) der zur Reiherbaize oder zu jeder andern Baize anwendbaren Raubvögel — welche gemeinhin Baizvögel genannt werden —, auch beim Betriebe dieser Jagdart selbst sind folgende Geräthschaften erforderlich:

1. Die Haube. Dies ist die Kopfbedeckung, mit welcher der Baizvogel stets verkappt (geblendet) seyn

---

*) S. L. Hartigs Lehrbuch für Jäger II. S. 175 ff. u. S. 508 ff.

soll, wenn er nicht kröpft (frißt), oder gesonnet (bei heiterem Wetter die Vergünstigung erhält, der freien Luft auf kurze Zeit zu genießen), oder ins Bad gebracht (bei warmen Tagen in verschlagenem Wasser gereinigt) wird.

Sie wird vom Riemer aus gebranntem Kalb- oder anderem steifen Leder über einen Leisten geformt, zu welchem der dem Baizvogelkopfe ähnlich zugeschnitzte Knopf eines Stockes dient. Dieser Leisten muß in der Augengegend mit zwei knopfartigen Erhabenheiten versehen seyn, um Druck der Haube auf die Seher (Augen) des verkappten Baizvogels zu verhüten. Die etwas über 2'' hohe und weite Haube selbst wird aus drei Theilen vermittelst einer saubern Stoßnaht zusammengenäht, nämlich

a) aus dem Ober- oder Scheitelstück, zu welchem das Leder fast gerade, nur in der Mitte etwas bauchig, und genüglich lang geschnitten wird, um, wenn es vorher bis zur Dehnbarkeit erweicht, mit dem vorn hinlänglich groß eingeschnittenen Loch über die den Schnabel des Vogels vorstellende, vorstehende Spitze des Leisten gezogen, in der Stirngegend niedergepreßt, und hinten stramm angezogen ist, den ganzen Vorder-, Ober- und Hinterkopfleisten bis in die Nackengegend überdeckt;

b) aus zwei Seiten- oder Backenstücken. Diese werden unten schnurgerade weg, oben aber so bogig geschnitten, daß sie, über die Backen des Leisten gelegt, genau an das Scheitelstück passen.

Wenn das Ganze zusammengenäht und das eingeweichte Leder wieder vollkommen getrocknet ist, wird am Nackentheile der Haube ein Schlitz eingeschnitten und in jeder Ecke des Schlitzes eine Strüpfe oder ein Riemen, in einem Knöpfchen ausgehend, angenäht, womit die Haube auf dem Kopfe des Baizvogels, nach Umständen, verengert oder erweitert, gänzlich befestigt oder gelös't werden kann. Zur Handhabe beim Ab- und Aufhauben des Vogels (beim Abnehmen oder Aufsetzen der Kappe), zum Theil auch zum Zierrath dient der 2'' hohe, oben auf dem Scheitelstück senkrecht aufgerichtete Trosch oder Busch,

dessen Grundlage aus einem, durch zwei dicht neben einander in der Scheitelgegend eingeschnittene Ritzen nach oben durchgezogenen Riemen besteht. Beide oben zusammengenommene Riemenstücke werden, vom Scheiteltheile an, ¾″ hoch mit weißem ausgeglühtem Drahte fest um- und von da an ein Büschel feiner, schwanker Federn noch ¼″ hoch mit hineingewunden, die dann oben hollenartig sich ausbreiten *).

2. Die Kurz- oder Wurffessel. Sie wird vorzüglich bei Habichten und Sperbern gebraucht, und durch eine in den einen Ring eines kleinen Doppelwirbels eingebundene 4″ haltende Schleife gebildet, welche entsteht, indem man einen 10″ langen hunds- oder hirschledernen **), an beiden Enden eingeschlitzten Riemen, vermittelst dieser Schlitzen in den Wirbelring einschlingt.

3. Die Langfessel — ein 4 bis 4½′ langer, gleichfalls hunds- oder hirschlederner, etwas stärkerer Riemen, welcher in den andern Ring des unter 2. erwähnten Doppelwirbels eingeschlungen und in demselben durch einen, an dem eingeschlungenen Ende befindlichen Knopf festgehalten wird. Vermittelst der Langfessel wird der Vogel entweder an einem Pflock auf der Erde angebunden oder auf einer Stange festgehalten. Im ersten Falle soll und kann der Vogel mehr Spielraum haben, und daher wird das andere Ende des Riemens blos am Pflocke befestigt; im andern Falle muß der Riemen auf dem dritten Theile seiner Länge einen durchgehenden Einschnitt haben, durch welchen, der um die Stange geschlagene Riemen gezogen, mit der Kurzfessel in Verbindung gesetzt und auf diese — durch Worte schwer — zu versinnlichende Weise der Vogel auf der ihm angewiesenen Stelle zu verbleiben gezwungen wird.

*) In den glänzenden Zeiten der Falknerei waren die Falkniere oft kostbar uniformirt. Man pflegte dann auch die Backenstücken der Haube mit Tuchläppchen von den Farben der Uniform zu besetzen.

**) Hundsleder ist besser, weil es in der Nässe weniger zusammenschrumpft und weniger hart wird.

4. Das Geschüh besteht aus Riemchen von Hundsleder. Sie gehen vorn in einer durchschlitzten Spitze aus, werden an dem Theile, der um die Fänge (Füße) des Vogels geschlagen wird, um Einschneiden zu verhüten, breiter, dann wieder schmäler bis an das andere Ende. Da, wo der breitere Theil aufhört, befindet sich ein Ritz oder durchgehender Einschnitt im wieder verschmälerten Riemen, durch welchen, wenn der Fang bei wiederholtem Umschlagen gänglich angeschuht (umhüllt) ist, den Riemen durchstecken zu können, von welchem das übrigbleibende Ende die Länge einer Mannshand von der Spitze des Mittelfingers bis hinter den Ballen haben, und am äußersten Ende wieder durchschlitzt seyn muß. Zuletzt werden die Schlitze beider Enden am Fange und an dem Wirbelringe der Kurzfessel durchgesteckt und gut befestigt.

Beim Habicht und Sperber erhalten die Schuhenden Knöpfe, um vermittelst derselben die Befestigung an der Kurzfessel vollständig zu bewirken.

5. Das Federspiel — ein aus zwei peitschenstielartig geflochtenen Stöcken bestehender, an den Seiten länglich abgerundeter Körper, ungefähr von der Größe eines Reiher- oder Haushuhnrumpfes, ist an den Randstöcken mit dünnem, braunem Leder überzogen, und dessen Inneres mit trommelfellartig ausgespanntem, ebenfalls braunfarbigem Leder ausgefüllt. An jeder Seite ist ein Flügel von einem Reiher, von einem Kolkraben, von einer Milane oder von einer weißen Taube befestigt. Am Kopfende befindet sich ein beweglicher Wirbel mit einem Ringe, in welchem ein vierstrählig geflochtener Riemen von der Dicke eines starken Pfeifenstiels befestigt wird, welcher, vorn mit einem starken Knopf oder kleinen hölzernen Knebel endend, vor dem oben erwähnten Ringe mit einem Schlitz versehen und in diesem letztern mit dem Knebel verbunden, vom Falkenier über die linke Schulter gehängt wird, wenn er zur Baize auszieht. Dieses Federspiel — auch Vorloß oder Lur (franz. Leurre) genannt — wird, wenn der Baizvogel zufällig fehlgestoßen und deßhalb oder sonst, als noch nicht ganz fest abgetragen, sich verstrichen

(entfernt) hat, in der Luft geschwenkt und in die Höhe geworfen, um den Baizvogel, welcher das Spiel für einen hält, der ihm zur Beute werden kann, wieder herbeizulocken, und demnächst zu fesseln.

6. Die Trage — ein aus zwei 5' langen Seitenlatten und aus zwei 2½' langen Querlatten bestehender, an jeder Ecke mit 2 bis 3' hohen Beinen versehener Rahm von leichtem Holze. Vorn und hinten werden abgerundete Quersprossen, gleichweit von einander entfernt, eingelassen. Die Seitenlatten sind oben mit Heu oder mit trockenem Moos, oder mit Stroh gepolstert und mit Tuch beschlagen, und, so weit in der Mitte der freie Raum sich erstreckt, rund. Vorn und hinten neben der letzten Sprosse nach innen zu ist auswendig an jeder Seitenlatte ein nach unten gebogener, eiserner Haken befindlich. Soll zur Baize ausgezogen werden, so wird auf jede Vorder- und Hintersprosse ein verhaubter Baizvogel angefesselt — deren Gesammtzahl in der Falkenierkunstsprache Gage oder Trage heißt. Dann tritt der sogenannte Gageträger in den mittleren freien Raum der Trage, schlägt über jede Schulter ein breites, an beiden Enden mit einem eisernen Ringe versehenes Tragband, hängt beide Tragbänder übers Kreuz, hinten und vorn mit den Ringen an den oben bemerkten Haken ein und folgt dem Zuge.

7. Die Falkeniertasche hat, der Gestalt nach, Aehnlichkeit mit einer Säbeltasche, ist 1½' lang und 1¼' breit und unten an den Ecken abgerundet. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, deren auswärts gekehrte gewöhnlich aus Knüttwerk von grünem und weißem Garne, die einwärts gekehrte aus Leder verfertigt wird. Diese beiden Abtheilungen bilden ein Ganzes, indem die Ledertasche mit einem in dünnes Leder gehüllten Drahte ringsum vernäht, und an dieser Drahtumgebung die geknüttete Obertasche wieder fest angenäht wird. Oben, wo der Draht quer über geht, befindet sich an jeder Ecke an demselben ein kleines Oehr, in welchem ein durchgehendes eisernes, ½'' breites, ¼'' dickes Stäbchen befestigt wird, aus dessen Mitte ein, mit einem Ringe versehenes Wirbelchen sich er-

hebt. In diesem Ringe wird das Bandelier — ein bis 4'' breiter, unten vereinigter Riemen, an welchem ein Karabinerhaken vernäht ist — eingehängt. So kann die Tasche vom Falkenier über die rechte Schulter gehängt und jede Abtheilung derselben nach oben und nach unten gewendet werden, je nachdem die Umstände es erfordern. Die obere Abtheilung der Tasche hat die Bestimmung, ein Paar lebendige Tauben hineinzustecken, um diese in dem Falle dem Baizvogel vorwerfen zu können, wenn er bei einer etwaigen Fehlbaize sich verstreichen wollte. Am obern Rande derselben aber ist auch noch eine kleinere Quertasche angebracht, in welcher ein Paar Hauben, Fesseln und dergleichen zur Fürsorge mitgenommen werden. Die ganze obere Abtheilung wird durch einen abgerundeten, geknütteten Deckel verwahrt, in dem ein Knopfloch befindlich ist, welches den mitten auf der Obertasche angenähten Knopf aufnimmt. Die untere aus Leder bestehende Taschenabtheilung hat zwei abgesonderte Fächer. Eins derselben beherbergt ein Paar todte Tauben oder andere Vögel; das andere nimmt eine blecherne Büchse mit gehacktem Fleisch auf und dieses alles ist zum Gratialfraß für die Baizvögel bestimmt. Diese Abtheilung ist am obern Rande mit Schnürlöchern versehen, durch welche zwei an den äußern Ecken angenähte Riemen gegen einander in der Mitte zusammengezogen und zugeknüpft werden, wenn die Tasche verschlossen seyn soll.

8. Die Falkenierhandschuhe werden hinlänglich weit aus welchem und so starkem Hirschleder verfertigt, daß der Baizvogel, wenn er auf der damit bedeckten Faust getragen wird, mit den Fängen nicht durchzugreifen vermag. Die aus noch dickerem Hirschhalsleder bestehenden Stolpen erstrecken sich bis zum Daumenknöchel, und sind aufgeschlitzt, auch flügelig geschnitten. An einem Flügel derselben ist das aus einem Riemen bestehende Gehängsel angenäht, welches Weite genug haben muß, um den ausgezogenen Handschuh damit hinter der Faust an den Arm hängen zu können; zugleich dient selbiges aber auch dazu,

beim Abtragen eines Baizvogels die Langfessel daran schleifen zu können.

§. 12.

Baizvögel (Falken, Habichte u. s. w.) abtragen und locke machen, heißt so viel, als dieselben zum Baizjagdbetriebe auf Reiher, Kraniche, Milanen, Kolkraben u. s. w. folgsam und geschickt machen.

Altvater Döbel *) gibt auch hierzu ausführlich Anleitung. Ihm folgt der Verf., jedoch unter der Bemerkung, daß ihm in diesem Fache eigne Erfahrung mangelt, und daß er sich daher nur rücksichtlich des Ausdrucks und der Zusammenstellung, keinesweges aber in Rücksicht der Sache Abänderungen erlauben wird. —

Alle zur Baize taugliche Raubvögel — mit einem Worte: Baizvögel —, welchen Alters sie sind, können — freilich nur unter Anwendung der harten Zwangsmittel: Schlaflosigkeit und Hunger — abgetragen und locke gemacht werden; allerdings aber in der frühesten Jugend am leichtesten, wenn von den (Baizvogel-) Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, der ausfündig gemachte Horst, sammt den etwa halbwüchsigen Jungen, an einer ruhigen Stelle in der Nähe der Jägerwohnung, zwischen die Aeste eines Baumes versetzt, darüber ein Schutzhimmel von grünem Reisig gemacht, und den Jungen alltäglich aus der Hand des Jägers, welcher sie abrichten will, frisches, nicht fettes (anfänglich kleingeschnittenes) Rindfleisch, auch zuweilen eine junge Taube zum Futter gereicht wird. Fängt man diese Jungen, gleich wenn sie flügge geworden, wieder ein; so sind sie schon

*) Döbels Jägerpraktik, Ausg. v. 1783. II. K. 158 und 159. Zugleich wird hier bemerkt, daß dieser Paragraph meist nach Döbel, der vorhergehende meist nach Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaften und nicht, wie §. 10 gesagt, nach Hartigs Lehrbuch für Jäger, bearbeitet worden ist, weil in dem letzt gedachten Werke das Ganze etwas zu sehr ins Kurze gefaßt, und daher nicht deutlich genug dargestellt erschien.

halb zahm, und nehmen dann schneller Lehre an. In der Natur der Sache liegt es übrigens, daß andere zum Zweck des Abtragens eingefangene Wildlinge *), im früheren Alter dem Jäger weniger Arbeit machen, als im späteren.

Immer aber verfahre man mit solchen auf folgende Weise: Man verkappe und feßle jeden Vogel (§. 11. Nr. 1. bis 4.), wenn er gefangen und ausgelös't ist, auf der Stelle, trage ihn sofort nach Hause, und bringe ihn in eine stille Kammer. Hier lege man ein Stänglein auf die Erde, setze den Vogel darauf und befestige die Langfessel auf dem Boden. In der Regel wird er, als geblendet, hier unbeweglich still sitzen; wo nicht, so wird er mit der Kurzfessel an dem Stänglein fest gemacht. So muß er, ohne irgend Fraß zu bekommen, bis zum andern Tage sitzen.

Nach beiläufig 24 Stunden begibt sich der Jäger, mit über die linke Hand — denn auf der linken Faust muß, der Regel nach, der Baizvogel stehen und getragen werden — gezogenem Handschuh (§. 11. Nr. 8.) in die Kammer, lös't die Langfessel vom Boden (auch die Kurzfessel, wenn diese an dem Stänglein hat befestigt werden müssen), schleift die Langfessel an das Stolpengehängsel, ergreift die Kurzfessel mit der rechten Hand, schlägt — wie jederzeit beim Tragen eines Baizvogels — den linken Daumen ein und die Faust geballt zusammen und hebt den Vogel aufgehaubt (verkappt) darauf.

Nachdem derselbe so einige Stunden herumgetragen worden, lös't man die Strüpfen oder Riemen am Haubenschlitz (§. 11. Nr. 1.) auf und haubt oder kappt den Vogel behutsam und leise ab — d. h. man hebt die am Trosch gefaßte Haube demselben vom Kopfe. Während des Abhaubens wird der Vogel sich vielleicht ungeberdig

*) Daß starke Beschädigung an den Schwung- und Steuerfedern, oder an den Fängen, den Vogel unbrauchbar macht, ist begreiflich; der Jäger muß daher durch Auswahl schicklicher Fangmethoden und durch Vorsicht beim Auslösen aus dem Fangapparate dem auszuweichen suchen.

anstellen, nach dem Abkappen wild sich umsehen und abzustieben (fortzufliegen) versuchen. Bei ganz kurzgefaßter Kurzfessel suche man ihn stets auf der Faust zu erhalten, auch durch sanftes, langgezogenes Pfeifen und durch den Zuruf: O, Ho! Männchen *)! in Ruhe zu bringen. Zeigt er sich widerspänstig, so wird er verkappt, auf eine in der Kammer frei, aber fest (nicht schwebend), beiläufig 5' hoch über dem Boden aufgemachte Stange gesetzt und an derselben mit der Langfessel befestigt. Hier muß er, ohne ihm Gekröpf (Fraß) zu geben **), aushalten bis zum folgenden Tage, an welchem die Lektion des vorigen wiederholt, auch der Versuch gemacht wird, ob der Vogel von einer an der Brust abgebälgten (abgefiederten und abgehäuteten) mit diesem reinfleischigen Theile dicht vor seinen Fängen in der Faust dargereichten Taube kröpfen (fressen) will; wobei unter dem Zuruf: Rupf, Männchen! dessen vielleicht unordentlich liegendes Gefieder mit einer Raben- oder andern langen Schwungfeder sanft zurecht gestrichen und er, so zu sagen, geliebelt wird. Will er noch nicht kröpfen, so trägt man ihn dennoch einige Stunden unverkappt und stellt ihn aufgehaubt dann wieder auf die Stange.

So wird, ohne vom Mitleiden sich hinreißen lassen zu dürfen, fortgefahren, bis ihn — vielleicht erst am vierten oder fünften Tage — Hunger treibt, aus der Faust zu kröpfen. Nur in dem Falle, wenn Spuren großer Ermattung sich zeigen — auch in keinem Falle öfter als einmal — feßle man ihn in der Kammer auf dem Boden an, und werfe von der Taube ein Bruchstück zum Fraß vor. Bei dieser Gelegenheit, wie jederzeit, kann an die

---

*) Immer gleichtöniges Pfeifen und unveränderten Zuruf mache der Jäger sich zum Gesetz.

**) Die Stange muß ganz frei hängen, damit der Vogel beim etwaigen Herunterfallen die Schwung- und Steuerfedern durch Anstreichen an der Wand nicht beschädige; von Seiten des Jägers aber muß, anfänglich besonders, oft nachgesehen werden, um den heruntergefallenen, schwebend hängenden Vogel, der, weil er geblendet und in der Angst ist, sich selbst nicht wieder auf die Stange helfen kann, wieder darauf zu setzen.

Stelle der Taube eine Saatkrähe, Nebelkrähe oder Dohle treten. Von letzter kröpfen die Baizvögel fast eben so gern als von der Taube, weniger gern von den schwarzen Krähen, ungern von der Schildkrähe. Späterhin kann auch klein gestücktes, rohes, nicht fettes Rindfleisch zuweilen zum Fraße dienen.

Bei den bis hierher erörterten Vorarbeiten, bei welchen fleißiges und anhaltendes Tragen des Vogels auf der Faust und ohne Haube unerläßliche Bedingung des Erfolgs ist, kann höchstens eine Woche verstreichen. Dann wird und muß der Vogel stete auf der Faust stehen und aus derselben kröpfen.

Erst wenn dies der Fall ist, darf das eigentliche Abtragen (Abrichten) zur Baize unternommen werden, und zwar auf folgende — allerdings für den Vogel eben so harte, als für den Jäger mühvolle — Weise:

Der ersten und jeder folgenden Lehr- und Uebungsstunde muß lange anhaltendes Tragen des unbehaubten Vogels auf der Faust vorangehen. Nach Beendigung derselben wird er verkappt auf den Standort gebracht und daselbst angefesselt. Diese Vorschrift gilt für die ganze Lehrzeit.

Erste Lektion.

Der hungrige Vogel wird Morgens in einer Kammer (ohne Haube) von der Faust auf eine Stuhllehne gestellt. Seinem Schnabel gegenüber, die Langfessel am Handschuh befestigt, setzt sich der Jäger, nimmt das, was der Vogel kröpfen soll (die todte gerupfte Taube), in die Faust und hält diese demselben so nahe vor, daß er von der Lehne bis auf selbige nur einen kleinen Sprung zu thun hat. Diesen Sprung aber muß er auf den Zuruf: O, Ho, Männchen! Rupf, und auf den Pfiff, thun, auch fest auf der Faust stehen, bevor er kröpfen darf. Will er nicht kommen, so wird er bis zum Nachmittag mit Fraßentziehung, Verkappung und Anfesselung auf der Stange bestraft. Diese Lektion wird vorgedachtermaßen

aller zwölf Stunden so lange wiederholt, bis der Vogel leistet, was er soll. Nachdem er nothdürftig gekröpft hat, wird er aufgehaubt und bis zum folgenden Tage an seinen alten Standort gebracht. Dann beginnt die

zweite Lektion.

Der Jäger tritt so weit von dem auf die Stuhllehne gestellten Vogel ab, daß dieser wenigstens ein Paar Flügelschläge thun muß, um auf die stets vorgestreckte Faust zu kommen, in welcher die todte, gerupfte Taube, gegen den Körper des Jägers hin gerichtet, ihm unter dem oben bemerkten Gelock vorgehalten wird. Hungrig, wie der Vogel seyn muß, wird er auf die Faust kommen, um zu kröpfen. Nur sehr wenig Fraß darf ihm zu Theil werden, dann wird er wieder auf die Lehne gestellt, der Jäger tritt etwas weiter von ihm ab, lockt ihn auf die nehmliche Weise wie vorher auf die Faust, läßt ihn wieder ein wenig kröpfen, und wiederholt diese Uebung drei- bis viermal in immer etwas größerer Entfernung. Beim letztenmale darf der Lehrling sich ziemlich satt kröpfen. Gut und nöthig sogar ists, wenn bei dieser Lektion die Brust der vorgehaltenen Taube nur kleinern Theils entfiedert ist, so daß der Falke oder Habicht beim Kröpfen etwas Gewölle (Gefieder) mit verschlingen muß. Zu dem Ende umwickelt man auch im Voraus kleines Gefieder oder einige Kügelchen von kurzem flächsenen Werg mit Fleisch, legt dieses künstliche Gewölle auf die kahle Bruststelle der Taube, von welcher der Vogel beim vorherigen Kröpfen das Fleisch schon weggerissen hat, und bewirkt so, daß er das Gewölle mit verschlingt. Man nennt dies in der Falkeniersprache: Gewölle geben. Hierdurch wird — nach §. 63 der Einleitung — die Verdauung befördert und sonach der Vogel bis zum andern Morgen, nachdem er das Gewölle wieder ausgeworfen hat, hungriger, dann aber auch desto bereitwilliger, dem Gelock zu Folge, in immer weiterer Entfernung auf die Faust zu kommen, weil er nun schon weiß, was dort ihm zu Theil wird.

Ist er in der Kammer vollkommen locke — d. h.

kommt er in jeder dem Jäger beliebigen Entfernung und nach dem Willen (auf Ruf und Pfiff) desselben unfehlbar auf die Faust —; so schreitet man fort zur

dritten Lektion.

Diese erhält der hungrige Vogel, nachdem er mehrere Stunden getragen und dann ein 80 bis 90′ (40 bis 45 Ellen) langer dünner Bindfaden an die Langfessel angeschleift, auch mit dem Handschuhgehängsel (§. 11. Nr. 8.) in Verbindung gesetzt worden ist, im Freien. Abgehaubt setzt man ihn da von der Faust ab und auf den Boden — anfänglich, besser noch auf eine einige Schuh über dem Boden frei liegende Stange — jetzt und jederzeit aber unter dem Winde, weil der Vogel lieber gegen den Wind zieht. Dann tritt man — versteht sich, mit immer am Handschuh befestigtem Bindfaden, um, wenn jetzt oder in der Folge der Vogel zu entfliehen versucht, ihn vermittelst desselben zurückhalten zu können — ungefähr in der Entfernung, aus welcher er zuletzt in der Kammer auf die Faust gekommen war, dem Vorderkopf des Vogels gegenüber, hält mit ausgestreckter Faust eine todte — wo möglich weiße — Taube, anfänglich auf der Brust gerupft, späterhin ganz befiedert ihm vor, und lockt mit Ruf und Pfiff ihn auf die Faust. Kommt er willig, so erhält er etwas weniges zu kröpfen; bezeigt er sich unfolgsam, so wird er verkappt, in der Kammer auf der Stange angefesselt und muß hungern, bis er, bei wiederholtem Versuch, thut, was er soll, d. h. nach und nach — unter Verlängerung des Bindfadens — immer aus weiterer Entfernung auf die Faust kommt. Nur hüte man sich, diese Uebung, besonders in der ersten Zeit, nicht zu oft hinter einander zu wiederholen, und lasse dem Vogel jedesmal, wenn er kommt, nur etwas weniges, auch das letztemal an jedem Tage, unter Darreichung einigen Gewölles, nicht bis zur völligen Sättigung kröpfen.

Zeigt er sich auch hierbei gehörig locke, so hält man ihm bei den folgenden Tagesübungen das erstemal die Taube vor, das zweitemal aber nur die linke Faust ohne

Taube (die einstweilen verborgen gehalten wird). Kommt er auf das Gelock, so wird mit der rechten Hand die Taube, nebst Gewölle, dargereicht. Am ersten Tage lasse man ihn dann gleich beim ersten Kommen ziemlich satt kröpfen, an den folgenden beim ersten und zweiten Kommen nur wenig, beim dritten — weiter gehe man nicht — sich satt fressen. Das oben erwähnte Liebeln und sanfte Zurechtstreichen des Gefieders mit einer langen Feder trägt dazu bei, den Vogel dem Jäger immer mehr geneigt und zahm zu machen. Den gesättigten Vogel bringe man sogleich zur Ruhe.

Vierte Lektion.

Um einen noch höhern Grad von Folgsamkeit zu bewirken, muß von nun an zu den zeitherigen Zwangsmitteln: Blendung, Langeweile und Hunger — noch ein anderes, härteres —, Schlafentbehrung, kommen.

Außer der Zeit, während welcher die Uebungen der vorigen Tage, bei welchen, selbst beim gelehrigsten Vogel, noch immer einige Widerspänstigkeit und Scheue sich offenbart, wiederholt werden, trägt man unausgesetzt denselben, sowohl in der Stube, als im Freien.

Den Abend wird er nicht auf die Stange, sondern in einen hölzernen Faßreifen, welcher, mit einer Schnur an der Decke der Wohnstube befestigt ist und in der Schwebe hängt — wie immer behaubt — gestellt; an diesen Reifen wird ein Bindfaden gebunden und vermittelst desselben der Reifen und mit ihm der Vogel bis zum nächsten Morgen ununterbrochen hin und her geschwenkt, so, daß Ruhe gar nicht statt findet *).

Am folgenden Morgen wird wieder ganz so verfahren,

*) Ist der Jäger ein Mann, wie er seyn soll, d. h. gilt sein Beruf und die Erreichung des Zwecks, den er erreichen will oder soll, mehr als körperliche Ruhe; so behält er den Vogel eine Nacht oder ein Paar auf der Faust, bewegt diese bisweilen, sucht sich die Zeit in Gesellschaft, oder sonst so gut er kann, zu vertreiben, und erhält so den Vogel und sich wach. Letzter lernt da seinen Lehrer besser kennen und wird auch anhänglicher an ihn.

wie an den vorigen Tagen. Oft bezeigt der Vogel gerade da sich unfügsamer als zuvor und man bemerkt in seinem ganzen Benehmen einen gewissen Trotz, so daß er wohl gar ganz sich weigert, auf das Gelock heranzustreichen und auf die Faust zu kommen. In diesem Falle geht man, rufend, pfeifend und die Faust vorhaltend, ihm nach und nach näher, bis er auf die Faust kommt. Nur im Nothfall darf die Taube in dieselbe genommen werden, der Vogel aber, wenn er nicht willig auf Ruf und Pfiff aus der Ferne gestrichen kommt, nur nothdürftig, unter Mitdarreichung einigen Gewölles, zu kröpfen erhalten. Dann wird er bis zum Abend getragen, auch wieder, wie die vorige Nacht, vom Schlafen abgehalten. Gewöhnlich leistet er in der Uebungsstunde des nächsten Tages, immer noch am Bindfaden, bereitwillig das, was er soll, und was er am vorigen Tage noch verweigerte oder doch ungern und weniger fertig that; wo nicht, so wird wie am vorigen Tage verfahren, am Schluß der Lektion nur höchst wenig Fraß auf der Faust ihm dargereicht, und die Nacht hindurch schlechterdings keine Ruhe gestattet.

Am folgenden Tage kommt er, in der Regel, dem Ruf und Pfiff zu Folge, aus bedeutender Ferne auf die vorgestreckte Faust. Dann gebe man ihm mit der andern Hand von der todten Taube zu kröpfen, wiederhole die Uebung ein- oder zweimal, gebe das letztemal, nebst Gewölle, des Fraßes satt, und gönne, wenn er immer und schnell aufs Gelock kommt, ihm auf der Stange Ruhe.

Fünfte Lektion.

Am nächsten Morgen wird der Vogel beiläufig zwei Stunden getragen, dann ohne Bindfaden, doch jederzeit mit Beibehaltung der Kurz- und Langfessel, im Freien an den Boden gesetzt, und anfänglich aus geringerer, nach und nach aus vergrößerter Ferne gelockt. Gemeiniglich kommt er zwar willig, aber tief am Boden her gestrichen. Dann halte man nur die Faust stets vor sich hin, ohne sie zu senken; er hebt sich gewöhnlich erst nahe vor derselben darauf. Doch kann es sich auch zutragen, daß

er darunter oder darüber wegstreicht und auf einem benachbarten Baume aufhakt (sich setzt). In diesem Falle gehe man nicht allzunahe an den Baum, sondern bleibe mehrere Schritte davon entfernt stehen, halte die linke Faust mit der todten Taube vor und locke wie gewöhnlich. Da die zur Baize tauglichen Raubvögel nicht gerade, sondern schräg herunterstoßen, so kommen sie auch nur in dieser Richtung aus der Höhe auf die Faust. Würde man demnach zu nahe an den Baum oder gar darunter treten, so müßte der Vogel bei der Faust wegstoßen, wodurch er gar leicht wild und confus werden möchte, in welchem Fall die Arbeit wieder von neuem begonnen werden müßte.

Ob nun gleich ein in dieser Lektion gut bestehender Vogel als abgetragener angesprochen werden kann, so muß man doch noch mehrere Tage die Uebung in vorbemerkter Art fortsetzen, indem ihm nur im Freien, wenn er zuvor aus der Ferne auf die Faust gelockt worden, aus derselben Fraß dargereicht wird.

Soll er zur Reiherbaize, oder zu irgend einer Baize, bei welcher der Jäger als Falkenier zu Pferde Dienst leistet, gebraucht werden, so versteht es sich von selbst, daß zu Ende der Lehrzeit der Vogel auch daran gewöhnt werden muß, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu kommen, auch die Gegenwart mehrerer Menschen nicht zu scheuen. Ist er hingegen dazu nur bestimmt, mit ihm Rebhühner zu baizen, oder diese zu einer Jahreszeit und unter Witterungsverhältnissen, wo die Hühner den Hund eigentlich nicht mehr aushalten, festzumachen; so müssen bei den Uebungen in der Kammer sowohl, als im Freien, Hunde zugegen seyn.

Sechste Lektion.

Durch diese wird der Vogel angewiesen und geschickt gemacht zur Baize, d. h. dazu, nach dem Willen des Jägers und auf sein Geheiß Reiher, Kraniche, Milanen, Raben, Krähen, Dohlen, Fasanen, Rebhühner, Enten im Fluge zu verfolgen, zu schlagen (zu fangen) und — aus der Luft mit ihnen herabstür-

zend — festzuhalten, bis der herbeigeeilte Jäger das Gefangene ihm abnimmt.

Hierbei kommt es darauf an, den durch die zeither angewendeten Zwangsmittel gar sehr geschwächten Muth des Baizvogels wieder zu erhöhen, dabei aber dessen instinktmäßige Raubgier gehörig zu leiten und zweckmäßig zu benutzen.

Dies geschieht, indem man bei wieder an der Langfessel befestigtem Bindfaden vor dem abgehaubten, auf der Faust stehenden hungrigen Vogel, in einem großen Zimmer, eine ganz befiederte todte Taube in die Höhe und ihn daran wirft (nach schießen läßt), auch, wenn er sie geschlagen, davon, jedoch nur einmal, ein wenig kröpfen läßt. Bei der Wiederholung springt man hinzu, bricht behende seine in die Taube eingeschlagenen Fänge (Zehen und Krallen) auf, nimmt ihn auf die Faust und läßt ihn vom vorgehaltenen Fleische, besonders aber vom Gewölle kröpfen. Hiermit wird die Lehrstunde beschlossen, der Vogel verhaubt und in der Kammer auf die Stange gefesselt.

Nicht zu frühe am andern Tage — um den Vogel wieder recht hungrig werden zu lassen — trägt man ihn, verkappt und an dem Bindfaden befestigt, eine gute Stunde im Freien auf der Faust, haubet ihn ab, läßt eine lebendige Taube oder ein Rebhuhn mit verstutzten Schwingen vor ihm hinstreichen und wirft ihn sofort daran. Wenn er gefangen hat, wird er mit dem Raube sich davon zu machen versuchen, daran jedoch durch den an der Langfessel befestigten Bindfaden verhindert. Dahin, wo er mit dem Raube zu Boden kam, eilt nun der Jäger, liebelt ihn, wie früher erwähnt, mit einer langen Feder und läßt ihn von der Taube oder vom Rebhuhn etwas, doch nicht zu viel, kröpfen. An den nächstfolgenden Tagen wird er auf dieselbe Weise geübt, ihm aber nicht gestattet, von dem geschlagenen Vogel, sondern von anderm, hierzu mitgenommenen, Fraße, wobei Gewölle befindlich seyn muß, zu kröpfen.

Zuletzt trägt man — von einem vollkommen fest dres-

sirten Hühnerhunde begleitet — den Vogel verkappt und auf der Faust in eine große ebene Feldmarkung, wo man Rebhühner anzutreffen hoffen darf, und läßt da den Hund frei suchen. Da, wo er zuerst fest vorsteht, läßt man ihn einspringen, um, wo möglich, das Volk zu sprengen. Ist dieser Zweck erreicht und hat man die Stelle bemerkt, wo ein Huhn einzeln eingefallen ist; so sucht man dieses mit dem Hunde wieder auf. Wenn derselbe fest steht, so pfeift ihn der Jäger ab und zieht sich, ziemlich weit kreisend, unter den Wind, lös't während deß die Langfessel dem Vogel ab und die Haube hinten auf. Steht der Hund wieder fest, so faßt der Jäger mit der rechten Hand den Trosch (§. 11. Nr. 1. b.) nähert sich — immer unter dem Winde — dem Huhne so sehr als möglich und läßt dann den Hund nochmals einspringen. So wie das Huhn in der Nähe aufsteht, wird der auf das schnellste abgekappte Vogel daran geworfen. Ein rascher Baizvogel wird das Huhn sehr bald einholen und schlagen.

Für den immer möglichen Fall, daß der Vogel fehlschlagen könnte, ist es nöthig, eine lebendige Taube, welcher die längsten Schwungfedern ausgerupft sind, in der Falkeniertasche (§. 11. Nr. 7.) in Bereitschaft zu haben; auch auf einem raschen, gewandten Pferde sitzend, diese Uebung vorzunehmen. Indem man nun den Baizvogel an das herausstiebende Huhn wirft, folgt man im vollen Lauf, greift auch, wo immer möglich, so vor, um, im Fall das Huhn entkäme, in der Nähe und im Gesicht des Baizvogels die an den Flügeln halb gelähmte Taube fliegen lassen zu können, welche derselbe dann gemeiniglich fängt.

Sollte es sich aber zutragen, daß der Jäger nicht schnell genug folgen könnte, um des fehlschlagenden Vogels auf vorbesagte Art habhaft zu werden, ginge dieser vielmehr durch; so muß der Jäger rastlos und eiligst bis dahin folgen, wo derselbe aufbaumt, und da, vermittelst der vorgehaltenen Taube, ihn auf die Faust locken, ihn etwas kröpfen lassen, verkappen und an den folgenden Tagen diese Lektion so oft wiederholen, bis mehrere gelungene Uebungen ihn als zur Baize brauchbar darstellen.

Soll derselbe zur Baize auf die oben genannten stärkern Federwildarten und vorzüglich auf Reiher angewendet werden; so muß man ihn darauf noch besonders abrichten, wozu an den Schwingen halbgelähmte oder junge, nicht ganz flugbare Vögel jener Arten gehören, auch ein bereits guter Baizvogel nicht fehlen darf, um dem neuen Lehrlinge durch diesen praktische Anweisung geben zu lassen. Beim zufälligen Durchgehen oder Verstreichen des Baizvogels wird dann zum Zurücklocken das Federspiel (§. 11. Nr. 5.) mit angewendet.

§. 13.

Sonst, als bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herrn die Baize — besonders die Reiherbaize — eine der vorzüglichsten Vergnügungen ausmachte, gehörte zu jedem Hofstaate ein sehr gut berittenes, oft köstlich montirtes, Falkenierpersonale. Und allerdings kann diese Jagd auch nur dann getrieben werden, wenn drei bis vier mit ausgezeichnet schnellen, sichern, besonders auch im Weit- und Hochspringen geübten Pferden versehene Jäger, die sowohl mit der Reitkunst, als mit allem übrigen, zur Falknerei Gehörigen, vollkommen Bescheid wissen, nicht fehlen.

Zur eigentlichen Baizzeit — im Frühlinge, während des Reiherwiederzugs und nach der Ernte, gewöhnlich im September — wurden Reiher auf folgende Weise gebaizt:

Die Herrschaft, von dem Jagdpersonal und von Zuschauern begleitet, zog zu Pferde aus, und in Gegenden hin, wo Reiher zu der Zeit, wenn sie nicht an Teichen (Weihern) des Fischfanges wegen stehen, gern einzufallen und ihr Geheck zu machen pflegen — Sümpfe nehmlich, die weder zu groß, noch zu tiefgründig, dabei aber mit Gesträuch und alten Eichen bestockt sind —, wo auch örtliche Verhältnisse — mindestens außerhalb des Sumpfes (Bruches) — schnellstes Fortkommen zu Pferde gestatteten. Bis dahin folgte der Sageträger (§. 11. Nr. 6.) mit den verhaubten Baizvögeln. Jeder Falkenier nahm einen verkappten Baizvogel von der Träge und ohne Lang-

fessel auf die Faust. War im Sumpfe selbst Fortkommen zu Pferde möglich, so wurde derselbe gegen den Wind durchstreift, indem die Falkenier, nachdem die Haube bei jedem Vogel hinten aufgezogen war, zwischen den übrigen Reitern so sich vertheilten, daß wenigstens zwei Baizvögel an einen aufstehenden Reiher geworfen werden konnten. Da, wo das Terrain die Schlottsuche nicht zuließ, wurde der Bruch, auf vorerwähnte Art, mit den in gleicher Entfernung von einander angestellten Reitern umlegt; dann lösten Jägerbursche die für diesen Fall mitgenommenen Wasserstöberhunde unter dem Winde, um vermittelst dieser die Reiher rege zu machen. Sobald ein solcher in angemessener Ferne sich zeigte, haubten die zwei Falkeniere, welchen derselbe am nächsten war, ihre Baizvögel ab, ritten, nebst andern Jagdgenossen, im vollsten Lauf ihm nach, und warfen, wenn sie am Benehmen ihrer Vögel gewahrten, daß selbige den Reiher im Auge hatten, sie unverzüglich daran. Diese strengten sich mit der von Natur ihnen eignen Schnelligkeit, Gewandtheit und List aufs äußerste an, den Reiher einzuholen und, unter stetem Steigen und Kreisen, ihm die Höhe abzugewinnen.

Der Reiher hingegen gewahrte bald, daß es ihm gelte. Sofort suchte er, gerade fortziehend, in der Flucht sein Heil. Dies war der Zeitpunkt, wo die Falkeniere und andere Jagdgenossen, ohne an sich und ihr Pferd zu denken, und jede Schwierigkeit, welche das Terrain in den Weg legte, für nichts achtend, alle Zügel schießen lassen mußten, um den Verfolgten, wie die Verfolger, nicht aus dem Gesichtskreise zu verlieren.

Daß auf diesem Wege Rettung vor Feinden, die bei weitem schneller als er selbst sind, zu den Unmöglichkeiten gehöre, wurde dem Reiher in kurzem einleuchtend. Er mußte daher zu andern Kunstgriffen und Vertheidigungsmitteln, die an sich zwar vergeblich, für die Beobachter aber allerdings belustigend waren, Zuflucht nehmen. Auch er legte sich nehmlich nun auf immer höheres Steigen, spie nicht nur alles, was er im Kropfe hatte, weg, sondern machte sich nächstdem durch häufige Ausleerungen von

hinten möglichst leicht. Was half's? — Ehe er es sich versahe, schwebten die Baizvögel über und neben ihm so lange unablässig herum, bis es einem von ihnen oder beiden, nach öftern vergeblichen Stößen, gelang, ihn zu schlagen oder zu fangen, d. h. mit den Fängen (Klauen) zu fassen, dem zu Folge mit dem Ueberwundenen aus der höchsten Höhe auf den Boden herabzustürzen und denselben da festzuhalten *).

Dann beeilten sich die Falkeniere möglichst, den Baizvögeln zu Hülfe zu kommen, sie zu verkappen, auszubrechen (die Fänge aufzumachen), dann ihnen aus der Tasche (§. 11. Nr. 7.) Fraß darzureichen, ermüdete Vögel endlich auf der Trage anzufesseln, und, bei weiter fortzusetzender Jagd, frische an deren Stelle auf die Faust zu nehmen.

Den gebaizten Reihern wurde gewöhnlich ein silberner oder blecherner, mit dem Namen der Herrschaft und mit der Jahreszahl bezeichneter Ring um die Ständer (Beine) gelegt und ihnen dann Leben und Freiheit geschenkt. Man hat daher oft solche gebaizt, die schon einen oder mehrere dergleichen Ringe trugen. Aus den darauf

*) Unbedingt kann man es für Jägerlatein und zwar für recht feines, d. h. für eine derbe — Unwahrheit erklären, wenn schriftlich oder mündlich vom Reiher erzählt wird: „er lege sich, von Baizvögeln verfolgt und aufs höchste bedrängt, in der Luft auf den Rücken und suche so sich noch zu vertheidigen.“ Das Wahre an der Sache scheint Folgendes zu seyn: Wie immer beim Erheben, mag auch beim Aufsteigen vor und mit den Baizvögeln der Reiher mit dem Hintertheile stark gesenkt sich darstellen, und in dieser Stellung der vorzüglich tapfere und gewandte, bis zur gänzlichen Erschöpfung der Kräfte, mit dem Schnabel die Angriffe seiner Feinde abwehren; dann aber, wie der gebaizte Kranich (I. S. 186) noch angeschlagen aus der höchsten Luftregion sich herabstürzen, und an der Erde auf dem Rücken liegend, gegen die Anfälle der Baizvögel sich so lange noch wehren, als es irgend gehen will. In der Luft vertheidigt sich der Reiher gegen die Stöße der Baizvögel auf folgende Weise: Bei zusammengelegtem Halse streckt er seinen Verfolgern, wenn sie auf ihn stoßen, die scharfe Schnabelspitze nach allen Richtungen mit ungemeiner Behendigkeit entgegen. Zuweilen geschieht es, daß einer von den Baizvögeln, durch den Widerstand des Reihers erbittert, der Schnabelspitze desselben beim Stoße nicht vorsichtig genug ausweicht und sich daran spießt. Gerade diesen Zeitpunkt benutzt der andere zum Stoß, und schlägt seine Fänge dann gemeiniglich im Unterrücken des Reihers so kräftig ein, daß der Reiher durch eigne Kraft sich zu retten nun schlechterdings nicht mehr vermag.

befindlichen Jahreszahlen ergab sich, wie schon oben gesagt, für diese Vogelgattung ein überaus hohes Alter. —

Nicht allein Reiher und alle oben (§. 12. Lekt. 6.) namhaft gemachte, sondern auch alle andere Vögel, welche nicht ganz so schnell im Fluge sich bewegen, wie diejenigen Raubvögel, welche der Leser im dritten Theile als die tapfersten, gewandtesten und raschesten, und deshalb als zu Baizvögeln brauchbare kennen lernen wird, wurden auf dazu günstigem Terrain und auf vorher beschriebene Weise gebaizt.

An solche, welche den aschgrauen Reiher an Stärke übertreffen, warf man drei Baizvögel, an schwächere einen.

Altvater Döbel macht viel Rühmens von dem Vergnügen, welches der Fang der Rebhühner durch einen abgetragenen Baizvogel gewähren soll. Der Verf. kennt dasselbe, wie schon gesagt, aus Erfahrung nicht, meint aber doch, daß es, da mit einem Vogel höchstens drei Hühner in einem Tage und noch dazu nur solche, die nicht vollkommen beflogen sind, gebaizt werden können, gegen das, welches bei der Suche mit einem guten Hühnerhunde und bei dem Schießen vor demselben des fleißigen Jägers wartet, den Vergleich nicht aushalten könne.

Dagegen muß ein Baizvogel dann von großem Nutzen seyn, wenn zu einer Zeit und bei Witterungsverhältnissen, wo die Rebhühner der Regel nach Hund und Jäger nicht aushalten, und doch dergleichen geschafft werden sollen und müssen.

In diesem Fall soll man, nach Döbel, den hungrigen verhaubten Baizvogel blos mit der Kurzfessel auf die Faust nehmen, dann mit ihm und dem Hühnerhunde in eine Gegend ziehen, wo Hühner liegen, da den Hund frei und so lange rasch suchen lassen, bis man bemerkt, daß er Hühner in der Nase hat, dann den Hund kurz halten und mit dem Vogel, welchem die Haube hinten bis zum Abkappen gelös't ist, sich der Stelle nähern, wo die Hühner nach den Zeichen des Hundes liegen. So wie sie herausstieben, soll der Baizvogel abgehaubt und daran

geworfen werden. Die den nächsten Remisen oder Sträuchern zueilenden und da vor ihrem Erbfeinde Schutz suchenden Hühner werden dann — besonders wenn es die örtlichen Verhältnisse gestatten, den wieder auf die Faust gelockten Balzvogel verkappt auf einem benachbarten Baum, oder auf einer eigens dazu mitgenommenen Krakel (Krücke) mit der Langfessel zu befestigen — so fest liegen, daß sie nicht nur im Volk beisammen aushalten, sondern wenn man den Hund einspringen läßt, gemeiniglich gleich sich sprengen und nun, mit dem Hunde wieder aufgesucht, vereinzelt so gut wie im September halten und nach Belieben geschossen werden können *).

§. 14.

In unsern Zeiten bringt man dem Jagdvergnügen so große Opfer, als die Reiherbalze verlangte, nicht mehr; man hat die Reiher vielmehr, als arge, die Fischerei verwüstende Räuber, überall mit Recht geächtet, und, um deren Verminderung möglichst zu bewirken, den Jägern fast allerwärts ein ansehnliches Schuß- und Fanggeld ausgeworfen. Hierdurch sowohl, als durch den hohen Werth, den die langen Federn haben, mit denen mehrere Reiherarten geziert sind, besonders aber durch die ausgezeichnete Schädlichkeit dieser Vögel, soll und wird der Jäger sich antreiben lassen, denselben auf alle ersinnliche Weise Abbruch zu thun.

Mit dem besten Erfolge und am leichtesten kann dies in der Heckzeit geschehen, indem man aus den aus-

---

*) Die Döbelsche Vorschrift zum Verfahren, um vermittelst des Balzvogels die Hühner zu allen Zeiten so fest zu machen, daß der Tyraß zum Fange des ganzen Volkes soll angewendet werden können, wird übergangen, weil es dem Verf. nicht einleuchten will, daß auf diesem Wege viel auszurichten sei. Auf das oben Gesagte hingegen macht er, als auf einen beachtungswerthen Nachtrag zum Kapitel: Rebhuhn, den Leser aufmerksam, mit dem Zusatze, daß in diesem Betracht für viele Jäger und selbst für Jagdliebhaber die Mühe, welche mit dem Abtragen des Balzvogels verbunden ist, wie die Unterhaltungskosten desselben — da man Krähen, Dohlen und andere Vögel zu kröpfen geben kann — hinlänglich belohnt werden würden.

fündig gemachten Horsten (Nestern) die Eier ausnimmt, auch den Zeitpunkt — der sich jedoch nur auf wenige Tage beschränkt — wahrnimmt, wo die Jungen derjenigen, welche auf Bäumen ihr Geheck machen, wenn sie fast flugbar geworden sind, wie andere junge Raubvögel, erst auf den Rand des Horstes, kurz vor dem Ausfliegen aber auf die dem Horste am nächsten stehenden Baumzweige treten. Man kann da einen jungen Reiher nach dem andern, und selbst die Alten, welche bei Wahrnahme der Gefahr, die ihren Kindern droht, ängstlich und dreust über denselben herumschweben, leicht herunterschießen. Goslarische Schrote von Nr. 3 haben genügliche Stärke, um alle Reiher damit auf gehörige Flintenschußweite zu erlegen.

Auch außer der Heckzeit sieht man solche Reiher, die auf Bäume horsten — besonders aschgraue — bei Sonnenaufgang auf einem Baumaste dicht am Hauptstamme stehen. Nur wenige Minuten dauert, erfahrungsmäßig, die Periode, während welcher sie die ihnen eigne Scheu bis auf einen gewissen Grad verläugnen, indem sie sich möglichst in sich zusammenziehen, unbeweglich stillsitzen und — was zu andern Tageszeiten nie der Fall ist — bei des Jägers successiver Annäherung unter seithalbigem Vorbeigehen und ununterbrochenem Fortschreiten auf offenem Wege, aushalten, bis er auf ordentliche Schußweite heran ist. Doch zaudere man nicht mit langem Zielen — das ohnehin nie etwas taugt — sondern gebe Feuer, sobald man freies und reines Abkommen hat, d. h. wenn des Vogels Körper nicht durch Baumäste ganz oder größern Theiles verdeckt ist, und man ihn genau auf dem Korn hat.

Von der feinen Sinnenorganisation aller oder doch der allermeisten Reiherarten und von ihrer Scheu nicht nur vor des Menschen Person, sondern auch vor seinem Schatten ist §. 1 bis 9 dieses Kapitels mehrfach die Rede gewesen. Demnach wird es einleuchtend, daß diejenigen Arten, welche an den Ufern der Seen, Flüsse und Teiche dem Fischfange nachgehen, daselbst nur unter Anwendung höchster Vor- und Umsicht bei stattfindender vollkommenster

Verheimlichung: in einem genüglich tiefen Graben hinter einem Walle oder hinter sehr dichtem Gesträuch und bei steter Aufmerksamkeit auf den Stand der Sonne beschlichen werden können. Die schicklichste Zeit hierzu ist die Morgen- und Abenddämmerung. Zu andern Tageszeiten am Wasser stehend, halten die Reiher weder vor dem Kähne (Schellig), noch vor dem Schilde, auch nur selten vor dem Schießpferde aus.

So wenig man behaupten kann, daß diejenigen Reiher, welche am Tage den Fischfang in offenem Gewässer betreiben, hierbei genau Zeit, Strich und Stand halten; so ist es doch durch Erfahrung bestätigt, daß sie an einem Flusse, See oder Teiche und wieder an einem Ufer desselben lieber einfallen, als am andern. Bruttei che suchen sie, begreiflicher Weise, am liebsten und häufigsten auf. Findet an dergleichen Orten der Jäger Gelegenheit, frühe vor Tage oder gegen Abend in dichtem Gesträuch, von allen Seiten vollkommen gedeckt, sich anzustellen, oder richtet er sich eigne Schießlöcher — die jedoch, wenn sie diese scheuen und auf Alles aufmerksamen Vögel nicht verscheuchen sollen, vor Eintritt der Zugzeit schon gemacht und mit Strauchwerk dicht umsetzt werden müssen — hierzu ein, hält er auf seinem Standorte, bei mondhellen Nächten, lange genug aus; so wird seine Mühe durch glücklichen Erfolg oft und reichlich belohnt werden — um so mehr, da der Schuß meist immer auf den stehenden Vogel angebracht werden kann.

§. 16.

Reiher, welche sich in Sümpfen oder in mit Rohr und Schilf stark bewachsenen Teichen und Seen immer oder fast immer aufhalten, werden meist, wenn sie bei andern Sumpf- und Wasserjagden vor den suchenden Hunden heraussteben, gelegenheitlich geschossen; selten und auch dann nur zufällig auf dem Anstande nach wilden Enten oder Gänsen.

Junge derjenigen Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, fängt der Wasserhund bei der Entenjagd, im Ju-

lius, oft ohne vorgängige Schußverletzung; doch muß der Hund scharf (herzhaft, bissig) behutsam seyn, denn junge Rohrdommeln u. s. w. wehren sich, auch wenn sie noch nicht ganz flügge sind, hartnäckig mit dem Schnabel gegen die Anfälle des Hundes und fügen demselben nicht selten Augenverletzungen zu.

§. 16.

Mehrere Fangmethoden sind von andern Schriftstellern, als auf sämmtliche Reiherarten anwendbar, gerühmt worden.

Der Fang mit dem Tritt- oder Tellereisen. Er scheint, wenn die Eisen am Tage, am seichten Ufer der Gewässer oder auf Stellen in Sümpfen, wo die Reiher dem Fisch- und Froschfange nachgehen, bei hohem Tage unter Wasser gelegt werden, dem Verf. der Erfolg versprechendste zu seyn; doch weiß er es nicht aus Erfahrung.

Auch kann derselbe über die Anwendbarkeit einer besondern, von Naumann *) erfundenen, Sprenkelart, welche nicht nur beim Reiher, sondern auch bei fast allen Vögeln gute Dienste leisten soll, nichts Bestimmtes sagen, da der Hr. Erfinder sein Versprechen, zu seiner Zeit die Verfertigung und Stellung derselben bekannt zu machen — so viel der Verf. des gegenwärtigen Werkes weiß — noch nicht gelös't hat. Uebrigens ließe es sich wohl denken, daß die Zurichtung dieses Fangapparats ungefähr auf folgende Weise stattfinden könnte:

Der Sprenkel selbst müßte, etwas größer als gewöhnlich, aus einem fingerstarken Stäbchen von einer Holzart, welche viele Federkraft besitzt, gerade so zugeschnitzt, auch da, wo die Stellung anzubringen ist, so durchbohrt werden, wie der bekannte, gemeine Sprenkel; nur der Vorsprung, auf welchem das Stell- oder Tippholz —

*) S. dessen Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands III. Heft 8. S. 215.

welches länger und etwas stärker als gewöhnlich, sehr scharfkantig und an der untern Kehrseite von hinten nach vorn zu bis über die Hälfte seiner Dicke auszuschneiden seyn würde — bei der Stellung ruht, müßte unter dem durchgehenden Loche nach der Sprenkelspitze hin, nicht in die Quere über den Stab, eingeschnitten werden.

Hinten an den Sprenkelknopf würde ein in Wachs getränkter Bindfaden und an diesem die genüglich lange Schleife von ausgeglühtem Messingdraht, mit dem Stellknoten versehen, gut befestigt seyn müssen.

Mehrere dieser Sprenkel würden dann, nachdem die Drahtschleife durch das Stellloch aufgezogen, das Tippholz angestemmt, und jene in den an der Oberfläche des letztern eingeklemmt worden, auf dem bekannten Standorte der Reiher an einem Teiche oder in einem Sumpfe, auf eine Unterlage von flachen Steinchen, beiläufig 2'' über dem Erdboden, horizontal niedergelegt und vermittelst eines hinten am Sprenkelbogen angebundenen Leinchens, an den zu diesem Zweck hinter den Sprenkeln tief in der Erde eingetriebenen hölzernen Haken befestigt. Allerdings muß es dann dem Zufall überlassen bleiben, ob der einfallende Reiher, während er im Wasser fortschreitet, in die Schleife hineintritt, das Tippholz löst und so sich fängt, oder ob er den Sprenkel selbst mit den Ständern berührt und entflieht. Letzterer Fall möchte wohl am öftersten vorkommen, und deshalb von Anwendung drähterner Trittschleifen, welche an stärkeren Pfählchen befestigt, in größerer Zahl an dem Einfallsort, ohne vom Vogel bemerkt zu werden, Platz finden können, mehr noch zu erwarten seyn; mehr wenigstens, als von dem sonst auch in Vorschlag gebrachten Fange mit Angelhaken, welche mit kleinen Fischchen beködert werden sollen.

Schwerlich aber möchte irgend eine der gedachten Fangarten die darauf zu verwendende Zeit und Mühe hinreichend ersetzen.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Knellen (Strandläufern), Tringa, *Linn.* (Actitis, *Illiger.*)

§. 1.

Die hier vorkommenden Vögel stehen in allen dem Verf. bekannten Eintheilungen unter der Ordnung: Sumpfvögel. Sie allein bilden, nach Temmink, die Gattung: Tringa, welche zeither mit dem teutschen Namen: Strandläufer, belegt, von dem Verf. aber, aus dem S. CCCXXI der Einleitung zu gegenwärtigem Werke, in der zweiten Anmerkung, angeführten Grunde, Knelle benannt wurde. Die erste und dritte Art derselben (s. u. §. 2 und 4) stellte Linné unter seine Gattung Scolopax (Schnepfe), von der sie zuerst durch Latham, späterhin durch Bechstein, Meyer u. A. getrennt und der Gattung Numenius, Brachvogel (Grüel, nach dem Verf. — vergl. Einl. S. CCCXIX, Anm. 2) beigezählt worden sind. Aus der Vergleichung der von Temmink aufgestellten Charaktere für die Gattungen: Numenius (Einl. S. CCCXIX) und Tringa (Einl. S. CCCXXI) ergeben sich die Gründe, aus welchen dieser große Ornitholog die erste und dritte Art seiner Gattung Tringa, nicht als der Gattung Numenius zugehörig betrachten konnte.

§. 2.

Die rothbäuchige Knelle, Tringa subarquata, *Temmink* *) (rothbäuchiger Strandläufer, rothbäuchiger

*) Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 135. T. 6; *Temmink* Man. d'orn. p. 393; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 642.

Brachvogel, rothbäuchige Schnepfe), ist im nördlichen Europa einheimisch, wird ebenfalls am kaspischen Meere, und in eben den verschiedenen Gewändern, in denen sie uns, im März selten und einzeln und vom August bis zum Oktober — jedoch nicht alljährlich — in geringzähligen Flügen vergesellschaftet, auf dem Durchzuge besucht, auch — nach Bechstein — zuweilen ihr Geheck macht, in Amerika und am Senegal gefunden. —

Die Beschreibung derselben ist bereits in der Einleitung, S. CCCXXII, geliefert worden. —

Wo sie, um ihr Geheck zu machen, verweilt, findet man sie an den äußersten Rändern von Teichen und Sümpfen; auf dem Zuge begriffen, meist auf Sandlegern an Flüssen.

Sie nährt sich von kleinen Insekten, Würmern und deren Larven; nach Bechstein soll sie auch Gras- und Kräuterwurzeln und Spitzen annehmen (?). —

Das Nest wird auf einen Grashügel oder Binsenhorst gestellt, und das Gelege besteht aus vier bis fünf gelblichen, dunkelbraun gefleckten Eiern. —

Diese Knelle bewegt sich im Fluge sehr schnell und unregelmäßig, im Lauf ruckweise und behende. —

Sie ist schlau, aber nicht eben scheu. Alte drücken sich, wo sie nicht ganz frei sitzen, bei der Annäherung eines Menschen oft bis fast zum Ertreten fest, und fliehen, wenn der Hühnerhund sie nicht durch Vorstehen verräth, meist dann erst heraus, wenn der Jäger schon bei ihnen vorüber ist. Selbst Junge, die man vor sich herlaufen sieht, wissen sich, im Schilfgrase forteilend, so gut zu verbergen, daß, ohne Hund, an Wiederfinden nicht zu denken ist. —

Wenn sie aufgejagt wird, vernimmt man einen fein pfeifenden Schreckenslaut, welcher dem Pfeifen des Sandläufers ähnelt; meiner Wahrnehmung nach aber durch Jß, Jß! — wie Bechstein will —, nicht treffend bezeichnet werden kann. —

Sie ist schon, wenn sie auf dem Frühlingszuge zu uns kommt, sehr gut, noch besser aber im August und September

an Wildbret und dieses so zart und wohlschmeckend, daß Leckermäuler wohl eben so viel Ursach haben, die Seltenheit dieses Vogels zu beklagen, als der leidenschaftlichere Jäger unzufrieden darüber ist, daß wegen des äußerst schnellen, zickzackförmigen Fluges selbst dem geübteren Schützen es gar leicht begegnet, einen Fehlschuß zu thun.

§. 3.

Die veränderliche Knelle (veränderlicher Strandläufer, Dunlin, Alpenstrandläufer, Halbschnepfe, lappländischer Kiebitz, Tringa variabilis, *Meyer*) *) ist im Norden von Europa, häufiger als anderwärts angeblich in der Gegend der lappländischen Alpen einheimisch. Die Küsten von Holland und Frankreich besucht sie häufig auf dem Frühlingszuge, das Innere von Teutschland flugweise oder einzeln im August und September auf der Herbstwanderung; andere europäische Küsten regelmäßig im Frühlinge und im Herbste. —

Nach den verschiedenen Gewändern, in welchen diese Knelle zeither am häufigsten erschienen ist, wurde die Beschreibung S. CCCXXIII f., aus Temminks Man. d'orn. übersetzt, geliefert. Eben dieser große Ornitholog hält für zufällige hierher gehörige Varietäten: Tringa cinclus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 18; Tr. ruficollis, ibid. p. 735. sp. 22; Scolopax pusilla, ibid. p. 663. sp. 40. — The Pure, *Pennant.* Arct. zool. II. p. 475. No. 390; Brit. zool. p. 126; Le cincle à collier roux, *Sonnini* nouvelle édit. de *Buffon* ois. V. XXII. p. 174; La Brunette, *Gerard* Tab. Elem. II. p. 228. No. 4. — Sonst bemerke man in naturgeschichtlicher Beziehung noch Folgendes:

Schnelligkeit im Fluge und Behendigkeit im Laufe hat diese Art mit der vorhergehenden (§. 2.) gemein;

---

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 393; Winckells Handb. f. J. (2te Ausg.) II. S. 680. §. 9.

an Schlauheit steht die gegenwärtige Art jener nach. Scheu ist, nach Naumann, die veränderliche Knelle so wenig, daß, wenn ein Flug beisammenliegt, die Einzelnwesen desselben, selbst bei ganz dreuster und offener Annäherung des Jägers, nicht nur nicht entfliehen, sondern immer mehr einander sich nähern, so daß mehrere auf einen Schuß erlegt werden können. Die beim ersten Schuß heil davon gekommenen sollen sogar an den ersten Mordplatz bald zurückkehren und dem zweiten Schusse sich aussetzen. Der Verf. bemerkt, daß er hierüber Erfahrungen zu machen, nicht Gelegenheit gehabt hat. —

Der eben genannte, als höchst aufmerksamer Beobachter anerkannter Schriftsteller, bezeichnet den Angstlaut dieses Vogels durch Dreriltet! den Locklaut, als dem des Goldregenpfeifers ähnelnd, durch Tlüi! —

Man trifft diese Knelle bei uns flugweise meist an sumpfigen Rändern der Seen und Teiche, vereinzelt auch an sandigen Flußufern an.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Wasserinsekten und Würmern. In ihrem sehr muskulösen Magen hat Bechstein viele kleine Quarzkiesel gefunden. —

Man will auch bemerkt haben, daß sie zuweilen in Teutschland ihr Geheck mache, und daß das Gelege aus vier bis fünf schmutzig weißen, braun gefleckten Eiern bestehe. —

Im eingeschränkten Zustande — d. h. im Zimmer umherlaufend — soll sie sich nach und nach an das aus in Milch gequellter Semmel bestehende Futter gewöhnen, wenn man demselben anfänglich klein geschnittene Regenwürmer beimengt, und dann sehr kirre (zahm) werden.

Sie soll auf dem Sumpfheerde, nach Naumann, unter allen Ordnungsverwandten am häufigsten, auch in längs dem Ufer hingestellten Laufdohnen oft gefangen werden, immer sehr fett und das Wildbret ungemein wohlschmeckend seyn.

§. 4.

Die platschnäbelige Knelle (Tringa platyrincha, *Temmink* *), kleinster Brachvogel, Numenius pusillus, *Bechst.*, Lerchenschnepfe) ist im Norden von Europa und Amerika im Sommer einheimisch. Teutschland besucht sie zufällig und selten im April und Mai paarweise, im August und September vereinzelt.

Die Beschreibung nach den verschiedenen Gewändern, in welchen sie bei uns erscheint, findet sich in der Einleitung, S. CCCXXV.

Sie ist eben so schnell in ihren Bewegungen, wie der im vorigen Paragraphen beregte Gattungsverwandte und nicht eben scheu.

Im nördlichen Europa hält sie sich in Sümpfen auf und macht daselbst ihr Geheck; doch kennt man weder den Nestbau, noch die Zahl und Farbenzeichnung der Eier. Bei uns trifft man sie an sandigen Meer-, See- und Flußufern und an den Rändern der Teiche und Sümpfe, meist mit andern Gattungsverwandten in Gesellschaft, an. Ihre Nahrung besteht aus sehr kleinen Insekten und Würmern.

Das Wildbret derselben gehört zu den eigentlichsten Leckerbissen.

§. 5.

Die Temminksche Knelle (Temminkscher Strandläufer, Tringa Temminkii, *Leisler*) **) gehört, nach Temmink, vermuthlich unter dem arktischen Kreise zu Hause — d. h. sie bringt dort den Sommer zu und macht daselbst ihr Geheck. — Im nördlichen Teutschland ist sie, meines Wissens, noch nicht entdeckt; im mittlern gehört sie während der Zugzeit im August und September gar nicht zu den Seltenheiten, wohl

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 398; Winckells Handb. f. Jäger (erste Aufl.) II. S. 645. §. 5.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 401.

aber während des Wiederzuges im April und Mai. Zur erstgedachten Zeit trifft man sie in geringzähligen Flügen, zur letzterwähnten einzeln an Fluß-, See- und Teichufern auf sandigen Stellen.

Das nach Maaßgabe der Jahreszeit und des Alters abändernd sich darstellende Federkleid dieses lange übersehenen oder mit andern Gattungsverwandten verwechselten Vogels ist S. CCCXXVI der Einleitung, unter Benutzung der dort und hier angezeigten Quellen, beschrieben, dort auch über dessen Laut und sonstigen Habitus das meiste von dem beigebracht worden, was man bis jetzt davon mit Bestimmtheit weiß. Hier wollen wir indessen von Leisler die Bemerkung noch entlehnen, daß diese Knelle an den Nordseeküsten zeither gar nicht ist bemerkt worden, daß sie daher auf ihrem Zuge dem Laufe der Flüsse zu folgen scheint.

Daß das Wildbret derselben dem der andern kleineren Gattungsverwandten an Zartheit und Leckerheit nicht nachstehen mag, ist höchst wahrscheinlich.

§. 6.

Der hochbeinigen Zwergknelle (hochbeiniger Zwergstrandläufer, Zwergstrandläufer, kleinste Strand- oder Sandläufer, Tringa minuta, *Leisler*) *) wies man sonst ihre Heimath vorzüglich in St. Domingo an, und nannte sie deshalb auch Meerlerche von St. Domingo; jetzt hält man dafür, sie bringe den Sommer in den Gegenden des arktischen Kreises zu und mache auch dort ihr Geheck **). Auf dem Zuge besucht sie im Innern von Teutschland die seichten, sandigen Ufer der Flüsse, Seen und Teiche, in mehr oder minder zahlreichen Flügen vom August an bis zum Oktober und vergesellschaftet sich dann auch nicht selten mit andern Gattungs-

*) Naumanns Vögel III. S. 95: *Temmink* Man. d'ornith. p. 408; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 573. §. 6.

**) Nicht, wie man sonst wissen wollte, bei uns und besonders in Thüringen.

verwandten; auf dem Wiederzuge hingegen trifft man sie nur einzeln. Die Küsten von Holland besucht sie, nach Temmink, nie, desto häufiger aber fällt sie im August und September in den dortigen großen Sümpfen ein. Den Verf. hat sie in der Gegend von Aken an der Elbe auf sumpfigen Hutungen im Frühherbste häufig, im Frühlinge selten (an dem Elb- und Mulduser nie) angetroffen und geschossen.

Die Beschreibung derselben, nach den verschiedenen Gewändern, in welchen sie bei uns erscheint, findet sich in der Einl. S. CCCXXVII. Diese Knelle bezeigt sich sehr munter und bewegt sich im Fluge äußerst schnell, im Laufe sehr behende. Den Laut, den sie dabei ausgibt, bezeichnet Naumann durch Schnirr, schnirrsitt!

Sie ist nicht nur nicht scheu, sondern, besonders wenn ein zahlreicher Flug beisammenliegt, fast dummdreust. Daher werden Vögel dieser Art nicht nur leicht — im Sitzen versteht sich dies leicht — geschossen, sondern auch auf dem Sumpfheerde, zuweilen in großer Zahl auf einen Ruck, gefangen. Damit ist dann der Besitzer des Heerdes nicht im mindesten unzufrieden; denn an diesen Vögelchen ist — besonders im Herbst — die rundliche Brust stark mit Fett belegt, und das Wildbret überhaupt so zart und wohlschmeckend, daß das der übrigen Gattungsverwandten meist weit zurückstehen muß.

„Schade," sagt Bechstein *) und alle Leckermäuler sagen es gewiß mit ihm, „daß sie so klein sind." — Doch, zum Trost sei es gesagt, viel kleiner als die Heidelerche sind sie nicht! —.

§. 7.

Die aschgraue Knelle (Kanutsstrandläufer, aschgrauer Strandläufer, Tringa cinerea, *Linn.*) **) ge-

*) In seinem neuesten, so eben erschienenen Werke: Die Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, Erfurt u. Gotha bei Hennings (8. 1820.) I. S. 678.

**) *Temmink* Man. d'orn. p. 404; Winckells Handb. f. J. (iste

hört, als Heckvogel, dem arktischen Kreise an. Auf dem Zuge besucht sie die meisten europäischen Länder; Holland im Frühlinge häufiger als im Herbste; Teutschland im Frühlinge selten, öfter vom Ende des Monats Julius an bis zum Oktober. Zur letztgenannten Zeit wurde sie in der Gegend von Schleswig als Tr. ciner. einzeln und selten, als Tr. ferruginea, in Flügen von dreißig bis vierzig Stück, so auch im Brandenburgischen und im Mansfeldischen flugweise, am Main einzeln oder höchstens zu drei angetroffen, und dann — wie in den Gegenden, in welchen sie ihr Geheck macht — immer auf sumpfigen Stellen.

Die Beschreibung dieser Knelle in ihren verschiedenen Gewändern ist, nach Temmink, S. CCCXXVIII der Einleitung geliefert worden. Diesem berühmten Ornithologen verdanken wir die endliche Berichtigung der Irrungen, welche veranlaßten, daß dieser Vogel früherhin unter sieben verschiedenen Benennungen beschrieben wurde, die eben so viele Arten seyn sollten.

Sie ist nicht besonders scheu, fliegt schnell und läuft behende, indem sie, wie die Bachstelze, oft mit dem Schwanze schnippt.

Sie nährt sich von kleinen Wasserinsekten und Würmern.

Ueber Nestbeschaffenheit, Neststellung, Zahl und Farbe der Eier wissen wir nichts.

Den Namen Kanutsstrandläufer hat man deshalb ihr beigelegt, weil man wissen will, daß der König Kanut das Wildbret dieser Vögel für das leckerste von allen Strandläufern gehalten haben soll. So viel ist gewiß, daß es sehr wohlschmeckend und zart, auch, im September vorzüglich, stark mit Fett belegt ist.

Ausg.) II. S. 578. §. 8; Beiträge der Wetter. Gesellsch. zur Zool. I. 1. S. 9 u. 10; Winckells Handb. für Jäg. (1ste Ausg.) II. S. 577. §. 7. (Junger Vogel, in der ersten Frühlingsmauser), ebend. S. 578. §. 8. (Winterkleid.)

§. 8.

Die Streitknelle (Männchen: Kampfhahn, Streitvogel, Renommist, Brausehahn, Hausteufel; Weibchen — im Bremischen — Begine, Tringa pugnax) *) bewohnt die nördlichen und nördlichsten Länder von Europa und Asien meist als Standvogel, nur der geringere Theil wandert und folgt dann flugweise öfter den Meeresküsten, als sie sich in die Mittelländer verbreitet. In Holland soll sie, nach Temmink, häufiger als irgendwo in Europa leben. In Teutschland erscheint sie als Zugvogel Anfangs Mai und wandert im August und September wieder fort.

Beschreibung — gedrängt, wie es die Grenzen des gegenwärtigen Werkes nur gestatten — s. Einleitung, S. CCCXXIX.

Das am angezeigten Orte erwähnte Variiren der Gefiederfarben fast bei jedem Individuum der Kampfhähne — ich verstehe hier nur das Männchen — könnte sich vielleicht auf ziemlich bestimmte Regeln zurückführen lassen; wenn, nach Bechsteins Vorschlage, Jäger, welche an Orten leben, wo diese Federwildart den Sommer jedesmal zubringt, mehrere Paare ganz ungestört ließen und lassen dürften. Diese Paare würden dann, wie es fast bei allen Vögeln der Fall ist, wahrscheinlich jedes Jahr denselben Stand wieder wählen und so könnte man wohl bei fortgesetzter Beobachtung in Rücksicht dieses Gegenstandes zu genaueren Resultaten gelangen.

So viel ist ausgemittelt, daß das junge Männchen der alten Begine (dem Weibchen) bis zum folgenden Frühlinge an Farbe sehr ähnlich ist, und daß diese erst dann sich verändert; daß auch die röthlichen Fleischwarzen

---

*) Naumanns Vögel rc. III. S. 55 ff. (Das Genaueste und Ausführlichste über die Naturgeschichte dieser merkwürdigsten unter allen Knellen.) *Temmink* Man. d'ornith. p. 408; Bechsteins Nat. Gsch. Teutschl (2te Aufl.) IV. S. 266, Nr. 1; dessen Handb. der Jagdw I. 2. S. 116; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 559; Meyers Taschenb. II. S. 377.

und der Halskragen dann erst sichtbar werden und weniger groß als an alten Hähnen sind.

Oefter erscheint der Halskragen, welchen der Vogel, wenn er leidenschaftlich gestimmt ist, in der Form eines mit dem Rande in die Höhe gekehrten Tellers emporsträubt, schwarz, bald mehr, bald weniger weißgestreift und gefleckt; nicht so häufig halb weiß und halb schwarz, am seltensten ganz weiß. Hierin könnte allerdings der Unterschied zwischen jungen, ältern und ganz alten Hähnen gesucht werden.

Bei allen Männchen schrumpfen die Fleischwarzen nach der Balzzeit zusammen und werden im Herbste durch einzeln hervorkommende Federn leicht bedeckt; auch verliert sich das lange Halskragengefieder und wird durch kürzeres, braungeflecktes ersetzt. Jedesmal im zeitigen Frühlinge erfolgt wieder die entgegengesetzte Veränderung am Kopfe und Halse. —

Diese Federwildart bewegt sich im Laufe schnell und ruckweise; im Fluge rasch, wie alle Strandläufer, und unregelmäßig. Männchen sind während der Paarzeit gar nicht scheu; doch auch dann nicht so ganz von Liebeswuth verblendet, daß man sie — wie wohl sonst ist erzählt worden — mit dem Tiras decken, oder gar todt schlagen zu können, hoffen dürfte. Außer der Paarzeit gehören beide Geschlechter zu den mäßig scheuen Federwildarten.

Merkwürdig ist bei den Kampfhähnen ein nicht geringer, beständiger Hang zur Geselligkeit mit der, zu gewissen Zeiten wenigstens, excessivesten Streitsucht gepaart, und erster nur dann erklärbar, wenn man annimmt, daß letztere blos durch die auffallend geringere Zahl der Weibchen und die für viele Männchen aus dieser entspringende Unmöglichkeit, den Begattungstrieb zu befriedigen, erregt wird.

Uebrigens thun diese eifersüchtigen Kämpfe dem geselligen Verein selbst in der Balzzeit keinen Eintrag; denn sobald der Friede auf einige Zeit geschlossen ist, ziehen die Streitknellen flugweise umher und machen auch so ihre größeren Reisen.

Die Beginen (Weibchen) leben stets im Frieden.

Auch die verschiedenen Paare machen ihr Geheck nahe bei einander, und selbst die unbeweibten Hähne bleiben in ihrer Nähe.

Junge, selbst Alte, eingefangene, beiderlei Geschlechts lassen sich leicht zähmen; doch sind Hähne während der Paarzeit und bis zur Herbstmauser, welche im Julius eintritt, im eingeschränkten Zustande eben so streitsüchtig, als im Freien; deshalb muß man, wenn man zwei Hähne hat, zwei Freßgeschirre vorsetzen. Auch scheinen sie in der Gefangenschaft sich Grenzpunkte zu bestimmen, welche keiner von beiden Theilen überschreiten darf, ohne in Kampf verwickelt zu werden; doch ist dies keinesweges ein Kampf auf Leben und Tod.

Gleich nach der Ankunft auf dem Sommerstande nimmt die Paarung ihren Anfang; dann auch der fast ununterbrochene Kampf der Männchen um den Besitz eines Weibchens, und zwar auf den Kampfplätzen, die man gar bald auf den trockensten Stellen ihres Aufenthaltsorts an dem platt niedergetretenen kothigen Grase und ausgerupften Gefieder erkennt. Alljährlich suchen beide Geschlechter selbige wieder auf und zwar die Weibchen zuerst.

Sobald die Männchen dies gewahr werden, eilen sie herbei und beginnen den hartnäckigen, für den parteilosen Zuschauer lustigen Streit. Einander gegenüber stehend, sträuben sie dabei die Halskragen auf, ziehen den Kopf im Nacken an, gehen sich auf halbem Wege entgegen und hacken unter hohen Sprüngen auf einander los. Um Pfingsten herum erreicht die Erbitterung den höchsten Grad; wahrscheinlich, weil dann der entscheidendste Zeitpunkt eintritt *); dann beißen die Streiter oft sich in die Zungen und zerren sich herum.

Nicht selten kämpfen sechs bis zwölf Hähne um ein einziges Weibchen. Bis zum Eintritt der Mauser vernimmt

*) Trifft der Jäger zu dieser Zeit zwei Kämpfer allein, so sind diese oft so sehr von Zorn entbrannt, daß sie selbst unvorsichtige Annäherung nicht bemerken.

man vom Männchen zur Nachtzeit ein heiseres Kack — Kack, Kick — Keck!

Den Weibchen gibt man Schuld, sie reizten nicht nur die Männchen zum Streite durch einen eignen käckernden Laut, sondern sie suchten auch durch selbigen den Muth der zurückweichenden, halb überwundenen aufs neue zu wecken. Gewiß ists, daß ihre Gegenwart die ohnehin erhitzten Gemüther in halbe Raserei versetzt. Uebrigens wohnen die Weibchen in stiller Resignation, vielleicht nicht ohne Theilnahme an dem Schicksale eines oder des andern, ihnen am besten gefallenden männlichen Individuums, dem Gefecht so lange blos als Zuschauer bei, bis Angst oder Unwille sie veranlaßt, sich muthig in die Reihen der Kämpfenden zu stürzen. Auf kurze Zeit wenigstens wird hierdurch jedesmal Friede gestiftet.

Ausgezeichneter Muth und geschicktes Benehmen bestimmen wahrscheinlich die Wahl der Schönen.

Jede von ihnen zieht sich endlich mit dem erkohrnen Geliebten in die Einsamkeit zurück, und legt nach einigen Tagen — gewöhnlich zu Anfange des Junius — auf den niedergedrückten Halmen eines Gras- oder Binsenhügels vier bis fünf schmutzig weiße, häufig braunschwarz gefleckte und punktirte, oder olivenfarbige, mit großen braunen Flecken besetzte Eier, welche, wie man sagt, in drei Wochen und vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Während dieser Zeit fliegt die sorgsame Mutter, vom Neste verscheucht, ängstlich, meist stumm, zuweilen aber auch leise käckernd, oder fein schwirrend, dicht über dem Kopfe des wahren oder eingebildeten Feindes herum und sucht ihn irre zu leiten.

Die Jungen laufen — wie dies bei allen Vögeln, welche nicht aus dem Kropfe gefüttert werden, der Fall ist — gleich nach dem Auskommen mit den Alten fort.

Ihre Bedeckung erscheint bis zur erlangten Flugbarkeit schmutzig rothbraun, weiß gefleckt.

Diese Knellen halten sich in nassen sumpfigen Wiesen, die nicht mit Gesträuch bewachsen sind, im Frühlinge aber nie an Meeresküsten auf.

Ihre Nahrung besteht aus Regen- und andern Würmern, aus Insekten und deren Larven und aus kleinen, mit dem Gehäuse verschluckten Schnecken.

Im Zimmer, wo sie, selbst alt eingefangen, sehr bald sich eingewöhnen, setzt man ihnen anfänglich ein flaches Geschirr mit Wasser hin, und wirft kleine Käfer, Wasserinsekten und Regenwürmer hinein. Wenn sie davon erst etwas annehmen, setzt man ein anderes Geschirr mit in Milch gequellter Semmel, worunter nebst lebendigen Regenwürmern, kleingeschnittenes Fleisch gemengt wird, neben jenes. Nehmen sie auch dieses an, so gewöhnen sie sich bald an in Milch gequellte Semmel und an gekochte Grütze, die mit gekochter Milch angemacht wird. Zu diesem Allen wird etwas Zucker zugesetzt *).

So gleichsam gemästet, liefert ihr Wildbret ein treffliches Gericht. Im Freien erlegt, ist das Wildbret der Weibchen und Jungen jederzeit von sehr gutem Geschmack, das der alten Hähne aber ist, vorzüglich in der Kampfzeit, trocken und zähe.

Die Eier werden auf der Tafel denen der Kiebitze gleich geachtet. —

§. 9.

Wenn es darauf ankommt, Knellen mit Schießgewehr zu erlegen; so ist es räthlich, zu diesem Jagdbetriebe der Doppelflinte (des Zwillings) sich zu bedienen, und es wird dann für die stärkeren (größeren) Arten dieser Vogelgattung ein Lauf mit (Goslarischem) Schrot von Nr. 4 oder 5, für die schwächeren (kleineren) der andere Lauf mit Schrot von Nr. 6 oder 7 geladen.

Aus den in den vorhergehenden Paragraphen enthaltenen naturgeschichtlichen Bemerkungen ergibt sich die Jah-

*) Man kann auch zuletzt Versuche mit eingequelltem oder trockenem Weizen und mit Hanfsamen machen. Zuweilen nehmen sie auch dies an und werden dann außerordentlich fett. Doch läßt diese Fütterung sich nicht bei allen anwenden.

reszeit, zu welcher die Jagd auf die zur Gattung Knelle gehörigen Federwildarten zu betreiben ist, ohne weiteres.

Von denjenigen, welche stets oder doch oft in Sümpfen und an sumpfigen, mit Gras und Binsen bewachsenen Rändern der Flüsse, Seen und Teiche sich aufhalten, werden Exemplare der einen oder der andern Art bei der Sumpfschnepfen- (Bekassinen-) Jagd — zu deren eigentlichem Betriebe weiter unten in dem Kapitel, welches von den Sumpfschnepfen handeln soll, ausführlich Anleitung gegeben werden wird — nicht selten zufällig erlegt.

Will aber bei den Knellenarten, welche auf dem Zuge an Meeresküsten oder Flußufern oder an See- und Teichrändern einfallen und dann gemeiniglich an einer und derselben Stelle zwei, auch mehr Tage verweilen, der Jäger seiner Sache mit der Erlegung möglichst gewiß seyn; so benutze er, wo dazu Gelegenheit sich darbietet, den Kahn (das Schellig) zur Annäherung, auf folgende Weise: Er setze sich an dem Vorder- oder Hinterende des Fahrzeuges nieder, lasse den am andern Ende sitzenden oder stehenden Fährmann in einer Entfernung vom sandigen Ufer, aus welcher er selbiges genau übersehen kann — auf Flüssen stromaufwärts — möglichst geräuschlos hinsteuern. Wo er dann Knellen, oder eigentliche Küsten- und Uferlaufvögel — welche letztere bei der ihnen fast allen eigenen großen Scheu so am sichersten überlistet werden können — auf dem Sandheger sitzend oder laufend gewahrt *), läßt er den Kahn ein gutes Stück über diese Stelle hinaus, bis auf gehörige Schußweite (vierzig bis dreißig Schritt) gegen das Ufer steuern, dort wenden und dann so langsam als möglich stromabwärts treiben. Die Vögel, an die Hantierung der Fischer von sonst gewöhnt, fürchten bei der Annäherung nicht nur nichts von den im Kahne

*) Dazu gehört ein scharfes, geübtes Auge, weil die meisten Knellen, die an Flußufern einfallen, klein und, ihrer Farbe nach, von den auch verschieden gefärbten Kieseln an sich schwer, dann aber am schwersten zu unterscheiden sind, wenn sie, wie oft geschieht, sich drücken.

befindlichen Menschen, sondern laufen nicht selten, wenn sie flugweise beisammenliegen, so dicht zusammen, daß man deren mehrere auf einen Schuß im Sitzen, vielleicht auch mit dem andern Lauf noch einen im Fluge schießen kann. — Den meisten Knellen würde man, wenn sie auf Sandhegern liegen, da keine derselben bedeutend scheu ist, bei successiver Annäherung, im Vorbeigehen unter dem Winde, auch ohne alle Verdeckung, schon oft mit der Flinte Abbruch thun können; sicherer aber — besonders weil es schwer ist, aus der Ferne zu erkennen, ob die wahrgenommenen Vögel zu dieser Gattung oder zu andern scheuern und doch interessanten Federwildgattungen gehören — wenn man in der Voraussetzung, daß das Lokal, wo die Vögel zu suchen sind, zum Anschleichen hinter Gebüsch, in Gräben ꝛc. nicht geeignet seyn dürfte, des Schießpferdes, des Schildes (II. S. 281 u. 283) oder des Strauches — eines aus daumensstarken Stäben zusammengebundenen Doppelrahmes von genüglicher Höhe und Breite, um die Person des Jägers ganz zu verdecken, welcher mit belaubtem Reisig dicht ausgefüllt wird, oben aber ein oder ein Paar Schießlöcher hat, um das Gewehr hindurch stecken zu können — zum Ankommen bis auf gehörige Schußweite sich bedient.

§. 10.

Der sicherste Fangapparat ist, wie bei den meisten Sumpfvögeln, der Sumpfheerd (s. weiter unten Kapitel Sumpfschnepfe, Bekassine). Mehrere der §. 2 bis 7 beschriebenen Knellenarten werden da, wo sie häufig Sümpfe bewohnen, oder in solchen auf dem Zuge einfallen, in bedeutender Zahl auf demselben berückt, besonders wenn der Jäger, oder Heerdsteller es versteht, den Locklaut der verschiedenen Knellenarten mit dem Munde oder mit für jede Art eigens eingestimmtes Lockpfeifen täuschend nachzuahmend. Für die Streitknelle (§. 8.) müssen jedoch, weil sie im Riedgrase nur zu fangen ist, die Schlagwände, durch stärkeren Zusatz von gelbem Farbestoffe zum grünen, grasgrün gefärbt werden.

Männchen gehen in der Kampfzeit tolldreust auf diesen Heerd, wenn ein Weibchen aufgeläufert ist.

Halbe oder einwändige Schlaggarne könnten vielleicht, wenn das Gemäsch enge genug wäre, den Garnen die Sandfarbe gegeben, auch eine Wand so gestellt würde, daß sie rechts, die andere, daß sie links schlüge, dann und wann da, wo eine oder die andere Knellenart auf Sandhegern häufig einfällt, auch anwendbar seyn. Indessen dürfte doch nur der Ornitholog bei diesem Fange Mühe und Kosten belohnt finden, wenn durch denselben ein rares Exemplar von Vögeln dieser oder anderer Gattung ihm zufällig zu Theil würde.

Eben so muß es offenbar dem Zufall zugeschrieben werden, wenn vermittelst auf Sandhegern oder an See- und Teichrändern häufig aufgestellter Trittschlingen (dunkelfarbige Pferdehaarschleifen, wie die Drosseldohnenschleifen verfertigt, von denen je eine in den durchgehenden, engen Spalt eines 1'' starken, 10 bis 12'' langen Pfählchens ein- und in horizontaler Lage aufgezogen wird, die Pfählchen aber so tief in den Boden getrieben werden, daß die Schlinge, nach Maaßgabe der körperlichen Stärke (Größe) des zu fangenden Vogels, ½ bis 2'' über dem Boden horizontal fangbar steht) eine Knelle oder ein anderer Küsten- oder Uferlaufvogel erhascht wird.

Laufdohnen *) können bei allen Knellen, welche bei uns in Sümpfen sich aufhalten, Dienste thun, wenn sie häufig daselbst zwischen den Kaupen gestellt werden.

Die Streitknelle (die männliche nehmlich) soll sich auf dem Kampfplatze, nach Naumann, am besten auf folgende Weise fangen:

1. Man nehme lange dünne (Weiden-) Stöcke, steche in gleichen Entfernungen von 3 zu 3'' enge Spalten durch,

---

*) Die Verfertigung und Stellung ist von der Beschreibung des Waldschnepfen- und Drosselfanges vermittelst derselben her bekannt. Daß bei der Stellung auf Knellen oder andere Sumpfvögel die körperliche Stärke (Größe) berücksichtiget werden muß, versteht sich von selbst.

ziehe durch jede Spalte eine dunkelfarbige Pferdehaarschleife, schneide die Stäbe an beiden Enden spitz und knicke diese Enden beiläufig 6'' von vorn herein so um, daß die Spitzen nach unten, d. h. nach den Knoten der durchgezogenen Schleifen, mit welchen sie unten am Stabe festgehalten werden, zu, gerichtet stehen. Mit diesen Stäben bestecke man den Kampfplatz, indem die Spitzen derselben so tief in den Boden gedrückt werden, daß die Knoten der Schleifen — also das Mittelstück der Stäbe genau auf dem Boden aufliegt. Dann ziehe man die Schleifen auf, so daß sie alle so viel als möglich senkrecht aufgerichtet stehen. Die Streitlustigen fangen sich, indem sie dem Kampfplatze zueilen, in diesen Schleifen mit den Füßen und leiden, wenn der Fänger in ziemlicher Entfernung, um die Gefangenen bald auszulösen, sich auf den Boden niedergelegt hat, selten Schaden. Tod des Gefangenen aber ist bei nicht alsbaldiger Auslösung unvermeidlich, wenn man

2. an einem so langen dünnen Bindfaden, daß derselbe die Breite des Kampfplatzes überreicht, in gleicher Entfernung von 5 zu 5'' dunkelfarbige Pferdehaarstreifen nach unten hängend befestigt, dann im Mittel des Kampfplatzes an jeder Seite einen Pflock in die Erde treibt und an diesen beiden Pflöcken die Schnur so befestigt, daß eine Streitknelle gemächlich darunter weglaufen kann. Wenn nun die herabhängenden Schleifen aufgestellt sind und breit hängen, so fangen kampfbegierige Männchen sich am Halse.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Wasserläufern (Wassertretern), Totanus.

§. 1.

Von den in diesem Kapitel vorkommenden Sumpfvögeln rechnet Linné zwei Arten, nehmlich den Totanus fuscus (s. u. §. 2) und den Tot. glottis (s. u. §. 9) zu seiner Gattung Scolopax, die übrigen zu seiner Gattung Tringa. Das Unzureichende dieser Linnéischen Gattungen und die unnatürliche Zusammenstellung der unter denselben begriffenen Arten konnte andern Naturforschern nicht entgegen. Deshalb wurden diese zwei Gattungen früher schon in sieben zerfällt, namentlich: Arenaria, Vanellus, Numenius, Tringa, Totanus, Limosa, Scolopax *). Temmink schied neuerlich noch die achte aus, und benannte sie Strepsilas **).

Wenn dieser berühmte Ornitholog seine vierte und siebente Art der Gattung Totanus der Gattung Tringa, welcher sie zeither durchgängig beigezählt wurde, entzogen hat; so bestimmten ihn hierzu gewiß die aus dem Vergleich der Kennzeichen, welche er für die Gattungen Tringa und Totanus ***) in seinem Manuel d'ornithol. aufgestellt hat, hervorgehenden Gründe. Der Verf., welcher Tot. ochropus mehrmals geschossen und untersucht hat, muß zufolge seiner Wahrnehmungen in Rücksicht dieser Art ihm beistimmen.

*) Einl. S. 297, 303, 319, 320, 330, 359, 343.
**) Einl. S. 304.
***) Einl. S. 391 u. 411.

§. 2.

Der dunkelbraune Wasserläufer, großer Rothschenkel, Strandschnepfe, gefleckte Pfuhlschnepfe, Totanus fuscus, *Bechst.*) *) lebt und heckt innerhalb des arktischen Kreises, kommt auf dem Frühlingszuge selten und einzeln, auf der Herbstwanderung im August und September öfter und in ziemlich zahlreichen Flügen an den teutschen Küsten, Flüssen, Seen, Teichen, auch in Sümpfen und nassen Wiesen vor.

Beschreibung s. Einl. S. CCCXXXI. Art 1.

Er ist nicht eben scheu, hält jedoch den Hund nicht leicht aus, läuft auch — besonders im Frühlinge — vor dem Menschen in weiter Entfernung heraus. Im August und September hingegen liegt er, wenn die Sonne scheint, oft sehr fest. Er fliegt schnell, aber ziemlich regelmäßig. Sein Lauf ist sehr behende. Im Fluge ertönt sein Laut hellpfeifend wie Talt! wenn er einfällt, vernimmt man öfters ein leises Kick — kack! Er watet nicht nur bis an die Brust ins Wasser, sondern schwimmt auch im stillen Wasser längs dem Ufer hin und taucht dann zuweilen mit dem Kopfe unter.

Seine Hauptnahrung besteht aus Meer- und Flußschnecken, doch nimmt er auch Insekten und Würmer an; kaum wohl, wie Naumann will, Froschlarven und kleine Frösche.

Von der Beschaffenheit des Nestes, von der Stärke des Geleges, wie von der Gestalt und Farbe der Eier, ist, da dieser Vogel bei uns sein Geheck nicht macht, nichts bekannt.

Sein Wildbret ist zart und wohlschmeckend.

§. 3.

Der Gambett-Wasserläufer (kleiner Rothschenkel, rothfüßige Schnepfe, Totanus calidris, *Bechst.*) **)

*) Naumanns Vögel III. S. 56; *Temmink* Man. d'orn. p. 412; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 653. §. 5.

**) Naumanns Vögel III. S. 44; *Temmink* Man. d'orn. p. 415;

kommt, nach des Verfs. Wahrnehmung, zuweilen schon zu Ende des Monats März, gewöhnlich im April im mittleren und selbst im nördlichen Teutschland an, macht daselbst oft sein Geheck. Die Herbstzugzeit beginnt mit dem Ende des Monats August und dauert bis zum Oktober. Als Heckvogel fand und erlegte ihn der Verf. oft auf den großen sumpfigen Hutungen zwischen preußisch Aken und dem Ausfluß der Saale in die Elbe; am häufigsten im Hannöverischen, in den weit ausgebreiteten Mooren (Sümpfen) unfern Gifhorn. Nirgends aber soll er in so großer Menge vorkommen, als in Holland. Im Frühlinge geht er bis hoch in den Norden hinauf; auf dem Herbstzuge soll er, nach Temmink, den Meeresküsten vorzüglich folgen. Den Winter bringt er in mittäglichen Ländern zu *). Ueberall hält er sich auf dem Zuge in geringzähligen Flügen zusammen.

Die Beschreibung dieses Vogels nach seinem dreifach verschiedenen Federkleide findet sich in der Einleitung, S. CCCXXXIII, Art 2.

Er ist noch weniger scheu, als der, von welchem §. 2 die Rede war, hält auch den Hund aus. Seine Bewegungen im Fluge, wie im Laufe, sind eben so schnell und behende, als die der vorhergehenden Art.

Den pfeifenden Locklaut bezeichnet Naumann durch Tgia! Er wird zuweilen oft hinter einander wiederholt, oft aber — so nur erinnert sich der Verf., ihn gehört zu haben — nur einmal, und dann in ziemlich hohen Tönen langgezogen, ausgegeben. In der Heckzeit soll, nach Naumann, obwohl selten, ein dem Tait! des großen Rothschenkels (§. 2.) ähnelnder, auch von unserm kleinen vernommen werden.

Das wenig vertiefte, mit trocknen Grashalmen aus-

Winckells Handb. f. J. (2te Aufl.) II. S. 693. §. 12 u. S. 858. §. 6.

*) Eine andere, besondere, unserm Gambett-Wasserläufer sehr ähnlich gezeichnete, doch um ein Drittheil größere Art lebt in Südamerika. (Temmink a. a. O.)

gelegte Nest steht auf Schilf- oder Binsenkästen, oder auf erhabenen trockenen Stellen des sumpfigen Aufenthaltsortes; immer aber in der Nähe des Wassers. Das Gelege enthält vier, im Verhältniß zum Vögelkörper große, birnförmige, gelbgrünliche, mit braunen Flecken, die am stumpferen Theile sich vergrößern und zusammenlaufen, besetzte Eier. Die Jungen folgen gleich nach dem Ausschlüpfen der Mutter, welche, durch anfängliches Vorlegen von kleinen Wasserinsekten, sie zum Aufsuchen der Nahrung anführt. Diese besteht überhaupt aus Insekten und Würmern.

Das Wildbret — besonders das der Jungen — ist außerordentlich zart und wohlschmeckend. Die Eier, welche denen des Kiebitzes ähneln, werden diesen gleichgeschätzt.

§. 4.

Der Teichwasserläufer (kleine Pfuhlschnepfe, kleiner Hennick, Tot. stagnatilis, *Bechst.*) *) bewohnt den Norden von Europa. Als Zugvogel kommt er im Frühlinge (Monat April und Mai) und im Spätsommer (August und September) an die flachen sandigen und kieseligen Uferstellen der teutschen Flüsse, Seen, Teiche und Küsten. In Oesterreich soll er häufig seyn, im mittleren und nördlichen Teutschland gehört er, besonders zur Wiederstrichszeit — im Frühlinge — zu den seltenen Gästen. Gewöhnlich ist er in Gesellschaft anderer Küsten- und Ufervögel.

Die Beschreibung nach dem verschieden gezeichneten Winter-, Sommer- und Jugendgewande ist in der Einleitung, S. CCCXXXIV, Art 3. geliefert worden.

Sein hellpfeifender Laut ertönt ungefähr wie Tiah! — Dieser Wasserläufer ist ziemlich scheu, sein Lauf sehr behende, sein Flug außerordentlich schnell.

Seine Nahrung besteht vorzüglich aus Insekten und Würmern, theils auch aus ganz kleinen Gehäusschnecken.

---

*) Naumanns Vögel III. S. 72; *Temmink* Man. d'ornith. p. 418; Meyers Taschenb. II. S. 576.

Er macht sein Geheck vermuthlich im hohen Norden, nach Hrn. Meyers Meinung aber auch vielleicht im Oesterreichischen. Gewisses kann darüber nicht gesagt werden.

Nach Naumann geht er nach dem Gelock der Mittel- (großen Pfuhl-) Schnepfe (Scolopax media, *Frisch*) und des dunkelbraunen Wasserläufers (§. 2. d. K.), wiewohl sehr sparsam, auf den Sumpfheerd.

Er ist im August und besonders im September sehr fett, sein Wildbret stets ausgezeichnet wohlschmeckend.

§. 5.

Der punktirte Wasserläufer (Tot. ochropus, *Temmink*, punktirter Strandläufer — Tringa ochropus, *Linn.*, großer schwarzer Sandläufer, grüner Strandläufer, Grünfuß, Weißsteiß, Mattkrillis, Steingällel) *), dessen eigentliche Heimath — der gewöhnliche Sommeraufenthalt — das nördliche Asien, Amerika und Europa ist, bewohnt dort meist sandige Ufer der süßen Gewässer, bisweilen Sümpfe, selten Meereskůsten. Auf dem Zuge — vom August bis zum Oktober — findet man ihn an den vorerwähnten Stellen in unsern Gegenden und fast durch ganz Europa, in schwachzähligen Flügen von sechs bis vierzehn Stück; auf dem Wiederzuge besucht er uns einzeln oder auch paarweise. Selten, aber doch je zuweilen, überwintert er bei uns an warmen Quellen und offenen Bächen.

Er ist bereits in der Einleitung, S. CCCXXXV, Art 4, nach seinen verschiedenen Gewändern beschrieben.

Diese Vögel fliegen pfeilschnell und laufen sehr behende; im Sitzen ist das Hintertheil — wie bei mehrern Arten dieser Gattung — fast immer in wackelnder Bewegung. Sie sind sehr scheu und schlau und entfliehen das

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 420; Naumanns Vögel III. S. 76; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 565. §. 8.

her bei nicht genüglich behutsamer Annäherung von Seiten des Jägers, wobei — wie auch auf der Reise, die sie zur Nachtzeit, hoch in der Luft fortstreichend, machen — ihr Laut erst kurz abgestoßen wie Dick, Dick, dann langgezogen pfeifend, wie Dluih, Dluih! ertönt *)

Nicht selten steigt beim Fortstreichen eines Fluges von einem Ort zum andern einer davon hoch in die Luft, schwebt dort geraume Zeit, große Kreise beschreibend und anhaltend laut herum und schießt endlich da, wo er das Gelock von seines Gleichen, oder von entfernter ihm verwandten Vögeln vernimmt, pfeilschnell zu ihnen herab. Im letzt gedachten Falle verweilt er sich jedoch nicht lange, sondern steigt, sobald er seinen Irrthum gewahrt, in schneckenförmig sich verengernden Kreisen wieder bis zur höchsten Höhe hinan, wird dann noch ängstlicher laut als zuvor und streift so lange herum, bis er seine alten oder neue Artkameraden auffindet.

Lange halten diese Vögel sich nicht auf einer und derselben Stelle auf und gern streichen sie von einem Ufer zum andern.

Eine besondere Auszeichnung besteht darin, daß sie, im Frühlinge vorzüglich, stark nach Moschus (Bisam) riechen. Selbst bei ausgebälgten Exemplaren bleibt dieser Geruch lange bemerkbar.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Würmern, Fliegen und andern kleinen Panzer- oder gehäuslosen Insekten. Sie wenden beim Aufsuchen derselben jeden Stein um, den sie zu bewegen vermögen.

Sie machen ihr Geheck meist im höhern Norden, doch geschieht dies in einzelnen Fällen bis in den Mittelpunkt von Europa, so daß man im mittlern Teutschland das Nest bisweilen findet und zwar an den Ufern der Gewässer im Sande, oder auch im Grase. Das Gelege

---

*) Obige Lautbezeichnung — nach Naumann — ist dem Verf. etwas natürlicher vorgekommen, als die Bechsteinsche: Gü, Gü! oder Güe, Güe!

besteht aus drei bis fünf birnförmigen, grünlichweißen, braungefleckten Eiern *).

Das Wildbret des punktirten Strandläufers soll, nach Naumann, sehr vortrefflich, nach Bechstein etwas nach Moschus schmecken.

§. 6.

Der Waldwasserläufer (Totanus glareola, *Temmink*, Waldstrandläufer, Tringa glareola, *Linn.*, kleiner Weißsteiß, Waldjäger) **) bringt den Sommer meist im Norden zu und macht daselbst in großen Waldsümpfen sein Geheck. Teutschland besucht er auf dem Zuge im August und September in geringzählige Flüge vergesellschaftet, auf dem Wiederzuge im März und April einzeln oder paarweise.

Man findet ihn an sandigen Ufern der Flüsse, Seen, Teiche und Sümpfe, besonders wo sie mit Weidig und anderm Strauchwerk besetzt sind. Auch soll er zuweilen bei uns nisten.

Die Beschreibung des Sommergewandes mannbarer Vögel findet sich in der Einleit. S. CCCXXXVI. Art 5. Junge und Herbstvögel sollen, nach Bechstein ***), am Oberleibe heller, und mehr rostgelb als weiß gefleckt seyn.

Der Waldwasserläufer ist weniger scheu als der punktirte; sonst hat er in seinem Habitus, wie in der Zeichnung, vieles mit jenem gemein; von dem er sich je-

---

*) Von der Dauer der Brütezeit, welche in der ersten Auflage — nach Bechstein — zu drei Wochen angesetzt war, wollen wir diesmal schweigen; die desfallsigen Angaben können auf sichern Erfahrungen um so weniger beruhen, da der Vogel nicht oft bei uns nistet. Naumann sagt, mit vierzehn Tagen kämen die Jungen aus.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 677. sp. 11; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 291. Nr. 5; Naumanns Vögel III. S. 79; Meyers Taschenb. II. S. 387. Nr. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 421; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 585. §. 10.

***) S. dessen so eben erschienene Zoologie für Jäger S. 677. Nr. 91.

doch durch mindere Größe, besonders aber auch durch den Laut (s. Einl. a. a. O.) unterscheidet.

Nach Naumann soll er sein kunstloses Nest in großen Bruchern, auf Rasenkusen stellen und mit trocknen Grashalmen ausfüttern; das Gelege aber soll aus vier gelblichgrünen, braungefleckten Eiern bestehen (wenn hierin keine Irrung mit dem punktirten Wasserläufer statt findet).

Er nährt sich mit kleinen Insekten und Würmern. Sein Wildbret soll leckerer seyn, als das irgend einer andern Vogelart aus den Linnéschen Gattungen: Schnepfe (Scolopax) und Strandläufer (Tringa).

§. 7.

Der gefleckte Wasserläufer (Tot. macularia, *Temmink*, gefleckter Strandläufer, Tringa macularia, *Linn.*) *) ist ein eigentlich in Nordamerika und andern Gegenden des höhern Nordens einheimischer Vogel, der — nach Meyer und Temmink — auf seinen Wanderungen nur selten und zufällig die englischen und teutschen Küsten an der Ostsee besucht. Ob er je in das mittlere Teutschland gekommen ist, scheint — nach Leisler — zweifelhaft zu seyn.

Nur sein Sommergewand ist bis jetzt bekannt, und in diesem ist er in der Einleitung, S. CCCXXXVI. Art 6, nach Temmink, beschrieben worden.

Ueber dessen Naturell, Habitus, Nahrung und Fortpflanzung u. s. w. weiß der Verf. nichts zu sagen.

§. 8.

Der trillernde Wasserläufer (Tot. hypoleucos, *Temmink*, gemeiner Strand- und Sandläufer,

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 672. sp. 7; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. (2te Aufl.) S. 342; Meyers Taschenb. II. S. 385. Nr. 3; Leislers Nachtr. 1. Bechst. N. G. T. Heft 1. S. 100; *Temmink* Man. d'ornith. p. 423.

Sandpfeifer, Meerlerche, Fisterlein, Steinpicker, Tringa cinclus, Tr. hypoleucos, *Linn.*) *) hält sich im nördlichen Asien und Amerika, wie in ganz Europa an den sandigen Ufern salziger sowohl als süßer Gewässer auf. Auf dem Zuge — im August und September — kommen, nach der Angabe der gefeiertsten Schriftsteller, zahlreiche Flüge **) dieser Vogelart aus dem höhern Norden nach Teutschland, verweilen sich länger als andere Gattungsverwandte und setzen beim Eintritt der rauhern Nächte die Reise nach Italien und andern südlich europäischen Ländern gesellschaftlich fort. Dort überwintern sie und machen in geringzähligeren Flügen oder paarweise den Wiederzug, auf welchem sie, im April und Mai, größeren Theiles nur kurze Zeit in unsern Gegenden rasten und dann dem Norden zueilen, um dort ihr Geheck zu machen, geringern Theiles aber auch verbleiben, um dies Geschäft an Ort zu Stelle zu betreiben.

Die Beschreibung dieses Vogels in seinen verschiedenen Gewändern findet sich in der Einl. S. CCCXXXVII. Art 7.

Sein Flug ist schnell, sein Lauf sehr behende und im Laufe wiegt er stets mit dem Leibe, ohne mit dem Schwanze zu schnippen.

Sein Laut ertönt, wenn er auf dem Sande herumläuft, hellpfeifend, ungefähr wie Hi—dü, dü, dü! wenn er aber aufgescheucht wird und dann im Zickzack dicht über dem Wasser hineilt, ungefähr wie Titirle! Titirle ***)! Eben diesen Laut vernimmt man auch im August und September oft und anhaltend von Einzelnwesen eines

*) *Gm. Linn.* syst. I. p. 680. sp. 18 et p. 678. sp. 14; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Ausg.) IV. S. 295; dessen Handb. d. Jagdw. I. II. S. 127; Meyers Taschenb. II. S. 589. Nr. 6; Annalen der Wetterauischen Gesellschaft I. I. S. 55 u. 56; Naumanns Vögel III. S. 83: *Temminck* Man. d'ornith. p. 424; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 569. §. 4.

**) Der Verf. sahe mehr als zehn dieser Vögel nie beisammen.

***) Dies soll vermuthlich der Triller seyn, wornach man ihn neuerlich zu benennen für gut gefunden hat.

Fluges, welche, an sonnenhellen Tagen, besonders in den Nachmittagsstunden, hoch empor sich schwingen und da, wie die Lerche auf einer Stelle schwebend, vielleicht untersuchen wollen, ob die Strömung der Luft zur Wanderung in der nächsten Nacht — denn zur Nachtzeit findet diese statt, und alle Glieder der Gesellschaft geben auf derselben den erwähnten Locklaut aus — günstig seyn möge.

Dieser Vogel scheint weniger scheu zu seyn, als er es in der That ist. Er läuft nehmlich, als wäre ihm nichts darum, vor dem zu Lande oder zu Wasser offen sich nähernden Menschen her, entflieht aber gewiß noch zu rechter früher Zeit. Er drückt sich nicht einmal, wie die meisten seiner Gattungsverwandten, vor dem Fischernachen. Annäherung bis auf gehörige Schußweite gelingt nur an solchen Stellen, wo ein hohes Ufer den Schützen so lange verbirgt, bis er in demselben Moment, wo ihn der Vogel erblickt und dann sicher zu entfliehen strebt, den Schuß anbringen kann; immer aber gehört viel Uebung und Schnelligkeit dazu, dies mit Erfolg zu thun *). Auch ist dieser Vogel ein recht eigentlicher Wasserläufer; denn bei dem Erscheinen eines wahren oder vermeintlichen Feindes an dem Rande eines Gewässers, in welchen Wasserpflanzen sich verzweigen, fliegt er dicht über dem Wasserspiegel nur bis zu jenen hin und läuft auf denselben so behende, wie auf dem Lande, fort. In der Noth ist er auch Schwimmer und Taucher, letzteres vorzüglich dann, wenn er eine nicht absolut tödtliche Schußverwundung erhalten hat. Nicht selten steht er auf dicht über dem Wasserspiegel hin sich erstreckenden unbelaubten Aesten des am Ufer befindlichen Gesträuchs, oder auf dürren aus dem Wasser hervorragenden Aesten, oder auf Steinen, die ein wenig über dem Wasser hervorstehen, auf der Lauer nach fliegenden Wasserinsekten, die einen Theil seiner Nahrung ausmachen. Diese besteht überhaupt in kleinen Würmern und Insekten. Er sucht sie, am Ufer umherlaufend, mit großer Emsigkeit

---

*) Oeftere Erfahrung berechtigt den Verf. zu dieser Behauptung.

und verschluckt so vieles und so mancherlei, daß es fast wundersam erscheint, wie das Verdauungsgeschäft schnell genug gefördert werden kann. Daß dem aber doch so sei, dafür sprechen nicht nur die steten Appetitsregungen, sondern auch die so gut von statten gehenden Ausleerungen, in Folge welcher an solchen Stellen, wo stärkere, auf dem Zuge begriffene, Flüge einfallen und rasten, der ganze Rand des Ufers mit den aus einer weißen, strengflüssigen, klebrigen Materie bestehenden Exkrementen gleichsam überzogen ist.

Das Wildbret des trillernden Wasserläufers ist von Geschmack keinesweges thranig, wie sonst hat behauptet werden wollen, sondern nach des Verf. öfterer Erfahrung vortrefflich, und im Herbste auch meist stark mit Fett belegt.

Mit in Milch gequellter Semmel und kleinwürflich geschnittenem Fleisch soll er, nach Bechstein, als Stubenvogel sich lange erhalten lassen, wenn frisches Wasser zum Bade, dessen er in der Gefangenschaft, wie im freien Zustande, sehr oft sich bedient, stets dargereicht wird.

§. 9.

Der grünfüßige Wasserläufer (Totanus glottis, *Bechst.*; Trivialbenennungen: Storch-, Ried-, Pfuhl-, Strand-, Brach-, Regen-, Seeschnepfe, Grünbein, *) soll, nach dem Dafürhalten der meisten Ornithologen, die Sommermonate im Norden von Europa und Asien an sandigen Meer-, See- und Flußufern zubringen, auch dort sein (erstes) Geheck machen. Das mittlere und südliche Teutschland besucht er als Zugvogel, im Frühlinge, von der Mitte des Monats

*) Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 249; Tot. fistulans, ebendas. S. 241 (junger Vogel); Leislers Nachtr. z. Bechst. N. G. T. I. S. 87. II. S. 185 ff.; Laurops und Fischers Sylvan 1816, S. 49 ff.; Naumanns Vögel III. S. 52; *Temmink* Man. d'ornith. p. 425.

April an bis in den Mai einzeln oder paarweise, ohne lange sich zu verweilen. Am Rheine wurde er in der Mitte des Monats Julius mehrmals schon wieder einzeln, im August *) öfter, im September am häufigsten gefunden, und zwar meist an abgelegenen flachufrigen, von der Sonne beschienenen, sandigen Stellen der Altwasser, welche durch Bettveränderung großer Flüsse entstanden sind. Bei hohem Wasserstande sucht er ähnliche Stellen an Seen, Lachen, Teichen und Brüchen auf, und da hat man ihn im Frühlinge vorzüglich zu suchen. Im Oktober verläßt er unsere Gegenden, um den Winter in wärmeren zuzubringen und dort wahrscheinlich das zweite Geheck zu machen.

Die Beschreibung dieses Vogels nach dem bisher nur bekannt gewordenen Jugend- und Sommergewande hat der Verf. in der Einleitung, S. CCCXXXVIII, nach Temmink, geliefert. Eben daselbst (in der ersten Anmerkung) findet man auch die verschiedenen Ansichten zweier berühmten Ornithologen — des Hrn. Temmink und des verstorbenen Hrn. Leisler — über die Mauser des grünfüßigen Wasserläufers. Letzter will nehmlich, selbiger mausere sich nur einmal im Jahre, erster hingegen nimmt, wie bei den übrigen Arten der Gattung: Totanus, auch bei dieser alljährlich eine doppelte Mauserung an.

Er sagt in dieser Beziehung Folgendes **):

„Ich habe zu Anfange der Frühlingsmauser Exemplare erlegt, an welchen die tiefschwarzen Federn auf dem Oberrücken noch nicht oder nur sehr einzeln vorhanden waren; dies läßt mich muthmaßen, daß (an diesem Körpertheile) im Winter das Gefieder grauröthlich seyn möge

---

*) Der Hr. Forstrath Fischer äußert im Sylvan 1816, S. 58, die Vermuthung: „der grünfüßige Wasserläufer möge, da er seine Hinreise nach dem Norden so spät antrete und auf der Rückreise so bald wieder zu uns komme, vielleicht schon im nördlichsten Teutschland und in den anstoßenden Ländern, an unzugänglichen Stellen der dortigen Sümpfe und Gewässer nisten." Der Verf. tritt dieser Meinung mindestens in Rücksicht der Rückkömmlinge im Julius und August bei.

**) S. dessen Man. d'ornith. d'Eur. p. 487. Remarque.

und daß alle Federn an dem obern Theile des Rückens dann schwarz geschäftet und braun und weißlich gefleckt erscheinen, zugleich aber die langen Flügeldeckfedern mit einem doppelten, weißen und braunen Bande eingefaßt seyn durften. Bei allen dergleichen Exemplaren fanden sich auch die länglich runden Flecken nur am Vorderhalse, alle übrige Theile des Unterkörpers waren rein weiß."

Dieser Vogel fliegt schnell: auf der Wanderung, die er, nach Hrn. Fischer *), nicht, wie die meisten andern Sumpfvögel, zur Nachtzeit oder in der Dämmerung, sondern gewöhnlich Morgens nach Tagesanbruch und Nachmittags gegen 4 Uhr anstellt, hoch in der Luft; aufgescheucht, aber doch so sehr nicht verschüchtert, daß er seinen momentanen Aufenthalt ganz zu verlassen strebt, streicht er nahe über dem Boden oder Wasserspiegel hin. Sein Lauf ist sehr behende, und zwar nicht allein am Strande, auf dem Trocknen, sondern auch dann noch, wenn er bis über die Knie sich im Wasser befindet.

Er ist sehr gesellig mit, und sehr anhänglich an seines Gleichen. Ersteres geht daraus hervor, daß er auf der Reise in mehr oder minder zahlreichen Flügen sich vergesellschaftet; daß auch dieser gesellige Verein da sich nicht leicht auflöst, wo gerastet werden soll; daß vielmehr im September **) gegen Abend mehrere Flüge in Schaaren von hundert Stücken und mehr sich zusammenschlagen, an des Rheines Altwassern beisammen übernachten, und erst am andern Morgen, um Nahrung zu suchen, wieder flugweise sich absondern. Anhänglichkeit an einander beurkunden diese Vögel dadurch, daß wenn unter einen Flug geschossen wird, die gesund davon gekommenen nicht gleich ihr Heil in der Flucht suchen, sondern den oder die Todten oder Verwundeten anhaltend umschwärmen, so daß dem Jäger oft Zeit genug bleibt, noch einen zweiten Schuß mit Erfolg anzubringen.

---

*) Sylvan 1816, S. 55.

**) ebendas. S. 57.

Kommt auf dem Zuge oder Striche ein Individuum zufällig von dem Fluge, dessen Mitglied es war, ab; so schlägt es sich nicht nur zu andern Gattungs-, sondern auch zu entfernteren Ordnungsverwandten, besonders zu den Kiebitzen.

Nach Leisler und Naumann ist der grünfüßige Wasserläufer so scheu, daß man ihm nicht wohl anders als im Kahne (Nachen, Schellig) soll schußmäßig ankommen können. Hrn. Fischers vielfältige und des Verfs. eigne — jedoch nur einmalige — Erfahrung stimmt damit nicht überein. Dieser nach gehört unser Vogel nicht zu den ausgezeichnet scheuen.

Vieles mag hiebei wohl darauf ankommen, ob derselbe — wie am Mainufer durch das Schiffziehen — sehr beunruhigt wird, oder nicht. Der Verf schlich sich hinter einem Teichdamm an einen Flug von vierzehn Stück, ohne große Vorsicht zu gebrauchen, und schoß davon zwei auf einen Schuß im Sitzen, den dritten im Fluge, indem die nach dem ersten Schuß noch Gesunden ihre todten Kameraden umschwärmten.

Der Locklaut des grünfüßigen Wasserläufers ertönt hellpfeifend ungefähr wie Gia, Gia! Er gibt ihn meist nur im Fluge aus. Beim Einfallen und von beisammensitzenden Gesellen vernimmt man — nach Hrn. Fischer — einen leisern Pieplaut, der viele Aehnlichkeit mit jenem hat, welchen die auf einander stechenden Waldschnepfen von sich hören lassen. Naumann bezeichnet diese Gesellschaftssprache durch: Kick! Kick! Des Schreckenslauts — ein heiseres Kräh! — welchen eben genannter Schriftsteller diesem Vogel beilegt, thut Hr. Fischer — dem ich hier durchgängig gefolgt bin — keine Erwähnung; er wird ihn also wohl vom grünfüßigen Wasserläufer eben so wenig vernommen haben, als ich einen dieser Wortbezeichnung nur einigermaßen ähnlichen von irgend einem Sumpfvogel.

Die Hauptnahrung dieses Wasserläufers besteht, wie

man jetzt zuverlässig weiß *), aus kleinen Fischen; nächst diesen nimmt er — nach Temmink — kleines Muschelwerk und Laich; nach Naumann — im Nothfall vielleicht — auch Wasserinsekten und Würmer an.

Ueber den Standort und den Bau des Nestes und über die Zahl, Farbenzeichnung und Gestalt der Eier, aus welchen das Gelege besteht, wissen wir noch nichts.

Wo dieser Vogel häufig vorkommt, oder längere Zeit sich aufhält, darf er, als der Fischbrut nachstellend, allerdings zu den mehr schädlichen als nützlichen gerechnet werden.

Das Wildbret soll, nach Hrn. Bechstein, einen etwas schlämmernden, nach Hrn. Fischer — der Nahrung des Vogels gemäß —, einen etwas thranigen Geschmack haben, dieser jedoch durch Abhäutung gänzlich beseitigt werden können und dann das übrige Wildbret ein recht gutes Tafelgericht liefern. Des Verfs. Erfahrung beschränkt sich in dieser Beziehung — wie überhaupt seine Bekanntschaft mit diesem Vogel — auf die drei Exemplare, welche er, wie oben gesagt, erlegt hat. Von diesen wurde eins ausgebälgt, und, mit den zwei andern nicht abgehäuteten, als Ragout verspeis't. Nach dieser Zubereitung war weder etwas Schlämmerndes, noch etwas Thraniges wahrnehmbar; wohl aber ein sardellenartiger Geschmack — es versteht sich, daß dies nicht in Erwägung kommen würde, wenn zur Gewürzbrühe sonst Sardellen genommen worden wären — sehr hervorstechend, übrigens das Wildbret zart.

Dieser Wasserläufer ist, nach Naumann, einer der besten Lockvögel auf dem Sumpfheerde, indem die meisten Vögel aus den Linnéischen Gattung Scolopax und Tringa seinem Gelock vorzüglich folgen sollen.

§. 10.

In Rücksicht des Jagdbetriebes bei den in gegenwärtigem Kapitel beschriebenen Vögeln bemerke man Folgendes:

---

*) S. Leislers Nachträge a. a. O.

Mit Ausnahme des grünfüßigen Wasserläufers (§. 9.), der, seiner Stärke (Größe) nach, am sichersten mit (Goslarischem) Schrot von Nr. 6 erlegt wird, bediene man sich zur Ladung der Flinte des sogenannten Vogeldunstes. Die weiteste Entfernung, aus welcher man, bei dem geringen eigenthümlichen Gewicht jedes einzelnen, so sehr kleinen Schrotkornes, auf Durchschlag (Durchdringen durch das Gefieder und Wildbret und Eindringen bis in die edelsten Theile) und also auf absolute Tödtlichkeit des Schusses rechnen darf, beschränkt sich auf 30 bis 35 Schritt.

Bei dem schnellen, zum Theil unregelmäßigen Fluge aller hierher gehörigen Vögel gehört für den Jäger, außer dem Geübtseyn im raschen Fertigwerden und Auffassen des Zielpunktes beim Flugschießen, noch das dazu, daß, wenn er den seitehalben vorbeifliegenden Vogel treffen will, er mindestens vor der Schnabelspitze das Abkommen zu finden suchen muß. Eben so verhält es sich, wenn der Vogel läuft; gerade umgekehrt, wenn der Schütze einen stillsitzenden Vogel aus dem stromabwärts treibenden Kahne (Nachen, Schellig) erlegen will. In diesem Falle muß er schießen, wenn er an der Schwanzspitze abkommt.

Zug- und Wiederzugszeit bestimmt den zum Jagdbetriebe geeigneten Zeitraum und es versteht sich von selbst, daß die wenigen Wasserläuferarten, welche bei uns ihr Geheck machen, in der Brütezeit geschont werden müssen.

Von den im Vorherigen beschriebenen Totanusarten ist eine einzige — Tot. calidris (§. 3.) — nur im Sümpfen und an den Rändern derselben zu suchen; diese wird bei der Sumpfschnepfenjagd, von welcher das 21ste Kapitel das Ausführlichere liefern soll, gelegentlich mit erlegt. Eben so verhält es sich mit einigen der übrigen Wasserläufer, welche an Sumpf-, Teich- und Seerändern zuweilen einfallen (§. 2. 5. 6. 9).

Andere Jagdbetriebsmethoden — von denen zum Theil im 18ten Kapitel schon die Rede gewesen ist — müssen bei den Arten der Gattung Totanus, welche an

den sandigen Rändern offener und fließender Gewässer meist oder immer sich aufhalten (§. 2. und §. 4. bis 9.), in Anwendung gebracht werden.

Für den grünfüßigen Wasserläufer (§. 9.) empfiehlt Hr. Fischer *), aus am Rheine gemachter Erfahrung, den Anstand auf den Einfallplätzen Nachmittags um 4 Uhr. Aufstellung von ausgestopften Exemplaren und Nachahmung des Locklautes mit dem Munde oder mit der Lockpfeife soll häufigern und schnellern Einfall vermitteln. Sicherer würde derselbe gewiß durch eigne, im Zimmer zu diesem Zweck unterhaltene, Lockvögel dort bewirkt werden; schwerer vielleicht am Maine, wo dieser Vogel, aus dem §. 9. angeführten Grunde, bei weitem scheuer sich bezeigt.

Der einzelne Jäger, dem es darum zu thun ist, am Ufer der Gewässer sich aufhaltende Wasserläufer zu schießen, kann diesen Zweck sowohl vom Wasser, als vom Lande aus erreichen.

Im erstgedachten Falle setzt er sich — mit einer doppelläufigen Flinte (Zwilling) versehen — unterhalb der bekannten Einfalls- und Aufenthaltsstellen an den Rändern der offenen Gewässer in einen Kahn (Nachen, Schellig), läßt diesen durch einen des Kahnfahrens kundigen Mann, in der Entfernung vom Ufer, aus welcher er selbiges genau übersehen kann, bis über die Stelle hinaus, wo er auf der Fahrt Vögel, derer er habhaft zu werden wünscht, einzeln oder flugweise, sitzen oder laufen sahe, steuern. Dort wird das Fahrzeug bis zur gehörigen Schußweite gegen das Ufer geführt, dann gewendet. Dann läßt der Fährmann selbiges so geräuschlos und langsam als möglich stromabwärts treiben; vom Jäger aber wird der erste Schuß wo möglich im Sitzen, der andere im Fluge, so gut als die Umstände und die Geschicklichkeit des Schützen es gestatten, angebracht. Diese sicherste und Erfolg versprechendste Jagdbetriebsart ist indessen mit Zeit- und Geldaufwande verbunden

---

*) Sylvan 1816, S. 62.

und demnach mehr für den Jagdliebhaber, als für den dienstleistenden Jäger. Letzter muß sich daher in Gegenden, wo er seine Mühe belohnt zu sehen hoffen darf, auf Annäherung vom Lande aus beschränken. Diese kann am füglichsten bewirkt werden: 1. vermittelst des Schießpferdes, wobei nach der Th. 1. S. 84. §. 44. gegebenen Vorschrift zu verfahren, zugleich aber zu bemerken ist, daß selbiges an schiffbaren Flüssen, auf welchen die Fahrzeuge durch Pferde gezogen, und so die Ufervögel öfteren Beunruhigungen ausgesetzt sind, nicht mit Erfolg gebraucht werden kann; 2. vermittelst des Strauches, von dessen Beschaffenheit und Anwendung im vorhergehenden 18ten Kapitel schon die Rede gewesen ist; 3. vermittelst des Schildes (Th. 2. S. 281 (unten) und S. 307).

Mit einem dieser Annäherungshülfsmittel versehen, begibt sich der Jäger in die Gegend, wo er Ufervögel zu treffen weiß oder hoffen darf, nähert sich den aus der Ferne wahrgenommenen so, daß er auf seiner linken Seite gedeckt ist, nach und nach bis auf gehörige Schußweite und schießt, wenn und wo er den besten Erfolg erwarten kann.

Bei zufälliger Wahrnahme solcher Gäste — welche die Hausfrau in der Regel eben so gern in der Küche einbringen sieht, als der Ornitholog sie untersucht oder in seine Sammlung aufnimmt — muß ein hohes Ufer, ein genüglich tiefer Graben, oder umstehendes Gesträuch zum Anschleichen benutzt werden; dabei aber der Jäger stets schußfertig seyn, um so schnell als möglich schießen zu können, wenn — was fast immer der Fall ist — der einzelne Vogel oder ein ganzer Flug in dem Moment aufstiebt und fortstreicht, wo der Jäger aus seiner Verborgenheit hervortritt.

Besserer Erfolg wird — in Ermangelung der obigen Annäherungshülfsmittel — die Landjagd krönen, wenn längs jedem der beiden Ufer ein geübter Schütze — so gut als möglich verborgen oder gedeckt — hinschleicht. Jeder muß während deß stets Acht darauf haben, wo ein

am jenseitigen Ufer herausstiebender Vogel, welcher vom Kameraden gefehlt wurde oder mit dem Schusse nicht erreicht werden konnte, wieder einfällt. Der, auf dessen Uferseite dies geschieht, schleicht dann mit verdoppelter Vorsicht hinan, während der andere wenigstens um sechzig bis achtzig Schritte zurückbleibt und den Vogel im Gesicht zu behalten strebt. Sollte selbiger die Einfallsstelle laufend verlassen; so muß dem im Anschleichen begriffenen Jagdgenossen die Richtung, welche der Vogel im Laufe nimmt, oder die Stelle, wo derselbe sitzen bleibt, durch verabredete Winke und Merkzeichen angedeutet werden.

Was hier vom einzelnen Vogel gesagt worden, das gilt auch vom ganzen Fluge.

Bei dieser Landjagd darf ein gehorsamer, stets hinter seinem Herrn ruhig her gehender Hühnerhund, der es nicht scheuet, aufs Geheiß sich in den reißendsten Strom zu stürzen, nicht fehlen, weil der herausstiebende Vogel meistentheils dem jenseitigen Ufer zueilt, und, vom Schusse getroffen, in das Wasser fällt, also nur mit Hülfe des Hundes sicher in die Hand des Jägers gelangen kann.

§. 11.

Sämmtliche Arten der Gattung Wasserläufer — mit Ausschluß des Gambett-Wasserläufers (§. 3.) — fangen sich, wenn sie an Wasserrändern sich aufhalten, nach Naumann sehr gut in Laufdohnen, welche auf folgende Art verfertigt und gestellt werden *): Man zieht in die Ritzen kleiner Fingers starker oder etwas schwächerer Weiden- oder Haselstäbchen, deren Länge sich nach der mehreren oder minderen Lockerheit des Bodens richtet und welche am stärkeren Ende zugespitzt geschnitten werden, zwei, aus vier langen schwarzen Pferdehaaren zusammengedrehte Schleifen — eine von beiläufig 4 bis 4½″ von einander entfernt — ein und so auf, daß die auf diese Weise entstehenden Schlingen vom stärkern Ende des

*) S. Naumanns Vögel III. S. 82.

Stäbchens nach dem dünnern Ende hin gerichtet stehen. Mit einer hinlänglichen Zahl solcher Stäbchen versehen, begibt man sich an die bekannten Einfallestellen der Wasserläufer und anderer Ufervögel, steckt von zwei Stäbchen das eine genau am Wasserrande, das andere tiefer im Wasser, schief gegen einander gerichtet und so in den Sand ein, daß die neben einander hängenden Schleifen mit dem untern Bogen 4 bis $4\frac{1}{2}''$ über dem Wasser stehen, und daß oben die beiden Stäbchen sich um etwas weniges kreuzen. Da, wo die Stäbchen sich kreuzen, werden sie mit einem erdgrauen Faden zusammengebunden. Auf eben diese Weise steckt man zwei andere Stäbchen dicht neben jenen ein, so zwar, daß die äußern unten beiläufig 2'' über dem Boden sich kreuzen. Höher landeinwärts verfährt man gleichmäßig mit dem dritten und vierten Stäbchenpaare, und bildet so eine in die Quere fortlaufende, zusammenhängende, aus acht Stäbchen und sechzehn Schleifen bestehende Stellung, in welcher auf dem Trocknen die Schleifen eben so hoch über dem Boden hängen, als bei dem erstgedachten Stäbchenpaare über dem Wasser.

Solche kleine Stellungen bringt man längs dem Sandheger (Kiesgrunde), beiläufig zwanzig bis dreißig Schritt von einander entfernt, mehrere und zwar so viele an, als der Schleifenvorrath und der Zug des Sandhegers es gestattet.

Nach des Verfs. Erfahrung gelingt dieser Fang mit Laufdohnen, wenn je acht und acht Schleifen, wie bei den Drosselbastdohnen, in so langen Baststrehnen fest eingeflochten und die Enden dieser Strehnen an drei genüglich langen Gabelstäbchen festgebunden werden, am besten, wobei übrigens die fernere Stellung ganz so bleibt, wie Naumann sie vorzeichnet.

Oftmaliger Besuch der ganzen Stellung, um die Gefangenen auszulösen, ist jedoch begreiflicher Weise nöthig, weil sonst Raubthiere, Raubvögel und andere dazu nicht Berufene früher als der Jäger dies Geschäft verrichten möchten.

Nach einer gefälligen Mittheilung, welche dem Verf. von seinem sehr werthen Freunde, dem Hrn. Forstrath

Fischer zu Karlsruhe *), gemacht worden ist, sollen die stärkeren (größeren) Totanusarten bei dem sogenannten Entenstellen am Rhein nicht selten mit gefangen werden. Aufstellung ausgestopfter Exemplare von Tot. glottis und Tot. fuscus, oder — besser noch — lebender Lockvögel dieser Arten, dürften noch öftern Fang bewirken. Häufiger noch, besonders auf das Gelock des grünfüßigen Wasserläufers (§. 9.), werden alle Totanusarten auf dem Sumpfheerde, dessen Beschreibung dem Kapitel von den Sumpfschnepfen vorbehalten bleibt — wo auch der Leser das Naumannische Universalfutter der erforderlichen Lockvögel kennen lernen soll — gefangen.

Jedoch bemerkt der Verf., daß er, außer der Laufdohnenstellung, über den Erfolg der beschriebenen Fangmethoden aus Erfahrung nicht urtheilen kann.

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Sumpfläufern oder Sumpfwatern (Limosa, *Leisler*).

---

§. 1.

Linné, und mit ihm alle Ornithologen der ältern Zeit rechneten die in gegenwärtigem Kapitel vorkommenden, in Teutschland seltenen — deshalb eben, nach dem Dafürhalten des Verfs., für den Jäger wichtigen — Sumpfvögel zur Gattung Schnepfe (Scolopax).

---

*) S. unten Kapitel von den wilden Enten, Fang mit Schlagnetzen am Rheine.

Dem für die Wissenschaft viel zu früh verstorbenen Medicinalrath Leisler zu Hanau war es vorbehalten, die Verwirrung, welche in Rücksicht der Linnéischen Gattungen Scolopax und Tringa herrschte, zu heben, indem er — nachdem Bechstein (in seinem ornithologischen Taschenbuche, dann in der zweiten Ausgabe seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Teutschlands), und Meyer (in seinem Taschenbuche der teutschen Vogelkunde), Brisson und Latham folgend, aus den genannten beiden Gattungen schon die Gattungen Numenius, Totanus und Vanellus ausgeschieden und dadurch schon viel aufgehellt hatten — von den so entstandenen fünf Gattungen noch die sechste nach bestimmt unterscheidenden Eigenthümlichkeiten (Einl. S. CCCXXXIX, Gatt. 64.) trennte und selbige — nach Brisson — mit dem lateinischen Namen Limosa und mit dem teutschen Sumpfläufer belegte. Diese teutsche Benennung hat ganz neuerlich Bechstein in seiner Jagdzoologie treffender noch — wie es dem Verf. dünkt — in Sumpfwater umgeändert.

§. 2.

Der schwarzschwänzige Sumpfläufer oder Sumpfwater (Limosa melanura, *Leisler*; Trivialbenennungen: Große Pfuhlschnepfe, rothe Oftrüte, Geiskopfschnepfe, Seeschnepfe, große rostgelbe Uferschnepfe) bringt den Sommer in Holland, wo er sehr häufig vorkommt, und im nicht ganz hohen Norden von Europa und Asien zu, kommt im Herbste schaarenweise nach dem südlichen Rußland; in die Schweiz und nach Teutschland im Julius und August in geringzähligen Flügen selten, seltener noch im Frühlinge.

Die Beschreibung dieses Vogels findet sich bereits in der Einleitung am §. 1. angezeigten Orte *).

---

*) Den dort bei den Beschreibungen der verschiedenen Gewänder angeführten Synonymen ist noch beizufügen: *Temmink* Man. d'orn. p. 439; Naumanns Nachträge Tab. 37. Fig. 73.

Er ist nicht eben scheu, hält jedoch den Hund nicht so gut aus, als die Sumpfschnepfen und dies wohl aus dem Grunde, weil er nicht, wie jene, den Tag über stille liegt, sondern nach der Nahrung auf dem Freien umherläuft. Der Flug ist schnell, der Lauf behende.

Sein Laut besteht in einem hellen Pfeifen.

Er hält sich in Sümpfen und an sumpfigen Rändern der Flüsse, Seen, Teiche und Gräben auf. Nach Naumann soll er sich im August gemeiniglich in der Gesellschaft des Gambett-Wasserläufers (K. 19. §. 3.) befinden.

Das Nest wird auf Schilf- und Binsenkufen, oder im hohen Grase der horstigen (erhöhten) Stellen des Aufenthaltsorts gestellt. Das Gelege enthält (gewöhnlich) vier Eier. Diese sind 2'' lang, 1½'' dick, und auf dunkel olivenfarbigem (grünlich grauem) Grunde, am dicken Ende häufig, sonst sparsam, mit großen blaßbraunen Flecken besetzt *).

Die Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, Würmern und Froschlaich.

Das Wildbret ist zart und, wie die Eier, sehr wohlschmeckend.

§. 3.

Der rostrothe Sumpfläufer oder Sumpfwater (Limosa rufa, *Brisson;* vulgo fuchsrothe Schnepfe, rothe Uferschnepfe, kleiner Keilhaken, Blaufuß) **) bewohnt den Sommer über Sümpfe und nasse Wiesen in England, Dänemark, Schweden, Lappland und in anderen Gegenden des nördlichen Europa, macht auch daselbst sein Geh[e]ck. Teutschland besucht er, wie es scheint, nur auf dem Zuge im August und September, auch dann nicht häufig und in geringzähligen Flügen

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 430 und Leislers Nachträge Heft II. S. 153. Beide Schriftsteller sprechen nach eigner Wahrnehmung in Holland hierüber, wie oben gesagt, sich aus.

**) Scolopax Lapponica, *Gm. Linn.* syst. ed. 12. p. 246. sp. 15; Barge rousse, *Temmink* Man. d'ornith. p. 431; Naumanns Vögel III. S. 31.

oder einzeln mit Numenius arquata vergesellschaftet. Wie dieser fällt er auch auf Brachäckern ein.

Die Beschreibung dieses Vogels nach dem bis jetzt nur bekannten Jugend- und Sommergewande ist in der Einleitung, S. CCCXLI, unter Art 2. geliefert worden.

Er ist sehr scheu, fliegt schnell und läuft behende. Seinen Laut bezeichnet Naumann durch Käck, käck, käck! — Weiter ist über den Habitus und über Fortpflanzungsgeschäftsbetrieb nichts bekannt.

Nahrung: wie bei der vorhergehenden Art.

Zartheit und Wohlgeschmack des Wildbrets wird sehr gerühmt.

§. 4.

Der Meyerische Sumpfläufer oder gelbe Sumpfwater (Limosa Meyeri, *Leisler*; vulgo graue Ostrüte) *) hat zeither nur an den Küsten der Nord- und Ostsee öfters, höchst selten im Innern Teutschlands im August sich sehen und habhaft werden lassen. An den gedachten Küsten erscheint er — wie Limosa melanura (§. 2.) — aus Osten kommend, theils einzeln, theils in geringzähligen Flügen von seines Gleichen, auch mit Limosa melanura vergesellschaftet. Er scheint von da seine weitere Wanderung mehr längs der Gestade des Meeres, als längs der Ufer der Flüsse nach südlicheren Gegenden hin fortzusetzen, um dort zu überwintern.

Was der Verf. über die verschiedenen Gewänder, in welchen dieser bei uns noch wenig bekannte Vogel beobachtet worden ist, in bewährten Schriften auffinden konnte, hat er in der Einleitung, S. CCCXLII, unter Art 3. mitgetheilt.

Alte Vögel dieser Art erscheinen und leben meist einzeln oder paarweise, sind äußerst scheu und achten auf kein Gelock. Wo mehrere flugweise beisammen sind, vernimmt man einen Locklaut, welcher dem des schwarz-

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 434.

schwänzigen Sumpfwaters fast gleich ist. Sie bewegen sich im Fluge schnell und gewandt, im Laufe mit vieler Behendigkeit.

Auch sie scheinen sich an sumpfigen Orten vorzugsweise aufzuhalten und mögen an solchen — wahrscheinlich in der Gegend des arktischen Kreises — ebenmäßig ihr Geheck machen.

Ihre Nahrung wird vermuthlich der der übrigen Sumpfwater gleich und ihr Wildbret nicht weniger lecker seyn, als das von jenen *).

§. 5.

Jagd und Fang beschränkt sich bei so seltenen Vögeln, wie die Sumpfwater bei uns es sind, auf das Gelegentliche und Zufällige beim Betriebe der Jagd und des Fangs auf Sumpfschnepfen, wovon im nächstfolgenden Kapitel ausführlich gehandelt werden wird.

Sollte übrigens dem wahren Jäger oder Jagdliebhaber einer dieser seltneren oder sehr seltenen Vögel an einer freien Stelle, wo die Oertlichkeit unbemerkbares Anschleichen unmöglich macht, zu Gesicht kommen und in der Umgegend sich irgend Gelegenheit zur Verfertigung eines sogenannten Strauches — eines leichten, transportabeln Schirmes, welcher zwischen einem aus dünnen Hasel- oder Weidenstäben zusammengebundenen Doppelrahme, mit belaubten Zweigen ausgefüllt ist — darbieten; so ist diese in möglichster Eile zu benutzen, um von dem Strauche den aus den vorhergehenden Kapiteln schon bekannten Gebrauch, bei successiver Annäherung im Vorbeigehen unter dem Winde, zu machen. Wo dies Zeit und Umstände nicht gestatten, bleibt freilich nichts übrig, als das möglichst schnelle scheinbare Vorbeilaufen unter dem Winde. Bisweilen wird es gelingen, auf diese Weise den schlauen

*) Die obigen naturgeschichtlichen Bemerkungen sind meist von Bechstein, dann von Leisler und Temmink entlehnt. Eigne Wahrnehmung konnte den Verf. nirgends leiten.

Fremdlingen auf Schußweite anzukommen, keineswegs aber ist mit Sicherheit auf glücklichen Erfolg zu rechnen. Dem Verf. hat indessen dieser Kunstgriff bei sehr scheuen Vögeln öfters gute Dienste gethan.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Sumpfschnepfen oder Bekassinen *).

---

§. 1.

Diejenigen recht eigentlich der Ordnung Sumpfvögel angehörigen Federwildarten, von welchen in ornithologischer, wie in weidmännischer Rücksicht hier das für den Jäger Wissenswürdige vorgetragen werden soll, sind — mit Einschluß der Waldschnepfe (Scolopax rusticola), welcher, des höhern Interesses wegen, das bei ganz eignem Jagdbetriebe der Weidmann an derselben nimmt, im Vorhergehenden ein besonderes Kapitel gewidmet worden ist **) — die einzigen, welche bei der (nach Kap. 20. §. 1.) in der neuern und neuesten Zeit erfolgten Aus- und Abscheidung aus der Linnéschen Gattung Schnepfe (Scolopax) als derselben wahrhaft zukommlich erkannt wurden.

Die charakteristischen Auszeichnungen der Gattung Scolopax finden sich in der Einleitung, S. CCCXLIII.

---

*) Obige ursprünglich französische Benennung Becassine unterscheidet besser als die teutsche Sumpfschnepfe die hier vorkommenden Vögel von der Waldschnepfe (franz. Becasse); denn letztere hält sich ja auch oft auf sumpfigen, mit Strauchwerk bestockten Orten auf.

**) Das dritte Kapitel der gegenwärtigen Abtheilung (Th. II. S. 105).

§. 2.

Die Mittelschnepfe (Scolopax media, *Frisch*, Scolopax major et paludosa, *Gm. Linn.*; auch bei den Jägern genannt: große Pfuhlschnepfe, Doppelschnepfe, Doublette, große Bruch-, Sumpf-, Moor-, Ried- und Wasserschnepfe, Stick-up (Stick-up — im Plattteutschen so viel als steig auf —) *) ist ein Zugvogel, der in den meisten Provinzen Teutschlands vom August an bis zum Eintritt des ersten Frostes einzeln gefunden wird **), zur Zeit des Wiederzuges, im April, sich in der Regel höchstens nur zwei Tage aufhält, zuweilen aber auch, wie die Waldschnepfe, im nördlichen Teutschland den Sommer über Stand hält und ihr Geheck macht. Gewöhnlich geschieht dies in nördlicher gelegenen Ländern, wo sie überhaupt häufiger angetroffen wird, z. B. in Polen, Rußland ꝛc. auch in Nordamerika. In England soll sie wie die Wald- und übrigen Sumpfschnepfen überwintern ***); doch mag dies in südlicher gelegenen Ländern wohl häufiger der Fall seyn.

Eine kurze Beschreibung des ältern Vogels, welche hinreichen wird, ihn zu erkennen, ist in der Einleitung — nach Temmink — S. CCCXLIV geliefert worden. Flugbare Junge vom Jahre sind am ganzen Körper, besonders auf dem Rücken und an den Flügeldecken sehr stark gefleckt; bei ihnen sind die vier Seitenfedern des Schwanzes nicht rein weiß, sondern gelblich weiß, die übrigen haben keine weißen Spitzen.

Diese größte unter den Bekassinen bezeigt sich mehr

---

*) Frisch Vögel Tab. 228; *Gm. Linn.* syst. I. p. 661. sp. 35 et 36; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 180. Nr. 2; Meyers Taschenb II. S. 362; Annalen der Wett. Gesellschaft I. II. S. 352; *Temmink* Man. d'ornith. p. 438; Naumanns Vögel III. S. 11; Winckells Handb. f. Jäger (1ste Aufl.) II. S. 646. §. 3.

**) Von der Mitte des Augusts bis gegen Ende des Septembers ist der Zug und Einfall bei uns am stärksten.

***) S. Versuch über Gewehrfabriken, die Schießkunst und das Jagdwesen; aus dem Engl. übers. v. Timäus. Leipzig bei Reinicke 1792.

furchtsam als scheu und hält, besonders an sonnenhellen, warmen Tagen, da sehr gut aus, wo sie liegt. Ihr Flug ist weniger schnell und irregulär als bei andern Vögeln dieser Gattung, und immer fällt sie bald wieder ein, wenn sie aufgesprengt wird.

Ueber den Laut derselben weiß ich eben so wenig mit Bestimmtheit etwas zu sagen, als andere Schriftsteller; doch fand ich im Monat April der Jahre 1806 und 1807 mehrere Sumpfschnepfen dieser Art in einem und demselben Waldsumpfe am Tage, schoß auch ein Paar Exemplare, ohne Bekassinen anderer Art an dem Orte anzutreffen. An einem dieser Tage führten mich Geschäfte anderer Art in der Abenddämmerung wieder an diesen Ort. Ich vernahm daselbst oft hinter einander und in mehreren Absätzen einen Vogellaut, welcher durch die Sylben Stick-up! ziemlich treffend bezeichnet werden kann. Kurz darauf sahe ich in der Gegend, aus welcher her der Laut erschallte, eine Sumpfschnepfe auffliegen, welche der Mittelschnepfe an Größe gleich zu seyn schien. Da nun am Tage bei der Suche ich Bekassinen anderer Art dort nicht gefunden hatte; so entsteht die wahrscheinliche Vermuthung, daß der Mittelschnepfe der Laut Stick-up eigen sei — wenigstens im Frühlinge während der Paarzeit — und daß sie daher die Trivialbenennung Stick-up möge erhalten haben.

Ihre Paarung erfolgt gleich nach der Ankunft auf dem Sommerstande.

Das Weibchen legt auf einem trocknen Binsenhügel drei bis fünf olivenfarbene, dunkelbraun groß und klein gefleckte, zuweilen noch rostgelb gestreifte Eier in ein blos mit einigen Grashalmen und Federn umlegtes Nest. Da der Herbstzug früh beginnt, kann dieser Vogel nur ein Geheck bei uns machen.

Die Mittelschnepfe hält sich, wie andere Bekassinen, in Sümpfen und am liebsten in solchen auf, die hin und wieder mit Gesträuch besetzt sind; doch fällt sie öfter als die übrigen auf trockneren Stellen ein. Man findet sie auch an Teichrändern, die mit kurzem Riedgrase besetzt sind,

im Herbste gleichfalls in feuchten, doch nicht ganz nassen und nicht mit zu hohem Grase bestandenen Wiesen, wenn diese mit Gräben durchschnitten sind.

Ihre Nahrung besteht aus Gewürm, kleinen nackten Schnecken und Käfern.

Das Wildbret ist ungemein lecker von Geschmack, vorzüglich im Herbste, wo es oft so stark mit Fett belegt ist, daß die Haut berstet, wenn der geschossene Vogel aus der Luft herabfällt.

§. 3.

Heerdschnepfe *) (Scolopax gallinago, Heerschnepfe, gemeine Bekassine, Himmelsziege, Kätschschnepfe, auch kleine deutsche Pfuhlschnepfe) **) ist ein Zugvogel, der zu seiner Zeit in den meisten Gegenden der bekannnten Welt angetroffen wird. In Teutschland kommt sie im März und April an, macht auch nicht selten ihr Geheck bei uns. Gegen Ende des Septembers beginnt der Herbstzug und dauert bis Frost einfällt. Im Hannöverischen habe ich sie, wenn die Moore schon größtentheils zugefroren waren, an offenen Stellen noch häufig geschossen, und mitten im Winter findet man sie zuweilen an offenen, warmen Gräben. Deshalb glaube man aber nicht, daß sie ihren Stand dann gar nicht verließe, sondern dies sind, wie die in England überwinternden, solche Vögel, die den Sommer im hohen Norden zubrachten und sich auf der Herbstreise zufällig verspätigten. Im nördlichen Teutschland werden sie dann gemeiniglich ein Opfer des zu rauhen Klima's.

---

*) Weil sie am besten auf dem Wasser- oder Sumpfheerde als Lockvogel zu gebrauchen ist; Heerschnepfe, weil sie auf dem Zuge und Wiederzuge in sehr zahlreiche Flüge sich zusammenschlägt.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 662. sp. 8; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 185. Nr. 3; dessen Handb. der Jagdw. I. 2. S. 111; v. Wildungens Taschenb. für 1803 und 1804. S. 62; Meyers Taschenb. II. S. 365; Naumanns Vögel III. S. 15; *Temmink* Man d'ornith. p. 429; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 649. §. 2.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCXLV, Art 3.

Die Heerdschnepfe fliegt äußerst schnell und beim Herausfliegen bis auf eine Entfernung von 20 bis 25 Schritt im Zickzack, dann ein Stück ziemlich gerade fort, nachher steigt sie immer höher und höher. Aufgesprengt, schwärmt sie eine Zeit lang in der Gegend umher, fällt aber endlich meist nicht weit von ihrem vorherigen Versteck wieder ein.

Im Frühlinge und im zeitigern Herbste ist sie sehr scheu und hält weder Hund noch Schützen gut aus, streicht auch weit fort, ehe sie pfeilschnell wieder einfällt; wird sie aber in der letztgedachten Jahreszeit fett, so drückt sie sich und fliegt erst oft dicht vor den Füßen des Jägers heraus. Dann gibt sie jedesmal den fast wie Kätsch, Kätsch! klingenden Angstlaut aus. Im Frühlinge, während der Paarungszeit und dann gegen Abend besonders, vernimmt man, wenn sie hoch in der Luft gleichsam taumelnd herumschwärmt, noch einen andern Laut, welcher dem Meckern einer Ziege sehr ähnlich ist. Bechstein sagt, er habe ihn oft gehört, während die Heerdschnepfe auf den höchsten abgestorbenen Buchen und Eichen und sonst auf alten Baumstrünken saß *). Hat hierbei kein optischer Betrug statt gefunden, welcher in der Dämmerung wenigstens nicht unmöglich wäre; so ist die Sache allerdings dahin entschieden, daß das Meckern durch den Schnabel bewirkt wird, und nicht, wie Andere wollen, durch den Flügelschlag. Der Verf. vernahm ihn nie anders, als indem der Vogel flog und sahe überhaupt weder diese, noch eine andere Bekassine je auf Baumästen sitzen **).

Im April geht die Paarung vor sich und der bemerkte meckernde Laut mag, wenn er durch den Schnabel

---

*) Ohne irgend eine Bewegung zu machen? —

**) Einer meiner Freunde, auf dessen nicht leicht zu täuschenden Beobachtungsgeist und Wahrheitsliebe ich sicher rechnen darf, hat im Frühlinge 1807 obige Bechsteinische Angabe an zwei auf einander folgenden Abenden bestätigt gefunden. Doch sie war ja schon zufolge der gerechten Autorität jenes wackern Ornithologen nicht zu bezweifeln.

Anm. z. zweiten Ausgabe.

bewirkt wird, wohl die Sehnsucht des Männchens nach der Geliebten andeuten; denn kaum erblickt *) es diese auf der Erde laufend oder sitzend, kaum vernimmt es das zärtlichste Dickküh! derselben, so stürzt es gleichsam unter einem hörbaren Geräusch zu ihr herab.

In eben dem Monat, oder zu Anfange des Monats Mai, legt das Weibchen an ähnlichen Orten und Stellen wie die Doppelschnepfe und gleich dieser, ohne künstliche und förmliche Bereitung eines Nestes, vier bis fünf schmutzig-olivengrüne, mit großen dunkelbraunen und einzelnen aschgrauen Flecken besetzte Eier. Die tiefsten, unzugänglichsten, vorzüglich mit Gesträuch bewachsenen Sümpfe sind der liebste Aufenthalt dieser Bekassine am Tage; doch fällt sie auch an Teichrändern, schilfigen Gräben und in nassen, mit Gras noch bestandenen Wiesen ein. Nur zur Nachtzeit sucht sie ihre Nahrung an abgelassenen Teichen und an schlammigen Pfützen; auch im Herbste auf der Haferstoppel. Diese besteht aus dem allen, was bei der vorhergehenden Art benannt worden ist; nächstdem und vorzüglich aus im Scheiden stehenden Larven der Tagfliegen.

Das Wildbret ist sehr wohlschmeckend, aber nie so mit Fett überzogen, wie das der Mittelschnepfe.

§. 4.

Die Haarschnepfe (Scolopax gallinula, *Linn.*, kleine oder stumme Bekassine, Moorschnepfe, Halbschnepfe **) wird fast überall da, nur in geringerer Zahl, gefunden, wo man die Heerdschnepfe antrifft.

Ihren Frühlingszug macht sie zu gleicher Zeit mit jener; im Herbste aber kommt sie gewöhnlich dann erst an,

*) Alle Schnepfen scheinen in der Dämmerung schärfer zu äugen (sehen), als am Tage.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 662. sp. 8; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. 196. Nr. 4; dessen Handb. d Jagdw. I. 2. S. 114; Naumanns Vögel III. S. 21; v. Wildungens Taschenb. 1803 und 1804. S. 59; Meyers Taschenb II. S. 564; *Temmink* Man. d'ornith. p. 440; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 652.

wenn die Heerdschnepfen uns größtentheils schon verlassen haben.

Die Beschreibung findet man in der Einleitung, S. CCCXLV.

Das Gefieder dieser Sumpfschnepfe ist überall sehr fein bebos't, gleichsam haarig *).

An Schnelligkeit und Unregelmäßigkeit im Fluge gibt die Haarschnepfe der vorhergehenden nichts nach; dagegen hält sie auch im Frühjahre Hund und Jäger fast zu sehr aus, so daß ihr Aufstieben, so zu sagen, unter den Füßen des letztern selbigen beim Schießen oft übereilt macht.

Beim Auffliegen wird sie nicht laut und heißt wahrscheinlich deshalb stumme Schnepfe; auch habe ich außerdem nie einen Laut von ihr gehört **).

Paarzeit, Gelege (Zahl der Eier) und Brütezeit hat sie mit der Heerdschnepfe gemein. Die grüngelben, braungefleckten Eier findet man — bei uns selten — in tiefen Sümpfen, auf den aus dem Morast hervorragenden Erhabenheiten.

Sie liegt weniger gern wie die Heerdschnepfe am Rande der Sümpfe, und lieber noch als jene, im Gebüsch; nie habe ich sie in nassen Wiesen gefunden.

Ihr Wildbret ist zarter noch als das der andern Gattungsverwandten und eben so wohlschmeckend.

§. 5.

Für jeden Jäger und Jagdliebhaber, welcher ein guter Schütze und mit dauerhafter Gesundheit ausgestattet ist, sollte die Bekassinenjagd, wie die Sumpfvögeljagd überhaupt, hohen Reiz haben, weil das Vorkommen sehr verschiedener Federwildsgattungen und Arten ihm Gelegenheit verschafft, in der Vogelkunde Fortschritte zu machen, und zur Aufklärung manches noch zweifelhaften Gegenstan-

*) Daher die Benennung Haarschnepfe.

**) Naumann will — jedoch auch nur einmal — beim Herausfliegen ein hellpfeifendes Kitz, kütz von ihr vernommen haben.

des derselben beizutragen; wär's auch nur dadurch, daß er fremd ihm erscheinende, zufällig erlegte Exemplare eigentlichen Naturforschern zur Ansicht und Untersuchung mittheilt.

Möchten meine Leser diesen Zweck doch immer vor Augen haben; gewiß, in einem Jahrzehend würde manches Ungewisse und Dunkle ins Licht gestellt, manches Verwirrte besser geordnet werden *).

Wer sich mit der Sumpfvögeljagd beschäftigen will, dem muß vor allen Dingen Geduld und Beharrlichkeit und hiernächst manches andere Erforderniß zum sichereren und bequemeren Betriebe derselben nicht fehlen. Dahin gehört eine tüchtige Flinte **), ein fester, gelassener Hühnerhund, und ein Paar gute Wasserstiefeln.

Was den zuletzt erwähnten Gegenstand betrifft, so wird man das Verlangen darnach bald zu den unerfüllbaren (frommen) Wünschen zählen müssen; denn Trotz des vielen Redens und Schreibens über die glücklich erfundene Zubereitung des ganz wasserdichten Leders ist mir doch seit der Zeit, da man angefangen hat, das Garmachen zu übereilen, keins vorgekommen; im Gegentheile habe ich sogenannte wasserdichte Stiefeln gesehen, die mit funfzehn Thalern bezahlt worden waren, deren Besitzer aber in den ersten zehn Minuten schon nasse Füße hatten.

Wäre man aber ja im Besitz eines auch außer der Sumpf- und Wasserjagd so wünschenswerthen Gutes, so gehört noch immer viel Sorgfalt dazu, es in gehörigem Stande zu erhalten.

Als es noch gutes Leder gab, reichte hierzu die ganz gewöhnliche Schmiere hin, welche aus unter einander ge-

*) Seit dem ersten Erscheinen dieses Handbuches ist in obigem Betracht viel, sehr viel geschehen; doch bleibt immer noch eben so viel aufzuklären und zu berichtigen übrig.

**) Hier gewährt die Doppelflinte unstreitig den meisten Nutzen, wenn der eine zur Erlegung stärkerer Vögel bestimmte Lauf mit (Goslarischem) Schrot Nr 4 oder 5, der andere aber, mit welchem schwächere Vögel geschossen werden sollen, mit Nr. 6 oder 7 oder Vogeldunst geladen wird.

schmolzenem Rindstalg und Schweineschmeer bestand, wozu etwas Fischthran und Kienruß (letzter blos zum Schwärzen) gemischt wurde.

In dem von Timäus aus dem Englischen übersetzten Versuch über Gewehrfabriken *) wird folgendes Mittel, das Leder gegen den Eindrang der Nässe zu schützen, empfohlen und Männer, welche Versuche damit gemacht haben, rühmen dessen Zweckmäßigkeit:

Man nehme:

„½ Pfund Talg,
4 Unzen Schweinsfett,
2 „ Terpentinöl,
2 „ frisches gelbes Wachs,
2 „ Baumöl,

schmelze dies alles in einem irdenen Tiegel, rühre es gut durch einander und etwas Kienruß zur Schwärze hinzu."

„Den Abend zuvor, ehe die Stiefeln **) gebraucht werden sollen, erwärmt man sie, nachdem sie vorher schon gut ausgetrocknet sind, an einem hellen Feuer allmählig, und reibt von der oben angegebenen, jedesmal zerlassenen, aber erst bis zum Lauwarmen wieder verkühlten, Zusammensetzung so viel ein, als das Leder einsaugen kann. Wären die Stiefeln am andern Morgen auch etwas steif; so wird die natürliche Wärme des Fußes sie doch bald erweichen."

Uebrigens ist der Verf. der Meinung, daß für den Jäger, so lange er zu Fuß arbeitet — den Anstand im

---

*) S. oben S. 619. Anm. ***).

**) Nach der Vorschrift soll man neue Stiefeln erst einige Zeit (im Trockenen) tragen, um die Feuchtigkeit aus dem Leder herauszuziehen. Der Verf. glaubt, daß dieser Zweck noch besser dadurch erreicht werden könne, wenn man sie äußerlich mit Thonschlicker stark bestreicht und in der Nähe eines mäßig warmen Ofens einige Tage hängen läßt. Uebrigens fügt der Verf. aus eigner Erfahrung noch hinzu: Der Jäger muß mehrere Paar Stiefeln besitzen und sie nie feucht wieder anziehen. Neue müssen erst einige Wochen austrocknen, ehe sie getragen werden, und nie darf man es versäumen, vor dem ersten Gebrauch die Löcher, welche sich hinten am Afterleder und in den Sohlen befinden, wären sie auch noch so gut vom Schuhmacher versteckt, mit Talg zuzukleiben. Späterhin kann dies nicht geschehen.

Wasser ausgenommen — Schuhe und Tuch- oder (im Sommer) Leinen-Zeugkamaschen bei der Sumpf- und Wasserjagd nützlicher sind, als Stiefeln, theils des geringern Aufwandes, theils der Bequemlichkeit halber, theils weil er allenfalls im voraus trockne Sachen zu sich stecken und diese mit den durchnäßten sogleich wechseln kann, wenn er aus dem Nassen herauskommt. Beim Gebrauch der Stiefeln ist dies nicht möglich, und gleichwohl trägt es viel zu Erhaltung der Gesundheit bei.

§. 6.

Nun zum Betriebe der Jagd selbst!

Sämmtliche Sumpfschnepfen streichen in der Abenddämmerung herum und fallen dann gewöhnlich an graßleeren, schlammigen Wasserrändern ein, theils um Aesung zu suchen, theils um den mit Morast überzogenen Schnabel abzuspülen, theils auch der Tränke halber.

Vorzüglich bei hellem Mondscheine kann man an solchen Stellen, wo man am Tage den Abdruck der Ständer dieser und anderer Sumpfvögel bemerkte, in gutem Winde und hinter oder im Gesträuch verborgen, den Anstand mit ziemlich gutem, zuweilen, indem auch andere Sumpfvögel diese Orte besuchen, mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge exerciren. Daß dies nur dann der Fall seyn könne, wenn im Sitzen geschossen wird, das leuchtet gewiß Jedem ein, der nur einmal die Nachtjagd betrieben hat. Angenehmer und, nach Ort und Zeit, erfolgreicher ist die Suche mit dem Hühnerhunde.

Bei derselben nimmt man, wenn die Umstände es erlauben, den abzusuchenden Distrikt, immer Strich vor Strich, im Seitenwinde, weil da der Hund meist alles in die Nase bekommen muß, hält diesen aber immer sehr kurz. Sobald er steht, geht man, ohne die Zeit mit Kreisen zu verlieren (denn nicht einmal unter Hunderten erblickt man eine Bekassine — selbst die stärkste nicht — im Sitzen), hinan und sucht den Vogel nach einer Gegend hin, wo man Freiheit zum Schießen hat, herauszujagen. Oft stieben bei dieser Gelegenheit andere Schnepfen auf, als die,

vor welcher der Hund steht; ist dieser nun noch nicht völlig festgearbeitet, so enthalte man sich des Schießens, damit er nicht konfus gemacht wird.

Auch muß man sich bei dieser Jagd mehr als bei jeder andern in Acht nehmen, damit der junge Hund durch unzeitiges Strafen nicht verdorben, ihm aber auch durch Uebereilung im Schießen das willkührliche Einspringen und das Nachprellen nicht angewöhnt werde.

Zur Unzeit kann man leicht strafen, wenn dies jedesmal geschieht, sobald vor dem Hunde eine Bekassine herausfliegt, ohne daß er steht; denn oft zieht er vielleicht einer andern nach, welche gelaufen ist, hat von ihrer Witterung die Nase voll, und macht so, ohne Schuld, eine vor ihm liegende rege; oft hält besonders die Heerdschnepfe von selbst nicht aus; oft verlieren auch die Nasennerven des Hundes bei der Sumpfjagd, vorzüglich an warmen Herbsttagen, etwas von ihrer Eindrucksempfänglichkeit gegen die Witterung der Schnepfe, die noch dazu immer gar sehr versteckt liegt.

Den jungen Hund führe man daher Anfangs an den äußersten Teichrändern, wo selten die Bekassinen häufig beisammen liegen, zur Sumpfjagd an, und bestrafe da nur offenbare Uebereilungsfehler; unter diesen das Nachprellen jedesmal und am schärfsten.

Ist es sehr warm, und scheint der Hund die Nase zu verlieren, so gehe man auf eine trockene Stelle, lasse ihn ruhen, dann im Wasser abkühlen, saufen und hierauf erst weiter suchen.

Die meiste Arbeit macht ihm jedesmal die Mittelschnepfe, welche, besonders wenn sie im Herbste recht fett ist, erstaunend fest liegt, oder auch sehr im Zickzack herumläuft. Wenn und wo diese also zu vermuthen ist, lasse man zwar dem Hunde Zeit, gestatte aber das Stocken und das vergebliche und schädliche Schniffeln am Boden nicht, sondern muntere ihn, außer wenn er rein an- und nachzieht, immer zum weiter Suchen auf, wobei er, so viel möglich, stets im Unterwinde gehalten werden muß. Kann er bei aller Mühe, die er sich gibt, sie nicht aus-

machen; so suche man ihn unvermerkt etwas zu entfernen, bald aber von einer andern Seite wieder daran zu bringen. —

Scheint der Hund anfänglich die Witterung der Bekassinen nicht aufnehmen zu wollen — was jedoch selten der Fall ist —; so schieße man je eher je lieber eine, ohne ihn suchen zu lassen, bemerke den Ort genau, wo sie herabfiel, lasse ihm solche im besten Winde aufsuchen, sobald er sie in die Nase bekommt oder erblickt, Tout beau machen, und nicht eher apportiren, bis man einigemal gekreis't und einmal darüber hin geschossen hat. Dies wird ihm zeigen, was er in der Folge thun soll.

Da, wenn der sumpfige Bezirk irgend einen bedeutenden Umfang hat, die aufstehenden Sumpfschnepfen an andern Stellen desselben wieder einfallen; so müssen die Schützen auf die Punkte, wo dies geschieht, Acht haben; überhaupt aber kann und muß man die schon abgesuchten Striche öfter wieder nehmen.

In der Regel schießt sich die Bekassine bei stillem Wetter am besten; schwer aber, ihres schnellen, anfänglich zickzackförmigen Fluges wegen, immer.

Die jeverschen und holländischen Landleute sollen es in diesem Jagdzweige zu einer besondern Fertigkeit bringen; immer kurze mit Vogeldunst geladene Flinten führen und im Moment des Herausfliegens gleich schießen. Ich habe einen einzigen Mann gekannt, der, bei einem ähnlichen Verfahren, oft sechzehn bis achtzehn Heerdschnepfen erlegte, ohne eine zu fehlen.

Mir ist es nur dann geglückt, einige nach einander zu schießen, wenn ich mein Gewehr mit Nr. 6 ladete, den Vogel erst in geraden Zug kommen ließ und von hinten schoß; daher meiner Seits eine bestimmte Vorliebe für diese Methode.

Auch kann ich dem Leser die selbst gemachte Erfahrung nicht vorenthalten, daß, da es allen Sumpfschnepfen bei mäßigem Luftzuge schon schwer, bei sehr windigem Wetter fast unmöglich wird, gegen den Wind zu fliegen, die Heerd- und Haarschnepfen, wenn man ihnen bei solchem

Witterungsverhältniß unter dem Winde entgegen kommt, den Lerchen gleich, bis zu einer gewissen Höhe wirbelnd gerade emporsteigen, dann erst vom Luftzuge unter unwillkührlichem Schwanken pfeilschnell mit fortgerissen werden. Benutzt man den Zeitpunkt des Steigens, so ist es sehr leicht, sie zu erlegen.

Ohne behaupten zu wollen, daß bei stürmischem Wetter dieser Erfahrungssatz jedesmal unfehlbar sich bestätigen werde, kann ich doch versichern, daß ich mehr als einmal zehn bis zwölf Stück bei solchen Gelegenheiten geschossen habe.

§. 7.

I. Auf sämmtliche Sumpfschnepfen, die Haarschnepfe etwa ausgenommen, ist der Fang mit Schlaggarnen (auf dem Sumpfschnepfenheerde) anwendbar und jeden Falls der belohnendste.

Die Garnwände werden mit so engem Gemäsch, damit die Heerdschnepfe nicht durchschlüpfen kann, und so lang gestrickt, daß jede bei ausgezogenem Gemäsch 26' lang und 6' hoch stellt.

Uebrigens ist die ganze fernere fängische Stellung dieselbe, wie beim Brachvogelheerde; nur werden die Vorrichtungen an andern Orten getroffen. An den flachen Ufern der Sümpfe, Landseen und Teiche nehmlich werden die Plätze so eingerichtet, daß die eine zurückgeschlagene Wand auf dem Trockenen, die andere aber im seichten Wasser liegt. Da letztere zu schwer sich würde rücken lassen, wenn sie tief heruntersinken könnte; so werden ausgefischte Sumpfkräuter unter der Oberleine und den Schlagstäben unter gebaut, bis Beides nur eben mit Wasser bedeckt ist. Unter der andern Wand, so wie auf dem Deckplatze, sind alle Binsen, lange Gräser, ingleichen die Hübel und Gebüsche wegzuräumen, damit die Garne nicht hängen bleiben.

Die Hütte kommt so weit als möglich vom Ufer abwärts, wird auch so niedrig gemacht und so gut mit Schilf und Binsen bedeckt, als es sich thun lassen will.

Beim Fange selbst müssen ausgestopfte Sumpfschnepfen, Meven und Sumpfvögel aller Art um den Heerd her gesetzt werden, auch Bälge an die Stellen kommen, welche die zuerst gefangene Bekassine als Läufer und die folgende als Rohrvogel, wie beim Brachvogelheerde, einnehmen.

Nothwendig ists nächst dem, daß der Fänger das Gelock der Wasserschnepfen, vorzüglich das der Heer- oder Heerdschnepfe nachzuahmen verstehe, weil alle Sumpfschnepfen, ingleichen mehrere andere von den auf diesen Heerd gehenden Sumpfvögeln, dem Gelock derselben folgen, weshalb in der Folge auch immer eine solche lebend aufgeläufert und zum Rohrvogel genommen wird.

Der Fang selbst wird am frühen Morgen, wie bei den meisten Heerdstellungen, verrichtet.

Das Futter für die Läufer und für den Rohrvogel, welches die meisten Wasserschnepfen leicht, nur die Rothschenkel *) schwer annehmen, besteht aus Semmel und Grütze, in Milch gequellt. Bis sie es annehmen, müssen auch bei ihnen Mehl- und Regenwürmer, späterhin kleine Fleischwürfel daran gemengt werden.

II. Auch Deckgarne, welche wie die Lerchennachtnetze eingerichtet und gehandhabt werden, will man, jedoch am Tage, mit Nutzen zum Bekassinenfange angewendet haben.

III. Ueber den in Döbels Jägerpraktik Th. 2. Kap. 155. beschriebenen Fang mit Klebgarnen sage ich nichts, weil ich ihn für zu mühsam und kostspielig halte.

IV. Daß in Laufdohnen und Steckgarnen, selbst mit Leimruthen, wenn eins oder das andere an den Einfallsorten, nach der im Vorherigen öfter schon beschriebenen Art, gestellt wird, manche Sumpfschnepfe und mancher andere Sumpfvogel gefangen werden könne und wirklich gefangen werde, das weiß der Verf. aus selbst eigner Erfahrung; diese aber hat ihn — zu seinem großen

*) Kap. 19. §. 2. und 3. Totanus fuscus und Tot. calidris.

Verdrusse — mehr als einmal auch darüber belehrt, daß in Sumpfen, wo Raubthiere und Raubvögel bekanntlich am emsigsten ihr Wesen treiben, von diesen dem Jäger die Mühe des Auslösens der Gefangenen in den meisten Fällen erspart wird. Die hier erwähnten Fangmethoden sind daher an sich gut, die eigentliche Nützlichkeit derselben aber — welche auf dem Habhaftwerden des Gefangenen einzig beruht — wird durch Lokalverhältnisse bedingt, die, begreiflicher Weise, selten von der Art seyn können, daß der Jäger durch alltäglich oft wiederholtes Besuchen der Fangplätze jenen Räubern zuvorzukommen hoffen dürfe.

§. 8.

Bei den Sumpfschnepfen wird so wenig, wie bei der Waldschnepfe, das Gescheide ausgezogen, dasselbe liefert vielmehr, wie bei lezter, das Leckerste vom ganzen Vogel für die Tafel. Eben so verhält es sich bei allen zu den Gattungen Limosa, Totanus, Tringa, Numenius, Glareola, Strepsilas, Vanellus, Himantopus, Arenaria, Charadrius und Oedicnemus gehörigen Vögeln.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von der Wasserralle (Rallus aquaticus, *Linn.*).

---

§. 1.

In den neuern und neuesten Eintheilungen der Vögel enthält die Gattung Ralle (Rallus) die einzige in der Ueberschrift genannte Art als europäischen Vogel. Linné unterstellte dieser Gattung mehrere Arten, von denen weiter unten, als von Vögeln, die zu einer andern Gattung gehören (Kap. 23.), die Rede seyn wird. Ueber diese

ältere und jene neuere Eintheilung enthält die S. CCCXLVII der Einleitung befindliche Anmerkung das Nähere.

§. 2.

Die Wasserralle (große Wasserralle, Sammethühn, Riethhuhn, langschnäbelige Wasserhuhn, schwarze Wasserstelze, schwarzer Wassertreter, Thauschnarre, schwarzer Kasper) *) kommt zu Ende des Monats März und im April als Zugvogel in Teutschland an und wandert im September und Oktober in der Regel wieder fort. Ausnahme von dieser Regel ists, wenn sie in unsern Gegenden überwintert. Man findet sie in ganz Europa, selbst in Norwegen bis Sandmor hinauf. Auch im westlichen Sibirien und auf den Faröer ist sie angetroffen worden. Vielleicht stammt sie aus dem Norden her.

Der in der Einleitung, S. CCCXLVI, gelieferten kurzen, doch den alten männlichen, und den jungen Vogel vom Jahre beiderlei Geschlechts hinlänglich auszeichnenden Beschreibung fügt man nach Bechstein, Naumann und Meyer, auch nach eigner Wahrnehmung, noch Folgendes bei:

Am alten Weibchen sind die Gefiederfarben weniger lebhaft, als beim alten Männchen und das rothe Häutchen, welches sich beim Männchen von den Mundwinkeln nach den Augen hinzieht, fehlt.

Das Gefieder ist fast so dünenartig weich, wie an den eigentlichen Wasservögeln.

Die Bewegung im Fluge ist schwerfällig; desto behender aber, immer mit aufgerichtetem Halse, läuft die Wasserralle, mit den ausgebreiteten Schwingen schlagend, über flachliegende Wasserpflanzen hinweg; auch schwimmt sie im Nothfall.

*) *Gm. Linn. syst.* I. p. 712. sp. 2; desgleichen I. 663. sp. 41 (Scolopax obscura); Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 464. Nr. 2; Meyers Taschenb. II. S. 406; Naumanns Vögel III. S. 151; *Temmink* Man. d'orn. p. 448; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 682. §. 2.

Im ganzen Habitus hat sie Vieles mit dem Wiesenschnarrer (Kap. 23.) gemein. Als Abweichung bemerkt Naumann, daß sie sich zuweilen auf Strauchäste setze. Bechstein sagt, daß sie auch, besonders wenn sie bei uns überwintert, im Buschholze Schutz sucht.

Ihr Laut ist weniger unangenehm kreischend als bei jenem. Schnarrend und hell zischend ertönt er fast, nach der Bechsteinischen Wortbezeichnung, wie Krrip, Krrip!

Das Nest, welches kaum diesen Namen verdient, da es nur aus wenigen dürren kunstlos zusammengelegten Grashalmen besteht, findet man auf trocknen, mit Wasser umlaufenen Hügeln, und in demselben sieben bis zehn gelbliche, braungefleckte Eier.

Zum Aufenthalte wählt sie tief sumpfige wasser- und schilfreiche und meist mit Buschwerk hin und wieder besetzte Orte.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, kleinen Gehäusschnecken, grünen Wasserpflanzen und deren Samen. Auch verschluckt sie gern und häufig Sand- und Quarzkörner.

Das Wildbret ist zart und von vortrefflichem Geschmack.

§. 3.

Eigne Jagdbetriebsmethoden sind dem Verf. für diesen Vogel nicht bekannt; doch steht zu vermuthen, daß er, wie der Wiesenschnarrer, dem gut nachgeahmten, vorbeschriebenen Locklaut — besonders im Frühlinge — folgen möge.

Meistentheils wird er gelegentlich bei andern Sumpf- und Wasserjagden geschossen.

Nach Naumann soll er sich in Garnsäcken und Steckgarnen gut fangen, wenn dergleichen auf dessen Gänge gestellt werden, und man dann nach diesen Garnen hin ihn zu treiben sucht. Der Verf. bezweifelt das nicht, hält es jedoch auch für so gar leicht nicht, die Gänge ausfündig zu machen, und überhaupt weder für nöthig, noch der Mühe werth, solche Vorkehrungen zu treffen; um so weniger, da der Vogel sehr leicht zu schießen und gar nicht scheu ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von den Rohrhühnern (Gallinulae).

§. 1.

Ueber die ältere, wie über die neuere und neueste Klassifikation der hierher gehörigen Vögel enthält die im vorhergehenden Kapitel, §. 1. angezogene Stelle (Einleitung, S. CCCXLVII. Anm. *) genügende Aufschlüsse.

§. 2.

Der Wiesenschnarrer (Gallinula crex, *Latham;* vulgo Wachtelkönig, Schnärz, Schnarrwachtel, Grasschnarrer, Grasrätscher, Feldwächter, Schars, Schrecke, Schryk, alter Knecht, faule Magd, Eggenschär, Kreßler, Grössel, Arp-Schnarp) *) wird zu seiner Zeit in ganz Europa, Asien und Amerika angetroffen. In Teutschland und in allen nördlichen Gegenden unsers Welttheils kommt er unter allen Zugvögeln am spätesten im Frühlinge an, wenigstens hört man seinen Laut erst gegen Ende des Monats Mai oder in den ersten Tagen des Junius. Im September zieht er zugleich mit den Wachteln und, da er nicht selten zur Zeit der Abreise neben diesen unter den Haferschwaden liegt, vermuthlich in Gesellschaft **) derselben wieder fort, macht aber wohl kaum eine Reise

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 766; Naumanns Vögel II. S. 26; Bechsteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 134; Döbels Jägerpr. I. K. 56; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 626. §. 2.

**) Eine schwer zu begründende Jägersage gibt ihn für den Anführer der Wachteln aus, wenn sie auf dem Zuge begriffen sind; daher der Name Wachtelkönig.

übers Meer, da er nicht weit in einem Striche fortfliegen kann.

In den Gegenden Teutschlands, in welchen ich die Jagd zu betreiben Gelegenheit hatte, fand ich im Frühlinge selten mehrere Paare und späterhin höchstens nur die Glieder einer Familie in einem und demselben Bezirk; in Thüringen soll dieser Vogel, nach Bechstein, in manchen Jahren auch im Frühlinge bei vielen seines Gleichen angetroffen werden *).

Am Weibchen sind — nach Bechstein — die Striche über den Augen grauweiß, und die Brust hell aschgrau gefärbt.

Die Jungen haben gleich nach dem Ausschlüpfen eine gleichsam wollenartige, kohlschwarze Bedeckung, die nach drei Wochen sich in Federn verwandelt, welche denen der Alten an Farbe immer ähnlicher werden, jedoch durchgängig heller und weniger lebhaft sind. An der Brust bleiben sie bis zur ersten, bei uns nicht erfolgenden, Mauser röthlichgrau. Die Ständer sind an Jungen hell aschgrau.

Der Wiesenschnarrer hat einen verhältnißmäßig kleinen, länglichen, oben wenig gewölbten Kopf und einen langen Hals.

Er fliegt weder schnell, noch weit (höchstens hundert Schritt) in einem Stück fort, schlägt auch im Fluge keine Haken.

Daß er die Herbstreise auf dem Rücken des Kranichs sitzend mache, ist eine Sage, die wir den Tataren, von welchen sie herstammt, als Mährchen überlassen wollen.

Sein Lauf ist behender und anhaltender, als der des Rebhuhnes und der Wachtel und er weiß dabei sich so zu schmiegen und zu biegen, daß ihn das dicht stehendste Gras

*) In Franken und in den Maingegenden ist dieser Vogel jederzeit häufiger, als im nördlichen Teutschland. Ueberall erscheint er in Teutschland in manchen Jahren gar nicht, in andern weniger häufig, zuweilen (wie im J. 1804) in den vorher näher bezeichneten Gegenden in großer Menge.

nicht aufhält; auch scheut er das Waten im Wasser nicht, in so fern dieses nur nicht bis über die unbefiederten Schenkeltheile hinausgeht. Schwimmer und Taucher ist er durchaus nicht.

Im Frühlinge ists wahrscheinlich Folge eignen Gefühls der Unbeholfenheit im Fluge, im Sommer Liebe zum Neste und zu den Jungen, im Herbste die ihm dann eigne Wohlbeleibtheit, welche machen, daß er sehr und zwar fast bis zum Todttreten fest an seinem einmal gewählten Aufenthaltsorte liegt; auch, mit Gewalt aufgejagt, bald wieder einfällt, dann aber höchst selten wieder im Fluge aufsteht, sondern immer nur sich laufend zu retten sucht.

Der Laut, welchen, wie es scheint, nur das Männchen ausgibt, ist scharf schnarrend und ertönt nach Bechstein, wie Krei — Krei! Arrp, Schnarrp *)! oder, nach Naumann, wie das Knarren einer Thür. Man vernimmt ihn selten am Tage, in den Abendstunden aber und zur Nachtzeit häufig, oft fast ununterbrochen. Man lasse sich dadurch, wenn dieser Laut bald hier, bald dort auf einem gewissen Bezirke hörbar wird, nicht verleiten zu glauben, daß mehrere Individuen da liegen müssen; denn ein einziges läuft, vermuthlich nach dem Geäse, so hin und her, daß das unangenehme Geschnarr bald aus dieser, bald aus jener Gegend her dem Ohre sich aufdringt.

Das von Bechstein angegebene Gelock, welches einem menschlichen leisen Zungenschnalz ähneln soll, in gleichen das hühnerartige Piepen der Jungen hat der Verf. nie gehört. —

Die Paarung erfolgt in unsern Gegenden gleich nach der Ankunft, im Anfange des Monats Junius und wahrscheinlich nicht ohne vorhergehenden Kampf unter mehreren Männchen, da selbige, zu dieser Zeit besonders, sich durch den nachgeahmten Laut locken lassen. Im hohen

*) Neuerlich hat Hr. Bechstein wahrgenommen, daß der Wiesenschnarrer, unbeschädigt in der Hand gehalten, nach Art der Katzen, leise schnurre.

Anm. z. zweiten Aufl.

Grase, auf der platten Erde, in einer seichten, nur mit einigen Grashalmen umlegten Vertiefung legt das Weibchen acht bis zwölf schmutzigweiße oder grünlichgraue, zimmtbraun gefleckte und gesprenkelte Eier und brütet sie, doch selten alle, in drei Wochen aus. Seine Liebe zu denselben ist so groß, daß es, die ihm beim Grasmähen drohende Gefahr nicht achtend, unbeweglich festsitzt und so nicht selten der Sense geopfert wird. —

Von der Ankunft im Frühlinge an bis zu Ende des Monats August darf man den Wachtelkönig ausschließlich nur in feuchten Wiesen, an Teichrändern und in mit Schilf verwachsenen, wenig bewässerten Gräben suchen; gegen die Zeit des Wegzuges aber wird er auch, wie schon gesagt, unter Haferschwaden, und wenn diese aufgerecht sind, oder wenn das Grummt gehauen und das Schilf ausgeschnitten ist, in angrenzenden Krautfeldern gefunden.

Seine Hauptnahrung besteht aus Insekten und Würmern — besonders aus Regenwürmern — womit man oft den ganzen Magen angefüllt findet; doch nimmt er auch kleine Kräuter und Sämereien, in der Gefangenschaft, an die er sich leicht gewöhnt und dann sehr zahm wird, in Milch geweichte Semmel, Mohn, nach einiger Zeit auch Weizen, an; nur darf frisches Wasser und Sand, den er — wie im Zustande der Freiheit — zur Verdauungsbeförderung verschluckt, nicht fehlen.

Das Wildbret dieses Vogels, welcher im Herbste viel Fett auflegt, ist dann höchst zart und immer von ausgezeichnet gutem Geschmack.

§. 3.

Das punktirte Rohrhuhn (Gallinula porzana, *Latham*, punktirtes Meerhuhn, mittlere Wasserralle, gesprenkeltes Wasserhuhn, Winkernell, Grashuhn, Maskosch) *) ist in **Nordasien** und in **Nordamerika**,

*) *Latham* ind. ornith. II. p. 772. sp. 19; Naumanns Vögel III. S. 155; Wildungens Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 635. §. 4. Fulica naevia, *Gm. Linn.* syst. I. p. 701. sp. 16 (Junger Vogel).

wie im nördlichen Europa eigentlich einheimisch. Nach Teutschland kommt es als Zugvogel im April, macht sein Geheck, und wandert im September und Oktober wieder fort.

Die Beschreibung ist in der Einleit. S. CCCXLVIII. Art 2. nachzuschlagen. Nach Naumann und nach eigner Wahrnehmung hier der Zusatz: beim alten Männchen erscheinen (im Frühlinge) die Wangen und ein Strich durch die Augen bis zur Schnabelwurzel hellbraun, letzter sehr fein weiß punktirt; der Schnabel wird oben und unten von verloschen schwarzem Gefieder begrenzt.

Das punktirte Rohrhuhn gehört in unsern Gegenden nicht zu den häufig vorkommenden, aber eben so wenig zu den wirklich seltenen Vögeln. Da es sich sehr versteckt hält, und schwer zur Veränderung des Orts im Fluge zu bringen ist — weil ihm diese Bewegung schwer wird, die im Laufe, selbst im dichtesten Riedgrase, hingegen sehr behende von statten geht; so wird es gar leicht und oft lange übersehen.

Wo und wenn es an seinem Aufenthaltsorte — in Gewässern, Sümpfen und Gräben, die stark mit Rohr, Schilf, Riedgras, Weidig oder anderm Gesträuch besetzt sind — nicht beunruhigt wird, so bezeigt es sich eben so munter, wie alle seine Gattungsverwandte, trägt den Kopf aufrecht und schnippt mit dem Schwanze häufig aufwärts. Oft und leicht läuft es über Wasserpflanzen und gleichsam auf dem Wasser hin, wobei es unablässig mit den Flügeln flattert; auch schwimmt es gut, aber nicht gern — meist nur im Nothfalle.

Es gibt einen helltönenden Laut aus, welchen Bechstein durch Girk! Girk! ziemlich treffend bezeichnet.

Insekten, Schneckchen, feine Sumpf- und Wasserkräuter und deren Samen machen abwechselnd die Nahrung desselben aus. Zur Verdauungsbeförderung dienen verschluckte Quarzkörner. Als Stubenvogel kann es, wie der Wiesenschnarrer, mit in Milch geweichter Semmel und mit Hirsekörnern leicht und lange erhalten werden.

Das Gelege des Weibchens besteht aus sieben bis

zwölf *) röthlichgelben, rothbraun gesprenkelten und graubraun gefleckten Eiern. Man findet dasselbe in einem auf Grashügelchen, oder im Schilfe und Rohre stehenden Neste, welches aus dürrem Grase, dessen Spitzen, oben zusammengezogen, eine Art von Nesthaube bilden, gebaut ist.

Nach Bechstein und Naumann soll das Wildbret dieser Vögel von vortrefflichem Geschmack und im Herbste sehr stark mit Fett belegt seyn.

§. 4.

Das Zwergrohrhuhn (Gallinula pusilla, *Bechst.*, kleines Meerhuhn, kleines Wasserhühnchen, kleine Wasserralle, kleiner Sumpfschnerz) **) ist in den östlichen Theilen von Europa und im südlichen Rußland einheimisch und häufig. Nach Teutschland kommt es im April und zieht, nachdem es sein Geheck gemacht, im September und Oktober wieder ab. Es gehört bei uns zu den seltneren Vögeln.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCXLVIII. Art 3.

Der Habitus dieses niedlichen Vogels ist ganz derselbe, wie beim punktirten Rohrhuhn (§. 3.); dadurch unterscheidet es sich indessen doch von jenem, daß es

---

*) Naumann macht hierbei a. a. O. eine für Vogeleiersammler nicht unwichtige Bemerkung. Ich theile sie auszugsweise mit. „In großen Brüchern (Sümpfen), wo Eier vieler daselbst ihr Geheck machenden Sumpfvögel gesammelt und dann für Kiebitzeier verkauft zu werden pflegen, findet man oft in einem Neste die doppelte, ja dreifache Zahl von Eiern derselben oder verschiedener Art. Es sind dies solche, welche, von den sammelnden Knaben als schon bebrütet erkannt, aus Muthwillen in andere Nester gelegt werden. Man lasse sich daher nicht irreführen, wenn man in einem Rohrhuhnneste fünfzehn bis achtzehn, in einem Streitknellenneste, welches — wie dies bei allen zu den Linnéischen Gattungen Scolopax und Tringa gehörigen Vögeln der Fall ist — eigentlich nie ein Gelege enthält, das aus mehr als fünf Eiern besteht, sieben bis acht Eier gleicher oder verschiedener Art findet. Die Mehrzahl kam sicher auf vorgedachte Weise hinzu."

**) Naumanns Vögel III. S. 159; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 687. §. 8; Rallus pusillus, Pallas Reisen III. S. 700; Poule d'eau naine, *Temmink* Man. d'ornith. p. 447.

sich nur in großen Rohrteichen — in Sümpfen bei uns niemals — aufhält.

Seinen Laut, der ungefähr wie Krick, krick, krick! ertönt, vernimmt man meist nur dann, wenn das Weibchen Junge hat und sie zusammenlockt.

Das Nest steht auf umgeknickten Rohrstengeln und wird aus trocknem Schilf und aus Grashalmen kunstlos gebaut. Das Gelege enthält sieben bis acht gelbliche, braun gefleckte Eier.

Es nährt sich von Insekten, Würmern, ganz kleinen Schneckchen, feinen Wasserkräutern und deren kleinem Samen. In der Gefangenschaft nimmt es in Milch geweichte Semmel und Hirse an und besteht dabei recht gut.

Das Wildbret desselben übertrifft an Zartheit und Wohlgeschmack das aller übrigen Gattungs-, ja! der meisten Ordnungsverwandten.

§. 5.

Das grünfüßige Rohrhuhn (Gallinula chloropus, *Latham*, Rothbläßchen, grünfüßiges Meerhuhn, rothblässiges, kleines Wasserhuhn) *) — dessen Beschreibung nach den Altersabänderungen der Gefiederfarben in der Einleitung, S. CCCXLIX, befindlich ist **) — bewohnt die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika, auch einige Südsee-Inseln. Nach Deutschland kommt es — seltnere Fälle, in welchen es da, wo warme Quellen das Gewässer offen halten, überwintert, abgerechnet — als Zugvogel, sobald die Eisdecke verschwindet, gewöhnlich im März an und wandert im Herbst, wenn starke Fröste eintreten, südlichen Gegenden zu.

*) Naumanns Vögel III. S. 137; Bechsteins Handb. d. Jagdw. I. II. S. 130; *Temmink* Man. d'orn. p. 448.

**) Derselben ist noch beizufügen, daß an der Ecke des Afterflügels (des Daumgelenkes) ein 3 bis 4''' langer, zur Wehrwaffe dienender gelblicher Stachel befindlich ist. Doch habe ich denselben bei flugbaren Jungen vom Jahre nicht wahrgenommen, sondern nur beim alten Männchen.

Kleine Teiche (Weiher), die mit Schilf und an den Rändern mit Gesträuch bewachsen sind, wählt es lieber zu seinem Aufenthalte, als große, in denen viel Rohr vorhanden ist. In Sümpfen, die es, nach Temmink, auch bewohnen soll, fand ich es nie. Obgleich es keine Schwimmfüße hat, so ist es doch ein guter Schwimmer, im Nothfall auch Taucher. Wenn es taucht, so zieht es ganze Strecken unter dem Wasser hin, kommt dann, um Luft zu schöpfen, anfänglich nur mit dem Kopfe und erst, wenn es keine Gefahr ahndet, mit dem ganzen Leibe wieder hervor. Im Schwimmen, wie im Gange, welcher Munterkeit verräth, trägt es den Kopf hoch und nickt damit eben so oft, als es mit dem im Gange etwas ausgebreiteten Schwanze wippt. Bei diesem Wippen werden — und dies ist ein sicheres Unterscheidungszeichen von allen andern Vögeln, welche man an dem Aufenthaltsorte dieses Rohrhuhnes herumschwimmen sieht — jederzeit die weißen Afterfedern wahrnehmbar.

Sein Flug ist schwerfällig. Bei der fliegenden Bewegung auf kurze Strecken hängen die langen Ständer fast senkrecht herunter; wird sie weit fortgesetzt, so streckt dieses Rohrhuhn, wie die schwarze Hurbel (Kap. 24.), selbige fast horizontal gerichtet, nach hinten hinaus. Herausgejagt — besonders wenn es Junge hat — läuft es auch ganze Strecken über den Wasserspiegel hin, wobei es mit schnellem Flügelschlage sich forthilft. Den Tag über sitzt dieser Vogel selten ruhig, sondern ist fast immer mehr im Schwimmen als im Gange, mit dem Aufsuchen und Aneignen von Nahrungsmitteln beschäftigt. Abends bei guter Zeit begibt er sich auf um- und gegen einander geknickte Schilfstengel oder auf den untersten Zweigen des am Wasserrande stehenden Gesträuchs zur Ruhe; außer in der Zugzeit, während welcher man, wenn die auf einem Teiche (Weiher) befindlichen Alten und Jungen gegen Abend unstät herumflattern, auf sehr baldige Abreise schließen kann. Ihre Wanderung treten sie zur Nachtzeit gemeinsam an und man vernimmt, wenn sie auf derselben begriffen sind, den helltönenden Locklaut, welchen Naumann ziemlich

treffend durch Kekeke — kih! bezeichnet. Eben dieses Gelock, ingleichen ein kurz abgebrochenes Keck! oder Gikäh! hört man auch in der Paarzeit am Tage vom Männchen oft, wenn das Weibchen sich von ihm entfernt hat. Der Angstlaut oder der Warnungslaut für Alt und Jung bei eintretender Gefahr erklingt fast wie Kerr — Tettet!

Streitsüchtig sind nur die Männchen zu Anfange der Paarzeit im April. Diese jagen sich auf dem Teiche, wo ein Weibchen seinen Wohnsitz genommen hat, so lange unablässig herum, kämpfen auch, in ihrer Art, recht ernstlich — indem sie, von der Seite sich angreifend, mit dem oben (in der zweiten Anmerkung) erwähnten Stachel auf einander losfahren — und so lange um den ungetheilten Besitz des Weibchens streiten, bis der schwächere Theil das Feld — hier den Teich — räumt.

Das Pärchen macht dann sogleich Anstalt zum gemeinschaftlichen Bau eines im dichtesten Schilf, aus trockenen Binsen und Halmen unordentlich aufgehäuften und zusammengeflochtenen, flachen Nestes *). Das Gelege besteht aus fünf bis acht olivengrünen (nach Temmink weißgrauen), mit einzelnen rothbraunen, zuweilen auch violetten Flecken besetzten (nach Temmink mit kleinen, röthlichen Flecken besäeten) Eiern. Nach Naumann sollen diese von den Alten wechselsweise drei Wochen bebrütet werden. Die ausgeschlüpften Jungen folgen, sobald sie im Neste abgetrocknet sind, den Alten auf das Wasser, lassen sich von jenen anfänglich kleine Wasserinsekten und Spitzen von zarten Wasserkräutern vorlegen, nehmen diese Nahrung ihnen anfänglich auch aus der Schnabelspitze weg. Haben sie die Größe einer Wachtel erlangt, so werden sie von den Alten nicht nur nicht mehr mit Nahrung versorgt, sondern auch mit unerbittlicher Strenge — selbst unter fühl-

*) Der Verf. fand und sahe ein Nest dieses Vogels nie mit eignen Augen. Er folgt daher in Rücksicht der Nestkonstruktion der Mehrheit der Stimmen (namentlich eines Naumann, Meyer und Temmink), muß es jedoch unentschieden lassen, ob diese Recht hat, oder Bechstein, nach welchem das Nest groß, schön und korbförmig seyn soll.

barer Züchtigung durch Flügelschläge und ohne alle Beachtung der lautesten Klagen — zum Selbstaufsuchen derselben angehalten.

Diese Strenge, zu welcher die Alten durch den Trieb, ihr zweites Geheck zu machen, gezwungen werden, hat jedoch weder auf Kindes-, noch Geschwisterliebe nachtheiligen Einfluß. Vielmehr bleiben die Jungen des ersten Gehecks während der zweiten Brütezeit in der Nähe der Alten und theilen mit ihnen, wenn die Jungen dieses — gewöhnlich weniger zahlreichen — Gehecks ausgeschlüpft sind, die Sorgen des Ernährungs- und Erziehungsgeschäftes treulich. Oft schwimmt daher hinter oder zwischen zwei Jungen des ersten Gehecks ein ganz schwaches (kleines) des zweiten. Diesem wird dann von jenen, auch nicht minder von den, sämmtliche junge Familienglieder nun führenden, Alten, alles zur Nahrung Tauchliche, was sich vorfindet, bis zu dem Zeitpunkte dargereicht wo Selbstversorgung ihm möglich ist *).

Die ganze Familie tritt endlich die Herbstreise im geselligen Verein an. Hr. Naumann vermuthet nicht ohne Grund, daß Spätlinge des zweiten Gehecks vorzüglich es sind, die bei uns zuweilen überwintern, daß aber diese leicht ein Opfer unserer Winter werden mögen.

Auch diese Rohrhuhnart nährt sich, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, im freien Zustande von Insekten, Würmern und Wasserkräutern, auch, wenn sie Vollwüchsigkeit erlangt hat, vom Samen dieser Kräuter. In der Gefangenschaft nimmt das grünfüßige Meerhuhn Brot, Gerste, Fleisch und andere Abgänge vom Tisch bald an und besteht dabei gut, wenn es nur an frischem Wasser ihm nie mangelt.

Das Wildbret desselben fand der Verf. zwar eßbar, keineswegs aber besonders wohlschmeckend. Wenn das

---

*) S. Naumanns Vögel a. a. O. S. 141. Der Verf. glaubte, diese, in der That interessante Wahrnehmung, welche sein wackerer Gewährsmann unter besonders günstigen örtlichen Verhältnissen zu machen Gelegenheit hatte, den Lesern dieses Handbuchs nicht vorenthalten zu dürfen.

Rupfen gut von statten gehen soll, so tauche man den Vogel, gleich nachdem er geschossen und noch warm ist, einigemal in kaltes Wasser; man brühe ihn nicht etwa, wie das zahme Huhn, denn das Gefieder haftet nach dem Brühen um desto fester.

§. 6.

Nur für den Wiesenschnarrer (Wachtelkönig — §. 2.) gibt es eine eigne Jagdbetriebsart. In der Paarzeit nehmlich folgt das Männchen — wie §. 2. gesagt — aus Eifersucht dem scharf schnarrenden Locklaut. Dieser kann durch sanftes Blasen auf einem breit vor dem Mund gehaltenen, mit Papier durchflochtenen, mäßig weitzähnigen, Haarkamm sehr täuschend nachgeahmt werden. Der hierin hinlänglich geübte Jäger darf sich daher nur da, wo er jenen Laut vom Vogel vernimmt, gegen Abend, hinter einem Strauche leidlich verborgen anstellen und auf vorbesagte Weise in abgebrochenen Sätzen locken; so wird er bald an der zitternden Bewegung des Grases oder Schilfes wahrnehmen, von woher die Annäherung des Wiesenschnarrers erfolgt. Dann mache er sich schußfertig, wähle eine Lücke im Grase oder Schilfe, über welche der Vogel beim ferneren Näherkommen auf den Ruf weglaufen muß, zum Zielpunkt und schieße, sobald jener die Lücke betritt.

Wem diese Methode zu langweilig oder unbelohnend erscheint, der suche zu Anfange des Monats Junius in den Abendstunden (weil zu dieser Tageszeit der Wiesenschnarrer erfahrungsmäßig williger auffliegt als sonst), die Gegend, wo dessen Laut vorher vernommen wurde, mit dem Hühnerhunde ab und schieße im Fluge.

Gemeiniglich erfolgt jedoch die Erlegung gelegentlich, beim Betriebe der Sumpfschnepfen- und Rebhühnerjagd; auch wird bei diesen Jagden mancher — besonders der junge — Wiesenschnarrer vom raschen Hühnerhunde gefangen.

Gewöhnlich macht der Vogel diesem durch sein anhaltendes Hin- und Herlaufen viel zu schaffen, und der Hund wird dabei, wenn er überall die Witterung des Wachtel-

königs ück die Nase bekommt, die Stelle, wo er sich im dichten hohen Grase gedrückt hat, aber nicht ausmachen kann, oft so verwirrt, daß er bald vorsteht, bald Kreuz- und Quersprünge thut, bald mit der Nase zu Boden fährt und überhaupt nicht weiß, was er beginnen soll, um das, was er vernimmt, auszumachen.

Führt man daher einen jungen, noch nicht ganz festen Hund, so muß derselbe in Fällen von gedachter Art sogleich abgenommen werden; denn er möchte, besonders wenn er einmal einen Wachtelkönig zufällig finge, bald auch vor Hühnern und Hasen nicht mehr fest stehen wollen, und bald eine tiefe Suche annehmen.

Der von Andern angerühmte Fang in Wachtelsteckgarnen kann, meines Erachtens, im Herbste selten gelingen, weil der Wachtelkönig überhaupt nicht weit vorwärts, sondern nur auf einem kleinen Bezirk, in den verschiedenartigsten Wendungen umherläuft.

Eher möchte er sich vermittelst dieses Fangapparats in der Paarzeit zur Abendzeit sich berücken lassen, wenn die Steckgarne vor dem Orte, wo sich der Jäger, um ihn vermittelst des Kammes zu locken, angestellt hat, winkelig angebracht würden.

Daß der Tiras, nach der Meinung anderer Schriftsteller, mit Nutzen gebraucht werden könne, bezweifelt der Verf., weil der damit überzogene Wachtelkönig sicher nicht aufsteht und, wenn er auch gedeckt wäre, weder im Grase, noch unter Schwaden so schnell ausgenommen werden könnte, als er sich laufend entfernen würde.

Mißlungene Versuche mit angerathenen Fangarten machen den Jäger verdrießlich und für andere noch nicht erprobte Fälle mißtrauisch. Dies ist der Grund, warum der Verf. hier und überall gegen das Unanwendbare sich umständlich erklärt.

Die Erlegung der übrigen Rohrhühnerarten mit Schießgewehr beschränkt sich auf den Zufall, in wie fern derselbe bei der Wasser- oder bei der Sumpfjagd eintritt, oder wenn der Jäger bei der Begehung der Teich- und Seeränder Gelegenheit findet, auf geringe Schußweite un-

bemerkt hinanzuschleichen. Immer aber wird er — vorzüglich beim grünfüßigen Meerhuhn (§. 5.), welches zu den behendesten Tauchern gehört — den Zeitpunkt abzuwarten haben, wo der Vogel ihm den Rücken zuwendet, oder wo derselbe auf einer so seichten Wasserstelle sich befindet, daß das Tauchen ihn nicht retten kann. Der sicherste Ausweg ist jedoch in dem vorliegenden, wie in jedem andern Falle, wo es darauf ankommt, Vögel, die sehr behende tauchen, zu schießen, hierzu des Zwillings (der Doppelflinte) sich zu bedienen, beim ersten Schusse den Vogel nicht nur auf dem Korne aufsitzen zu lassen, sondern beiläufig eine Handbreit vor dem Vogelkörper auf das Wasser zu halten. Zwar mißlingt, wenn nicht von hinten geschossen wird, dieser Schuß in den meisten Fällen; bleibt man aber mit dem andern Lauf schußfertig und benutzt der geübte, rasche Schütze den Zeitpunkt, wo der Vogel, welcher beim ersten Schusse durch das Tauchen sich rettete, um Luft zu schöpfen, an einer nicht weit entfernten Stelle, nur eben mit dem Kopfe aus dem Wasser hervorkommt, zum Anbringen des zweiten Schusses; so wird dieser beim richtigen Auffassen des Zielpunktes in der Regel ein Treffer seyn, weil der Vogel aus Mangel an Athem nicht sogleich, wenigstens nicht so schnell, wieder tauchen kann.

Der Verf. darf diesen noch nicht allgemein bekannten Kunstgriff, als von ihm sehr oft mit glücklichem Erfolge erprobt, empfehlen.

Dem von Hrn. Naumann und von andern Schriftstellern bei allen Rohrhühnern als anwendbar gerühmten Fange mit Garnsäcken und Steckgarnen glaubt der Verf. das Wort nicht reden zu dürfen. Denn wenn die Möglichkeit des Gelingens der Analogie nach zwar nicht ganz abzuläugnen ist; so beschränkt sich doch dieses Gelingen gewiß nur auf höchst einzelne Fälle, so daß Zeit und Mühe nicht belohnt werden können.

Wo übrigens der Entenfang mit Schlagnetzen in der Art, wie am Rheine stattfinden kann, da wird — wie dies dort der Fall wirklich ist — das grünfüßige

Rohrhuhn (aber auch nur dieses) öfters gelegentlich mit gedeckt werden *).

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von der Hurbel oder dem Wasserhuhn (Fulica).

§. 1.

Wie bereits in der Einleitung (S. CCCLII, in der Anmerkung) gesagt worden, thaten diejenigen Methodisten der Natur Gewalt an, welche die Gattung Fulica unter die Ordnung der Sumpfvögel stellten. Mit allem Rechte wurde für diese Gattung und für mehrere von andern Systematikern die Ordnung Halbschwimmer (Pinnatipedes), deren Unterscheidungszeichen in der Einleitung, S. CCCL, angegeben sind, errichtet. Uebrigens enthält die Gattung Fulica, den neuern Eintheilungen zu Folge, nur die einzige Art, von welcher in gegenwärtigem Kapitel die Rede seyn soll.

§. 2.

Die schwarze Hurbel oder das schwarze Wasserhuhn (Ful. atra, *Linn.*, vulgo Bläßhuhn, Bläße, Bläßente, Bläßgieker, schwarzes Rohrhuhn, Moorhuhn, Timphahn, Zapp, Zopp) **) bewohnt ganz Europa, das nördliche Asien und Nordamerika. In

*) S. d. Kap. von den wilden Enten.

**) *Gm. Linn.* syst. I. p. 702. sp. 2; Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 512. Nr. 1; dessen Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 157; Meyers Taschenb. II. S. 403; Naumanns Vögel III. S. 145; *Temmink* Man. d'ornith. p. 454.

Teutschland kommt sie als Zugvogel im Frühlinge zeitig und paarweise an, macht ihr Geheck und geht im Herbste dann erst wieder fort, wenn die Nachtfröste stark werden. Bisweilen überwintert sie auch da, wo warme Quellen, oder stete Bewegung des Wassers das Zugefrieren verhindern *).

Die Beschreibung des dem Alter nach verschiedenen Federkleides, in welchem dieser Vogel erscheint, findet sich in der Einleitung, S. CCCLII.

Sein Gang ist unbeholfen, deshalb sieht man ihn überhaupt nicht oft auf dem Trocknen, noch weniger den Ort, wo er sitzt, gehend verlassen; sein Flug ist schwerfällig, darum erhebt er sich immer ungern und nie hoch in die Luft. Meist flattert er, wenn er aufgejagt wird, dicht über dem Wasserspiegel hin, wobei die Ständer senkrecht herunterhängen; streicht er aber von einem Teiche zum andern, so geschieht dies gewöhnlich in einer Höhe von beiläufig 15 bis 20′ über der Wasser- oder Erdfläche, wobei die Ständer hinterwärts ausgestreckt erscheinen. Im Schwimmen ist er Meister; auch taucht er, doch ohne äußere Veranlassung nur im Frühlinge, ehe die Wasserpflanzen hervorkommen, zu jeder andern Zeit nur in dringender Gefahr; immer aber mit mehr Geräusch und größerer Anstrengung, als andere Tauchvögel — denn er plumpt (so zu sagen) über Kopfs in das Wasser hinein. Nur kurze Zeit kann er unter dem Wasser aushalten, ohne Luft zu schöpfen.

Nach dem, was über die Beweglichkeit der schwar-

---

*) Kaum wird es glaublich seyn, daß es zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts dem gemeinsten Jäger noch habe unbekannt seyn können, daß das schwarze Wasserhuhn in der Regel ein Zugvogel sei; und doch ist es Thatsache, daß einem Jagdbedienten von meiner Bekanntschaft, welcher im Monate Januar des J. 1807 zwei dieser Vögel, die er zufällig auf einer offen gebliebenen Stelle antraf, schoß und — weil er wußte, daß das Wildbret zu den Fastenspeisen gerechnet werde — zur Hofküche ablieferte, von der höchsten Jagdstelle die gemessenste Verordnung zuging: „a dato an allwöchentlich mindestens zwei Vögel dieser Art einzusenden!“

zen Hurbel eben gesagt worden, bleibt deren sicherstes Rettungsmittel aus wirklicher oder vermeintlicher Gefahr das Schwimmen. Ruckweise schwimmend eilt sie daher, wenn ein Mensch oder Hund ihr unbehutsam oder zudringlich sich nähert, bis zu einer Ferne, aus welcher ihr nichts anzuhaben ist, auf dem blanken Wasserspiegel hinaus auf die Blänke, wo sie, mit dem Kopfe nickend, in kleinen Kreisen sich, ohne den Ort wesentlich zu verändern, herumbewegt; bei drängenderer Gefahr — besonders bei Wahrnahme eines Raubvogels, dessen Erscheinung sie sogleich ihren Kameraden laut schreiend kund thut — sucht sie eilig das Schilf zu erreichen.

So friedlich und ruhig mehrere — oft viele — Familien dieser Art zu andern Zeiten auf einem Teiche sich gegen einander betragen; so streitsüchtig bezeigen sich, um den Besitz eines Weibchens, die Männchen im zeitigen Frühlinge, indem sie mit gebücktem Kopf und Nacken erst um einander herumschwimmen, und dabei oft mit dem Schnabel knappen; dann blitzschnell auf einander losfahren und mit Schnabel und Flügeln sich angreifen.

Ihr Lock- und (so zu sagen) Unterhaltungslaut, den man, wenn der Vogel in Ruhe ist, zu allen Zeiten, vorzüglich oft aber kurz vor dem Wegzuge und auf der Reise, welche sämmtliche einen Teich bewohnende Individuen und Familien, flugweise vergesellschaftet, zur Nachtzeit machen, vernimmt, besteht in einem ziemlich hell ertönenden, kurz abgestoßenen Küw-Kew! In Warnungslaut gehen eben diese Töne über, wenn sie schnell hinter einander wiederholt werden und mit einem lauten Pizen abwechseln.

Die schwarze Hurbel gehört allerdings zu den schüchternen Vögeln, keineswegs zu den scheuen.

Sie sucht bei ihrer Ankunft im Frühlinge, wie es scheint, alljährlich denselben Wohnort wieder auf, wozu sie Teiche von geringer und mittler Flächenausdehnung lieber erkies't, als sehr große; immer aber nur solche, deren klarer Wasserspiegel mit einem nicht allzuschmalen Schilf- oder Rohrrande eingefaßt ist. Dort verweilen die gepaarten Männchen und Weibchen mit ihren Jungen vom Jahre bis

gegen den Eintritt der Mauserzeit, im Monat August. Dann ziehen sie, mit mehr oder weniger Familien von ihres Gleichen, auf in der Nachbarschaft belegene große Seen oder Teiche *) sich zusammen, mausern sich aus und treten im November — früher oder später, je nachdem Eisfröste einfallen — alle in einer Nacht die Herbstwanderung an, auf welcher sie schaarenweise in Italien anlangen, und werden daselbst den Fischern vermittelst besonderer, hier zu Lande nicht bekannter, Fangmethoden in Menge zur Beute.

An dem Sommeraufenthaltsorte bauen beide Gatten gemeinschaftlich ein kunstloses, großes Nest aus grünen und trockenen Rohr-, Schilf- und Binsenstengeln an den Stellen, wo — mehr nach der Wasserseite als nach der Landseite hin — das Rohr und Schilf am dichtesten steht, auf eine aus dem Wasser hervorragende Kufe, oder auf Rohrsturzel, oder auf umgeknickte Schilfstengel. In seltneren Fällen findet man es auch auf dem Wasser schwimmend und dann, wie bei den Tauchern, an dem umstehenden Gestengel fest angeheftet. Noch seltner, aber doch je zuweilen, soll, nach Naumann, durch gegen und über einander geknickte Schilfstengel das Nest behaubt werden.

Das Gelege besteht gemeiniglich aus sieben bis acht, seltner aus neun bis zwölf, höchst selten aus dreizehn bis funfzehn bräunlichweißen, roth und blaubraun punktirten und bespritzten Eiern, welche von beiden Gatten gemeinschaftlich — nach Bechstein und Naumann — binnen drei Wochen ausgebrütet werden. An den ausgeschlüpften Jungen erscheint in der frühesten Lebensperiode der Schnabel an der Wurzel roth, nach vorn zu, wie die noch kleine Blässe, weißlich, der ganze Körper mit schwarzem, wolli-

*) Wird ein solcher Teich der Fischerei wegen abgelassen; so folgen alle auf demselben befindliche Hurbeln dem nach und nach sich vermindernden Wasser bis zum sogenannten Kessel (die größte Vertiefung im Teiche, welche nie ganz wasserleer wird), um welchen herum sie dicht gedrängt beisammen sitzen bleiben, und dann ihre Schüchternheit so ganz verläugnen, daß man ohne alle Vorsicht und Bedeckung bis auf Flintenschußweite herangehen und viele auf einen Schuß erlegen kann.

gem Flaum bedeckt, aus welchem am Kopfe, Halse, zwischen den Schultern und an der Brust brennend karminrothe haarartige Verlängerungen hervorstehen. Sie halten sich, bis sie flügge geworden sind und dann das in der Einleitung a. a. O. beschriebener Federkleid der Jungen vor der ersten Mauser angelegt haben, stets verborgen.

Die Nahrung der Alten und Jungen besteht aus Würmern, Wasserinsekten und deren Larven, zarten Wasserpflanzen und deren Samen. Den Jungen wird selbige, bis sie halbflügge sind, erst aus dem Schnabel dargereicht, dann vorgelegt. Alte verschlucken zur Verdauungsförderung viele Quarzkörner und sollen, nach Naumann, nebst dem Laiche, auch — jedoch nur äußerst selten — kleine Fischchen verschlucken.

Junge lassen sich in der Gefangenschaft auf eben die Weise, wie das grünfüßige Meerhuhn (Kap. 23. §. 5.), erhalten.

Das Wildbret der schwarzen Hurbel wird als Fastenspeise von den Glaubensgenossen der römischen Kirche geschätzt. Der Verf. fand den Geschmack desselben bei Jungen nicht sonderlich gut, bei Alten thranig, schlämmernd und übermäßig wildernd. Doch muß er bekennen, daß ihm zeither nur das Abhäuten, als zur Geschmacksverbesserung beitragend, bekannt war. Eben jetzt lernt er folgende ihm neue Hülfsmittel zu jenem Zweck aus Hrn. Bechsteins neuestem Werke kennen *):

„Man steckt dem Wasserhuhne beim Braten eine Möhre in das Weidloch, zieht selbige, wenn der Braten gar ist, heraus und wirft sie weg, weil sich in dieselbe der schlämmernde Geschmack meist gezogen hat."

„Um aber allen Wasserhühnern, Tauchern und Tauchenten diesen Geschmack zu benehmen, ist folgendes das beste Mittel:"

*) In dessen jährlich erscheinender Jagdzoologie (Erfurt und Gotha bei Hennings, 1820.) S. 313.

„Man nehme auf die Wasserjagd ein Federmesser, einen Federkiel und etwas Bindfaden mit. Sobald ein solcher Vogel geschossen worden ist, schneidet man über jedem Knie und an der Kehle einen Ritz in die Haut, steckt den Federkiel hinein, und bläs't die ganze Haut auf. Zu Hause lös't man die Haut, an welcher das Fett hängen bleibt, ab, und der Vogel hat den Fischgeschmack gänzlich verloren. Er muß aber noch warm seyn, sonst bläs't sich die Haut nicht gut auf. Beim bloßen Abhäuten vergeht der unangenehme Nebengeschmack nicht ganz."

Die Eier sollen, nach Naumann, sehr wohlschmeckend seyn; doch möchte die mit dem Aufsuchen derselben verbundene Mühe in unsern Gegenden kaum irgendwo gelohnt werden.

§. 3.

Aus Erfahrung kann der Verf. von einer andern Jagd- und Fangmethode, als die sind, deren er im vorhergehenden Kapitel, §. 6., als auf das grünfüßige Meerhuhn anwendbarer, Erwähnung gethan hat, hier durchaus nichts sagen.

Denn wenn Hr. Bechstein (Jagdzool. a. a. O.) sagt: „Man treibt sie im August und September mit Kähnen, auf denen Schützen sind, auf einem Teiche in die Enge, und schießt sie dann im Fortflattern oder Fliegen;" oder „man schlägt sie" — wie dies, nach Hrn. Naumann, auf dem süß- und auf dem salzwässerigen See bei Eisleben von Fischern, an windstillen und sonnenhellen Tagen, geschehen soll — „wenn sie in der Mauser liegen," (dann die Zusammengetriebenen in der Angst tauchen, und unter dem Wasser hinstreichend beobachtet werden, im Moment des Wiederemporkommens) „mit dem Ruder oder mit Prügeln todt:" — so erscheint dem Verf. jene Jagdbetriebsmethode für die auf den Treibkähnen vertheilten Schützen, indem sie nicht anders als in der Richtung gegen einander schießen können, als eine höchst gefährliche und aus diesem Grunde nicht zulässige; diese Massakre aber ein allenfalls dem Fi-

scher, keinesweges aber dem rechtlichen Jäger geziemender Fangkniff — den Hr. Naumann, wohl nicht mit Fug, für eine sehr interessante Jagd ausgibt.

Noch muß der Verf. bemerken, daß er kaum eines Falles sich entsinnen kann, wo es den Wasserhunden — der Verf. selbst hat deren mehrere sehr gute besessen und gebraucht — gelungen wäre, eine in der Mauser liegende Hurbel, ohne vorgängige Schußverwundung, im Wasser zu fangen; oft hingegen geschahe dies bei Halbwüchsigen, bei Gelegenheit der Entenjagd im Monat Julius. Auf dergleichen Zufälligkeiten dürfte daher Hrn. Naumanns angeblicher Hundefang zu beschränken seyn.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von den zur Gattung Steißfuß (*Podiceps*, *Latham*.) gehörigen Vögeln.

§. 1.

Nach dem Linnéischen Systeme stehen die in diesem Kapitel vorkommenden Vögel in der dritten Ordnung: Schwimmvögel (Anseres) und sind unter der Gattung Taucher (Colymbus) mit begriffen (Einleit. §. 72. Ordn. III. B. Gatt. 13.). Latham machte aus dieser Ordnung zwei, deren eine er Palmipedes (mit Schwimmfüßen versehene Vögel), die andere Pinnatipedes (Halbschwimmer) benannte, und er zerfällte zugleich die Linnéische Gattung: Colymbus, in deren drei *). Die erste derselben, unter der

*) Es ist hier nur von den in Teutschland zeither vorgekommenen Vögeln die Rede.

Ordnung: Pinnatipedes, begriffen, trägt bei ihm den Namen Podiceps (Steißfuß); die zweite, von ihm der Ordnung Palmipedes zugezählt, heißt Colymbus (Seetaucher); die dritte, gleichfalls zur letztgedachten Ordnung gerechnet, Uria (Lumme). (Einl. §. 75. Ordn. XII. Gatt. 3. und Ordn. XIII. B. Gatt. 6. 7.) Haben nun zwar die Ornithologen neuester Zeit nicht alle die Lathamsche Ordnung Pinnatipedes adoptirt, so stimmen sie doch rücksichtlich der erwähnten Gattungszerfällung sämmtlich überein.

Temmink, welchem der Verf. hinsichtlich der Eintheilung der Sumpf- und Wasservögel in dieser neuen Ausgabe seines Handbuchs gefolgt ist *), hat sich in seinem Manuel d'ornithologie d'Europe in besagter Rücksicht an Latham durchgängig angeschlossen, und deshalb wird hier von den in Teutschland bekannten Steißfüßen und von den auf sie anwendbaren Jagd- und Fangmethoden die Rede seyn.

§. 2.

Der gehäubte Steißfuß (Podiceps cristatus, *Latham*, Lorch, Zorch, Merike, Greve, großer Haubentaucher) **) bewohnt die mit Rohr- und Schilfrändern eingefaßten Landseen und großen Teiche im nördlichen Europa und Asien, von der Zeit an, wo zu Ende des Winters jene Gewässer von Eis frei werden, bis dahin, wo im Spätherbste selbige wieder zuzugefrieren anfangen.

*) Nicht, als sei sie ihm als durchaus vollkommen erschienen, sondern weil er eine bessere nicht kennt und noch weniger eine bessere selbst schaffen kann.

**) Den in der Einleit. S. CCCLVII angeführten Schriften sind noch folgende beizufügen: *Latham* Ind. ornith. II. p. 781. No. 1; Bechsteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 465; Sylvan von Laurop und Fischer 1813, S. 47. (Die daselbst befindliche Naturgeschichte des obigen Steißfußes ist, nächst der von Naumann und Bechstein a. a. O. gelieferten, die vollständigste;) *Temmink* Man. d'orn. p. 462; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 742. §. 6, S. 746. §. 8.

Er ist eigentlich kein Zugvogel, sondern nur ein Strichvogel.

Die Beschreibung des dem Alter nach verschiedenen Federkleides befindet sich in der Einl. am unten in der Anmerkung angezeigten Orte.

Dem was über die natürlichen Eigenschaften sämmtlicher Steißfußarten auf der CCCLV. Seite der Einleitung beigebracht worden ist, soll für die gegenwärtige Art noch Einiges, nach Naumann — dem emsigen Forscher — beigefügt werden.

Die Bewegung im Fluge findet — den seltenen Fall abgerechnet, wenn er auf einer seichten Stelle des Gewässers, wo er pro tempore sich aufhält, überrascht wird und da durch Tauchen sich nicht retten kann — nur auf dem Zuge statt.

Der gehäubte Steißfuß kann erst nach vorgängigem Fortflattern dicht über dem Wasserspiegel hin, wobei er mit den Flügeln und Ständern zugleich schnell und plätschernd auf das Wasser schlägt, sich in die Luft emporschwingen. Ist ihm dies gelungen, so fliegt er, mit fast horizontal und weit nach hinten ausgestreckten Ständern gerade fort streichend, leicht und schnell. Er taucht ungemein behende, jedoch — vermuthlich wegen des bei Ueberwindung des Widerstandes, welchen das Wasser gegen den Halskragen des Vogels beim Fortbewegen unter demselben leistet, verkürzten Athems — nicht so lange als die Seetaucher (Colymbi) und Lummen (Uriae). Durch das Tauchen rettet er sich, bei der ihm eignen Umsicht und Scheue, fast immer mit Glück aus jeder ihm drohenden Gefahr, bis auf eine Entfernung, aus welcher ihm nichts anzuhaben ist. Dort bleibt er dann ganz gemächlich und ruhig mit hoch aufgerichtetem Halse auf dem Wasser sitzen, oder er schwimmt fast bis an die Schultern mit dem Körper unter Wasser — und dies haben alle übrige Gattungsverwandte mit ihm gemein —, in kleinen Kreisen umher. Nur dann, wenn der Feind vorsichtig verborgen und geräuschlos bei wolkenlosem Himmel und gutem Winde von der Seite her sich zu nähern vermag, von welcher das Sonnenlicht auf den

Vogel fällt und so ihn blendet, versäumt er es zuweilen, dieses Tauchrettungsmittels in Zeiten sich zu bedienen.

Bei der Schwerfälligkeit seiner Gangbewegung verharrt er nicht nur den ganzen Tag über, sondern auch zur Nachtzeit auf seinem wahren Elemente, dem Wasser, so daß er daselbst seine Nahrung ausschließlich sucht und selbst mit in die Höhe gezogenen Ständern und unter die Schulterfedern gestecktem Schnabel schläft.

Zu den geselligen Vögeln gehört er durchaus nicht. Er macht daher auch seine Wanderung vereinzelt. Erst in der Paarzeit — im April — schließt das Männchen an das Weibchen sich an. Befinden sich dann mehrere Paare auf einem und demselben Gewässer, so kommen sie sich doch selten anders zu nahe, als dann, wenn Lärm oder Geräusch von den Uferseiten her sie auf der Mitte der Blänke zusammentreibt.

Beide Geschlechter geben gleichen Laut aus. Er besteht in einem in seiner Art tiefen, oft wiederholten Köck, Köck, Köck! welchen gewöhnlich ein noch tieferes, weit hörbares Kraorrr, Kruorrr! sich anschließt. Man vernimmt diesen Laut vor der Brütezeit fast immer von beiden Gatten zugleich, während derselben, wenigstens in der Nähe der Neststätte, nie.

Während der Paarzeit sieht man oft beide Gatten in einiger Entfernung von einander auf dem blanken Wasserspiegel kreisend herumschwimmen. Das Männchen gibt dann als Gelock sein Köck, Köck! langsam und stark artikulirt aus. Unmittelbar darauf und in etwas höherem Tone antwortet eben so das sich nähernde Weibchen. Je näher die begehrlichen Verliebten sich kommen, desto emsiger und hastiger ertönt jener Laut. Einander ganz nahe, stellen beide auf dem Wasser senkrecht sich in die Höhe, und Brust an Brust, Bauch an Bauch gedrückt, wird der Begattungsakt, ohne merkliche Bewegung, in sehr kurzer Zeit vollzogen. Daß dies geschehen sei, wird, nachdem die für den Moment Befriedigten sich wieder niedergelassen haben, durch ein bei beiden aus vollem Halse ertönendes

Kraorrr, Kruorrr zu wiederholtenmalen der Umgegend verkündet.

Gegen Ende des Monats April schreiten die Gatten zum gemeinschaftlichen Bau des großen, plumpen, wenig vertieften Nestes aus oft schon zur Hälfte verfaulten, vom schlammigen Boden heraufgeholten Wasserpflanzen. Die Stätte dazu wird da, wo das Schilf und Rohr an den Rändern horstig und nicht dicht steht, gewählt und daselbst entweder auf die durch Abschneiden im vorhergehenden Herbste entstandene Schilfstoppel, oder, öfter noch, auf und in das Wasser gestellt, in diesem Falle aber an nahestehende Rohrstengel befestigt. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier längliche Eier. Der Größe nach stehen sie zwischen den Tauben- und Haushühnereiern. Sie haben grünlichweiße Grundfarbe und sind braun- oder bräunlichgelb gewölkt oder marmorirt. Nach Naumann — aus eigner Wahrnehmung kann der Verf. nicht sprechen — sollen diese Flecken blos von dem beim öftern Ein- und Aussteigen haften bleibenden Schmutz herrühren, bei den zuerst gelegten Eiern dunkler als bei den letzten seyn und mit warmem Wasser leicht abgewaschen werden können.

Beide Gatten brüten — wie, nach Naumann, alle Steißfüße — abwechselnd und eifrig *). So stark ist die Brutwärme, daß, obwohl das Nest immer feucht — vom Wasser fast ganz durchdrungen — ist, die Eier doch immer heiß sich erhalten, und in drei Wochen (sagt man) **), gemeiniglich bis auf eins ausgebrütet werden.

Den Eiern strebt vorzüglich die Rabenkrähe (Corvus corona) nach. Gegen diesen, wie gegen jeden andern Feind aus der Klasse der Vögel vertheidigt die für ihr Gelege, wie späterhin für die Jungen, höchst zärtlich,

---

*) Erwiesen ist es nicht.

**) Den Zusatz „sagt man" hält der Verf. hier und bei den meisten wilden Vögeln für nöthig, weil — bei der Seltenheit und Schwierigkeit der Beobachtung — die berühmtesten Ornithologen in ihren diesfallsigen Angaben unter sich und mit sich selbst nicht übereinstimmen; z. B. bei Anas boschas (vergl. den §. Stockente, des Kap. Wilde Enten).

ja! sich selbst vergessend, besorgte Mutter wahrhaft heldenmüthig, öfter mit glücklichem als mit unglücklichem Erfolge.

Selbst die vorsichtigste Annäherung des Menschen gewahrt sie in der Brütezeit unfehlbarer noch als sonst, und sehr bald. Dann bedeckt sie — wie sie und das Männchen, wenn sie ohne äußere Veranlassung vom Neste gehen, immer — mit hierzu schon bereitliegenden, oder schnell herbeigeschafften Materialien das Nest und entfernt sich eiligst, nachdem sie dem stets in der Nähe befindlichen Männchen durch einen besondern käckfenden Laut ein Warnungszeichen gegeben hat.

Weniger Anhänglichkeit an Weib und Kind und eine mit jener elterlichen und ehelichen Zärtlichkeit häßlich abstechende Feigheit zeigt das Männchen; denn immer — selbst beim offenen Kampfe des Weibchens — hält es sich in gemessener Ferne, um ja für sich nichts zu wagen. Es glaubt genug gethan zu haben, wenn es — mit schreiet.

Die Jungen haben in der frühesten Lebenszeit eine wollige Bedeckung, welche am Unterkörper weiß, am Oberkörper weißgrau und schwarz, bandartig gestreift, sich darstellt. Kaum dem Ei entschlüpft, folgen sie schwimmend den Alten, von denen sie — was auch bei allen übrigen Steißfußarten geschieht — wenn es in den ersten drei Wochen Noth thut, gegen Feinde und rauhe Witterung unter den Flügeln, gegen das Ungestüm der Wellen, bei starker Bewegung des Wassers, auf dem Rücken Schutz erhalten *). Späterhin mag den Alten diese Bürde doch wohl zu schwer werden; denn wenn sie es allenfalls auch noch dulden, daß die Jungen sich auf den Rücken setzen, so schwimmen sie doch bald auf die Blänke, tauchen dann blitzschnell unter und entledigen sich so derselben.

Die Nahrung der Jungen besteht einzig aus kleinen Wasserinsekten. Sie wird anfänglich von den Alten im

*) Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, Junge auf den Rücken zu nehmen, hat Hr. Naumann am kleinen Steißfuß (§. 6.) beobachtet (s. d. a. §.).

Schnabel vorgehalten, dann auf dem Wasser vorgelegt. Lange, fast bis zur Vollwüchsigkeit, wird sie von den Jungen piepend und mit immer wachsendem Ungestüm gefordert, von den Alten aber dieser immer rege Appetit der Jungen, bei zunehmender Stärke derselben, dazu benutzt, ihnen das Tauchen zu lehren. Mutter oder Vater hält nehmlich dem recht hungrigen Jungen Nahrungsmittel im Schnabel vor, weicht aber dem Wegnehmen geschickt und anhaltend aus. Endlich, wenn der junge Steißfuß eben im Begriff ist, das Vorgehaltene sich anzueignen, taucht der Alte blitzschnell; vom Hunger aufs höchste getrieben, fährt jener nach, und erhält dann noch unterm Wasser das vorher Verweigerte zum Lohne.

Nach Bechstein *) soll dieser Steißfuß alljährlich zwei Gehecke machen. Ob dem wirklich so sei, scheint mir nicht hinlänglich entschieden zu seyn; ich vermuthe vielmehr, daß dies zweite Gelege nur alsdann erfolgt, wenn das erste verloren geht.

Von den Nahrungsmitteln, welche diese Steißfußart, wie alle folgende, sich aneignet, hier noch besonders zu sprechen, würde überflüssig seyn, da hierüber bereits in der Einleitung, S. CCCLV, das Erforderliche beigebracht worden ist. Nur das wollen wir anmerken, daß die Ornithologen neuster Zeit von der ältern Meinung — welche der Verf. nie als zuverlässige erkennen konnte —: der gehäubte Steißfuß raube Eier und Junge von kleinen Vögeln, welche im Schilfe nisten, abgegangen sind.

Der Schade, welchen dieser Vogel in der Fischerei anrichtet, ist unerheblich; nicht viel bedeutender der Nutzen, den er durch Verminderung lästiger Wasserinsekten stiftet. Benutzung fand sonst — wo der silberweiße Balg des Unterleibes, als zu Frauenkleiderbesetzungen und Müffen verwendbare Modewaare, theuer bezahlt wurde — mehr als jetzt statt, wo allenfalls das dichtstehende dunenartige Gefieder als Bettfüllungsbeitrag nur einigermaßen noch in

---

*) S. dessen Handb. der Jagdw. a. a. O.

Anschlag gebracht werden kann. Dem Wildbret werden Leckermäuler selbst dann, wenn auch die im vorhergehenden Kapitel vorgeschlagene, von Hrn. Bechstein entlehnte Methode, dem Wildbret dieser, wie vieler andern Wasservögel, das Thranige und Schlämmernde zu benehmen, als eine bewährte erkannt werden sollte, doch einen vorzüglich oder auch nur leidlich guten Geschmack nicht abgewinnen. Indessen wird dasselbe — wie das aller Gattungsverwandten — als Fastenspeise doch geschätzt.

§. 3.

Der graukehlige Steißfuß (Pod. rubricollis, *Lath.*, graukehliger Hauben- oder Lappentaucher, kurzschöpfiger Taucher, Hengst, Ruch) *) erscheint als Zugvogel im südlichen Teutschland schon zeitig im März, im nördlichen zu Ende des gedachten, oder zu Anfange des folgenden Monats (zur erwähnten Zeit stellt er sich auf meist allen dicht mit Rohr und Schilf bewachsenen Landseen und großen Teichen, im Königreich Sachsen, im Anhaltischen, Mansfeldischen, Brandenburgischen und Meklenburgischen ein), verbreitet sich dann bis Kurland hinauf, wählt allerwärts vorzüglich ebene Gegenden zum Sommeraufenthalte und zum Betriebe des Fortpflanzungsgeschäfts, und wandert im Oktober und November — von einem Gewässer dem andern zustreichend, selbst auch auf Flüssen einfallend — dem östlichsten Europa zu, um daselbst zu überwintern.

Die Beschreibung dieses Steißfußes, nach den an selbigem bemerklichen Altersverschiedenheiten, findet sich in der Einleitung, S. CCCLVII.

Obgleich derselbe auch ein Stück über dem Wasserspiegel hinflattert, ehe er sich aufschwingen kann; so wird dies ihm doch nicht so schwer, als dem gehäubten

*) *Latham* Ind. ornith. II. p. 785. No. 6; Naumanns Vögel III. S. 438; *Temmink* Man. d'orn. p. 465; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 745 f. f.

Steißfuß (§. 2.); daher kommt es auch, daß er leichter sich aufjagen läßt. Sein Flug ist dann leicht, schnell und fast geräuschlos.

Alte Vögel dieser Art sind in der Regel scheu und tauchen mit großer Behendigkeit und lange; besonders da, wo öftere Beunruhigung statt findet. In der Nähe des Nestes und der Jungen macht jedoch das Männchen nicht leicht, das Weibchen fast nie Gebrauch von dieser Geschicklichkeit. Letzteres hat so viele Liebe für seine Eier, daß es nach einer erhaltenen Schußverwundung dem Neste zueilt und das Brütgeschäft fortsetzt bis zum Lebensende.

Junge scheinen erst spät die Tauchkunst zu erlernen; wenigstens bringen sie selbige, selbst nach erlangter Flugbarkeit, selten, fast nie, zu ihrer Rettung in Anwendung.

Der Laut dieses Steißfußes besteht in einem hellen Keck=keck! Am häufigsten ertönt derselbe in der Paarzeit, als Gelock beider Gatten.

Nach erfolgter Annäherung wird der Begattungsakt auf eben die Weise, wie beim gehäubten Steißfuß, vollzogen, worauf dann — nach Naumann — unmittelbar ein anderer, durch Worte oder Sylben gar nicht zu versinnlichender, Laut zu wiederholtenmalen von beiden Geschlechtern aus vollem Halse ausgeschrien wird, welcher sowohl dem quiekenden Angstgeschrei eines Spanferkels, als dem Wiehern eines Füllens (jungen Pferdes) einigermaßen ähneln und dem Vogel die Trivialbenennung Hengst zugezogen haben soll. In der Brütezeit soll dieser Laut vom Männchen in der Nähe des brütenden Weibchens oft ausgestoßen, im Sommer und Herbste aber überhaupt nur selten vernommen werden.

Rücksichtlich der Neststätte, des Nestbaues, des Brütegeschäftsbetriebes, der Zahl, Farbe und Gestalt der Eier — welche denen der Kropftaube an Größe gleich sind —, der Erziehung und des Pieplautes der gleich nach dem Ausschlüpfen oben mit weißgrauer schwärzlich gestreifter, unten mit silberweißer Nestwolle bekleideten Jungen, der Nahrung der Jungen und Alten, der Unbedeutenheit des Nutzens und Schadens, welchen dieser Steißfuß im Naturhaushalt

stiftet, verhält alles sich so, wie beim gehäubten Steißfuße.

Weniger als bei jenem ist hier die Benutzung des Balges im Ganzen und selbst des Gefieders in Anschlag zu bringen, weil der graukehlige Steißfuß mehr noch als der gehäubte sich selbst das Gefieder ausrupft und, nach Naumann, als die Verdauung befördernd, verschluckt. Eben gedachter Schriftsteller sagt, das Wildbret sei sehr zart und mürbe und von angenehmem Geschmack, wenn das Thranige ihm benommen werde. Ich fand es allerdings zart, keineswegs aber wohlschmeckend; doch kann dies darin seinen Grund gehabt haben, daß damals, als ich Versuche zu machen Gelegenheit hatte, die im vorhergehenden Kapitel angezeigten Geschmacksverbesserungsmittel mir noch nicht bekannt waren — das gewöhnliche Abhäuten trug wenig oder nichts zur Minderung des thranigen Geschmacks bei.

§. 4.

Der gehörnte Steißfuß (Podiceps cornutus, *Lath.*, gehörnter Taucher, gehörnter Lappentaucher, kleiner gehörnter Taucher, Käferernte) *) bewohnt große schilfreiche Seen und Teiche — letztere lieber als erstere — im nördlichen Europa zur Sommerzeit, im östlichen zur Winterzeit. Teutschlands Flüsse, Seen und Teiche besucht er, und zwar nicht als ganz gewöhnlicher Gast, meist nur auf dem Zuge im Oktober und November familienweise, öfter im April. Naumann will ihn jedoch auch als Heckvogel auf seinen Wasserjagden beobachtet haben. Hr. Meyer bezweifelt dies (s. dessen Taschenb. II. S. 432).

Die Beschreibung der verschiedenen Federgewänder nach Meyer und Temmink s. in der Einl. a. u. a. O.

*) Außer den in der Einleitung, S. CCCLVIII u. f. angezogenen Schriften s. Latham Ind. ornith. II. p. 782. No. 61 *Temmink* Man. d'ornith. p. 466; Bechsteins Jagdzool. S. 694. Nr. 109.

Der Verf. fand nie Gelegenheit, diesen Steißfuß zu beobachten. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß sein Habitus dem derjenigen Gattungsverwandten, von welchen in den vorhergehenden §§. Rede gewesen ist, in Allem gleichkomme.

§. 5.

Der geöhrte Steißfuß (Podiceps auritus, *Latham*, geöhrter Taucher, geöhrter Lappentaucher, Ohrentaucher, Schreitaucher, großöhrige Tauchente) *) bewohnt die schilfigen Seen und Teiche des nördlichen Theiles von Europa, Asien und Amerika. In Teutschland scheint er mehr Strichvogel als eigentlicher Zugvogel zu seyn; denn ob er gleich in der Regel seinen Sommeraufenthalt im Spätherbste verläßt, so findet er sich doch gleich wieder ein, sobald die Gewässer von der Eisdecke wieder frei sind; überwintert auch an Orten, wo warme Quellen das Zugefrieren verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er auch auf größeren und kleineren Flüssen ein, um auszuruhen.

Der Beschreibung, welche S. CCCLIX der Einleitung, nach Temmink, geliefert wurde, setzt der Verf. hier die an die Seite, welche Hr. Bechstein — der Treffliche — in seinem unten in der Anmerkung benannten neuesten Werke gegeben hat: „Die Länge des Vogels beträgt 13″, wovon der Schnabel 1″ mißt, die Breite 24″ und das Gewicht drei Viertelpfund. Der schwärzliche Schnabel ist merkwürdig gestaltet, indem er oben in der Mitte etwas eingebogen und unten nach der Spitze zu in die Höhe gezogen ist, so daß man glaubt, ihn umkehren zu müssen, um ihm die rechte Stellung zu geben; die Zügel, der Augenstern und die Augenlieder sind karminroth; die Füße äußerlich schwarzgrau, inwendig bleifar-

*) Nächst den in der Einleitung angezeigten Schriften vergl. *Latham* ind. ornith. II. p. 781. No 5; *Temmink* Man. d'ornith. p. 469; Bechsteins Jagdzool. S. 330. Nr. 18.

ben, und die Fußwurzel $1\frac{1}{2}''$ hoch. Der Oberleib schwärzlich mit grünlichem Glanze; die schwarzen Kopffedern etwas verlängert; hinter jedem Auge ein Büschel glänzend rostfarbiger beweglicher Federn — wie ein Paar Federohren; der Unterhals schwarz, rostroth gefleckt; die Seiten der Brust und des Bauches rostbraun; der übrige Unterleib glänzend weiß; auf den schwärzlichen Flügeln ein großer weißer Spiegel."

„Das Weibchen ist etwas kleiner und die Ohrenbüschel sind an ihm etwas heller."

„An Jungen sind Kopf und Kehle schwärzlich, etwas mit Rostfarben und Weiß gemengt; die Kopffedern dicker und buschiger."

„Nach der zweiten Mauser erscheint der Oberleib des gehörten Steißfußes schwärzlich, an der Kehle weißlich und am Unterhalse rostfarben gefleckt, ohne Ohrbüschel *)."

Mit seiner Bewegung im Fluge, mit der Art und Weise, wie er in dieselbe sich versetzt, auch mit der Schwierigkeit, ihn dahin zu bringen, verhält es sich, wie beim gehäubten Steißfuß (§. 2.). Seine ungemeine Scheue, verbunden mit ausgezeichneter Behendigkeit im Tauchen und mit dem Vermögen, lange unter dem Wasser auszuhalten, auch halb schwimmend, halb fliegend große Strecken in demselben fortzustreichen, setzt ihn in den meisten Fällen gegen jede Nachstellung in Sicherheit; so mehr, da es für ihn kaum einer halben Minute bedarf, um, indem er beim Emporkommen meist nur den Schnabel bis hinter die Nasenlöcher, selten den Kopf, seltner noch den Oberleib bis unter die Schultern, aus dem Wasser hervortreten läßt, Athem zum neuen Verschwinden im Wasser zu schöpfen, wenn er irgend Gefahr ahnet und dann im dich-

*) Hrn. Bechstein scheint es, als sei dies der dunkelbraune Steißfuß (Colymbus obscurus, *Linn.*), welchen die Hrn. Meyer und Temmink für einjährigen Vogel vom Podiceps cornutus halten. Vergl. die Beschreibung und Anmerkung in der Einl. S. CCCLVIII und CCCLIX.

testen Schilfe auf geraume Zeit sich — wie fast immer — versteckt zu halten.

Nach Hrn. Bechstein soll er gesellig mit seines Gleichen seyn, und mehrere Paare sollen auf großen Teichen wohnen. Der Verf. will dem nicht geradezu widersprechen; jedoch kann er nicht unbemerkt lassen, daß er, wie Hr. Naumann, auf einem und demselben Teiche, der vielleicht vier oder fünf Paaren des graukehligen Steißfußes (§. 3.) zum Aufenthalte dient, kaum halb so viele der hier in Rede befangenen Art bemerkt hat.

Zur Abendzeit, wo dieser schüchterne Vogel öfter als sonst auf dem blanken Wasserspiegel hervorkommt, vernimmt man von ihm nicht selten einen Laut, welchen Hr. Bechstein ziemlich treffend durch Dicke — dicke — dicke — dicke! Gitt, Gitt! versinnlicht. Den Tag über ist er stumm; doch in der Verborgenheit meist immer in Bewegung und munter. Vorzüglich ist dies der Fall, wenn die Zeit des Striches im Herbste herannaht, bei sämmtlichen Gliedern einer Familie.

Die Nahrung besteht hauptsächlich in Wasserinsekten und Larven von Tagfliegen, Libellen und kleinen Käfern. Zarte Wasserkräuter, die man im Magen findet, werden wohl nur zufällig mit verschluckt. Der Räuberei an kleinen Fischen und Fröschen möchte er wohl schwerlich überwiesen werden können. Hr. Naumann ist der einzige mir bekannte Schriftsteller, welcher von diesem Steißfuß sagt, er rupfe, wie andere stärkere (größere) Gattungsverwandte, sich Federn aus und verschlinge sie, doch weniger häufig als jene.

Das Nest — kaum diesen Namen verdienend — besteht aus einem in der Mitte vertieften Klumpen halbvermoderter Wasserkräuter. Man findet es nur an den einsamsten, abgelegensten, dicht mit Schilf bewachsenen Stellen des Aufenthaltsortes, schwimmend, an Schilfstengeln angeheftet und immer mehr durchnäßt noch, als angefeuchtet. Es enthält ein Gelege von drei bis fünf länglichen grünlich weißen Eiern, die, von dem im Neste befindlichen Kothe besudelt, gelbbraun oder braun marmorirt sich dar-

stellen. Sie haben die Größe der Feldflüchter-Taubeneier. Die eben ausgeschlüpften Jungen, welche gleicher Erziehung mit andern Steißfußarten genießen, sind, bis sie das jugendliche Federkleid anlegen, mit grauer, schwarzgestreifter Wolle bedeckt.

Mit dem Geschmack des Wildbrets und der Verbesserung desselben durch Abblasen verhält es sich, wie bei den vorhergehenden Arten, so auch mit der Benutzung des Brust- und Bauchbalges und der Federn. Von irgend bedeutendem Schaden, den dieser Vogel anrichten möchte, kann gar nicht die Rede seyn; eben so wenig aber verdient der Nutzen Erwähnung, den er durch Insektenverminderung etwa stiftet.

§. 6.

Der kleine Steißfuß (Podiceps minor, *Latham*, schwärzlicher Taucher, gemeines Taucherchen, Sumpftaucher, Zwergtaucher, Duckerken — im Plattteutschen so viel als Taucherchen — Käferentchen, Kastanientaucher) *) ist ein echt europäischer Vogel und in Teutschland der gemeinste von allen Steißfüßen; denn man findet ihn auf allen Landseen und Teichen, die mit Schilf bewachsen sind; vorzüglich oft in Gebirgsgegenden auf Teichen mittler Größe, selbst wenn sie mitten im Walde belegen sind. Mehr Strich- als Zugvogel, wechselt er seinen Aufenthalt meist zu Ende des Winters und im Spätherbste; überwintert jedoch auch zuweilen bei uns an solchen Aufenthaltsorten, wo warme Quellen das Zugefrieren des Wassers bei mäßigen Wintern verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er, wenn er der Ruhe bedarf, auch auf Flüssen an.

Die Beschreibung der dem Alter nach verschiedenen

---

*) Den in der Einleitung, S. CCCLX und CCCLXI, befindlichen Citaten beizufügen: Bechsteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 458; dessen Jagdzool. S. 582. Nr. 29; *Temminck* Man. d'ornith. p. 471; Döbels Jägerpr. I. K. 99; Windells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 747. §. 10.

Federgewänder findet sich in der Einleitung an dem unten in der Anmerkung angezeigten Orte.

Der Flug dieses Steißfußes ist ziemlich schnell. Zu demselben kann er sich jedoch nur nach langem Hinflattern dicht über dem Wasserspiegel und durch öfteres Aufstoßen mit den Ständern erheben, selbigen auch nicht gar lange ununterbrochen fortsetzen, so daß er, wenn er unterwegs kein Wasser findet, nothgedrungen auf dem ersten besten Miststuhl, selbst auf dem Trocknen einfällt, dann aber meist das Opfer der Katzen oder Knaben wird, weil er — besonders vom Trocknen — nur mit vieler Mühe sich erheben kann. Zum Gange ist er völlig ungeschickt, im Tauchen und Schwimmen, sowohl **unter** als **auf** dem Wasser, aber vor allen seinen Gattungsverwandten bis zur höchsten Virtuosität Meister. Bei der ihm — mehr noch als irgend einem seiner Gattungsverwandten — eignen Scheu vor allem Fremdartigen, taucht er, sobald er die Annäherung eines Menschen gewahrt — obwohl er oft ganz in der Nähe der Wohnungen sich aufhält —, blitzschnell unter, streicht, ohne des Athemschöpfens wegen in die Höhe zu kommen, unter dem Wasser fort, bis an den Schilfrand des entgegengesetzten Ufers, steckt dort nur das Köpfchen hervor, um zu **sichern**, und verkriecht sich dann tiefer im Schilfe, aus welchem weder Mensch, noch Hund ihn wieder aufs Blanke bringt. Ist am jenseitigen Teichrande kein Schilf vorhanden, so kommt er dicht am Rande erst zum Vorschein, streckt sich, seiner ganzen Länge nach, so auf der Oberfläche des Wassers aus, daß nur Oberschnabel, Scheitel und Augen, Oberhals und Oberkörper bis zu den Achseln auf dem Wasserspiegel sichtbar sind, und bleibt so unbeweglich liegen, bis die Gefahr verschwunden ist, oder fernere Verfolgung ihn zwingt, auf gleiche Weise, wie das erstemal, derselben sich zu entziehen. Aufjagen läßt er sich gar nicht und weder fliegend, noch gehend verläßt er außer der Strichzeit den Teich, welchen er bewohnt, um auf einen andern nahe gelegenen — wäre dieser von jenen auch nur durch einen flachen und ganz schmalen Damm geschieden — sich zu begeben.

Nur in der Paarzeit vernimmt man von beiden Geschlechtern dieser Art den zur Begattung einladenden, höchst einfachen Locklaut: J, Jb! —

Die Nahrung des kleinen Steißfußes besteht vorzüglich aus Wasserkäfern und andern kleinen Wasserinsekten. Rester von feinen Wasserkräutern findet man in dessen Magen auch bisweilen; Federn — so viel dem Verf. bekannt — nicht. Daß er kleine Fische und Frösche fange und kröpfe, scheint dem Verf. noch weniger wahrscheinlich, als bei dem geöhrten Steißfuß. Weder von einem, noch von dem andern hat er bei mehreren von ihm erlegten und untersuchten Exemplaren Ueberbleibsel davon im Magen gefunden.

Neststellung und Nestbeschaffenheit, Zahl der hell grünlichgelben braun beschmutzt-marmorirten Eier, Betrieb des Brütegeschäfts, Ernährung, und Erziehung der Jungen — Alles wie bei den übrigen Steißfußarten, namentlich wie beim geöhrten Steißfuße.

Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, noch schwache, bei stürmischer Witterung durchs Schwimmen auf dem wogenden Wasser ermattete Junge auf den Rücken zu nehmen und da denselben Schutz und Erholung zu gewähren, darüber hat Hr. Naumann in Folge oftmaliger Beobachtung Nachstehendes mitgetheilt *): Auf ein vom Männchen oder Weibchen gegebenes Zeichen schwimmen die zwei oder drei Jungen des Gehecks ganz nahe zusammen; dicht hinter ihnen taucht Vater oder Mutter, kommt gerade unter dem Quasi-Häuflein, in welchem die Jungen sich vereint zu erhalten wissen, empor, ladet sie so gleichsam auf, und schwimmt dann, mit dieser Bürde belästigt, ohne bemerkbare Anstrengung, auf dem unruhigen Elemente ruhig umher. Eben dieser höchst achtungswerthe Schriftsteller fügt noch die Bemerkung hinzu, daß die Alten, wenn sie bei Zeiten Gefahr ahnden, durch Warnungslaut und Zeichen die Jungen aufmerksam darauf machen und mit

*) Naumanns Vögel III. S. 461.

denselben unverzüglich ins Schilf und Rohr flüchten; bei plötzlicher Ueberraschung aber, als höchst scheue (auch furchtsame) Vögel, nur auf eigne Rettung bedacht, ihre Kinder im Stich lassen, welche dann entweder im Tauchen noch keine Uebung haben, oder im Schreck von der schon erlangten Uebung Gebrauch zu machen vergessen und so mit den Händen gefangen werden können *).

Für den Naturhaushalt kann bei diesem Vogel der Schade, den er stiftet, gar nicht, der Nutzen, den er leistet, nicht hoch in Anschlag gebracht werden.

Benutzbar könnte seyn das dunenartige Gefieder, das, nach vorgängiger Abhäutung, wohlschmeckende Wildbret, vorzüglich aber das — nach Bechstein — zu den Leckerbissen gehörige Ei; wenn dies alles öfter und weniger schwer zu erlangen wäre.

Vom Ei sagt Hr. Bechstein, es schmecke gesotten wie Aal; das sogenannte Eierweiß (Eiweiß) sei dann grün und der Dotter hochroth.

§. 7.

Wollte und könnte man auch die benutzbaren Theile sämmtlicher Steißfußarten auf das höchste in Anschlag bringen; so möchte doch die mit dem Jagdbetriebe verbundene Mühe, wie der Zeitaufwand und die Mißlichkeit des Erfolges den dienstleistenden Jäger, in so fern er die Jagd als Erwerbszweig betrachten muß, von derselben zurückschrecken.

Nur den echten Jagdliebhaber, für welchen derjenige Jagdbetrieb den meisten Reiz haben soll, welcher des Jägers Gewandtheit und Geschicklichkeit auf vorzügliche Weise in Anspruch nimmt, oder bei welchem derselbe hoffen darf, seine jagdzoologischen Kenntnisse zu erweitern, dürfte daher wohl nur das interessiren, was über die Jagd- und Fangmethoden, welche der Verf. als auf die Feder-

*) Vermuthlich mag dieser Fall nur bis dahin eintreten, wo durch das eigentliche Gefieder die Nestwolle verdrängt wird, späterhin wohl schwerlich.

wildarten, von denen im gegenwärtigen Kapitel die Rede war, als möglichst glücklichen Erfolg versprechende, theils aus Erfahrung kennt theils, der Analogie zufolge, dafür hält, ingleichen über solche, die er in praxi als erfolglose erkannt hat, oder für solche halten zu müssen glaubt.

A. Allgemeine Bemerkungen.

a) Bei allen Tauchvögeljagden bediene man sich, wie schon öfter bemerkt, ausschließlich der Doppelflinte (des Zwillings), weil in den meisten Fällen der erste Schuß mißlingt.

b) Man wähle bei allen Wasservögeln zur Ladung Schrote, die um eine Nummer stärker sind, als bei Landvögeln von gleicher Stärke (Größe) mit jenen, wegen des größeren Widerstandes, welchen das dichtere, mehr elastische, dunenartige Gefieder an Brust und Bauch der Wasservögel leistet. Aus eben dem Grunde muß

c) die Regel, nach welcher die eigentliche Flintenschußweite für den soliden Jagdbetrieb auf höchstens 45 Schritte (90′) sich bestimmt, wenn auf Wasservögel im Sitzen geschossen wird, Beschränkung erleiden, und soll die Schußweite daher mehr nicht denn 35, höchstens vierzig Schritte betragen.

d) Wenn auf Wasservögel im Sitzen geschossen werden soll: so muß, allgemeiner Regel nach, der Zielpunkt so genommen werden, daß der Unterleib des Vogels auf dem Flintenkorne aufsitzt; bei weniger tief im Wasser eingesenktem Leibe des Vogels — z. B. bei wilden Enten — hält man daher etwa 2″ vor dem überm Wasser stehenden Körpertheile auf das Wasser; bei den Steißfüßen aber — ingleichen bei den Sägern, Scharben, Seetauchern, Lummen — hingegen, die alle sehr tief im Wasser gehen, muß, nach Verhältniß der Körpergröße, noch kürzer gehalten werden.

B. Steißfußjagd.

Junge sämmtlicher Steißfußarten werden, da sie weniger scheu und noch ungeschickt im Tauchen sind, nicht

selten bei der Entenjagd — meist vom Kahne aus, auf schmalen Teichen aber auch, bei einiger Verborgenheit des Schützen in oder hinter dem am Rande stehenden Gesträuch vom Standorte aus — zufällig geschossen und zwar bedarf es bei ihnen, außer den unter A. b. c. d. erwähnten Maaßregeln, keiner besondern.

Alte Steißfüße, welcher Art sie sind, kommen bei der Entensuche oder bei dem Ententreiben wohl schwerlich je zum Schuß, weil sie sich entweder im Schilf und Rohr verkriechen, oder auf großen Gewässern mitten aufs Blanke sich flüchten und da stets außer der Schußweite sich halten. Auch nützt bei ihnen das Schießpferd, das Schild oder der künstliche Schirm oder Strauch zur Annäherung nichts; sie sind dazu sämmtlich zu scheu.

Nur unter Anwendung höchster Vorsicht beim Anschleichen hinter sehr dichtem Gebüsch *) und zwar aus großer Ferne, gelingt es, diesen äußerst umsichtigen Vögeln an schmalen Gewässern so nahe zu kommen, daß der erste und einzige anzubringende Schuß unter folgenden Bedingungen zuweilen ein Treffer seyn kann (keinesweges oft oder immer — wäre der Schütze sonst seiner Sache auch noch so gewiß — ein solcher seyn muß):

a) Wenn der Vogel ganz gerade vom Schützen abwärts schwimmt und so auch den Vorderkopf gerichtet hält; in jedem andern Fall entgeht er dem Schuß gewiß durch das Tauchen in dem Moment, wo er gewahrt, daß das Pulver auf der Pfanne abblitzt **).

*) Das Anschleichen hinter einem Teichdamme hilft deshalb zu nichts, weil beim Steißfuß der erste Schuß vom Freien aus in der Regel ein Fehlschuß ist und der Vogel dann so weit unter dem Wasser fortgeht, daß er beim Wiederemporkommen mit dem zweiten Schusse, der sonst gleich im ersten Moment des Wiedererscheinens angebracht, wie bei allen Tauchvögeln erfolgreich seyn könnte, nicht zu erreichen ist.

**) Dies soll durch Aufrichtung eines sogenannten Pfannenschirmes vor dem Flintenschloß verhindert werden können. Der Verf. hat keine Versuche mit dem Pfannenschirme gemacht, kennt auch die Vorrichtung desselben nicht. Sei diese aber auch, welche sie wolle, so kann dadurch höchstens der Feuerblitz, nicht aber der Pulverdampf dem Auge des Vogels verborgen werden und selbiger also wohl kaum wesentlichen Nutzen schaffen. Nicht zu gedenken, daß die Tauchvogeljagd immer eine

b) Wenn Oertlichkeit und Tageszeit es dem Jäger zulässig machen, bei ganz wolkenleerem, reinem Himmel, hinter dichtem Gesträuch, von der Sonnenseite her, d. h. von der Seite her, von welcher die Sonnenstrahlen auf den Vogel fallen, bis auf gehörige Schußweite sich anzuschleichen, und von da aus den Schuß anzubringen. Der durch den Einfall der Sonnenstrahlen in seine Sehorgane begreiflicher Weise geblendete Vogel wird in diesem Fall das Abblitzen des Pulvers auf der Pfanne selten oder nie gewahren, und dann auch selten oder nie dem übrigens gut gerichteten Schusse entgehen.

C. Steißfußfang.

Als nach Maaßgabe der Verhältnisse sichere, jedoch immer auch auf Zufall beruhende und nur auf die stärkeren (größeren) Steißfußarten anwendbare Fangart kann hier nur die angezeigt werden, welche — nach der Erfahrung und gefälligen Mittheilung meines Freundes, des Hrn. Forstraths Fischer zu Karlsruhe — beim Gebrauch der Schlagnetze zum Behuf des Fanges wilder Enten am Rheine statt findet. In der letzten Periode dieses Entenfanges nehmlich fallen auf den sogenannten Entengründen am Rheine auf dem Striche oder Zuge begriffene Steißfüße mit ein und werden dann auf die im Kapitel: Wilde Ente, ausführlich zu beschreibende Weise mit dem Schlagnetze gedeckt.

Zufällig sollen — nach Naumann — die kleineren Steißfußarten in den aufgestellten Fischerreisen (Fischkörben), die größeren an Angeln, die mit kleinen Fischen beködert sind, gefangen werden. Aus Erfahrung weiß der Verf. hierüber nichts zu sagen. Selten nur ereignen sich wohl dergleichen Fangfälle, wenn sie je vorkommen! —

Wo Wassergarne — deren Einrichtung und An-

---

selten oder doch zufällig ist, und daher selbst der eifrigste Jagdliebhaber mit jenem Apparate schwerlich im voraus versehen seyn wird.

wen. i im Kapitel: Wilde Ente, der Leser kennen lernen s — gestellt werden, und wenn eben da Steißfüße sich al ten und vorzüglich geheckt haben: so mag wohl von Zeit zu Zeit einer mit eingehen; dies aber vorzüglich bei Jungen und wenn die Stellung der Garne etwas tiefer ist als nach Enten, der Fall seyn.

Schleifenfang dürfte bei diesen mit aufgerichtetem — nicht mit nach vorn gestrecktem — Halse schwimmenden Vögeln wohl kaum zu erwarten seyn. Aus diesem Grunde bleibt in der gegenwärtigen Ausgabe der Vorschlag zu dem Tauchvogel-Fangapparat, welcher in der ersten Auflage II. S. 750 gemacht worden ist, als ein vom Verf. selbst in praxi für unanwendbar erkannter weg, mit beigefügtem Bekenntniß, daß wenn auf jenes Stubenausgeheck gleich anfänglich kein besonderer Werth vom Verf. gelegt worden ist, er jetzt desselben sich schämt.

Noch mag die Bemerkung hier stehen, daß der kleine Steißfuß (§. 6.), wenn er im Herbste auf Teichen sich befindet, die der Fischerei wegen abgelassen werden, dem nach und nach sich vermindernden Wasser bis zum sogenannten Kessel folgt und da wegen seiner Unbeholfenheit im Auffliegen mit den Händen oder mit dem Kätscher (einem kleinen Fischhamen) gefangen werden kann.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von den Meerschwalben (Sterna).

---

§. 1.

Die Meerschwalben werden, nach allen in der Einleitung (§. 72. II. §. 75. 76. 77. Kap. 2. und §. 78.) mitgetheilten systematischen Eintheilungen der Vögel,

zu den Wasservögeln (Aves aquaticae) als eigne Gattung gerechnet, und, als solche — nach §. 72. 75. 76. 77. der Einl. — der Ordnung: Schwimmvögel, unterstellt. Die lateinische Benennung: Anseres, welche Linné dieser Ordnung beilegte, scheint der Gattung Meerschwalbe (Sterna) eben so wenig mit Recht zuzukommen, als die, welche Hr. Meyer (s. dessen Taschenbuch der Vogelkunde II. 420) an deren Stelle setzt: Natantes; indem die Meerschwalben, deren drei vordere Zehen durch eine ausgeschnittene — sogenannte halbe (Einl. S. CLVIII) — Schwimmhaut nur verbunden sind, nie oder doch nur höchst selten schwimmen, sondern mit diesen halben Schwimmfüßen eigentlich nur deshalb versehen seyn mögen, um für den Augenblick der Ruhe, oder der Nahrungsaneignung halber, ohne einzusinken, auf dem Wasserspiegel stehend sich erhalten zu können. Hierdurch mögen denn auch Latham und Temmink wohl bestimmt worden seyn, für die fragliche Ordnung den Sammelnamen: Palmipedes, zu wählen, welcher im Teutschen durch Vögel mit Schwimmfüßen zu bezeichnen seyn dürfte.

Uebrigens scheint es dem Verf., als bildete die Gattung Meerschwalbe (Sterna) einen ganz natürlichen Uebergang von der Latham-Temminkischen Ordnung: Pinnatipedes, zu der in Rede befangenen Ordnung: Palmipedes. — Die Meerschwalben sind Zugvögel, welche im April zu uns kommen, im September aber wieder fort- und wärmern Himmelsstrichen zureisen.

§. 2.

Die großschnabelige Meerschwalbe (Sterna megarhynchos, *Meyer*, St. caspia, *Gm. Linn.*, große, kaspische, Wimmer- und Kreisch-Meerschwalbe, große Kirke) *). Sie bewohnt die Küsten und Inseln des bal-

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 476; Bechsteins Jagdzool. S. 904; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 765. §. 4.

tischen und kaspischen Meeres, auch den Archipel zu seiner Zeit. In mehreren nordeuropäischen Gegenden, und uns zunächst auf der pommerischen, flachen Insel Stübber — wo sie auch ihr Geheck macht — wird sie im Sommer häufig gefunden. Auf dem Zuge — besonders im Herbste — besucht sie auch Flüsse, Seen und große Teiche im Innern Teutschlands, doch weder alljährlich, noch häufig.

Die Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXIII.

Sie mausert sich jährlich zweimal. Sonst hat sie mit den übrigen Arten dieser Gattung rücksichtlich des Naturells Alles gemein. Bei uns bezeigt sie sich nicht sehr scheu. Ihr Laut ertönt wie Kri — Kri! und sie gibt ihn oft und ängstlich aus. Sie äuget sehr scharf, so daß sie Fische — wovon sie wo nicht einzig, doch vorzüglich sich nährt, aus großer Höhe im Wasser gewahrt und, pfeilschnell darauf herab und mit Kopf und Hals, bis an die Brust in das Wasser hinein stechend, mit dem Schnabel das Gefangene sich aneignet, ohne öfters fehlzustoßen.

Wo sie — wie auf der Insel Stübber — ihr Geheck macht, legt das Weibchen zwei bis drei weißgrauliche, dunkelbraun und schwarz großgefleckte Eier in eine seichte Vertiefung am flachen sandigen Ufer; anderwärts auch auf nackte den Meeresstrand begrenzende Felsen. Beide Gatten wechseln bei dieser, wie bei allen Arten von Meerschwalben, im Brüten periodisch ab.

Aus dem, was über ihre Nahrung gesagt worden ist, ergibt sich, daß sie der Fischerei schädlich seyn muß.

Uneßbar wird das Wildbret wahrscheinlich nicht, aber thranig von Geschmack seyn. Ob dem durch das öfter erwähnte Abblasen der Haut abzuhelfen seyn möchte, käme auf Versuche an. Die Eier dürften eine nicht zu verachtende Speise abgeben; demnächst auch die Federn zum Bettausstopfen gut zu benutzen seyn.

§. 3.

Die weißgraue Meerschwalbe (Sterna canescens, *Meyer*, St. cantiaca, *Gm. Linn.* — schwarz=

schnäbelige, kantische, kamtschatkalsche Meerschwalbe, kleinere Kirke) *) mag, wie es scheint, weiter als die vorhergehende Art, verbreitet seyn. Häufig wird sie auf der Eierlandsinsel in Holland, und, wie die großschnäbelige Meerschwalbe, auf der Insel Stübber im Sommer gefunden. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt sind überhaupt Meeresküsten. Das Innenland — wie z. B. teutsche Flüsse, Seen und große Teiche — besucht sie vielleicht seltener noch, als die vorhergehende Art.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCLXIV.

Mit der Mauser, dem Naturell und der Nahrung verhält es sich wie bei der großschnäbeligen Meerschwalbe. Das Weibchen macht ein Gelege von zwei bis drei gelblich weißen, groß und klein, braun und grau gefleckten Eiern, selten auf Klippen, gewöhnlich auf dem Sande, oder in tiefgründigen, unter Wasser stehenden Wiesen, und zwar stehen bei dieser Art vorzüglich die Nester so dicht beisammen, daß öfters die Brutvögel sich berühren. Hr. Temmink fand auf einem Bezirk von einigen hundert Schuhen im Umfange 1500 Eier — also über 500 Nester. Auch diese Meerschwalbe nährt sich einzig oder doch fast nur von Fischen.

In Rücksicht der Schädlichkeit für die Fischerei und der Benutzung des Wildbrets, der Eier und Federn wird es muthmaßlich dieselbe Bewandtniß wie bei der großschnäbeligen Meerschwalbe haben.

§. 4.

Die rothfüßige Meerschwalbe (Sterna hirundo, *Linn.*, eschgraue, schwarzköpfige Meerschwalbe, Rohrschwalm, Spirer) **) ist im nördlichen Asien und Amerika,

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 479; Bechsteins Jagdzool. S. 902.

**) Naumanns Vögel III. S. 189; *Temmink* Man. d'ornith. p. 481; Bechsteins Jagdzool. S. 873; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 963. f. 2.

wie im nördlichen Europa als Sommer- und Heckvogel einheimisch. In Teutschland kommt sie gegen Ende des Monats April oder zu Anfange des Monats Mai an und zieht im August und September wieder fort, den südlichen Ländern, familienweise vergesellschaftet, zu. Auf dem Herbstzuge trifft man oft mehrere Familien auf Teichen und Landseen beisammen an; im Frühlinge scheinen sie nur den Flüssen zu folgen und wählen auch nur flache, kieselige Ufer und Inseln derselben zum Sommeraufenthalt. Am häufigsten findet man sie an den Meeresküsten.

Sie, wie alle folgende Arten der Gattung Sterna, mausert sich alljährlich nur einmal.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCLXV.

Diese Meerschwalbe ist außer der Zeit, wo sie noch unflugbare Junge hat, sehr scheu, und wird dem Jäger, wenn er andern ihn mehr interessirenden Ufervögeln nachgeht, oft lästig; nicht sowohl durch den unangenehm kreischenden Locklaut, der, langgezogen, ungefähr wie Griäh, Griäh! ertönt, als durch den von Naumann nicht uneben durch keck, kreck! und kraick! bezeichneten Angstlaut, welchen andere Vögel sehr gut kennen und als Warnungszeichen annehmen.

Eben dieses keck, kreck, oft hinter einander und hastig ausgestoßen, so daß daraus ein zusammenhängendes Gekecker wird, vernimmt man im Frühlinge oft als Zanklaut, wenn gleich nach der Ankunft fünf oder sechs Vögel dieser Art im schnellsten Fluge bald steigend, bald fallend, über dem Gewässer sich herumtummeln, auch dabei wohl mit dem Schnabel sich Eins versetzen. Vermuthlich ist dies Kampf der Männchen um den Besitz eines Weibchens. Nach wenig Tagen sieht man die neuen Pärchen stets beisammen, unbeweibte Männchen abgesondert und isolirt.

Im Mai legt das Weibchen zwei bis drei olivenfarben-weißliche, aschgrau und schwarzbraun — vorzüglich häufig am Kopfende — gefleckte Eier auf kieseligen Sandbänken am und im Meere, auch auf kahlen Kiesgründen und Hegern an den Flüssen, auf den flachen Boden, zwi-

schen den daselbst befindlichen Grand. Sie werden vom Weibchen bei rauher, näßlicher Witterung und zur Nachtzeit anhaltend, an schönen, sonnenhellen Tagen aber — mindestens bis zum letzten Viertheil der Inkubation — nichts weniger als eifrig bebrütet, sondern nach kaum halbe Stunden langem Sitz auf kürzere oder längere Zeit verlassen, je nachdem durch die Wirkung der Sonnenstrahlen die Brutwärme weniger oder mehr unterhalten wird. Gewahren die Alten, daß ein Mensch dem einstweilen unbesetzten Gelege sich nähert, so fliegen sie eiligst heran und umschwärmen das Haupt des vermeintlichen Feindes unter stetem Ausgeben des oben erwähnten Angstlautes, alle Scheu verläugnend, ganz nahe und unablässig. Entfernt sich die Gefahr, so sticht das Weibchen auf die Neststätte herab und brütet eine Zeit lang recht emsig. Kaum 24 Stunden dem Ei entschlüpft, verlassen die Jungen die Neststätte in behendem Lauf. Bei irgend drohender Gefahr verbergen sie sich sehr geschickt, indem sie an den in der Nähe liegenden Grand fest sich andrücken und so, diesem an Farbe ähnelnd, leicht übersehen werden *). In der frühesten Lebensperiode besteht deren Nahrung blos aus Wasserinsekten, die von den Alten fleißig zugetragen und aus dem Schnabel dargereicht werden; späterhin kommen Fischchen hinzu. Nach erlangter Flugbarkeit erhalten sie die Nahrung nicht anders, als wenn sie selbige den Alten im Fluge aus dem Schnabel gleichsam wegfangen, und hierdurch Anleitung zu der Kunst, selbst fliegend, fliegende Insekten aus der Luft zu erschnappen.

Alte sind in dieser Kunst, besonders aber in der, Fischchen, welche ihnen hauptsächlich zur Nahrung dienen,

---

*) Ganz junge Vögel dieser Art sind sehr schwächlicher Natur. Ich fand im Jahr 1805 deren drei und neben ihnen die Eierschalen auf einem Kiesheger, der kaum tausend Schritte von meiner Wohnung entfernt war; dennoch brachte ich bei Anwendung möglichster Behutsamkeit nicht einen einzigen lebend nach Hause. In dieser Schwächlichkeit, vorzüglich aber darin, daß diese Meerschwalbe ihr Gelege an solchen Stellen macht, die leicht und oft der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, liegt der Grund, warum die Vermehrung nicht stark ist.

und die, wenn selbige in klarem Wasser nahe unter der Oberfläche schwimmen, sie bedeutend hoch über demselben umherschwebend, gewahren, blitzschnell herab: und in das Wasser stechend, zu fangen, ausgezeichnet geschickt, so daß sie selten einen Fehlstoß thun. Noch geschickter und gleichsam bedächtlich betreiben sie an heißen, gewitterschwangern Sommertagen, wo ohnedies die Fische sehr hoch und den seichtesten Wasserstellen zugehen, den Fang. Alle in der Gegend sich aufhaltende Meerschwalben versammeln sich dann an einer solchen seichten Wasserstelle, fliegen erst — immer mit gesenktem Gesicht und Schnabel — mehreremal auf dem Flusse hin und her. Vereinzelt schwenken sie demnächst, dicht über dem Wasser nach dem seichten Rande hin, gleichsam ein; schweben, fast auf einer und derselben Stelle sich haltend, oft mit den Flügelspitzen auf das Wasser schlagend, da so lange, bis sie gewahren, daß die dadurch erschreckten Fischchen sich immer mehr in das seichteste Wasser ziehen. Pfeilschnell sticht dann ein Vogel nach dem andern auf das Fischchen, welches ihm eben am fanggerechtesten ist, eilt damit fort, verschlingt es in möglichster Geschwindigkeit, oder trägts den in der Nähe befindlichen Jungen zu, kehrt hierauf ungesäumt zurück. In dieser Art wird die Fischjagd so lange fortgesetzt, als sie Erfolg verspricht, oder als die Vögel Lust dazu und Appetit haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß auch diese kleinere Meerschwalbe der Fischbrut in der That wesentlich schädlich werden kann.

Das Wildbret der Alten ist zwar von gutem Geschmack, aber zähe und immer ist der alte Vogel, wegen seiner steten Beweglichkeit im Fluge, mager. Junge Vögel dieser Art hingegen, wenn sie eben flügge geworden sind, geben einen höchst zarten und sehr wohlschmeckenden Braten ab.

§. 5.

Die schwarzgraue Meerschwalbe (Sterna nigra, s. fissipes, *Linn.*, schwarze Meerschwalbe,

Brandvogel) *) kommt zu Ende des Monats April oder zu Anfange des Monats Mai im nördlichen Europa, Asien und Amerika als Zugvogel an, wählt ihren Aufenthalt und macht ihr Geheck sehr gesellig mit ihres Gleichen, in nicht dicht mit Schilf und Rohr besetzten Landseen, oder Feldteichen, die mit bruchichen Rändern umgeben sind, und geht zu Ende des Monats Julius und im August schon wieder fort. Nur auf dem Zuge begriffen, verweilt sie bisweilen und auf kurze Zeit an Flüssen.

In der Einleitung, S. CCCLXVI, ist die Beschreibung derselben bereits geliefert worden.

Sie ist bei weitem nicht so scheu, wie die vorhergehende Art, hat aber mit jener den schönen schnellen Flug, jede andere Art der Bewegung und die stete Beweglichkeit gemein. Ihr gewöhnlichster Laut ertönt — nach Naumanns ziemlich treffender Wortbezeichnung — wie kick, kick! nebst angehängtem, langezogenem Kliiöh! Nächstdem vernimmt man, besonders oft, wenn die Abreise herannaht, ein nicht unangenehmes Girren!

Gleich nach der Ankunft am Sommeraufenthaltsorte bauen mehrere Paare, die auf einem Gewässer nachbarlich beisammen, auch mit Meven in Gesellschaft, wohnen, ihre Nester aus trocknen Schilfblättern ohne alle Kunst sehr flach, und stellen sie entweder mehrere Schuh hoch über dem Wasserspiegel, auf die gegen einander geknickten Stengel eines dichten Rohrbusches, oder auf mit langem Grase oder Schilfe bewachsene Kufen (Schlammhügel), oder auch auf die großen Blätter der Seerose (Nymphaea), so daß das Nest halb schwimmt. Das Gelege besteht aus zwei, drei, höchstens vier hell olivengrünlichen, braun und schwarz häufig gefleckten Eiern, in deren Mitte jene Flecken in einem breiten Bande zusammenlaufen.

---

*) Naumanns Vögel III. S. 194; *Temminck Man. d'ornith.* p. 484; Bechsteins Jagdzool. S. 875; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 764. §. 8 und 766. §. 8 (Junger Vogel vor der Mauser).

Die Jungen verlassen viel später, als es bei andern Seeschwalben der Fall ist, das Nest.

Bis sie flügge werden, tragen die Alten ihnen fleißig die aus Wasserinsekten bestehende Nahrung zu; doch vergessen sie sich dabei selbst auch nicht, sondern fangen dergleichen den ganzen Tag über, indem sie, kleine Zwischenräume abgerechnet, während welcher sie auf Rohrstengel, Schilfblätter und kleine Holzkörper, die auf dem Wasser schwimmen, der Ruhe wegen sich niederlassen, unablässig über dem Wasser umherschwärmen. Zuweilen sollen sie auch ein Fischchen fangen und verzehren. Ich habe viele Seeschwalben dieser Art geschossen, nie aber Fischreste in deren Magen gefunden.

Sonach sind sie zu den schädlichen Vögeln nicht zu rechnen, eher zu den nützlichen, in wie fern sie, nach Bechstein, auf Äckern und Wiesen Landinsekten im Fluge fangen, auch Regenwürmer auflesen.

Das Wildbret der Alten fand ich mager und zähe, thranig nie; das der Jungen sehr wohlschmeckend.

§. 6.

Die kleine Meerschwalbe (Sterna minuta, *Linn.*) *) ist ein im Sommer die nicht sehr hoch nördlichen Theile von Europa, Asien und Amerika bewohnender und daselbst sein Geheck machender Zugvogel. Er kommt im nördlichen Teutschland erst im Monat Mai an und geht zu Ende des Julius und im August schon wieder fort.

In der Einleitung, S. CCCLXVII, findet sich die Beschreibung.

Das Naturell, den Aufenthalt, die Fortpflanzung und Nahrung und Laut mit eingeschlossen, hat diese Meerschwalbe mit der rothfüßigen gemein. Ich beziehe mich daher auf das hierüber §. 4. dieses Kapitels Gesagte.

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 487; Bechsteins Jagdzool. S. 906.

Ich habe dieselbe mehrere Jahre nach einander auf und an dem Muldenstrome, in der Gegend von Wurzen (im Königreich Sachsen) beobachtet, auch mehrere Exemplare geschossen, untersucht und selbst das Wildbret von Alten und Jungen ausgekostet *). Das der erstern fand ich etwas zähe und thranig, das der letztern höchst zart und von vorzüglich gutem Geschmack.

§. 7.

Sämmtliche Meerschwalben sind wegen ihres schnellen, unregelmäßigen Flugs schwer zu schießen, und den meisten Arten ist, bei der ihnen eignen Scheu, schwer anzukommen. Dazu ist der Körper verhältnißmäßig klein und mit sehr elastischem Gefieder dicht bedeckt, so daß es sein Schwieriges hat, die passende — d. h. die hinlänglich durchschlagende und zugleich deckende — Schrotsorte zur Flintenladung zu wählen. Die Arten, von welchen die §. 2. und 3. handeln, fordern mindestens Nr. 4. (Goßl.); die rothfüßige Meerschwalbe (§. 4.) tödtet man in gehöriger Schußweite mit Nr. 5; die schwarzgraue (§. 5.) und die kleine (§. 6.) wollen mit Nr. 6. nahe und gut geschossen seyn, wenn sie auf der Stelle fallen sollen.

Der Verf. bekennt übrigens unverholen, daß er auf keine Federwildart so oft fehlgeschossen hat, als auf diese. Und so dürfte es wohl jedem meiner Brüder in Dianen, dem die Gelegenheit, diese Spaßjagd zu betreiben, sich dargeboten hat, wohl auch gegangen seyn. Aus Erfahrung spreche ich nur von den drei Arten, von welchen §. 4. 5. und 6. die Rede gewesen ist. Diesen konnte ich, ehe die Brütezeit eintrat, nicht anders etwas anhaben, als wenn ich an warmen Tagen und wenn Regen oder Gewitter bevorstand, mich hinter einem am Ufer stehenden Strauch gegen Abend verborgen hielt, bis eine oder mehrere Meer-

---

*) Dies Alles geschah nach der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Werkes.

schwalben dicht über dem Wasser daher schwebten, um auf die kleinen Fische, die unter solchen Meteorverhältnissen in dem seichtesten Gewässer ihr lustiges Wesen treiben, Jagd zu machen. Eben so war es wieder, sobald die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht hatten.

Während der Brütezeit und wenn die Jungen noch sehr schwach (klein) sind, hingegen darf man nur einen Hühnerhund an solchen Orten frei, doch kurz suchen lassen, wo die Meerschwalben notorisch ihr Geheck machen, unbekümmert um die ihnen selbst drohende Gefahr, stechen dann die Alten, nach Art der Kiebitze, unablässig auf den Hund, oder sie schweben, um ihn irre zu führen, vor ihm hin, steigen, fast wie die Lerche, ungefähr Manns hoch aufwärts und flattern da, nach der Weise des Thurmfalken, längere Zeit auf einer und derselben Stelle. Allerdings gehört in diesem Moment nicht viel Kunstfertigkeit dazu, den Vogel zu treffen; doch wird der echte Weidmann jenen Zeitpunkt zur Erlegung nur in dem Falle benutzen, wenn es darauf ankommt, durch Untersuchung eines Exemplars seiner ornithologischen Kenntnisse zu erweitern oder zu sichern. Denn nur sehr schädlichen, durchaus räuberischen Federwilde soll und darf der wahre Jäger außer dem in der Heckzeit nachstellen.

Uebrigens habe ich die von Naumann bemerkte Eigenheit *): „daß alle Meerschwalben, wenn man aus der Verborgenheit (und aus der Tiefe in die Höhe) nach ihnen schießt, wie vom Schusse getroffen, bis dicht auf den Wasserspiegel herab, mehrmals sich überschlagen, dort aber urplötzlich sich wieder erheben und gesund und munter davon eilen," mehrmals bestätigt und so in der Supposition eines glücklichen Schusses mich getäuscht gefunden. Dies jungen Jägern zur Lehre! —

Bewährte Fangarten sind mir für diese Federwildgattung nicht bekannt.

Vielleicht dürfte auf die rothfüßige und auf die

---

*) Naumanns Theil III, S. 203.

kleine Meerschwalbe die anwendbar seyn, welche von andern Schriftstellern — in der ersten Auflage dieses Werkes auch schon von mir — für die Meven vorgeschlagen worden ist:

Man verfertige nehmlich aus zwei leichten, dünnen, etwas verwitterten, beiläufigen 1′ langen und 2″ breiten Spänen ein Kreuz, beködere dieses mit einem lebenden Fischchen, welches vermittelst eines durch die Floßfedern gezogenen Fadens in der Mitte des Kreuzes so befestigt wird, daß es zwischen den Kreuzarmen frei sich hin und her bewegen kann; binde an einen Arm des Kreuzes einen Bindfaden; besetze alle vier Arme des Kreuzes so mit dünnen Leimruthen, daß die Meerschwalbe nicht auf den Boden desselben gelangen kann, ohne eine oder die andere Ruthe zu berühren; schiebe dann das mit dem andern Ende des Fadens an einem am Ufer eingetriebenen Pflöckchen angefesselte Kreuz auf das Wasser hinaus, und warte, in einiger Entfernung gut verborgen, ab, ob vielleicht — denn zweifelhaft ists bei der Scheu und dem scharfen Auge dieser Vögel immer! — eine hin und wieder streichende Meerschwalbe, von dem angebundenen Fischchen gereizt, darauf stechen möchte, in welchem Falle sie dann durch die Leimruthen festgehalten werden würde.

Für den, der über seine Zeit zu gebieten hat, wäre es schon der Mühe werth, einen Versuch zu machen, ob diese Fangart gelingen wollte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von den Meven (Larus).

§. 1.

Ihren natürlichen Eigenschaften zu Folge, werden die Meven in den systematischen Eintheilungen der Vögel als die allernächsten oder doch als nahe Ordnungsverwandten der Meerschwalben, von welchen das vorhergehende Kapitel handelt, aufgeführt. Was daher Kap. 26. §. 1. über die Ordnungsunterstellung der Gattung: Sterna, gesagt worden ist, gilt auch für die gegenwärtige Gattung: Larus. Rücksichtlich der Ordnungsbenennungen hingegen wollen wir bemerken, daß für diese Wasservogelgattung, wie für alle übrige, von denen in den noch folgenden Kapiteln des vorliegenden zweiten Theiles des gegenwärtigen Werkes die Rede seyn wird, die teutschen (Benennungen): Schwimmvögel und Vögel mit Schwimmfüßen, wie die lateinischen: Natantes und Palmipedes — vollkommen und allgemein passend sind. Weniger allgemein und auch auf die gegenwärtige Gattung nicht anwendbar scheint dem Verf. die Linnéische Benennung: Anseres.

Uebrigens wird es, um diesen zweiten Theil nicht zur Ungebühr auszudehnen, nothwendig und unter steter Rückweisung auf die in der Einleitung, §. 76. für die gegenwärtige Federwildsgattung *), wie für die in diesem Theile noch folgenden, gelieferte Charakteristik und auf die Beschreibung jeder Art zulässig, die naturge-

*) S. CCCLXVIII. Gatt. 74.

schichtlichen Erörterungen wesentlich zusammenzudrängen. Dies soll vorzüglich bei den Arten geschehen, welche im Innern von Teutschland nur auf dem Zuge vorkommen, und die daher in ornithologischer Hinsicht — in so fern dem Jäger und Jagdliebhaber daran liegen soll und muß, jeden ihm vorkommenden Vogel, besonders den seltenern, in jedem, nach dem Alter und nach der Jahreszeit mehr oder weniger veränderte sich darstellenden Federkleide zu erkennen und richtig zu benennen — allerdings zwar ein hohes, durch die in der Einleitung gelieferten Beschreibungen hoffentlich zu befriedigendes Interesse haben; in ökonomischer Beziehung aber, der Natur der Sache nach, in besondern Betracht nicht kommen können.

§. 2.

Die Mantelmeve (*Larus marinus, Linn.*, große Seemeve, schwarzrückige Meve, größte bunte Meve, gefleckte Meve) *) ist weit verbreitet. Sie bewohnt die Meeresgestade des nördlichsten Europa bis nach Island hinauf, Nordamerika, und wohl überhaupt den arktischen Kreis. Die Insel Stübber und die Ufer der Ostsee überhaupt besucht sie im Frühling und Herbst häufig, seltner die Küsten der Nordsee. Zufällig und selten kommt sie im April und August auf den schlesischen und übrigen größern Flüssen Teutschlands vor.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXIX.

Laut. Bechstein beschreibt ihn bellend und wie Gauh, Gauh! ertönend; Meyer sagt gleichfalls, er ähnele dem Hundegebell und klinge wie Wag, wag! Auch lasse der Vogel ein helltönendes Guiovio! von sich hören.

Beweglichkeit. Sie ist im Fluge gewandt und ein sehr guter Schwimmer.

Nahrung. Fische **), Laich, schwimmendes Aas,

*) Bechsteins Jagdzool. S. 300. Nr. 58; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 754. §. 4.

**) Sogar den Lachs (Salm) soll diese Meve angreifen und dadurch überwältigen, daß sie, indem jener seichte Flußstellen überspringt, auf ihn stürzt und das Fleischband vom Bauche mit dem Schnabel trennt.

junge Wasservögel, nach Temminks *) Angabe (Man. d'orn. p. 493) nur selten Muscheln — nicht, wie Andere wollen, vorzüglich Konchylien.

Fortpflanzung. Sie findet, so viel man bis jetzt weiß, in der Gegend des arktischen Kreises nur statt; nicht, wie man sonst wohl vorgegeben hat, in Holland auf dem Eierlande und auf der Insel Stüber. Ersterem widerspricht Hr. Meyer in seinem Taschenbuche, letzterem Hr. Bennicke in den Annalen der Wett. Gesellschaft, nach eigner Untersuchung. Das Weibchen legt drei bis vier dunkel olivenfarbige, mit großen und kleinen schwarzbraunen Flecken gezeichnete Eier auf Klippen oder in den Sand. Beide Gatten betreiben — wie alle übrigen Meven und Labbarten — das Brütgeschäft von Zeit zu Zeit abwechselnd; beide vertheidigen auch Gelege und Junge gegen die Feinde aus der Klasse der Vögel höchst muthig.

Schädlichkeit — ergibt sich aus dem oben über die Nahrung Gesagtem.

Benutzung — beschränkt sich meist auf das Gefieder; denn das Wildbret der Alten soll und mag wohl hart, grob und unverdaulich — gewiß auch thranig — seyn. Die Isländer halten das der Jungen und die Eier für gute Kost und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß dem so sei.

§. 3.

Die weißgraue Meve (Larus glaucus, Linn., große nordische Meve, Burgemeister) **) bewohnt das ganze Jahr hindurch die Küsten von Frankreich und Holland — besonders häufig die nordholländischen Inseln —, geht von dort aus auf benachbarte süße Seen und Flüsse, auch zuweilen, doch nur zufällig, auf die Schweizer Seen. Als Streifer findet man sie zu jeder

*) Nach Meyer hat Temmink viele Vögel dieser Art zergliedert.
**) Temmink Man. d'orn. p. 493.

Jahreszeit an den Ufern der Ostsee, doch öfter noch an der Nordsee, zu Tausenden, nach Hrn. Bennicke, auf der kleinen Insel Norderoog, wo sie auch — wie auf den nördlichsten Inseln des Texels in Holland — brütet. Auf teutsche Flüsse und Seen verfliegt sie sich nur zufällig und einzeln.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXI *).

Natureleigenheiten. Diese Meve zeichnet sich, nach Meyer, von den übrigen großen Arten dieser Gattung auch von den ihnen nahe verwandten Labbs (§. 9. dieses Kapitels) durch stete Unruhe und durch vieles Lautseyn (Geschrei) aus. Gewöhnlich besteht der Laut in einem, dem Rabenlaut ähnelnden, sehr kurz abgebrochenen, schnell ausgestoßenen Keu-eu-keu. Verfolgt man sie, oder nähert man sich im Frühlinge dem Brütort; so vernimmt man einen andern (Angst-) Laut, der durch die Sylben Giouw, wenn man sie durch die Kehle (vielleicht nach Tyroler Art, godelnd) ausspricht und die letzten accentuirt, nachgeahmt werden kann. Sie ist außer der Brütezeit höchst scheu. Es scheint, als mache sie ihr Geheck zuerst, wenn sie das dritte Jahr erreicht hat; denn jüngere werden auf dem Brütorte der Alten nicht geduldet, sondern von demselben durch diese vertrieben.

Nahrung — wie bei der vorhergehenden Art.

Fortpflanzung. Höchst zahlreiche Schaaren dieser Mevenart ziehen sich auf den erhöhtesten Stellen der Dünen oder auf nackten Felsen zusammen. Daselbst legen

*) Von dieser Meve giebt es, nach Hrn. Meyer, zufällige Abänderungen oder Ausartungen. Dahin gehört die von Naumann (s. d. Vögel III. S. 184) beschriebene große Seemeve, welche außer den schön blaß-bläulich-aschgrauen Schultern und Flügeldeckfedern und dem eben so gefärbten Rücken ganz weiß ist; dann Bechsteins weißschwingige Meve (s. d. ornith. Taschenb. II. S. 374. Nr. 7), welche ganz weiß, mit hellaschgrauem Mantel, beschrieben wird; endlich eine mit einzelnen grauen Strichen am Kopf und Hals und mit weißgrauen, an der Spitze weißen großen Schwungfedern, welche sich in Hrn. Meyers schöner Sammlung befindet (s. d. Taschenb. II. S. 472). Dergleichen Abänderungen sind bei den Wasservögeln sehr selten.

die Weibchen, dicht neben einander, in eine kleine Vertiefung zwei bis drei abgestumpfte, olivenfarbige, mit einigen schwarzen und aschgrauen Flecken besetzte, oft auch grünliche oder hellbläuliche braun und aschgrau gefleckte Eier. Junge halten sich, bis sie flügge sind — meist in Kaninchenbauen — so verborgen, daß es schwer hält, eines derselben habhaft zu werden.

Schädlichkeit — ergibt sich aus der Nahrung.

Benutzung. Mit dem Wildbret mag es sich wohl wie bei der vorhergehenden Art verhalten; wie bei jener kann das reiche und weiche Gefieder zur Bettfüllung verwendet werden. Vorzüglichen Vortheil ziehen die Aufseher des Eierlandes — eine der nördlichsten Inseln des Texels in Holland — von den Eiern dieser Meve. Die Aufseher zahlen für das ausschließliche Recht, auf der genannten Insel alle Eier der unzählbaren Menge von Vögeln, welche auf derselben ihr Gelege machen, zu sammeln und Handel damit zu treiben, eine beträchtliche Summe alljährlich an die Regierung. Vom Beginn der Legezeit bis zum Johannistage — aber durchaus keinen Tag länger, um von da an den Vögeln Ruhe zum Ausbrüten und Erziehen der Jungen zu lassen — wird eine Unsumme von eßbaren Eiern verschiedenster Art, und unter diesen täglich die große Zahl von 400, 500 bis 800 Eier der weißgrauen Meve aufgelesen und verkauft. Diese Meveneier haben einen stark meersalzigen Geschmack *), welcher dem, der in Halle an der Saale in der dortigen Soole (Salzquellwasser) gesottenen Hühnereier — daher Sooleier genannt — wohl ähnlich, vielleicht auch besser noch seyn mag.

§. 4.

Die Heringsmeve oder gelbfüßige Meve (Larus fuscus, *Linn.*, L. flavipes, *Meyer*, große

*) Entlehnt aus Meyers Taschenbuch II. S. 474.

braune, große Hafmeve, Rathsherr) *) bewohnt die Küsten und Landseen des Nordens von Europa, Asien und Amerika. Die teutschen Küsten, Flüsse und Seen besucht sie einzeln und in geringzähligen Flügen selten — seltner noch Feldteiche — im April und Mai, öfter im August.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXII.

Natureleigenheiten. Naumann sagt, der Laut derselben ertöne, dem Lachmevenlaut ähnelnd, wie Kriäh! nur nach Verhältniß ihrer Stärke (Größe) tiefer gestimmt, als bei jenen kleineren Gattungsverwandten. An Scheue steht sie der weißgrauen Meve wenig nach. Ihr Flug ist schnell in seiner Art, doch schwimmend.

Nahrung. Fische, unter diesen besonders Heringe, auch schwimmende Aeser. Wahrscheinlich rührten von einem im Wasser gelegenen todten Vogel die Federn her, welche Naumann in dem Magen dieser Meve gefunden hat.

Fortpflanzung. Nest — eine kleine Vertiefung in den Dünen auf dem Sande, oder unter Felsstücken. Gelege — zwei bis drei braungraue, schwarz gefleckte Eier.

Schädlichkeit — wie bei den vorhergehenden Arten.

Benutzung. Das Wildbret und die Eier findet man im Norden gut eßbar; die Federn sind zum Ausstopfen eben so anwendbar, als die der vorhergehenden Arten.

§. 5.

Die Sturmmeve oder graue Meve (Larus canus, *Linn.*, große aschgraue Meve, Sturmvogel, grönländischer Serchvack) **) bewohnt die Küsten und Inseln der nordischen Meere, und die dortigen Seen — z. B. den achtzehn Meilen langen, Laaland von Rußland

---

*) Naumanns Vögel III. S. 186; *Temminck* Man. d'ornith. p. 496; Bechsteins Jagdzool. S. 902. Nr. 69; Winckells Handb. f. Jäg. (1ste Ausg.) II. S. 835. §. 5.

**) *Temminck* Man. d'ornith. p. 499; Bechsteins Jagdzool. S. 898. Nr. 56; Winckells Handb. f. Jäg. (1ste Aufl.) II. S. 785. §. 6 und 7.

scheidenden, Peipussee. Am Ende des Monats Julius und im Anfange des Monats August kommt sie alljährlich als Zugvogel schaarenweise aus der Ostsee und wandert nach den Küsten der Nordsee, wo sie gemeinhin bis zum eintretenden Frost verweilt, und theilweise den ganzen Herbst, auch gelinde Winter hindurch verbleibt. Teutschlands Flüsse und Seen besucht sie gewöhnlich erst im Spätherbste, selten im Julius und August. Fällt gegen Ende des Monats Januar oder zu Anfange des Februars bei uns stürmische, aber gelinde Witterung ein, so daß Teiche und Seen von der Eisdecke frei werden; so stellen sich nicht selten viele Meven dieser Art auf denselben ein. Vermuthlich sind das solche, die durch die gelinde Witterung verführt, den Wiederzug zu früh antraten, und durch den Sturm von ihrem eigentlichen Wege nach dem Sommeraufenthalte und Heckorte zu uns verschlagen wurden. Bei wieder eintretendem starken Froste muß dann ein großer Theil dieser Fremdlinge durch Hunger zu Grunde gehen, oder den Raubvögeln und Raubthieren zur Beute werden.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXIV.

Naturelleigenheiten*). Diese Meve fliegt leicht, schnell, theils schwebend gerade fortstreichend, theils in raschen schönen Schwenkungen. Auf der Fischjagd begriffen, flattert sie, nach Art des Thurmfalken und anderer Falken, lange auf einer und derselben Stelle, sticht blitzschnell mit Kopf und Hals bis an die Brust ins Wasser herab und eilt, den ihr selten entkommenden Raub im Schnabel, sogleich davon. Da, wo viele beisammen wohnen, sind sie eben so arge Schreihälse, als die bei uns gemeinen Lachmeven; aber um vieles scheuer als jene. Diese Scheu legen sie bei weiterer Entfernung von ihrem Wohnsitz einigermaßen ab; in der Nähe desselben verläugnen sie selbige

*) Nach dem, was Hr. Prof. Germann zu Dorpat hierüber selbst beobachtet und in den Annalen der Wett. Gesellschaft I. II. S. 247 mitgetheilt hat.

nur dann, wenn sie Gelege und Junge in Gefahr sehen. Besonders stechen sie da, unbekümmert um den nachfolgenden Jäger, auf den in der Suche begriffenen Hühnerhund und verfolgen denselben unablässig und wüthend *), wenn er ein unflugbares Junges gefangen hat. Bei dieser Gelegenheit werden Alte am füglichsten erlegt; sonst immer schwer, wenn sie nicht etwa auf einer sandigen Landspitze die weit in das Wasser hineinläuft, in Gesellschaft anderer Strand- oder Küstenläufer, Insekten und Gewürm zur Nahrungsbeihülfe suchen, und da Gelegenheit dem Jäger sich darbietet, gut verborgen (und in gutem Winde, denn alle Meven wittern — d. h. riechen — eben so scharf, als sie vernehmen — d. h. sehen und hören —) und bis auf gehörige Schußnähe anzuschleichen. Der Ruhe halber setzen sie sich auf aus dem Wasser hervorstehende Stein- und Holzkörper, sogar auf Fischerhütten, Krackelstangen und auf dürre Baumäste. Ueber eine Meile weit in die See hinein gehen sie, der Fischerei wegen, nicht; viel weiter streifen sie vom Wohnort aus über Land der Nahrung nach. Schwimmen sieht man sie selten.

Nahrung. Besteht in Fischen, Insekten und Würmern — nach Temmink — auch aus Muschelwerk.

Fortpflanzung. Diese Mevenart macht ihr Geheck in Menge an den mit hohem Grase und mit Binsen bewachsenen Rändern großer, in der Nachbarschaft der Landseen und Flüsse gelegener, Sümpfe, auch auf nassen Inseln — in Teutschland, so viel man weiß, nicht. Das Gelege des Weibchens besteht aus drei dunkelgrünlichen schwarzgefleckten Eiern. Die Jungen verrathen schon in früher Jugend viel Scheu, indem sie bei der Annäherung eines Menschen oder Hundes, schnell im Riedgrase fortlaufend (auch wohl, wie andere Meven, schwimmend), bei Zeiten sich entfernen.

Schädlichkeit: wie bei den vorhergehenden Arten.

---

*) Sie geben dabei unaufhörlich einen kreischenden Angstlaut aus, den Hr. Prof. Hermann durch Kyrrih, Kyrrih! bezeichnet.

Benutzung. Das Wildbret soll wohlschmeckend, das Gefieder aber muß, wie das der übrigen Meven, zu verwenden seyn.

§. 6.

Die dreizehige Meve (Larus tridactylus, Latham, Wintermeve, Tarock, Kautleger, Kittiwake, Seeschwalber) *) ist eine Sommerbewohnerin und also auch ein Heckvogel des arktischen Kreises. Das nördliche Teutschland besucht sie meist nur auf dem Herbstzuge, zu Ende des Monats Oktober und im November. Man trifft sie dann schaarenweise an den Flüssen, Seen und Teichen, auch auf benachbarten Wiesen und Sturzäckern. Erst beim Eintritt strengen Frostes zieht sie dem mittleren und südlichen Teutschland zu. Dort streift sie von einem offenen Gewässer zum andern und verweilt sich großen Theils so lange, daß sie daselbst überwintern muß. In strengen Wintern sterben dann viele Hungers oder erfrieren. Was da übrig bleibt oder im Herbste weiter nach Süden flüchtete, macht den Wiederzug so bald, als Thauwetter eintritt, ohne im nördlichen Teutschland zu verweilen. Daß sie da zuweilen den Sommer über bleibe, hat man früherhin wohl ohne Grund vermuthet; entschiedene Gewißheit hat man wenigstens darüber bis jetzt nicht erlangt.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXV.

Naturell. Diese Meve gehört bei uns zu den ausgezeichnet scheuen Vögeln nicht; dummdreust, wie Naumann sie schildert, fand der Verf. — der oft Gelegenheit zu Beobachtungen hatte, sie jedoch auch nicht. Beweglichkeit und Unruhe hat sie mit der vorhergehenden Art gemein. Weniger als jene belästigt sie mit ihrem Geschrei. Ihr gewöhnlichster Laut ist dem der Lachmeve fast gleich;

---

*) *Temminck* Man. d'orn. p. 502; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 751. §. 8.

kommend. Naumann hat nächstdem — vielleicht von Jungen des Jahres — noch ein eignes Pfeifen vernommen.

Nahrung. Außer dem, was die Sturmmeve annimmt, soll die dreizehige — wie Naumann, als Augenzeuge versichert — auch todte Vögel mit vieler Gefräßigkeit angehen.

Fortpflanzung. Sie macht in Norwegen — nach Meyer, vorzüglich auf Svärdhults Klubb — Island und Grönland, ihr aus zwei bis drei grünlichen, braun gefleckten Eiern bestehendes Gelege auf schroffe, schwer zugängliche, in das Meer hinausspringende Felsen.

Schädlichkeit. Diese ist selbst in unsern Gegenden nicht unbedeutend, besonders da, wo diese Meve überwintert, indem sie Fischen sehr nachstrebt. Demnach überwiegt sie bei weitem den Nutzen, den man von der Mitwegnahme einigen Gewürmes erwarten darf.

Benutzung. In Schottland soll das Wildbret gebraten als Appetit erregend, zum ersten Gericht auf die Tafel gebracht werden. Der Verf. hat bei eignem Versuche diese angebliche Eigenschaft nicht wahrgenommen, wohl aber das Wildbret des alten Vogels hart und zähe, das des jungen hingegen mürbe und wohlschmeckend gefunden.

Die Eier werden im Norden für Leckerbissen gehalten, deshalb mit Lebensgefahr vom gemeinen Manne aufgesucht und gut verkauft.

Der dunenartig befiederte Balg soll im hohen Norden zur Winterkleidung dienen. Bei uns sind die Dunenfedern zur Bettfüllung vortheilhaft verwendbar.

§. 7.

Die Lachmeve (Larus ridibundus, *Leisler*, rothfüßige und schwarzköpfige Meve, Mohrenkopf) *) bringt

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 501; Bechsteins Jagdzool. S. 868; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 737. §. 8.

den Sommer in Teutschland und überhaupt im nördlichen und nördlichsten Europa, auch in Nordasien und Amerika, den Winter aber im Süden zu, wohin sie im August, September und Oktober die Herbstreise als Zugvögel, in zahlreichen Flügen vereinigt, antritt. Im März und April kommt sie bei uns wieder an *). Im Sommer lebt sie überall fast ausschließlich am stillen Gewässer; auf dem Zuge besucht sie die Flüsse; im Winter begibt sie sich an die Meeresküsten.

Naturelleigenthümlichkeiten. Immer, selbst in der Brütezeit, sieht man am Tage im nördlichen Teutschland eine große Menge, in Thüringen und Franken einzeine Exemplare dieser Vögel über und an den Gewässern, wo sie sich aufhalten, in der Luft, die sie mit ihrem heiseren unangenehmen Locklaut (welcher, nach Naumann, wie Kriäh! ertönt und mit einem kreischenden Irr, kirrr, treck, teck, eck! dann vorzüglich abwechselt, wenn sie am Ufer sitzen), erfüllen; bald im raschern, bald im langsameren Fluge herumschweben. Nur Hunger bringt sie zur Ruhe; denn wenn dieser sie quält, fallen sie auf dem Wasser, auf nässigem Boden und auf frischgeackerten Feldern ein. Schaarenweise stehen sie auf, sobald sie die Annäherung eines Menschen wahrnehmen und umschweben ihn in der Brütezeit und wenn sie Junge haben, ängstlich schreiend. Raubvögel und Raubthiere verfolgen sie unabläßig, bis selbige sich entfernen.

Neidisch auf jedes Nahrungsmittel, das ihnen andere Wasservögel (vorzüglich wilde Gänse und Enten) entziehen könnten, necken sie die an ihren gewählten Aufenthaltsorten einfallenden, auf selbige herabstechend, so lange, bis diese, mehr aus Ueberdruß als aus Furcht, ihnen Platz machen. Daher kommt es, daß auf Teichen, wo Meven häufig sich eingewohnt haben, wenig wilde Gänseküchen und Entenhecken angetroffen werden.

---

*) In Holland bleibt sie — nach Meyer und Temmink — das ganze Jahr hindurch.

Nahrung. Fische, Insekten, Würmer, Mücken- und Libellenlarven, die sie nur vom Wasser, nicht aus demselben, nehmen; Wasser- und Uferaas; auch ausgepflügte Engerlinge.

Fortpflanzung. Die aus Schilf, Binsen und dürren Grashalmen bestehenden Mevennester stehen an den Teich- und Seerändern, auf Binsenhügeln, die mit Wasser und Sumpf umgeben sind. Man findet im April und Mai in jedem drei bis vier olivenbraune, rothgefleckte, oder grünlichgraue schwarzgemuschte, oder schmutzigweiße, braun bespritzte Eier; oft in einem und demselben Neste, jedes anders gefärbt. Nimmt man ein Gelege weg, so wird es — ob durch das nehmliche Weibchen oder durch ein anderes, ist nicht ausgemacht — an den nächstfolgenden Tagen und in demselben Neste wieder ersetzt *).

Wenn die Jungen ausgekommen sind, verlassen sie gleich das Nest, werden wahrscheinlich nur in den ersten Tagen von den Eltern mit Aesung versorgt, und, wenn auch nicht immer, geführt, doch mit Zärtlichkeit geschützt. Da alle Paare, die auf einem Gewässer hecken, bei anscheinender Gefahr gleiches Interesse haben, sie abzuwenden; so vereinigen sie auch ihre Kräfte und Bemühung zu diesem Zweck.

Im Frühlinge, wenn diese Meven ankommen, streichen sie von einem süßen, schilfigen Gewässer zum andern, bis sie einen schicklichen Ort, ihr Geheck zu machen, gefunden haben; hier halten sie dann mit den Jungen, bis zum Wegzuge, Stand, fallen aber, vorzüglich wenn die Abreise herannaht, früh Morgens in großen Schaaren auf dem Wasser nahe gelegenen nässigen Lehden, Wiesen und Sturzäckern ein.

Schädlichkeit. Der Schade, welchen sie der Fischerei zufügen, ist nicht unbeträchtlich, doch wird derselbe durch den Beitrag dieser Vögel zur Verminderung der

---

*) Obenstehende Bemerkungen sind Resultate eigner vielfacher Erfahrung, und ganz genauer Untersuchung des Verfassers.

dem Naturhaushalt nachtheiligen Gewürme und Insekten hinlänglich gedeckt.

Dennoch muß der Jäger alle erdenkliche Mittel anwenden, sie zu vertreiben und ihnen Abbruch zu thun; denn, wie schon oben gesagt, sind sie dem Emporkommen der Gänse- und Entenjagd nicht nur im Wege, sondern sie führen, nur einigermaßen geduldet, den fast gänzlichen Ruin derselben herbei.

Am besten wird — wendet der Jäger zugleich alle weiter unten zu erörternde Jagd- und Fangmethoden mit Geschick an — der Zweck, diese unangenehmen Gäste los zu werden, dadurch erreicht, wenn man die ganze Legezeit hindurch um den dritten Tag die Nester aufsuchen, diese zerstören und die vorgefundenen Eier wegnehmen läßt.

Benutzung. Das Wildbret der Alten ist keineswegs übelschmeckend, aber zähe, das der Jungen zart und sehr wohlschmeckend. Auch die Eier stehen den Kiebitzeiern wenig nach.

Wenn die Nordländer die Federn zur Bettfüllung verwenden, so thun sie daran sehr wohl; denn sie sind schön weich und sehr dauerhaft. Experto credite Ruperto!

§. 8.

Die kleine Meve (Larus minutus, *Pallas*) *) kennt man bis jetzt als Bewohnerin von Südrußland, Liefland und Finnland. Von dort kommt sie im Sommer und Herbste einzeln und in geringzähligen Flügen in das mittlere und südliche Teutschland, immer aber nur selten.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXVIII. Hier noch der Zusatz, daß beim alten Sommervogel Brust und Bauch mit Orangefarbe, die sich aber nach dem Tode verliert, überlaufen ist.

Nach Bechstein (a. u. a. O.) ist dieser dem Verf.

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 508; Bechsteins Jagdzool. S. 900; Naumanns Vögel-Anhang S. 288.

des gegenwärtigen Werkes nie zu Gesicht gekommene Vögel ein Mitteldding zwischen Meve und Meerschwalbe. Ueberhaupt mevenartig gestaltet, gleicht sie dem Kopf und Schnabel nach (letzter ist dünn und schwach), auch im Betragen, der Meerschwalbe. Wie diese ist sie scheu und mit ihr gern in Gesellschaft.

Die Nahrung, welche sie meist fliegend, selten schwimmend fängt, besteht aus kleinen Fischen, Insekten und Würmern.

Sie macht ihr Geheck an der Wolga, hochnördlich, muthmaßlich in mehrern Gegenden des arktischen Kreises.

§. 9.

Mit den bis hierher in Rede befangen gewesenen Meven sind die Vögel, welche Hr. Temmink von der Gattung Larus getrennt und als besondere Gattung, Lestris genannt, aufgestellt hat, allerdings nahe verwandt. Ornithologen von Gewicht mögen darüber entscheiden, ob diese Trennung und Gattungsvermehrung nothwendig und zweckmäßig sei.

Der Verf. hielt sich hinsichtlich der Sumpf- und Schwimmvögel (nach §. 76. der Einleitung) an die Eintheilung des Hrn. Temmink; er glaubte daher, in diesem Punkt dort eine Abänderung sich nicht erlauben zu dürfen; um so weniger, da jene Gattungstrennung durch alle bei der Temminkischen Eintheilung berücksichtigten Gattungskennzeichen hinlänglich begründet erschien.

Hier, wo die Jagd- und Fangbetriebsmethoden hauptsächlich in Betracht kommen, ist der Fall anders.

Diejenigen nehmlich, welche auf die Temminkische Gattung Larus, als anwendbare schon erkannt sind, oder als solche, der Analogie nach, betrachtet werden können, stellen sich im Allgemeinen auch als zweckgemäße zur Habhaftwerdung der in der Temminkischen Gattung Lestris begriffenen Federwildarten dar.

Es mögen daher der Beschreibung jener Habhaftwerdungsmethoden hier nur einige naturgeschichtliche Notizen

über die Temminkischen Lestris-Arten vorangehen. Diese Arten sind:

1. Der Schmarotzer-Labb (Lestris parasiticus, *Temmink*, Larus parasiticus, *Linn.*, Schmarotzer-Meve, Strunt-Meve, Polar-Meve, Mevenbüttel, Struntjäger) *). Er ist Bewohner der Küsten in den Gegenden des arktischen Kreises und auf den Hebriden, Orkaden, in Island und Norwegen häufig. Nur selten und zufällig kommt er auf die Küsten und Inseln der Ostsee, weit seltner noch an die Flüsse und Seen im Innern von Teutschland und der Schweiz.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXI. Die auf der vorhergehenden Seite aufgestellte Charakteristik der Gattung Lestris enthält das Wesentlichste über den Habitus und die Nahrung. Er ist nicht scheu und wird durch einen vorgeworfenen todten Fisch zu unbehutsamer Annäherung verleitet.

Fortpflanzung. Das Weibchen legt — nach Latham — zwei aschgraue, schwarzgefleckte Eier in ein aus Gras und Moos auf erhabenen Küstenstellen kunstlos verfertigtes Nest.

Nach Hrn. Profs. Langsdorf Mittheilung ist das Nest auf den noch sehr wenig bekannten Inseln St. Georg und St. Paul N. N. westlich von Unalaska gefunden worden; nach Latham auf den Hebriden und Orkaden in Haidgegenden.

2. Der Pomarin-Labb (Lestris Pomarinus, *Temmink*). Auch er gehört den Gegenden des arktischen Kreises an. Nach Temmink kommt er je zuweilen zufällig an den Küsten von Frankreich und Holland vor und wird nur durch Sturmwinde tiefer landeinwärts verschlagen. Auf diese Weise müßten sich die Exemplare, von welchen eins in der Schweiz und eins

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 512; Bechsteins Jagdzool. S. 902. Nr. 60; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 753. §. 2.

im J. 1810 am 16. Okt. zwischen Offenbach und Hanau erlegt wurde, dorthin sich verirrt haben, wenn sie, wie der Verf. aus der Vergleichung der Beschreibungen, nach welchen die in der Einl. S. CCCLXXXII gelieferte gefertigt ist, und unter welcher die Schriften, aus denen sie genommen wurde, angeführt sind, vermuthet, hierher gehören *).

Auch dieser Labb ist nicht scheu. Außer den Nahrungsmitteln der vorhergehenden Art nehmen die Vögel der gegenwärtigen auch Insekten an.

Von der Fortpflanzung ist nichts bekannt.

3. Der Felsen-Labb (Lestris crepidatus, *Temmink*, Larus crepidatus, *Linn.*, Felsen-Meve, chwarzzehige Meve, Falken-Meve, gestreifter Strandjäger) **). Er bewohnt die Küsten des baltischen Meeres, Norwegen, Schweden und wahrscheinlich alle ördliche Gegenden, in denen die vorher erwähnten Arten inheimisch sind; doch nicht allein die Küsten jener Länder, ondern auch die Flüsse und Seen im Innern. Als Zugogel — vielleicht auch nur zufällig, öfter jedoch als der Schmarotzer- und der Pomarin-Labb — besucht er meist m Herbst Holland, Frankreich, die Schweiz, die Ostseeküsten, und im Innern von Teutschland — edoch selten — die Oder, die Elbe, den Rhein, den Main, die Fulda u. s. w. Am letztgedachten Flusse, ei Kassel, wurde am 2. Okt. 1805 ein Vogel dieser Art lebendig gefangen.

Beschreibung s. in der Einl. S. CCCLXXXIII.

Auch dieser Labb gehört nicht zu den scheuen Vögeln. Im Fluge bewegt er sich, nach Naumann, in iner großbogigen Schlangenlinie, auf dem Lande nicht hoch i der Luft und mitunter so tief, daß er mit den Flügeln ist den Boden berührt, über dem Wasser in der Höhe hwebend und langsam die Stelle verlassend.

---

*) S. die in der Einl. S. CCCLXXXIII angezeigten Schriften.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 518; Bechsteins Jagdzool. S. 902.

Kleine Fische sind auch seine Lieblingsatzung; aber zu ungeschickt, sie selbst zu fangen, verfolgt er, wie die übrigen Labbs, Meven und Meerschwalben so lange und hartnäckig, bis sie Fischchen, die sie für sich gefangen hatten, aus dem Schnabel fallen lassen oder aus dem Schlunde wiedrr ausspeien; dann erst eignet er sich sie an. Außerdem verschmäht er auch Insekten, Würmer und Gehäusschneckchen nicht. Unter den letztern scheint er die blaue Kräuselschnecke (Helix janthina), wo sie sich findet, vorzugsweise zu verschlingen und davon der Abgang dann rothgefärbt zu seyn *).

Das Weibchen legt zwei bis höchstens vier hellrostfarbene, schwarzgefleckte Eier in ein aus Moos und trockenem Grase kunstlos gefertigtes Nest, unfern des Meeresufers.

§. 10.

Aus den naturgeschichtlichen Erörterungen, welche in den vorliegenden §§. des gegenwärtigen Kapitels enthalten sind, ergibt sich, daß die zur Temminkischen Gattung: Lestris (Labb), gehörigen Vögel eigentlich nicht zu den schädlichen gehören; denn eines Theils rauben sie nicht selbst, sondern werden an (Fisch-) Räubern erst wieder zu Räubern; andern Theils sind sie auch weder so unruhig noch so arge Schreihälse und Necker anderer, den Jäger mehr interessirender Wasservögel, wie die zur Temminkischen Gattung Larus (Meve) zu rechnenden Federwildarten.

Der Zweck des Jagd- und Fangbetriebes bei den bekannten drei Labbarten ist daher, in so fern diese Vögel an sich zu den seltenen gehören, auch in der Naturgeschichte derselben noch nicht alles im Reinen ist, ein rein ornithologischer und eben darum ein vom ächten Weidmann und Weidwerksliebhaber nicht aus den Augen zu verlierender.

In Rücksicht auf sämmtliche Arten der Temminkischen Gattung Larus (Meve) hingegen soll und muß

---

*) Meyers Taschenb. II. S. 494.

den Jäger und den Jagdberechtigten, außer jenem ornithologischen Zweck, noch ein ökonomischer zum emsigen Jagd- und Fangbetriebe lebhaft anreizen. Denn abgesehen von dem an sich nicht bedeutenden Vortheil, welchen die nutzbaren Theile gewähren; abgesehen selbst von der schon mehr zu beachtenden absoluten Schädlichkeit des größern Theiles der zur besagten Gattung gehörigen Federwildarten für den Naturhaushalt: so darf doch die relative Schädlichkeit aller Arten dieser Gattung schlechterdings nicht unbeachtet bleiben, welche durch die von steter Unruhe der Meven bei Tag und Nacht, von dem dabei stattfindenden gräulichen und ununterbrochenen Geschrei und von der Neckerei, mit welcher sie alle andere, in ihrer Nachbarschaft sich aufhaltenden Wasservögel unausstehlich quälen, abhängigen, höchst nachtheiligen Einflüsse auf Sumpf- und Wasserjagd im Allgemeinen, im Besondern aber auf die Gänse- und Entenjagd, sich beurkundet. Dies zum Vorworte zu der Beschreibung der als mit Vortheil anwendbar erkannten, oder doch der Analogie nach dafür zu haltenden Jagd- und Fangbetriebsweisen.

§. 11.

Folgende Jagdbetriebsmethoden sind dem Verf. bekannt geworden:

1. Das Anschleichen hinter Teichdämmen und Wällen, in Gräben und Vertiefungen, oder hinter dichtem Gebüsch. Es findet bei allen Meven, wenn sie auf dem Zuge begriffen sind, von der Lachmeve aber während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in unsern Gegenden nur im frühen Morgen statt; indem sie alle bei und gleich nach Sonnenaufgang der Ruhe wegen, die Würmer und Insekten fressenden Arten aber auch der Nahrung wegen, am Rande der Gewässer, oder auf benachbarten Weideschlägen und Sturzäckern einfallen und daselbst — meist nur auf kurze Zeit — verweilen. Unter Anwendung der übrigen, bei allen Schleichjagden nöthigen, bekannten Vorsichtsregeln muß hier auch auf guten Wind besondere Rücksicht genommen werden. Bei den Labbs, die an

sich nicht scheu sind, immer nur einzeln vorkommen und öfter sich niederlassen, ist große Vorsicht nicht nöthig, doch für den immer räthlich, der ein nicht sehr scharfes Auge hat, oder der nicht ganz genauer Vogelkenner ist, weil sonst Verwechslung eines Labb mit den größern Meven, die sehr scheu sind, machen könnte, daß ein auch rarer Vogel letzter Gattung entkäme, der bei größerer Behutsamkeit hätte können erlegt werden *).

2. Höher am Tage, wenn die Meven wieder zu schwärmen angefangen haben und dann immer, wenn ein Theil von den einen Teich gleichsam inne habenden am Ufer oder am sumpfigen Rande Ruhe hält, während der andere schreiend umherfliegt, gelingt das Anschleichen nicht mehr; eher noch, doch auch nur selten, successive Annäherung seithalben mit dem Schießpferde **).

3. Während der Lege- und Brütezeit und bis dahin, wo die Jungen flugbar geworden sind, kann man in der Suche mit dem Hühnerhunde an den Heckstätten alte Lachmeven jederzeit schießen, indem diese in der Nähe der Nester Hund und Jäger unablässig umschwärmen, auch öfters auf ersteren stechen. Eben so verhält es sich

4. bei der Suche oder bei dem Treiben nach jungen oder Mauserenten oder nach jungen Graugänsen. Gelegentlich können da alte Lachmeven und junge flugbare, einzeln im Fluge, nicht ganz flügge Junge, die sich, von Menschen und Hunden aufgeschreckt, in Schaaren zusammenziehen, und in dicht gedrängten Haufen aus dem Schilfe herausschwimmen, dutzendweise auf einen Schuß erlegt werden, besonders wenn der Jäger, wo er die Annäherung einer solchen Schaar an der weit ausgebreiteten Bewegung der Schilfstengel gewahrt, in Zeiten — wie dies bei jeder Wasserjagd in ähnlichem Falle geschehen soll — sich schußfertig hält.

---

*) Diese Behutsamkeit ist jederzeit rathsam, wenn man nicht vollkommene Ueberzeugung davon hat, daß es deren nicht bedarf.

**) Kaum je mit dem Schilde — wie in der ersten Ausgabe gesagt worden ist.

5. Gibt es noch eine auf alle Mevenarten mit großem Vortheil anwendbare Jagdbetriebsweise. Nachdem nehmlich am Rande der Gewässer, wo Lachmeven den Sommer über oder Zugmeven anderer Arten für den Moment, oder wieder andere Arten auf kürzere oder längere Zeit im Spätherbst und Winter sich aufhalten, eine in die Erde vertiefte Schießhütte, gerade so wie die Brachvogelheerdhütte erbaut und eingerichtet, auch vorn und in der Decke nicht zu enge Schießlöcher eingeschnitten worden, fesselt man in gehöriger Entfernung von den vordern Schießlöchern einige Lockvögel an, wozu die Lachmeve und die Sturmmeve *), weil dies die ärgsten Schreihälse sind, am besten sich eignen. Dann begibt man sich in die Hütte. Sobald die Lockvögel andere Meven in der Umgegend gewahren, werden auch sie laut. Wenn jene diesen Locklaut vernehmen, eilen sie sogleich herbei, umschweben die Lockvögel in schußmäßiger Höhe, oder fallen in deren Nachbarschaft ein. Im ersten Falle werden durch das Deckenloch der Hütte im Fluge, im andern durch das Vorderloch im Sitzen, vom geübten Schützen in kurzer Zeit mehrere, zuweilen auch rare Zugmeven erlegt.

6. Liegt während der Zugzeit ein Lachmevenflug auf einem nicht allzubreiten Gewässer; so stelle man sich in gutem Winde und vorsichtig verborgen — nur nicht allzunahe — ober dem Fluge an; lasse es dann — wo möglich am jenseitigen — eine andere unterhalb des Flugs angestellte Person langsam demselben sich annähern. Schwimmend oder fliegend kommen die rege werdenden Meven dem Schützen nahe genug, um mit Schrot Nr. 4 ersten Falls drei bis sechs Stück auf einen Schuß

*) Oben genannte Meven — Alte und Junge — gewöhnen sich bald und leicht an den eingeschränkten Zustand, wenn man ihnen anfänglich in Milch oder Wasser gequelltes altbackenes Weißbrot mit kleingeschnittenen Regenwürmern untermengt, zum Futter gibt. Späterhin begnügen sie sich mit kleinwürflich geschnittenem Brot, nehmen auch zerschnittenes Gedärm von zahmen Hühnern und Haustauben, lieber aber Gewürm, Wasserinsekten und Fischchen zuweilen an. An frischem Wasser darf es ihnen aber nie fehlen.

im Sitzen erlegen, letzten Falles, wo sie oft scheu in die Höhe streichen, jedoch durch ein in die Luft geworfenes, weißes Sack- (Schnupf-) Tuch — welches von ihnen für ein Flugglied gehalten werden mag — getäuscht, heranellen, über dem Afterkumpan herumschweben, und vom Jäger, aus seinem Hinterhalte, mit oder ohne Erfolg, im Fluge mit dem Schusse begrüßt werden zu können.

7. Wenn die Meven vorher noch nicht beschossen worden sind; so halten sie, auf befahrenem Wasser, zuweilen auch vor dem Kahne (Schellig) aus, wenn die Annäherung in gutem Winde und seithalben bewirkt wird *).

§. 12.

Fangmethoden.

1. Junge unflugbare Lachmeven werden auf Seen und Teichen, wo dergleichen ausgekommen sind, bei der Jagd nach jungen und Mauserenten von den Hunden in Menge, mehrere auch von den Treibern erhascht.

2. Nach Bechstein **) gehen Meven leicht an die mit einem Fischchen beköderte Angel. Ohne Zweifel muß das Köderfischchen, vermittelst einer Vorrichtung mit Kork und Federspule, ganz nahe unter der Oberfläche des Wassers erhalten, das hintere Ende der Schnur aber am Ufer an einem Hakenpflöckchen befestigt werden.

3. Nach eben diesem Schriftsteller ***) soll der Fang lustig — dann auch erfolgvoll — seyn, wenn man aus zwei dünnen, 1½' langen Spänen ein Kreuz macht, in der Mitte ein Fischchen anbindet und Leimruthen daneben steckt. Hiernächst — so vermuthet der Verf. des vorliegenden Werkes — das an einem Bindfaden und, vermittelst desselben, am Ufer befestigte Kreuz auf den Was-

---

*) Die Mittheilung der beiden letzterwähnten Jagdmethoden verdankt der Verf. gleichfalls seinem Freunde, dem Hrn. Forstrath Fischer in Karlsruhe.

**) S. dessen Handb. der Jagdw. I. a. §. 1750.

***) ebendas. §. 1760.

serspiegel hinausschiebt. Die herumschwärmende Meve soll, sobald sie den Fisch erblickt, auf denselben herabstechen und an den Leimruthen kleben bleiben.

Aus Erfahrung kennt der Verf. weder diesen, noch den vorhergehenden Mevenangelfang. Mit dem letztern hat er, als mit einem vielfältig angerühmten, bei wilden Enten mehrmals Versuche gemacht, aber — stets ohne Erfolg. —

4. Die Meven gehören in vorzüglichem Grade zu den geselligen und eben so zu den sehr kecken Vögeln. Hierauf gründet sich die Vermuthung des Verf., daß sie auf einen Heerd, welcher die ganze Einrichtung des Sumpfheerdes (s. Kap. 21.) haben, mit Lach- und Sturmmeven beläufert seyn und an den sumpfigen Rändern der Mevenaufenthalts- und Einfallsgewässer gestellt werden müßte *), gut und häufig eingehen möchten.

Auch ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Meven — wie mehrere Sumpfvögel — in den Entenschlaggarnen gefangen werden können, wenn Lockvögel dieser Art auf der Fangstätte angefesselt werden (s. K. 29.).

5. Junge Lachmeven könnten vermittelst der Wassergarne, von deren Beschaffenheit und Anwendung im 29sten Kapitel — wilde Ente — Rede seyn wird, in Menge gefangen werden, wenn bei Gelegenheit des Treibens nach jungen Mauserenten der eine Flügel jener Garne dicht am Schilfrande längs der Wasserblänke, der andere Flügel quer durch das Schilf bis an das Ufer des Teichs, vor dem Beginn des Treibens fangbar aufgestellt, während desselben aber das Ausnehmen und Tödten der in den Garnen eingegangenen Enten und Meven von den vorstehenden Schützen möglichst geräuschlos und schnell besorgt würde.

*) Daß die Wände aus verhälnißmäßig starkem Garne verfertigt werden müßten, versteht sich von selbst.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Gänsen (Anseres, *Meyer.*)

§. 1.

Weidmännische Ausdrücke: Latschen oder Ruder werden bei den Gänsen, wie bei allen Wasservögeln, deren Zehen durch eine ganze Schwimmhaut mit einander in Verbindung stehen, diese den eigentlichen Fuß bildenden Theile genannt.

Kette (Kitte) ist der Sammelname für die Glieder eines und desselben Gänsegehecks, mit Einschluß des Elternpaares, auf so lange, als eine solche Gänsefamilie an dem Heckorte abgesondert von andern Familien gleicher Art, für und unter sich allein lebt.

Wenn späterhin am Aufenthaltsorte oder auf der Wanderung einige wenige Ketten bis zur nächsten Paarzeit sich zusammenhalten, so wird diese geringzählige Gesellschaft Flug genannt. Besteht hingegen unter vielen Ketten ein solcher geselliger Verein, so daß die Gesellschaft zahlreich ist, so wird selbige mit dem Sammelnamen Schaar belegt.

§. 2.

Linné stellte unter seiner Ordnung Schwimmvögel (Anseres), in der Gattung Ente (Anas), die Schwäne, Gänse und eigentlichen Enten zusammen. Ein Gleiches geschah von Latham, Bechstein, Cuvier, Dumeril, Oken u. A. m. *). Andere nicht

*) Vergl. Einl. §. 72. Ordn. 3. A. Gatt. 1. §. 75. Ordn. 13. B. Gatt. 13. §. 77. Kap. 2. Abth. 3. Gatt. 13. §. 78. Tab. D. Gatt.

weniger treffliche Ornithologen neuerer Zeit — unter andern Meyer und der leider! verstorbene Illiger, selbst Bechstein (einst) *) — fanden es natürlicher, die Schwäne und Gänse von den Enten zu trennen und die Linnéische Gattung Ente (Anas) in drei Gattungen zu zerfällen, nehmlich: a) Schwan (Cygnus), b) Gans (Anser) und c) Ente (Anas).

Späterhin (1812) erklärte Hr. Bechstein im dritten Theile seines ornithologischen Taschenbuchs, S. 588, „daß er, nach genauer Erwägung, es für besser halte, mit Linné nur eine Gattung anzunehmen, und die Abweichungen in drei Familien zu bringen, wovon die erste die Schwäne, die zweite die Gänse, die dritte die eigentlichen Enten umfassen, von diesen die letzte aber noch abgetheilt werden müsse, in Enten a) mit einer Flügelhaut am Hinterzeh, b) ohne eine solche." Bechstein gründet seine Meinung darauf, „daß die verschiedenen Arten der vorbesagten drei Abtheilungen zu sehr in einander laufen, um eine bestimmte Grenzlinie finden zu können; so sei z. B. der Schnabel des Sing- oder schwarzschnäbligen Schwans (Cygnus melanorhynchus, *Meyer*) dem Entenschnabel ganz ähnlich." Dieser Meinung ist auch Temmink, nach dessen Man. d'orn. d'Eur. p. 521 (Remarque). Der Verf. hat die seinige in der Einl. S. CCCLXXXVII ausgesprochen.

§. 3.

Die Graugans (Anser cinereus, *Meyer*, Anas anser ferus, *Linn.*, gemeine wilde Gans, heimische wilde

85; Dumeril's analyt. Zool. übersetzt von Froriep, S. 68. Nr. 43. Gatt. 2; Okens Zool. Abth. 2. S. 548. Gatt. 4.

*) S. Meyers Taschenb. II. Systematisches Verzeichniß S. XI. Gatt. 68, 69, 70; Illigers Einth. der Säugthiere und Vögel in Bechsteins Jagdzool. S. 66. Ordn. VII. Gatt. 134, Ente, 135. Gans; Bechsteins ornithol. Taschenb. II. S. 404. Anmerkung und dessen Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 814.

Gans, März- und Heckgans) *) ist als Zugvogel durch ganz Europa, im Sommer aber und während der Heckzeit meist nur in den nördlichen Ländern desselben verbreitet. Sie bewohnt gleichfalls den Norden von Asien und Amerika.

In Teutschland wird sie das ganze Jahr hindurch angetroffen, hält aber nur während der Paar- und Heckzeit Stand, außerdem ist sie ein Strichvogel, d. h. ein solcher, der seinen Aufenthalt von Zeit zu Zeit verändert; denn außer der Paarzeit halten sich oft große Schaaren zusammen und von diesen macht immer eine der andern Platz. Auch im Winter findet man sie bei uns, dann aber in Gesellschaft der Saatgans und meist in geringerer Zahl als jene.

Die Beschreibung der Alten findet sich in der Einleitung, S. CCCXC.

An flugbaren Jungen sind bis zur ersten Mauser alle Theile, vorzüglich der Schnabel und die Latschen oder Ruder heller gefärbt.

Zuweilen sieht man eine weißgescheckte, selten eine ganz weiße Spielart, oder eine mit schwarzer Schnabelwurzel — die auch unter den zahmen Gänsen sich findet — und, öfter als bei andern Vögeln, Krüppel oder, wenn man will, Monstrositäten. Linné sucht die Veranlassung hierzu in den mehrmals bemerkten doppelten Dottern der Eier.

Die Graugans wird für den Stamm der zahmen Gänse gehalten. Doch zeichnet erstere sich immer durch schärfere, stärker gezähnelte Schnabelränder, durch eine schmalere Brust und einen mehr zugespitzten Hintertheil von der zahmen aus.

Bei dem ansehnlichen Gewicht der großen wilden Gans, welches acht bis zwölf Pfund beträgt, und bei ihren mittelmäßig langen Flügeln ist es zu verwundern, daß

---

*) Bechsteins Jagdzool. S. 639: Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 668. §. 8.

sie so leicht von der Erde, bei reiner Luft sogar bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe sich erheben *) und nicht nur schnell, sondern auch weit, ohne auszuruhen, fortfliegen kann.

Flüge oder Schaaren, welche des Abends und Morgens nur von einem Gewässer zum anderen, oder von da aus nach den Feldern hinstreichen, wo sie Geäse zu finden wissen, steigen nicht gar hoch und machen die kleine Luftreise in Unordnung. Anders verhält es sich, wenn weite Wanderungen unternommen werden; denn da scheint, anfänglich wenigstens, der Patriarch der Gesellschaft der Anführer zu seyn, indem er sich an die Spitze setzt, während hinter ihm je zwei und zwei andere, in immer sich weiter von einander entfernenden schrägen Linien, von denen eine kürzer ist als die andere, folgen **). Ob Ablösung des Anführers statt findet, wie bei den Kranichen, ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich; denn daß die vorderste ihre Stelle wieder einnimmt, wenn der Flug, durch irgend eine Veranlassung, in momentane Unordnung geräth, beweis't nicht, daß sie bei eintretender Ermüdung nicht einem andern Schaarengliede die Mühe übertragen sollte, zuerst die Bahn in der Luft zu brechen.

Der Gang ist wie bei der zahmen Gans, langsam und schwerfällig, mit einem Worte latschig, daher vielleicht die weidmännische Benennung Latschen statt Füße.

Ganz so scheu ist die Graugans nicht, wie die Saatgans, aber doch vollauf, um, besonders wenn sie bei andern ihres Gleichen steht, dem Jäger die Annäherung sehr zu erschweren; so mehr, weil da, wo viele beisammen liegen, wie beim Kraniche, Wachen ausgestellt werden, und weil sie sehr scharf äuget, wittert und windet.

Ihr Kiekkak! ertönt fast jedesmal, wenn sie einzeln, oder in einem Fluge mit andern vereinigt, durch

*) Bei dicker, nasser Luft zieht sie tief.

**) Ist der Flug nicht zahlreich, übersteigt er die Zahl von zwölf nicht, so fliegen die Glieder desselben fast immer nur in einer schrägen Linie.

Veranlassung von außen her, oder aus eignem Antriebe, aufsteht. Findet man mehrere beisammen, auf dem Felde oder in und am Wasser, so vernimmt man einen andern Laut, welchen man fast für ihre Sprache zu halten geneigt seyn möchte. Er wird so ziemlich treffend durch Kāk, Kăk, Kak, Kăk! (das a etwas in o gehalten) versinnlicht werden können. So einförmig nun auch die Unterhaltung seyn mag, so läßt es doch die ganze Gesellschaft sich gar sehr angelegen seyn, sie fast ohne Unterbrechung fortzusetzen. —

Daß die wilde Gans ein ziemlich hohes Alter erreichen könne, läßt daraus sich folgern, weil das Wildbret vieler kaum durch Baize und andere Künste der Köche mürbe zu machen ist. Solche Greise zeichnen sich immer durch viel dunklere Farbe am Schnabel und an den Ständen aus; paaren sich, wie die vom mittleren Alter, gleich zu Anfange des Frühlinges, doch ohne ein Geheck zu machen; auch bleibt bis zum Herbste das Männchen beim Weibchen. Jederzeit fliegt letzteres voraus, wenn ein Paar aufsteht. Die Paarung der meisten einjährigen Gänse erfolgt fast immer vierzehn Tage bis drei Wochen später wie bei ältern, also erst zu Anfange des Monats April. Ehe es dahin kommt, fallen viele lärmende Zänkereien und Schlägereien zwischen den Männchen *) vor. Muth und Stärke erwerben dem Männchen den Besitz eines Weibchens, welches bald nachher in das in Sümpfen, Teichen und Land-

*) Abgeschlagene vereinzeln sich oft und fallen dann nicht selten bei zahmen Gänsen ein, um da den Begattungstrieb zu befriedigen. Ich fand einst einen solchen Ehestandskompetenten mitten in einem Dorfe, auf einem Bach, unter vielen zahmen Gänseweibchen, schoß im Fluge darauf mit Schrot von Nr. 4 und hörte auch deutlich Schrote anschlagen. Die wilde Gans zog fort bis hinter das Dorf, wo sie auf dem nehmlichen Bach wieder einfiel. Hier fand ich Gelegenheit, mich abermals hinanzuschleichen und gab ihr den zweiten Schuß, indem sie etwa sechzig Schritt vor mir aufstand. Nichts weniger als krank, zog sie wieder zurück auf den ersten Platz, und ließ sichs gemüthlich bei den zahmen seyn, bis sie mich gewahrte und nun zum andernmale dahin flog, wo ich das letztemal Feuer auf sie gegeben hatte. Aergerlich ging ich nach Hause, hole die Büchse, und schoß sie mit dieser im Sitzen endlich todt. Dieser Fall gehört zu den seltenen.

sten auf einer erhabenen, trocknen Stelle, oder auf erlenen alten Stöcken, kunstlos aus Schilf und Binsenstengeln zusammengelegte, mit Gänsefedern leicht ausgefütterte Nest, nach und nach bei uns mehr nicht als vier bis sechs Eier *), die denen der zahmen Gänse an Gestalt ganz gleich, und weiß, fast unmerklich ins Grünliche spielend, gefärbt sind, legt. Sie werden vom Weibchen allein in vier Wochen ausgebrütet, während welcher Zeit das Männchen in der Nähe des Nestes Wache hält, auch jedesmal das Weibchen begleitet, wenn es der Aesung halber auf kurze Zeit sich entfernt.

Die ersten 24 Stunden nach dem Ausschlüpfen werden die mit graugelblichen wolligen Bosen bedeckten Jungen im Neste von der Alten gehübert (gehudert) und dann ins Wasser und auf Plätze geführt, wo junges Gras steht, welches sie gleich zu weiden anfangen. Nachts gehen sie wieder ins Nest und hier nimmt sie die Mutter, bis sie etwa vierzehn Tage alt sind, unter die Flügel; immer aber bleibt der Vater noch in der Nähe, um Weib und Kinder gegen Raubthieranfälle zu vertheidigen. Späterhin, wenn die Jungen stärker werden, sitzt die ganze Kette (Familie) auf einem hinlänglich großen, trocknen, mit Wasser umgebenen Platze, oder im dicksten Schilfe immer dicht beisammen, wenn sie nicht im Wasser oder auf dem Lande Nahrung sucht.

Zwei volle Monate vergehen, ehe die Jungen flugbar werden. Für den Jäger ist es bemerkenswerth, daß in den letzten fünf bis sechs Tagen, ehe dies der Fall ist, die Schwungfedern ungemein schnell wachsen, so daß, wenn heut eine junge wilde Gans sich durchaus noch nicht heben kann, sie vielleicht in drei Tagen schon eine halbe Stunde weit, und noch weiter in einem Zuge fortzufliegen vermag **).

---

*) Andere Schriftsteller setzen die Zahl derselben auf acht bis vierzehn Stück. Der Verf. hat nie mehr als sechs Junge in einer Kette beisammen gesehen, und Männer, die an Orten leben, wo stets wilde Gänse hecken, bestätigten oft durch ihr Zeugniß diesen Erfahrungssatz. Dieser schien daher zur Herabsetzung der Eierzahl zu berechtigen.

**) Ein sicheres Merkmal, daß vollkommene Flugbarkeit ganz nahe sei,

Die Mauserzeit der Alten erfolgt gewöhnlich im Monat Junius (doch hat der Verf. im J. 1804 eine noch nicht völlig ausgemauserte Gans gegen Ende des Monats Julius geschossen); bei den Jungen soll sie erst zu Ende des Monats August beginnen und bis zum Spätherbste dauern.

Im Frühlinge vor der Paarung fallen bei uns Schaaren von zwei hundert und mehr Stück an den sandigen Ufern der Flüsse, auch auf großen Landseen und Teichen ein, und schwatzen, bis die Männchen sich zu streiten anfangen, freundschaftlich mit einander, und zwar so laut, wie dies in gewissen menschlichen Gesellschaften der Fall ist (sicher aber weniger médisant!) Weiterhin lebt jedes Paar friedlich, vom Monat Mai an jede Kette unzertrennlich beisammen; jedes unbeweibte Männchen aber, wenn es bei uns verweilt, vereinzelt und traurig Tag und Nacht in schilfigen Seen, Teichen und Sümpfen. Nur gegen Abend und frühe mit Tagesanbruch geht Alles der Nahrung nach.

Erst wenn der Hafer gehauen ist, und auf Schwaden liegt, bilden sich nach und nach immer starkzähliger werdende Flüge, und bleiben bis zur folgenden Paarzeit beisammen.

Im zeitigen Frühlinge, wie im Spätherbste, liegen die nun zu Schaaren angewachsenen Flüge zur Nachtzeit und einen Theil des Morgens auf oder an den Gewässern, dann stehen sie zusammen auf und fallen da ein, wo sie Geäse zu finden wissen; in den ersten Nachmittagsstunden trifft man sie oft wieder am Wasser; um drei Uhr etwa abermals auf den Feldern; Abends kommen sie zur gewohnten Ruhestätte zurück.

Im Winter bringen sie den ganzen Tag auf den Saatäckern, die Nacht an offenen Stellen der Flüsse zu.

---

ists, wenn man bemerkt, daß gegen Abend oder Morgens in der Frühe auf der Wasserblänke herumschwimmende junge Gänse mit dem Vordertheile möglichst sich erheben und oft und schnell mit den Flügeln schlagen.

Bei ihrem Hin- und Herstreichen halten sie gewisse Stunden, die sich der Jahreszeit nach abändern, und fast immer nehmen sie denselben Zug. Dies ist für den Jäger merkwürdig.

Im Frühlinge besteht die Nahrung der Graugänse in grünem Getreide und frisch ausgesäeten Körnern, vorzüglich fallen sie die Erbsenfelder an; grüne Rübesaat (Reps) nehmen sie zu dieser Zeit nur dann an, wenn die jungen Triebe auszuschlagen anfangen. Späterhin, wenn sämmtliche Getreidearten zu schossen anfangen, schränkt sich das Geäse auf junges Spitzgras, Sumpfgräser und junge Kleeblätter ein. Wenn die Ernte des Sommergetreides anfängt, wird ihr sehr starker Appetit durch Hafer, Gerste und Erbsen gestillt; im zeitigen Herbste durch ausgestreute und aufgehende grüne Wintersaat; weiterhin und im Winter durch grünes Getreide und vorzüglich durch grüne Blätter der Winterrübesaat (Raps).

Das eben Gesagte beweis't hinlänglich, das diese Federwildart in Gegenden, wo sie häufig einfällt und verweilt, beträchtlichen Schaden anrichten müsse. Doch ist derselbe so groß nicht, wie Naumann in seiner Naturgeschichte der Land- und Wasservögel ihn angibt.

Dieser Schriftsteller sagt nehmlich *): „Man habe auf Feldern, wo die wilden Gänse stark anfallen, zuweilen kaum den halben Samen geerntet, und in der Nähe einiger großen Teiche im Anhalt-Zerbstischen könne schlechterdings nichts als die Kartoffel gebauet werden."

Ich habe die meiste Zeit meines Lebens in den Anhaltischen Landen zugebracht, habe oft die Jagd nach jungen und alten Graugänsen auf dem Heidebruchteiche und auf dem Padätzer Teiche bei Zerbst (dem größten unter allen dort befindlichen, mit betrieben; ich bin Zeuge gewesen, daß in der Nähe von Dessau und im Köthenschen, auch in mehreren Gegenden Sachsens, viele tausend wilde Gänse auf den Saatfeldern lagen und

*) Th. III. S. 231.

sich äseten; aber Mißernten habe ich dadurch nicht entstehen sehen; ich kann sogar behaupten, daß ganz nahe am Padäzer Teiche Früchte aller Art oft so gut stehen, als man es nach der dortigen Bodenbeschaffenheit verlangen kann.

Dessen ungeachtet gebe ich willig zu, daß es Pflicht des Jägers ist, den wilden Gänsen zu allen Zeiten so viel Abbruch als möglich zu thun. Jedes mir bekannte Mittel zu diesem Zweck soll daher in der Folge treulich angezeigt werden.

Das Wildbret alter wilder Gänse muß gebeizt werden, oder im Winter lange und stark durchfrieren, wenn es genießbar werden soll; das der Jungen ist zart und sehr wohlschmeckend. Zeitig eingefangen, gelähmt und in Steigen gesperrt, können sie, wie die zahmen, mit Gerste und Hafer gemästet, auch genudelt (mit Nudeln gestopft) werden.

Im Hannöverischen wird im Herbste das Wildbret gekocht, oder gebraten, in Töpfen eingelegt, mit einer sauern Gallerte (Weißsauer genannt) übergossen, den ganzen Winter hindurch aufgehoben, und kalt auf die Tafel gebracht. So liefert es ein sehr gutes Gericht.

Die großen Schwungfedern sind zum Schreiben, die kurzen Federn zum Ausstopfen der Betten, besser als die der zahmen Gänse zu gebrauchen.

§. 4.

Die Saat- oder Moorgans (Anser segetum, *Meyer*, kleine wilde Gans, Schneegans, Bohnengans)*) ist ein Zugvogel, der auf allen bekannten Theilen der Erde zu seiner Zeit gefunden wird. Wenn im hohen Norden von Europa, wo sie — wie im nördlichsten Asien und Amerika — den Sommer zubringt und ihr Geheck macht, der erste Schnee fällt, kommt sie schaarenweise oft schon im

*) Bechsteins Jagdzool. S. 541. Nr. 82; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 676.

September nach Teutschland, überwintert bei uns, vereinigt sich oft mit den Flügen der Graugans, und zieht, wenn im Februar anhaltendes Thauwetter einfällt, dann schon, gewöhnlich aber im März, ihrer nördlichen Heimath wieder zu. In der Regel geschieht auch dies schaarenweise, zuweilen aber, wenn der Winter bei uns sehr lange anhält, paaren sich viele schon hier, und machen die Reise dann paarweise.

Die Beschreibung der Alten und Jungen findet sich in der Einleitung, S. CCCXL.

Sonst glaubte man, und der Verf. stand, wie dies dessen desfallsige Bemerkung in der ersten Ausgabe dieses Handbuches (II. S. 677) beweist, selbst in dem Wahne, es gebe unter den Saatgänsen Riesen — fast von der Stärke (Größe) der Graugans — und Zwerge — bedeutend kleinere Exemplare.

Jetzt ist es ausgemittelt, daß erstere wirklich Graugänse, letztere aber Blässengänse (s. Einleitung, S. CCCXCI. Art 6.), die der Saatgans sehr ähneln, sind und nur zufällig einer Saatgansschaar sich angeschlossen haben. Immer liegen jedoch solche Fremdlinge in der Gesellschaft, auf Feldern und Gewässern, in einiger Entfernung von den eigentlichen Schaarenmitgliedern.

Die Saatgans ist einer der allerscheuesten Vögel und mit den schärfsten Sinneswerkzeugen begabt, daher auch schwer zu überlisten.

Ihr Flug ist noch rascher, und sie setzt ihn auf die Dauer noch länger in einem Stücke fort, als die Graugans.

Der Laut, den sie ausgibt, ist zwar dem der Graugans ähnlich, aber etwas höher gestimmt und oft quiekend *).

---

*) Hr. Bechstein sagt darüber in seiner Jagdzoologie a. a. O. Folgendes: „Das Geschrei klingt wie Dadadat! Jäüüaaa! Aaarrr! — Weira! Die Gänsin ruft heller: Kickick! — Betjack! Auf dem Zuge, der in einem Dreieck“ — eigentlich in einem spitzen Winkel — „geschieht, ist ein alter Ganser der Anführer, der mit seiner gröbern Stimme: Weiran! — Dadadat! commandirt.“

Alles übrige, was die Naturgeschichte dieser Gans betrifft, stimmt, in so fern wir es wissen können, mit dem im dritten Paragraphen über die Graugans Gesagten überein.

§. 6.

Durch die Lieferung der Naturgeschichte derjenigen wilden Gänsearten, welche in den Gegenden des arktischen Kreises den Sommer über wohnen und dort ihr Geheck machen, an die teutschen Küsten aber nur periodisch auf dem Zuge und Wiederzuge auf die Flüsse, Seen und Teiche des Innern aber nur zufällig und selten kommen, würden die Grenzen des gegenwärtigen Werkes ohne Nutzen und also zur Ungebühr ausgedehnt werden. Auch ist das, was meist durch Reisende von dem Habitus und von der Fortpflanzung jener hier zu Lande selten und meist schnell durchreisenden Passagiere kund geworden, doch immer nicht ganz zuverlässig.

Zum Erkennen und Unterscheiden jeder einzelnen Art von den übrigen aber sind die Beschreibungen, welche in der Einleitung von der Schneegans (Ans. niveus, weiße Gans, Hagelschleckergans), S. 389; von der Blässengans (Anser albifrons, Lachs-, Kohl-, weißstirnige Gans) und von der weißwangigen Gans (Anser leucopsis, Brand-, Nonnen-, Schwalbengans), S. 391, von der Ringelgans (Anser torquatus, Brent-, Bernakel-, Nonnengans) und von der Rothhalsgans (Anser ruficollis, rothbrüstige, Möppel-, Mopsgans), S. 392, geliefert worden, hinreichend.

Sonach bedarf es für den teutschen Jäger nur des Zusatzes, daß eben genannte Gänse, wenn sie hier zu Lande vorkommen und allein — d. h. nicht bei Grau- oder Moorgänsen oder bei Enten — liegen wenig schüchtern, zum Theil dummdreust sind. Dennoch versteht es sich, daß der Jäger, wenn er einen oder den andern von diesen bei uns seltenen Vögeln gewahrt, möglichst vorsichtig bei der Annäherung zu Werke gehen muß, um dessen desto gewisser habhaft zu werden.

§. 6.

Nur die Graugans heckt in unsern Gegenden. Wo dies der Fall ist, kann unstreitig dann, wenn die Jungen ihre Flugbarkeit fast, aber noch nicht vollkommen erreicht haben, die Gänsejagd mit dem meisten Vortheile betrieben werden, wenn der Jäger dazu den Zeitpunkt genau genug auszuwählen versteht. Er muß sich deshalb von der Mitte des Monats Junius an, täglich früh und gegen Abend an den Seen und Teichen, auf welchen Ketten ausgekommen sind, im besten Winde und gut verdeckt, so anstellen, daß er die Blänken übersehen kann. Sorglos schwimmen Alte und Junge dann da herum. Vorzüglich vom 21sten des genannten Monats an gebe man genau darauf Acht, ob und wie schnell das Wachsthum der Schwungfedern bei letztern zunimmt. Sobald man zum erstenmale sieht, daß sie sich auf den Latschen im Wasser, gleichsam stehend, aufrichten und mit den Flügeln schlagen, ist es die höchste Zeit, binnen 24 Stunden die Jagd anzustellen; wohl wird man indessen thun, diesen trüglichen Zeitpunkt nicht ganz abzuwarten, und im Allgemeinen sind die Tage vom 24sten bis zum letzten Junius die sichersten; nur um einige Tage später kann darauf gerechnet werden, daß sämmtliche Ketten entweder schon den Heckteich verlassen haben, oder bei Wahrnehmung des ersten Geräusches mit den Alten auf einmal aufstehen, und der Jagdgesellschaft das Nachsehen lassen.

Soll ein glücklicher Erfolg diese Jagd krönen, so müssen schon zu Anfange des Monats Junius hin und wieder etwas 6 bis 8′ breite Lieten (Löcken) durch das Schilf gehauen, und an demselben verdeckte Stände für die Schützen eingerichtet werden *). Daß bei solchen Vorbereitungen genau darauf zu achten ist, um die Schützen bei

*) Ich habe auf Teichen gejagt, wo zu diesem Zweck kleine Inseln, zum Theil künstlich angelegt, befindlich, und mit lebendigem Strauchwerk ringsum besetzt waren. Diesen nahten sich die Gänse immer furchtloser, als bretternen Schießhütten und aus abgeschnittenem Reisig verfertigten Schirmen.

der Jagd selbst vor gegenseitigen Schußverletzungen zu sichern, versteht sich; jeder Jäger weiß, in wie unberechenbaren Richtungen die Schrote auf dem Wasser abgellen —

An dem zur Jagd bestimmten Tage — man wählt dazu, wo möglich, einen heitern und stillen — wird, nachdem die Schützen auf den Ständen vertheilt sind, das im Teiche oder See befindliche Schilf und Gesträuch von einer Liete zur andern, entweder mit tüchtigen Wasserhunden abgesucht, oder besser noch, wenn es die Umstände gestatten, durch Jagdleute abgetrieben.

Den Jagdtheilnehmern muß es zur Pflicht gemacht werden, so lange noch Gänse vorhanden sind, nicht auf Enten zu schießen, theils weil man erstere dadurch schüchtern macht, so daß sie nicht gern über die Lieten gehen, theils weil die Jungen der letztern gewöhnlich noch zu schwach (klein) zu seyn pflegen.

Sobald die Suche oder das Treiben (beides muß so angelegt werden, daß die Anstandsplätze in gutem Winde stehen) abgeht, macht jeder Schütze sich mit seiner mit (Goslarischem) Schrot Nr. 3 oder 4 geladenen Flinte fertig, und gibt genau Acht, wo sich vor der Liete das Schilf zu bewegen anfängt. In diesem Moment muß er anschlagen, und Feuer geben, sobald die Gans mit Hals und Brust sichtbar ist. Beim ersten Treiben, und so lange die Ketten nicht beschossen sind, kommen zuweilen die Alten mit den Jungen gleich heraus, um zu sichern, und da ist es mir wohl gelungen, beide Alten oder eine Alte und zwei Junge auf einen Schuß zu erlegen. Sind sie aber schon öfter vor dem Feuer gewesen, so kommt gewiß nur eine Alte behutsam mit dem Kopfe hervor Vermerkt sie irgend Unrath; so fährt sie entweder zurück, oder pfeilschnell und tief unter dem Wasser, über die Lücke hinweg, die Jungen aber kehren meist um. —

Die Jagd wird fortgesetzt, bis Alles, oder doch das Meiste aufgerieben ist. Ich war öfter dabei, daß sechzehn bis zwanzig Stück in kurzer Zeit erlegt wurden.

§. 7.

Da, wo auf dem Zuge befindliche wilde Gänse einfallen, ohne sich lange aufzuhalten *), ist das nicht neue Mittel, sie bei der Lockgans zu schießen, anwendbar.

Zuvörderst muß man sich eine junge Graugans zu verschaffen suchen, ihr die Flügel durch Ablösung des vordern Gelenks lähmen, und sie anfänglich wie die zahmen jungen Gänse, späterhin wie die alten füttern; auch kann man ihr Kartoffeln, Kohl, Rüben, Salat u. dgl. geben.

Ehe der Zug beginnt, läßt man in der Nähe eines von Dörfern entlegenen Gewässers, allenfalls auch auf dem Haferstoppelfelde, ein Loch in die Erde graben, und es so, wie beim Brachvogelheerde, überdecken, auch vorn und in der Decke Schießlöcher anbringen. Dann wird, wenn wilde Gänse zu ziehen anfangen, die mit einem Riemen um den Leib angefesselte Lockgans, Vormittags zwischen 7 und 9 Uhr, an einer langen Schnur, die an einem vor der Hütte eingeschlagenen Pflöckchen befestigt ist, angebunden, und ihr am Ufer oder auf der Stoppel, aus Hafer und gequellten Erbsen bestehendes Futter vorgeworfen.

Wenn der Laut der Zuggänse aus der Ferne her erschallt, fängt die angefesselte zu locken an; jene eilen dann heran und fallen entweder bei dieser ein, oder schwärmen doch in mäßiger Höhe über ihr herum. Im ersten Falle wird aus dem Loche am Vordertheil der Schießhütte im Sitzen, im letzten aus dem in der Decke befindlichen, im Fluge mit Schrot von Nr. 1 geschossen.

Zugleich finde ich mich durch vielfältige Erfahrung berechtigt, zu bemerken, daß der Schütze, wenn er auch sonst nicht daran gewöhnt ist, beim Flugschießen vor das Wild zu halten, bei den Gänsen es immer thun muß, wenn er nicht sehr oft fehlen will. Worauf dieser Erfah-

*) Wo sie den Herbst oder Winter über bleiben, würde diese Jagdart nur in den ersten Tagen nützlich, späterhin gewiß erfolglos seyn.

rungssatz sich gründe, habe ich noch nicht ausmitteln können.

§. 8.

Wo Grau- und Saatgänse im Herbst und Winter Stand halten, achte man einige Tage darauf, zu welcher Stunde des Morgens und an welchen Orten sie vom Wasser nach dem Felde streichen, und stelle sich, dieser Erfahrung zu Folge, gut verborgen an; oft wird man in einem Morgen drei, vier Schüsse im Fluge anbringen können.

Noch mehr richtet man da, wo sie Abends Weide oder Aesung halber, oder um zu ruhen, einfallen, auf dem Anstande aus, vorzüglich im Winter an solchen Stellen der Flüsse, die nicht zufrieren *). Nur muß man sie erst wirklich sich setzen lassen, um vielleicht drei, vier Stück auf einmal zu erlegen. Eine der im vorhergehenden Paragraphen beschriebenen gleich eingerichtete Erdhütte verbirgt den Schützen am besten. Auf großen Teichen und Seen lohnt es die Kosten, da, wo die wilden Gänse Abends stark auffallen, auf Pfählen stehende Schießhütten im Wasser selbst bauen zu lassen, um sich im Herbste Abends gegen Sonnenuntergang darin anstellen zu können.

§. 9.

Liegen Grau- und Saatgänse auf dem Lande oder am Wasser; so gelingt das Anschleichen nie, wenn es nicht hinter Teichdämmen und Anhöhen, oder in einem tiefen Graben, beim Schnee aber in weißer Kleidung geschehen kann. Weder das Schießpferd, noch das Schild und der Wisch (Strauch-Schirm) wollen ausreichen, um dadurch gedeckt, sich hinlänglich nähern zu können; allenfalls kommt man damit auf Büchsenschußweite heran, näher gewiß nicht.

Am wenigsten verdächtig ist diesem sehr scheuen Fe

---

*) Bei einem meiner Freunde wurden in einem Abende und auf einem Stande sieben Stück erlegt.

derwilde der Viehhirt, der Schäfer, der Säemann und die Bauernfrau mit dem Graskorbe. Nimmt man eine von diesen Verkleidungen an, läßt man im besten Winde Vieh neben sich hertreiben, nähert man sich nicht geradezu, sondern seithalben, nimmt man den Schein an, als beachte man die Schaar gar nicht, und wird dabei das durchaus nicht blanke Gewehr gerade am Leibe herauf gehalten: so halten sie beim ersten und zweiten Annäherungsversuche allenfalls aus, auch da nicht immer, und öfter sicher nicht.

§. 10.

Unter den Fangarten, welche ich von vielen beschrieben, aber nirgends in Anwendung gebracht gefunden habe, scheint mir die mit Wassergarnen auf Graugänse die ausführbarste zu seyn.

Döbel sagt von der Einrichtung der Garne und dem Fangbetriebe damit Folgendes:

„Wie die Hühnersteckgarne, bestehen auch Wassergarne aus einem Mittel- oder Ingarne und zwei äußern Spiegelgarnen. Letztere werden mit 12″ von einem Knoten zum andern haltendem Gemäsch, aus starkem Bindfaden spiegelig — wie es der Name schon zeigt — funfzig Klaftern lang und vier Maschen hoch; ersteres mit 3″ weitem fängbaren Gemäsch, aus starkem, festen Zwirn, neunzig Klaftern lang, und achtzehn Maschen hoch gestrickt. Diese drei Garne bindet man, nachdem die vierzig Klaftern überflüssiges Ingarngemäsch überall zwischen den Spiegelgarnen busenreich eingelesen worden, wie die Steckgarne, doch ohne Spieße, gehörig zusammen, schleift oben hörnerne oder knöcherne Ringe ein, durch welche die Hauptleine gezogen wird, und nimmt unten sämmtliche Maschen an einer schwächern Leine auf, an welcher, wie bei der Fischerwathe, lange eiserne Ringe mit angereiht werden. Um das Garn unten ins Wasser herabzuziehen, hängt man hier und da an der Unterleine noch Bleigewichte an."

Nach Befinden, mit einem oder zwei solcher Wassergarne versehen, begibt man sich auf Teiche oder Seen,

wo Graugänse ihr Geheck zu machen pflegen, ehe die Jungen flugbar werden, und ehe die Alten ganz ausgemausert haben; stößt zuvörderst quer durchs dichtstehendste Schilf, hinlänglich lange, oben in Gabeln ausgehende Forkeln so tief in den Boden des Teichs, daß wenn die Garne an den Gabeln mit der Oberleine angehängt, und letztere an den Seiten straff angezogen und an starken Pfählen oder Bäumen angebunden worden, eine Masche der Spiegelgarne unter, die übrigen drei über dem Wasser stehen.

Sodann macht man ein Treiben auf die Garne zu, und fängt so entweder alte Gänse und Enten, die in der Mauser liegen, oder junge, die noch nicht flugbar sind.

In Ermangelung solcher Garne könnte deren Stelle durch sehr busenreich gestellte Hasennetze vielleicht ersetzt werden.

§. 11.

Mit Hals- und Trittschlingen *) wird bei Saatgänsen, wie bei Graugänsen, selten etwas ausgerichtet; öfter mit Tritt- und Tellereisen, wenn man im Winter auf von wilden Gänsen besuchten Rübesaatäckern einige dergleichen Eisen auf beiläufig 4′ ins Gevierte haltende Plätze legt, von denen der Schnee rein weggekehrt ist; dann die Eisen und die Plätze überhaupt mit Rübesaat- und Braun- (Blau-) Kohlblättern ganz und gut bedeckt; mehrere eben so große Flecke aber als Trugplätze nur vom Schnee entblößt. Die Gänse nehmen dann auf den Trugplätzen die Blätter der Rübesaatpflanzen eifrig an, betreten bei der Gelegenheit die Fangplätze, und so wird man mitunter einer oder der andern habhaft. Doch gewährt auch diese Methode weniger Vortheil durch den

---

*) Halsschlingen sind, begreiflicher Weise, nur in schilfigen, rohrigen Gewässern, Trittschlingen nur auf Aeckern und sumpfigen Lehden (in Mooren, Brüchern) anwendbar; jene werden daher in den vorher ausgekundschafteten Schilfgängen senkrecht und in die Quere (wie Laufdohnen), diese an den besagten Gänseeinfallsorten wagerecht — durch verlindete Pflöcke gezogen — aufgestellt.

Fang, als dadurch, daß die Schaar, von welcher eine Gans in das Eisen geräth, den Acker, auf welchem sich dies ereignet hat, sobald nicht wieder heimsucht.

§. 12.

Der Fang auf einem dazu an Gewässern und in Mooren (Brüchern), wo wilde Gänse einfallen, besonders eingerichteten großen Heerde kann nicht einträglich genug seyn, um den mit der ersten Einrichtung verbundenen Kostenaufwand zu decken und die auf die Heerdstellung zu verwendende Mühe und Zeit zu belohnen.

Oft sehr ergiebig aber und für den Ornithologen besonders interessant ist der gelegentliche Fang auf Entenheerden — vorzüglich auf dem einwändigen, welcher am Rheine gebräuchlich ist —, wenn der Entenfänger Lockgänse unterhält und, nebst Lockenten, anfesselt. Dieser Fang erstreckt sich nicht nur auf Graus und Saatgänse, sondern auch auf alle Teutschland nur auf dem Zuge besuchende Arten wilder Gänse. Nur muß der Entenfänger so lange als im Spätherbste das Wasser offen bleibt, auch wenn es im Winter offen wird, den Heerd stellen, weil die verschiedenen Arten von Zuggänsen — die Saatgans ausgenommen — erst im Spätherbste und im Winter uns besuchen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von den wilden Enten (*Anas fera*).

§. 1.

Das Weibchen wird in der Jägersprache schlechthin **Ente**, das Männchen **Entvogel** genannt *).

Die wilden Enten **reiben**, wenn zu Anfange der Paarzeit mehrere Entvögel der voranfliegenden Ente in einer schnurgeraden Reihe folgen; sie **züchten**, indem sie den Begattungsakt vollführen.

Die von **einer** Mutter **ausgebrachten** (ausgebrüteten) Jungen werden, bis sie ihre volle Flugbarkeit erreicht haben, und dann den Ort, wo sie unter der Obhut der alten Ente aufwuchsen, verlassen, unter dem Sammelnamen: **Geheck** (Hecke), begriffen. Mit den Ausdrücken: **Schaar** und **Flug**, verhält es sich wie bei den Gänsen und bei allen in geselligem Verein lebenden und reisenden Vögeln.

Verbeißen ist ein Ausdruck, den man auf angeschossene alte oder junge Enten anwendet, die untertauchen und am Schilfe mit dem Schnabel sich festhalten. Angeschossene enden da oft und kommen nicht wieder zum Vorschein.

Sonst alles wie bei der wilden Gans (K. 28. §. 1.)

§. 2.

In Rücksicht der Klassifikation gilt das §. 2. des

*) Die provinziellen Benennungen, **Erpel**, **Enterich** (Antrach) und **Rutsch**, werden beiläufig erwähnt, keineswegs empfohlen. —
v. Verf.

28sten Kapitels Beigebrachte. Mit der Bestimmung der hierhergehörigen Arten ist man immer noch nicht ganz aufs Reine.

§. 3.

Die **Stockente** (Anas boschas, *Linn.*, große wilde Ente, Märzente, Blumente, Spiegelente, Sterzente, Grasente, Hag- oder Hegeente, Rätschente, Roßente) *) ist bei uns ein **Strichvogel**. Sie wird in ganz **Europa**, **Asien** und **Amerika**, in nördlichen Gegenden — wo sie Zugvogel zu seyn scheint — jedoch häufiger als in südlichen angetroffen.

Der in der Einleitung, S. CCCXCV, gelieferten Beschreibung ist noch hinzuzufügen:

Am alten **Entvogel** (Männchen) der Oberrücken rostbraun; der Mittelrücken und die Schulterfedern schön weißgrau mit feinen schwarzen Wellenlinien durchzogen; der Steiß schwarz mit grünem Glanz; Gurgel und Brust kastanienbraun mit Purpurglanz; Bauch und Flanken grau-lichweiß mit feinen dunkelbraunen Wellenlinien; After schwarz; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz aschgraubraun bis auf die mittleren gekräuselten und nach oben gekrümmten schwarzen, grünglänzenden Steuerfedern.

Bei den mannbaren jüngern Stockenten sind die Latschen und Ständer hell-, bei sehr alten dunkelorangegelb; bei Jungen, bis sie ein Jahr alt werden, ist der Schnabel olivengrün, die Behäutung der Ständer und Latschen schmutzig braungelb.

An den Jungen, welche so eben dem Ei entschlüpft sind, ist der Oberleib mit schwarzgrünen, der Unterleib mit schmutziggelben wolligen Bosen bekleidet, aus denen nach etwa vierzehn Tagen das Gefieder hervortritt, welches bei beiden Geschlechtern die Farbenzeichnung der **alten Ente**

---

*) Naumanns III. Vögel S. 857; Bechsteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 159; dessen Jagdzool. S. 644; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 683.

(des Weibchens) annimmt und sie bis zur ersten Mauser behält. Nach derselben erscheint der Mittelrücken bei den jungen Männchen dunkler grau als bei den alten Entvögeln, und, wie bei diesen, mit schwarzen Wellenlinien durchzogen.

Gleich nach der Mauser sind auch die alten Männchen den Weibchen höchst ähnlich gezeichnet, so daß jene von diesen nur an der Schnabelfarbe unterschieden werden können. Nach Verlauf von drei bis vier Wochen kommen die das Geschlecht andeutenden Gefiederfarben, anfänglich aber auch nur fleckenweise, zum Vorschein und erst mit Ende des Monats Oktober stellt das Gewand des Männchens in seiner Vollkommenheit sich dar.

Als Abänderungen bezeichnen die Ornithologen neuerer Zeit

a) die sogenannte Stör- oder Störzente. Sie ist um mehr denn 4″ länger, als die Stockente, sonst aber — den, bei einigen, rußbraunen Rücken ausgenommen — ganz so wie letztere gezeichnet. Linné beschreibt sie unter dem Namen: Anas boschas major. Der Verf. will es nicht läugnen, daß er geneigt ist zu glauben, die Störente möge eine besondere Art seyn, oder doch eine vielleicht von klimatischen Verhältnissen abhängige, durchgängig größere Race. Sie ist zeither nur auf dem Zuge und Wiederzuge in unsern Gegenden bemerkt worden.

b) Die Roß- oder Spiegelente (Anas boschas naevia, *Linn*) Sie ist von gleicher Größe mit der Stockente, und hat einen dunkelbraunen (fast schwarzen), röthlich gefleckten Rücken.

c) Die Schmalente (Anas bosch. grisea, *Linn.*) Sie steht, der Größe nach, zwischen der Stockente und zwischen der Störente. Der ganze Leib ist aschgrau, Schnabel, Ständer und Latschen sind schwarz. Auch bei dieser kann der Verf. sich noch immer nicht davon überzeugen, daß sie der Art Stockente angehöre, und eben so verhält es sich für ihn mit

d) der Schildente (Anas bosch. nigra, *Linn.*)

So groß als die Stockente; der Schnabel schwärzlich; Ständer und Latschen schwarzbraun; Kopf und Hals schwarz; Brust dunkelbraun; übriger Ober- und Unterleib schwärzlich; Spiegel violett glänzend.

Zu den Seltenheiten im wilden Zustande gehören

e) die gefleckte Stockente, welche verschiedentlich weiß gefleckt und gescheckt ist *).

f) Die ganz weiße Stockente **).

Hrn. Naumann ausgenommen ***), halten alle mir bekannte Ornithologen die Stockente für den Stamm, von welchem unsere zahmen Enten entsprossen sind. Ich selbst war, bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Gründe, mit welchen Hr. Naumann seine Meinung vertheidigt, früherhin unbedingt der gegentheiligen zugethan, weil ich Beweise von der fruchtbaren Begattung der zahmen Ente mit der Stockente und sogar von der Fortpflanzungsfähigkeit der aus jener Begattung entstandenen Jungen habe. Jetzt bin ich zweifelhaft geworden durch folgende Wahrnehmungen:

1. Die zahme Ente brütet, wie bekannt, vier volle Wochen, auch dreißig Tage; die Stockente scheint nur 21 bis 25 Tage zu brüten. Ich selbst habe zweimal unvollzählige Gelege von der Stockente im Neste gefunden, täglich das Nest zu der Stunde besucht, in welcher das erstemal die Legente abwesend war. Diese Besuche wurden fortgesetzt, nicht nur bis zu der Zeit, wo ich die Ente auf den Eiern traf und also auf Vollzähligkeit des Geleges schließen durfte, sondern bis zu dem Tage, wo ich die Eierschalen im Neste und die Brut ausgelau-

*) Eine solche beschreibt Hr. Bechstein in seiner Jagdzoologie, S. 646, nach einem ihm vorliegenden Exemplare folgendermaßen: „Auf dem Scheitel und an einer Seite des Halses entenhalsig, an der andern und am Unterleibe weiß, auf dem Rücken und der Brust bräunlichgrau, am Steiß grün; am After weiß.“

**) Ein solches Exemplar soll sich — nach Meyers Taschenb. II. S. 639 — in der Sammlung des Hrn. Jockisch zu Nürnberg befinden. Gewiß eine große Seltenheit!

***) S. dessen Vögel III, S. 171 ff.

sen fand. Dies war einmal am einundzwanzigsten, das anderemal am dreiundzwanzigsten Tage der Fall und jedesmal sahe ich am Abend desselben Tages die Alte mit den Jungen auf der Blänke eines benachbarten Teiches herumschwimmen. Bestimmter noch spricht für die höchstens 25tägige Brütezeit der Stockente die Erfahrung eines meiner Freunde, welchem am 3ten Mai 1818 ein aus fünf Stockenteneiern bestehendes Gelege zugewiesen wurde, das er vierzehn Tage nach einander besuchte, nie die Ente wieder auf dem Neste, auch das Gelege nicht verstärkt, sondern mit Laub von umstehenden Bäumen verschüttet fand und daher sicher voraussetzen konnte, daß es von der Alten verlassen sei. Mein Freund nahm nun diese Eier mit nach Hause und ließ selbige noch vierzehn Tage in der Speisekammer verwahren und dann, als eine zahme Bruthenne sich fand, sie, nebst noch sieben Eiern von der zahmen Ente, derselben unterlegen. Am 25sten Tage wurde die Henne — welche seit zwei Tagen das Nest nicht verlassen hatte — abgehoben. Es fand sich, daß sie ein Junges, welches einem der gezeichneten Stockenteneier entschlüpft war, verzehrt, ein anderes aber in der Schale erdrückt hatte. Das dritte war ebenfalls schon etwas gequetscht, die beiden noch übrigen waren von der harten Außenschale gänzlich entblößt und die Leben zeigenden Jungen nur mit den innern Eierhäuten noch umhüllt. Aus diesen Umhüllungen, welche sogleich der Bruthenne weggenommen und mit gewärmten Kissen im Zimmer bedeckt wurden, entschlüpften nach Verlauf von sieben Stunden drei junge Stockenten; erst vier Tage später, während deren die Henne die sieben zahmen Enteneier anhaltend fort bebrütet hatte, kamen sieben junge, zahme Enten aus. Sämmtliche zehn Junge wurden nun, ohne die Gluckhenne dazu zu lassen, forterzogen, bis zur Halbwüchsigkeit. Als aber da sich offenbarte, daß die zahmen Jungen eben so wenig wie die Bruthenne die Wildlinge dulden wollten, wurden sie abgesondert erzogen. Ich selbst habe im Monat Julius die Jungen, von denen das im Ei gequetschte um vieles schwächlicher war und späterhin eine Beute der Ratten

geworden ist, gesehen. Zugestanden nun, daß durch vermehrte Brutwärme die Brütezeit um einen Tag oder um einige Tage verkürzt werden kann; so möchte diese Einwendung allenfalls gegen meine Beobachtung gemacht werden können, keinesweges aber — wie es mir scheint — gegen die meines Freundes *). Denn wenn wohl in keinem Fall angenommen werden mag, die Brutwärme der Henne sei stärker, als die der Ente, so konnten aus Eiern, welche von letzter 28 bis 30 Tage bebrütet werden müssen, um Ausschlüpfen zu erwecken, in 25 Tagen von erster Junge nicht ausgebracht werden, und auch dieses selbst zugestanden, so mußten, wenn die Hausente wirklich Artverwandte von der Stockente seyn sollte, aus den Eiern der ersten an eben dem Tage die Jungen auskommen, an welchem sie den Eiern der letzten entschlüpften. Da nun aber dies, nach dem Vorgesagten, nicht geschehen ist, so wird hierdurch die Abstammung der zahmen Ente von der Stockente zweifelhaft.

2. Von mehrern höchst achtungswerthen Ornithologen neuester Zeit — namentlich von Leisler, Meyer und Temmink — wurde der Luftröhrenbau beim Entvogel (Männchen) als eins der untrüglichsten Kennzeichen der Art angenommen. Am 3. Febr. 1820 **) bot sich die Gelegenheit mir dar, zwei Entriche (Männchen) von Anas domestica und einen Entvogel von Anas boschas, in dieser Rücksicht vergleichend zu untersuchen. Aus dieser Untersuchung gingen folgende Resultate hervor:

Die Röhre selbst fand ich übereinstimmend mit Meyers ***) und Temminks ****) desfallsiger Angabe gleichweit; den untern Larynx nach vorn zu ein wenig erwei-

*) Eines höchst glaubwürdigen Mannes, dessen schriftliches Zeugniß ich, erforderlichen Falls, Jedem vorlegen kann. d. Verf.

**) Also erst nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Th. 1. des vorliegenden Werkes, wo in der Einleitung, S. CCCXCV, der Luftröhrenbau von Anas boschas, nach Temmink beschrieben ist.

***) Taschenb. II, S. 540.

****) Man. d'orn. p. 529.

tert; die an diesem angeheftete Knochenblase an der rechten Seite (des Vogels) — nicht, wie Temmink sagt, an der linken —. Bei A. dom. hatte diese Aufgetriebenheit die Größe einer Leutzkauer Weichselkirsche, auch deren abgerundete Gestalt und lag fast horizontal; bei A. bosch. war sie reichlich so groß, wie eine gute Herzkirsche und es fand sich an der rechten Seite der Knochenblase, welche sich bis 3''' hoch und in einem ziemlich spitzen Winkel an der Luftröhre erhob, eine zweite, kleinere, oberwärts gekehrte, stumpfgespitzte Hervorragung, von welchem allen bei A. dom. gar nichts bemerkbar war.

Die eben erwähnten Abweichungen, wenn sie bei fernerer Untersuchung der Luftröhre von A. dom. und A. bosch. bemerkt werden, und sonach in einer zufälligen Unregelmäßigkeit in der Organisation des von mir untersuchten Stockentvogels ihren Grund nicht gehabt haben sollten, würden, glaube ich, bedeutend genug seyn, um an die Artverwandtschaft der Stockente mit der Hausente nicht unbedingt glauben zu müssen.

Ich bekenne indessen unverholen, daß ich noch weniger Hrn. Naumann beistimme, welcher (a. a. O.) meint: Gott möge unsere Hausthiere wohl gleich zahm geschaffen haben —; es bietet mir vielmehr eine andere Muthmaßung sich dar, die nehmlich, daß die bedeutend größere Störente (A. bosch. major, *Linn.*) eine besondere Art — nicht Varietät — von A. boschas seyn kann, die — wie die Größe — (vielleicht) Brütezeit und Luftröhrenbau mit erster gemein hat, und, in diesem Falle, auch gegründeten Anspruch auf nächste Artverwandtschaft mit letzter haben würde.

Ich bitte, diese Muthmaßung durchaus nicht als Behauptung anzusehen, sondern höchstens nur als einen wohlgemeinten Wink, um weitere Untersuchung zu veranlassen. —

Ohne merkliche Anstrengung erhebt sich die Stockente aus dem Wasser, oder von der Erde 6 bis 10' fast gerade aufwärts, zieht dann, wenn sie nicht sehr beunruhigt wird

und bald wieder einfallen will, wagerecht fort, oder steigt, in so fern sie Gefahr ahndet, in schräger Richtung je mehr und mehr, fliegt dann in ansehnlicher Höhe, wobei durch das schnelle Schlagen mit den Fittichen ein pfeifendes Getöse erregt wird, rasch und weit in gerader Linie fort oder beschreibt große Kreise, läßt sich da, wo sie in Sicherheit zu seyn glaubt, schräge wieder herab, streicht hierauf, die Flügel nur unmerklich bewegend, etwa 20' über dem Wasser wagerecht hin, und fällt endlich fast senkrecht und schwer auf demselben ein. Ihr Gang ist schwankend (watschelig) und langsam. Desto leichter schwimmt sie. In der Ruhe wendet sie sich dabei, oft wechselnd, von einer Seite zur andern. Gewöhnlich schwimmt sie hoch, beunruhigt aber, oft so tief unter dem Wasser, daß nur der Kopf heraussteht. Wie die Hausente, steckt sie den Kopf und den halben Leib ins Wasser, reckt den Steiß empor, und kann in dieser Stellung sich ziemlich lange erhalten; man bezeichnet dieses Manöver durch den Ausdruck: stürzen, sich stürzen. Auch das völlige Tauchen wird dieser Ente leicht, und ganze Strecken schwimmt sie unter dem Wasser hin, ohne wieder sichtbar zu werden.

Sie äuget, windet und vernimmt sehr scharf, und so wird es ihr nicht schwer, da, wo sie Verfolgung zu fürchten hat, sich in Zeiten vor ihren Feinden in Sicherheit zu setzen. Wo sie hingegen gehegt wird, legt sie die ihr sonst eigne Scheu vor dem Menschen fast ganz ab *).

Der Laut des Entvogels (des Männchens) besteht in einem tiefen, heisern, vereinzelt hervorgebrachten Quak!

Die Ente (das Weibchen) schlägt, wenn sie sich in Gesellschaft anderer befindet, in einem hohen Tone ein helles Quak! an, und wiederholt es accelerando fünf- bis sechsmal hinter einander, immer um einen Ton tiefer. Nur

*) In der Stadt Köthen sahe ich oft wilde Enten zu Hunderten, wie zahme, auf den Straßen herumlaufen und Nahrung suchen, ohne daß Menschen oder Hunde sie irre gemacht hätten. Ich selbst habe sie dort im Hause eines meiner Freunde aus dem Fenster des untern Stockwerkes oft gefuttert.

so lange sie ihre Jungen führt, ist der Laut immer tief und gleich, wird lang gezogen und nach Pausen repetirt.

Im März — bei schönem Wetter früher, bei rauhem später — fangen mehrere Männchen mit einem Weibchen zu reihen an. In verliebter Eile suchen erste sich in der Luft durch Geschwindigkeit im Fluge den Rang abzugewinnen, bis endlich die Schöne, gewöhnlich auf einer mit Strauchwerk umgebenen Lache, oder einem andern stillen Gewässer einfällt. Hier erhebt sich ein ernstlicher Kampf unter den Entvögeln, welcher mit der Flucht der schwächeren endet, und dem Stärkeren das Recht des Züchtens erwirbt. Ehe es dahin kommt, schwimmt das Männchen mit dem Kopfe tiefnickend um das Weibchen herum, nähert sich immer mehr, hackt leise mit dem Schnabel ihm auf die Brust, bis dieses, von so großer Zärtlichkeit gerührt, sich endlich ergibt.

Von da an schlägt der Entvogel jeden Versuch, seine ehelichen Rechte zu schmälern, mit Hartnäckigkeit ab, und, treu dem einmal geschlossenen Bunde, bleibt das zärtliche Pärchen ungetrennt beisammen, bis das Weibchen zu brüten anfängt. Einzeln sieht in der Paarzeit keins von beiden, doch steht aber das Männchen zuerst auf, und dieses fliegt auch immer voran. Sobald die Ente ihr ganzes Gelege gemacht hat, entfernt sich der Entvogel und geht zu andern seines Geschlechts.

Alte Weibchen bauen schon gegen die Mitte des Monats April, junge etwas später an Teichen, Lachen, Seen, auf mit Wasser umgebenen Rasenhügeln; in Brüchern auf erlenen Böcken (hohen Stämmen); auf dicht beästeten Weiden; nicht selten, weit vom Wasser entfernt und im Walde, in dichtem Gesträuch, ja selbst auf höhern Bäumen, ein rundes Nest, aus allerhand trockenem Reisig, Schilf, Binsen, Grasschmielen, und füttern es mit Moos, Laub und endlich mit Federn aus. Oft bauen sie sogar auf alten Elster- und Krähenhorsten fort. Nach vollendetem Nestbau legt die Ente täglich, oder einen Tag um den andern, ein Ei. Das ganze Gelege besteht we-

nigstens aus fünf, höchstens aus vierzehn Eiern, welche de-nen der zahmen Enten völlig gleich, nur etwas kleiner sind.

Wird das erste Gelege zufällig zerstört; so erfolgt nicht selten ein zweites, das aber gewöhnlich geringzähliger zu seyn pflegt. Die Brütezeit scheint nachdem, was hier-über oben gesagt worden, nur 21 bis 25 Tage zu dau-ern; nicht, wie bei der Hausente, 28 bis 30 Tage; doch müssen hierüber weitere Erfahrungen noch entscheiden. Gleich nach dem Ausschlüpfen laufen die Jungen, rasch wie die Mäuse, der Mutter nach. Steht das Nest auf einem Baume; so trägt sie jedes Junge im Schnabel herunter; doch ereignet sich oft der Fall, daß diese nicht warten wol-len, sondern sich selbst herunter stürzen; daher so mancher Entenkrüppel. Bis die Jungen beinahe halbwüchsig wer-den, geben sie, wie die zahmen, einen piependen, hernach einen heiser quäkenden Laut aus, durch welchen im dicken Schilfe und Gestrüpp das ganze Geheck sich zusammenhält und ruft, auch seinen Aufenthalt der sich durch besondere Veranlassung etwa entfernten Mutter anzeigt. Diese, wel-che, vom Gatten verlassen, die Sorge der Erziehung ganz allein übernehmen muß, hängt mit treuer Liebe an ihren Kindern, beschützt sie gegen schwächere Feinde und sucht stärkere, z. B. Hunde, so lange die Jungen klein sind, wie das Rebhuhn, durch fingirte Schwerfälligkeit im Flu-ge, durch zögerndes Schimmen vor dem Hunde, wieder-holtes Aufstehen und abermaliges Einfallen irre zu leiten. Während deß eilen die Jungen im dichtesten Schilfe dem Ufer zu, verkriechen sich einzeln unter demselben, oder un-ter dem Gewürzel der daran stehenden Bäume und Sträu-cher, beißen sich auch wohl unter dem Wasser an Schilf-stengeln an, wenn die Gefahr näher kommt. Nur im hohen Nothfall verläßt die Alte das Gewässer, umschwärmt es in größeren oder kleineren Kreisen, und nähert sich schnell, wenn sie den natürlichen oder gut nachgeahmten Laut eines Jungen vernimmt.

Ward sie nicht getäuscht, und hat sie durch öfteres Rufen ihre Lieblinge an sich gezogen, so eilt sie mit ihnen dem Ufer zu, und führt sie, wo Gesträuch und hohes Gras

dasselbe umgibt, zu Lande oft große Strecken fort. Bewitzigte, stärkere Jungen bedienen sich von selbst und einzeln dieses Rettungsmittels. Was von dem Geheck den Nachstellungen des Jägers entgeht, bleibt bis zur folgenden Paarzeit beisammen, oder schlägt sich seiner Zeit zu andern Flügen und Schaaren.

Nach Bechstein soll der Entvogel sich mausern, wenn die Ente brütet, diese aber, wenn die Jungen halbwüchsig werden. Der Verf. hat ersteren so frühe nie in der Mauser gefunden, sondern immer nur, wie letztere, in den letzten Tagen des Monats Junius, oder in der ersten Hälfte des Monats Julius *).

Wenn die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht haben, welches in der Regel gegen Ende des Monats Junius oder Julius, bei solchen aber, die durch ein zweites Gelege entstanden, nicht selten erst im August der Fall ist, streicht jedes Geheck einzeln von einem Gewässer zum andern, sucht aber doch den Ort, wo es auskam, oft wieder auf, in so fern es daselbst nicht zu sehr beunruhigt wird. Während der Haferernte schlagen sich mehrere Gehecke in Flüge oder Schaaren zusammen. Diese bringen dann den Tag in großen Brüchern, auf Landseen und bedeutenden Teichen im Schilfe, in Meeres- oder Flußbuchten zu. Abends und selbst mitten in der Nacht ziehen sie hoch in der Luft, selten so in Ordnung wie die Gänse, und meist klumpenweise, aber immer unter der Anführung eines alten Entvogels, welchen man an seinem oft ertönenden Locklaut erkennt, hin und her, um Nahrung zu suchen. Morgens in der Frühe findet man sie auch oft auf kleineren Teichen.

*) Im Jahre 1806 mauserte sich in Sachsen die Stockente viel später als gewöhnlich, so daß ich erst in der ersten Hälfte des Monats August Mauserenten geschossen habe. Diese Erscheinung habe ich nie eben so wenig erklären können, als die, daß trotz des damaligen schönen Frühlinges alles wilde und zahme Geflügel nicht nur ein geringzähliges Gelege machte, sondern von diesem auch wenig ausbrachte, wie dies im gegenwärtigen Jahre (1820) wieder der Fall zu seyn scheint. In dem trockenen heißen Sommer von 1810 und 11 mauserten sich im Gegentheile die wilden Enten schon zu Anfange des Monats Julius.

Wenn im Spätherbste die stillen Gewässer zufrieren, liegen sie fast immer auf Flüssen, hochufrigen Bächen und warmen Gräben, und ganz im Winter an den dort offen bleibenden Stellen.

Behagt ihnen zu irgend einer Zeit der Aufenthalt auf dem Wasser nicht, oder wollen sie ruhen, so gehen sie an den Rand, vorzüglich auf Kiesheger an den Flüssen, sitzen da in gedrängten Haufen beisammen, schnattern leise mit einander, oder schlafen, indem sie den Kopf rückwärts drehen und den Schnabel unter das Schultergefieder stecken. Ein Theil der Schaar ist indeß immer wach und auf der Huth vor jedem Ueberfall. Ist etwas zu fürchten, so gibt ein ängstliches Quaken das Zeichen zum schnellen Aufbruch. Soll dieser — in der Regel geschieht dies immer — in der Abend- und Morgendämmerung erfolgen, so wird erst die ganze Schaar geschwätzig, vorzüglich (wie immer) die Weibchen, und endlich ertönt das Kommandowort des Anführers. Er erhebt sich zuerst; schnell folgt ihm die ganze Schaar. Da, wo sie einfallen will, senkt sie sich tief abwärts, schwebt einigemal im Kreise herum — wahrscheinlich um zu sichern — und fällt endlich ein. Hier erfolgt wieder eine kurze Unterhaltung, dann Ruhe, oder Vertheilung nach allen Seiten, um Nahrung zu suchen. Diese besteht aus kleinen Fischen, vorzüglich aus Karpfenbrut, aus Fröschen, Froschlaich, Schnecken, Käfern, Würmern, Eidechsen, jungen Schlangen, Kaldaunen von gefallenen Schafen, Wasserkräutern und deren Wurzeln und Saamen; aus Gerste und Hafer, vorzüglich wenn beides auf Schwaden liegt, im Herbst, besonders aus Eicheln, wenn und wo es deren unfern des Wassers gibt. Wie die Hausenten, durchschnattern auch die wilden allen Unflath und Morast, suchen das ihnen Schmackhafteste aus, und lassen das nicht Anständige, durch die Zähnelung an den Seiten des Schnabels, wieder herausfallen. —

Aus dem eben Gesagten erhellt, daß diese und alle wilde Enten einigen, doch sicher keinen sehr beträchtlichen Schaden in fischreichen Gewässern, und während der Ernte auf den Feldern anrichten; daß selbiger aber schon durch

die Vertilgung vieler im Naturhaushalte nachtheiliger Insekten u. dgl. überwogen wird.

Nächstdem gibt das Wildbret alter und junger eine gute Speise. Erste sind im Herbste vorzüglich gut an Wildbret, die Weibchen oft sehr fett. Die Jungen sollte man immer erst der Flugbarkeit nahe kommen lassen, ehe man ihrer habhaft zu werden suchte, da vorher das Wildbret weichlich und nicht kräftig von Geschmack ist und sehr bald in Fäulniß übergeht *). Die Federn sind zum Ausstopfen der Betten gut zu gebrauchen.

Hier noch Einiges über die schickliche Zeit zum Jagd- und Fangbetriebe.

Im Frühlinge sind die Stockenten gewöhnlich schlecht am Leibe, auch wird durch öftere Beunruhigung der Vermehrung Eintrag gethan. Da nun in unsern Gegenden diese Federwildart von Jahr zu Jahr sich mehr zu vermindern scheint; so sollten die Jagdberechtigten und Jäger zu dieser Jahreszeit schonender zu Werke gehen, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Wahr ist es zwar, daß das Wegnehmen der Entvögel in der Paarzeit deshalb um so weniger schadet, weil sie zum Aufkommen der Jungen nichts beitragen, und weil die Stelle der erlegten bei den verwitweten Weibchen sogleich wieder ersetzt wird; aber man wird doch immer bemerken, daß da, wo im Frühlinge viel Entvögel geschossen werden, die Enten nicht so häufig ihr Geheck machen, als da, wo man ihnen Ruhe läßt.

Auf Junge sollte man vor dem ersten Julius nirgends jagen, indem sonst viele ganz kleine, fast gar nicht zu benutzende, von den Hunden gefangen werden. Die alte Ente von den Jungen wegzunehmen, ist immer Unrecht; denn je älter die Ente wird, ein desto stärkeres Gelege macht sie. Auch sucht sie immer den Ort wieder auf, wo sie in den vergangenen Jahren ruhig ihre Jungen ausbringen und erziehen konnte.

---

*) Zu frühzeitige Erlegung der jungen wilden Enten ist rechte eigentliche Aasjägerei; denn kaum heimgebracht, sind sie schon halbes Aas! —

Vom Monat Julius an hingegen kann Jagd und Fang, ohne allen Schaden, bis zur nächsten Paarzeit ausgeübt werden; außer in sehr harten Wintern, wo die Enten ohnehin sehr schlecht an Wildbret und den Nachstellungen der Raubthiere und Raubvögel im Uebermaaße ausgesetzt sind.

§. 4.

Die Schellente (Anas clangula, *Linn.*, Quakente, Kobelente, Klangente, Dickkopf, goldäugige Ente *), das Männchen Köllje, das Weibchen Köllje-Quene) ist ein Zugvogel, der bei uns, in schwachen Flügen vereinigt, meist nur im Herbste vorkommt, im Monat December weiter südlich wandert und im Monat März seiner eigentlichen Heimath, dem Norden von Europa, Asien und Amerika wieder zueilt.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCCX **).

Diese Entenart fliegt und schwimmt sehr rasch, und kann länger als jede andere tauchen.

Ihr Gang ist besonders schwerfällig — weil die Ständer weit hinten stehen — und sie wird oft lahm.

Obgleich sie in ihrer Sommerheimath wohl Nachstellungen nicht sonderlich ausgesetzt seyn mag, so ist sie doch vorzüglich scheu.

Ihr Laut ist dem der gemeinen Ente gleich; doch etwas voller und heller. Da sie ihn oft ausgibt, so ist sie beim Entenfange sehr gut als Lockvogel zu gebrauchen. —

Einzelne Paare machen ihr Geheck bisweilen mitten in Teutschland, auf Seen und großen Teichen, die nicht

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. I. a. S. 164; dessen Jagdzool. S. 866; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 694. §. 4.

**) Nach Bechsteins (s. d. Jagdzool.) soll beim Weibchen der Augensteen doppelfarbig seyn, und zwar aus einem weißen und aus einem gelben Ringe bestehen. Ihren Namen (Schellente) leitet man von dem Getöse ab welches sie im Fluge, besonders beim Aufstehen, mit ihren kurzen Flügeln macht und das man einem dumpfen Schellengeläute ähnlich finden will (? —).

dicht mit Schilf besetzt sind. Das Nest steht auf Binsenhügeln. Es ist kunstlos, aber fest und rund aus Grashalmen und Schilf verfertigt, mit eignen Federn des Weibchens weich ausgefüttert. Das Gelege besteht aus zehn bis siebenzehn Eiern.

Die Schellente verläßt das Wasser selten oder nie der Nahrung halber. Diese besteht vorzüglich aus Konchylien und Wasserinsekten, z. B. Larven von Wassermotten; doch auch aus Fischen, Fröschen u. s. w. Eingefangene, zu Lockvögeln bestimmte, können mit Brot erhalten werden.

Sie sind, wenn sie im Herbste zu uns kommen, gut an Wildbret, fett sogar; doch schmeckt das Wildbret, wenn es nicht einige Tage in Essig gelegen hat, thranig. Die Federn werden wie die der gemeinen wilden Ente benutzt.

Nur selten gelingt es, den Anstand auf dem Einfall abgerechnet, sie mit Gewehr zu erlegen; desto leichter aber gehen sie auf eignes und fremdes Gelock ins Schlaggarn.

§. 5.

Die Pfeifente (Anas Penelope, *Linn.*, Speckente, Brandente, Schmünte, Rothhals, rothbrüstige Mittelente — oder schlechtweg Mittelente bei einigen Jägern, weil sie, der Größe nach, zwischen der Stock- und der Kriekente steht —, Penelope, Plepäne) *) hält sich den Sommer über im Norden von Europa und Asien auf und macht daselbst — namentlich am kaspischen Meer und an den großen Seen an der Ostseite des Ural —, vielleicht auch in einzelnen Paaren auf Teutschlands

*) A. Penelope, *Gm. Linn.* syst. I. p. 527. sp. 27; Canard siffleur. *Buffon* des Ois. IX. p. 169. T. 10. 11; Pfeifente, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. (2te Aufl.) IV. S. 1109; dessen Handb. der Jagdw. I. 2. S. 166; dessen Jagdzool. S. 549; Naumanns Vögel III. S. 307; Meyers Taschenb. II. S 541; Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 695. §. 6; *Temmink* Man. d'orn. p. 541.
Noch muß bemerkt werden, daß die Beschreibung dieser Ente, durch Versehen des Verfassers, §. 76. der Einleitung ausgelassen ist, und daher eigentlich S. CCCXCII zwischen der Spießente und Löffelente ihre Stelle haben muß.

nördlichen Landseen, ihr Geheck. In der Regel kommt sie gegen Ende des Monats September und im Oktober und dann in großen Schaaren — doch nicht alljährlich gleich häufig — auf unsere großen Flüsse, Seen und Teiche; geht mit Eintritt der ersten Nachtfröste in südliche Gegenden, und macht im März flugweise, im April reihend, d. h. zwei oder drei Männchen mit einem Weibchen in Gesellschaft, den Wiederzug.

Männchen: Der kleine, schmale, rundliche Schnabel hellblau, an der Spitze schwarz; der Augenstern braun; die Ständer und Latschen aschgrau; Stirn weiß oder gelblichweiß; Kopf und Hals braunroth; das Gesicht glänzend schwarzgrün punktirt; Kehle schwarz, Brust weinhefenfarbig (nach Bechstein kastanienbraun, aschgrau überlaufen); Rücken, Flanken und Bauch weiß, erster mit schwarzen Wellenlinien durchzogen, After schwarz; Schulterfedern dunkel schwarzbraun, weiß gerändert; Flügeldeckfedern grauweiß; Spiegel dunkelgrün glänzend, oben und unten mit schwarzer Einfassung; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz gespitzt, dunkelaschgrau gefärbt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel, Ständer und Latschen schwarzgrau. Kopf und Hals grau, hell rostgelblich überflogen und mit schwarzbraunen rundlichen Flecken besäet; Rückengefieder schwarzbraun, mit rostfarbiger Einfassung; Flügeldeckfedern braun, mit weißlicher Einfassung; Spiegel aschgrau mit Weiß gemischt; Brust und Flanken rostfarbig, jede Feder an der Spitze rostgrau; After weißgrau, mit schwarzbräunlichen, halbmondförmigen Querflecken. Länge $15\frac{1}{2}$ bis $16\frac{1}{2}$″.

Abänderungen: Ganz junge Männchen sind dem alten Weibchen vollkommen ähnlich, bis auf den mehr oder weniger grünen Spiegel, welcher beim Weibchen diese Farbe nie hat.

Bei einjährigen Männchen erstreckt sich das Gelblichweiße von der Stirn bis auf den Scheitel; nicht so bei sehr alten Männchen, deren Flügeldeckfedern rein weiß sich darstellen.

Ueberhaupt sind bei dieser Entenart mehr zufällige

Varietäten bemerkt worden, als bei andern. Hr. Bechstein gibt in seinem Handbuche der Jagdwissenschaft folgende an:

1. Manche Pfeifenten haben nächst dem weißen Scheitel; schwarz und weißgestrichelte und gefleckte Schläfe, eben so gestrichelte und durchwellte Wangen. Wie letztere stellt sich auch die Kehle und der Oberhals dar. Die Grundfarbe des Rückens erscheint schmutziggelb.

2. An andern ist Kopf und Hals hellrostfarben und, wie die Brust, schwarz bespritzt; der weiße Fleck auf den Flügeln mit Grau gemischt.

3. Noch andern fehlt die weiße Stirn, und diese haben gemeiniglich eine weingelbe Brust und einen bläulichen Spiegel.

Die Pfeifente fliegt äußerst leicht und schnell, auch ist sie sehr scheu.

Ihren Namen verdankt sie dem flötenartig pfeifenden, starken Laute, den sie sowohl im Fluge, als auf dem Wasser oft von sich hören läßt. Nach Naumann besteht er aus hohen angenehmen Tönen, welche in der Nähe wie Holiärr! und Dit-hoiiärr! aus der Ferne aber, wegen Heiserkeit der schnarrenden Schlußtöne, wie Dit-däl und Kückiiäh! sich vernehmen lassen sollen.

Eben dieser Schriftsteller legt beiden Geschlechtern diesen Laut bei. Dem mag aber wohl nicht so seyn, wenn — was kaum bezweifelt werden kann — von dem besonderen, nur dem Männchen eignen, Luftröhrenbau jene Laute abhängig und in diesem Fall auch nur die Männchen selbige hervorzubringen im Stande sind.

Aus anatomischen Untersuchungen ergab sich beim Entvogel (Männchen) Folgendes:

Die Luftröhre ist oben in der Gegend der Stimmritze etwas erweitert. Am untern Larynx befindet sich eine nach vorn und nach der Seite aufgetriebene, mehr breite als hohe, oben ganz runde, etwas auswärts gerichtete Knochenblase.

Die Verschiedenheit der Stimmen bei den in einer Schaar vereinigten Einzelwesen bringt, wo nicht Melodien, doch zuweilen Tertien-, Quarten- und Sextenfälle hervor.

Bei uns sieht und hört man diese Ente meist nur in der Luft und auf dem Wasser, selten am Ufer ruhend.

In ihrem Magen findet man vorzüglich Schnecken und Wasserkräuter; doch nehmen sie wahrscheinlich auch das meiste von dem an, wovon unsre Stockente sich nährt. Jene Hauptnahrung muß sie übrigens in seichtem Gewässer suchen, indem sie nur — nach Art der Stockente — sich stürzen (im Wasser gleichsam auf dem Kopfe stehen), nicht aber, wie jene, tauchen kann.

Ihr Wildbret ist von besonders gutem Geschmack, und vorzüglich im Spätherbste und Winter stark mit Fett belegt. Das Gefieder wird seiner Zartheit und Weiche halber dem anderer Enten vorgezogen.

Pfeifenten werden in Schlagnetzen leicht und häufig gefangen, geschossen meist auf dem Abendanstande; dann aber an solchen Gewässern, wo sie gern einfallen, wenn der Jäger still und gut verborgen steht, leicht und oft viele oder doch mehrere Exemplare auf einen Schuß, weil diese Enten in dicht gedrängten Schaaren fliegen, in noch gedrängteren ein- und auffallen. Allerdings aber muß man den Zeitpunkt des Auffalls ohne Zögern benutzen, wenn der Schuß möglichst erfolgvoll angebracht werden soll, indem die Glieder einer Schaar der Nahrung halber sich bald — obwohl nicht weit — von einander trennen müssen.

§. 6.

Die Tafelente (Anas ferina, *Linn.*, Rothente, braunköpfige Ente, Grellje) *) bewohnt den Norden der ganzen bekannten Welt und macht daselbst vorzüglich ihr Geheck; doch nach Naumann, Bechstein und Temmink mitunter auch schon im nördlichen Teutschland, wo sie, wie im mittleren und südlichen, auf dem

---

*) Bechsteins Jagdzool. S. 561; Winckells Handb. f. J. (2ste Aufl.) II. S. 697; wobei der Verf. bemerkt, daß die Abweichungen, welche hinsichtlich des Naturgeschichtlichen zwischen dem in der ersten Auflage Beigebrachten und dem oben Gesagten stattfinden, von neuern und öftern Wahrnehmungen herrühren.

Zuge zu Ende des Monats Oktober und im November gewöhnlich familienweise oder in Flügen von höchstens dreißig Stück vereint, auf Flüssen, süßen Seen und großen Teichen einfällt, zuweilen auch überwintert und in diesem Fall von einem offenen Gewässer zum andern streicht. Meistentheils geht sie jedoch mit Eintritt starken Frosts südlichen Gegenden zu und besucht uns auf dem Wiederzuge im März oder Anfangs April einzeln oder paarweise. Zu dieser Zeit trifft man sie auch auf kleinen Teichen an.

Die Beschreibung findet sich in der Einleitung, S. CCCCIX.

Nach Naumann sollen die Schwanzfedern dieser Ente kaum vierzehn Tage, nachdem sie ihre volle Größe erreicht haben, so abgeschliffen und verstoßen sich darstellen, wie beim Specht. Der Verf. hat dies nie bemerkt — vielleicht übersehen.

Ihres plumpen Körpers wegen fliegt sie, obgleich die Flügel so lang sind, daß selbige, zusammengelegt, bis zur Schwanzspitze reichen, nicht ausgezeichnet schnell. Sie schwimmt mit großer Leichtigkeit, taucht sehr behende bis auf den Grund und streicht weite Strecken unter dem Wasser hin, ohne Luft schöpfen zu müssen.

Man findet sie, am Tage wenigstens, selten auf dem Lande und auf der Blänke, sondern, wenn sie der Ruhe bedarf oder sich sonnen will, auf gegen einander geknickten Schilfstengeln und auf Binsenkufen sitzend.

In Gesellschaft sich befindend, ist sie sehr scheu, vereinzelt gar nicht.

Der Laut der Jungen soll, bis sie fast ein Jahr alt werden, nach Naumann, piepend bleiben, der der Alten durch mancherlei sonderbare Töne, besonders durch ein rauhes Geschnarr sich auszeichnen. Der Verf. kennt nur den, welchen Naumann und Bechstein durch Görr, Görr! bezeichnen. Diesen gibt die Tafelente vorzüglich dann aus, wenn sie aufgejagt wird; zuweilen aber auch des Abends, wenn sie auf dem Wasser in Ruhe her-

umschwimmt. Er wechselt dann mit einem eignen Gezisch ab.

Sie macht ihr Geheck auf großem, stillen, nicht zu dicht mit Schilf und Rohr bewachsenen Gewässer, in einem kunstlos aus Schilf und Rohr zusammengelegten Neste. Das Geleg enthält acht bis dreizehn weiße, grünlich überlaufene Eier.

Die Nahrung besteht aus fast allen Theilen der Wasserpflanzen, worunter die **Meerlinse** vorherrschend ist; nächstdem, vorzüglich aus Wasserinsekten und Konchylien; selten wohl aus Fischbrut, da das Wildbret gar keinen thranigen, wohl aber einen ausgezeichnet feinen Geschmack hat, so daß es hierin, wie in Rücksicht der Zartheit und, im Herbste, des Fettseyns, das fast aller anderen Enten übertrifft. Daher vermuthlich die **teutsche** Benennung sowohl, als die **lateinische**.

Die **Jagd** beschränkt sich meist auf glückliche Zufälle. Auf allen Arten von Entenheerden wird sie im Herbste oft gefangen.

§. 7.

Die **Knäkente** (Anas querquedula, *Linn.*, Winter-Halbente *), große Kriekente, Rothhälschen, bunthälsige Ente, Zirtzente; **Weibchen**: Wachtelentchen, Grauentchen, sprenklige Ente) **) wohnt im nicht ganz hohen Norden von **Europa** und **Asien** auf Teichen und süßen Seen, deren sumpfige Ränder stark mit Schilf und Binsen besetzt sind, und macht daselbst ihr Geheck ***). Während des

---

*) **Halbenten** werden von den Jägern und Entenfängern alle die genannt, welche um **ein Drittheil** oder mehr kleiner sind als die **Stockente**; **Mittelenten** die, welche ihrer Größe nach zwischen der **Stockente** und der **Knäkente** stehen.

) **Bechsteins Jagdzool. S. 551; **Winckells** Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 698.

***) Auch im nördlichen **Teutschland** soll sie, nach **Naumann**, öfter den Sommer über bleiben und hecken. Der Verf., der mit Hrn. **Naumann** in einer und derselben Gegend lange gelebt und gejagt hat, weiß davon nichts.

Zuges — vom August bis zum November — wird sie auf den teutschen süßen Gewässern, die, wie vorbesagt, sumpfige Schilfränder haben, ziemlich häufig, doch nur familienweise, getroffen; dann geht sie vom nördlichen und mittleren Teutschland aus weiter südlich, überwintert je zuweilen schon im südlichen Teutschland und macht zu Ende des Monats März und im April den Wiederzug nach der nördlichen Heimath hin.

Ich liefere hier eine etwas genauere, aus Hrn. Bechsteins Jagdzoologie entlehnte Beschreibung, um durch diese einige in der kurzen Beschreibung (S. CCCXCVIII der Einl.) eingeschlichene Irrungen zu berichtigen:

„Die Knäkente ist 1′ 4″ lang, wovon auf den Schwanz 2½″ kommen, 2′ 1″ breit und ein Pfund schwer. Der Schnabel ist 1½″ lang, gerade, an der Stirn in einem dreieckigen Flecken etwas platt, grün- oder braunschwärzlich, mit schmalem schwarzen Nagel;" der Augenstern hellbraun. „Die" Ständer und Latschen „(Füße) sind schmutzig aschgrau oder bleifarben, mit 1½″ hoher Fußwurzel. Der Scheitel glänzend schwarzbraun, über der Stirn weißgestrichelt; über den Augen ein weißer Streif, der an den Seiten des Halses herunterläuft. Hinterhals, Rücken und Steiß dunkelbraun, am Rücken die Federn weiß gesäumt, am Steiß weiß und röthlichgrau in die Quere gestreift; Stirn, Wangen und Unterhals kastanienbraun, klar weiß gestrichelt; das Kinn schwarz; die Brust hell rostfarben, mit dichten schwarzbraunen Wellenlinien; der übrige Unterleib weiß, röthlich überlaufen, an den Seiten" (Flanken) „und am After mit dunkelbraunen Querstreifen. Die Deckfedern der Flügel hell aschgrau, mit großen weißen Spitzen; die Schulterfedern lang, sichelförmig über die Flügel hängend, schwarz, in der Mitte mit einem weißen Streif und an den Seiten aschgrau; die Schwungfedern dunkelbraun, aschgrau überlaufen; der Spiegel (glänzend) stahlgrün, unten und oben weiß eingefaßt; der Schwanz dunkelbraun, aschgrau überzogen." (Altes Männchen.)

„Weibchen kleiner. Ueber und unter den Augen

ein weißer Streif" (durch dieselben ein dunkelbrauner); „Kopf und Oberleib dunkelbraun, erster rostfarben gesprenkelt, letzter mit gelblichweißen Federrändern; Wangen und Hals weiß, dunkelbraun besprengt; Brust kastanienbraun, weiß gefleckt; Flügel und Schwanz dunkelbraun; der Spiegel kaum merklich, schwarzbräunlich" (braungrün) „ohne Glanz und weiß eingefaßt."

Hinsichtlich der Abänderungen gilt das, was darüber in der Einleitung (a. a. O.) beigebracht worden, mit dem Zusatz: „Auch das alte Männchen ähnelt im Herbste dem Weibchen und unterscheidet sich nur durch die Größe, den grünen Spiegel und die bläulichen Deckfedern."

Auch diese Entenart fliegt rasch und geräuschlos; schwimmt viel und leicht auf dem blanken Wasser herum, indem sie dabei fast in einem weg mit dem Köpfchen nickt, taucht auch oft, aber nicht lange. Trotz ihrer Munterkeit und Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, ist sie nicht eben scheu; oft äußert sie Neugier.

Wenn die Knäkente in voller Ruhe auf dem Wasser herumschwimmt und wenn sie Abends auf dem Striche und Nachts auf dem Zuge begriffen ist, hört man von ihr — jedoch nur aus mäßiger Ferne — den Locklaut: Knäk, Knäk! nach welchem sie benannt wird; aufgeschreckt, gibt sie den heisern Angstlaut: Zirr, Zirr! aus.

Das Weibchen soll in ein am Ufer stiller Gewässer aus Binsen und Grashalmen verfertigtes, weich mit Federn ausgelegtes Nest sieben bis zwölf gelblichgrüne Eier legen. Die ganz Jungen sollen wollig und olivengrün seyn.

In der Paarzeit haben beide Gatten eine ungemeine — doch für Untreue nicht ganz sichernde — Anhänglichkeit an einander, verlassen sich in der Noth nie und im Tödtungsfalle des einen Theils weicht nur gezwungen der andere.

Selten halten sich die nie zahlreichen Knäkentenflüge lange an einem Orte auf; im Herbste treibt sie ihr unruhiges, lebhaftes Temperament, im Winter oft Nothwendigkeit von einem Gewässer zum andern.

Daß ihre Nahrung mehr aus Insekten, Schnecken, Wasserpflanzen und deren Saamen, als aus Fischen bestehe,

beweis't sich aus dem, was man im Magen findet, und aus dem reinen guten Geschmack des Wildbrets.

Jagd und Fang ist mit sonderlichen Schwierigkeiten nicht verbunden. Erste hängt meist von örtlichen Verhältnissen ab; letztere hat nichts Eignes.

§. 8.

Die Kriekente (Anas crecca, *Linn.*, Kriech-, Krech-, Kruck-, Murr-, Schapsente, Krieke, Biekelchen, Karnull, Karnelle, Wäbke, Sommerhalbente; das Weibchen: Grauentchen, Trösel, Socke) *) ist in Teutschland das ganze Jahr hindurch als Strichvogel einheimisch, der vom November bis zur Paarzeit seinen Aufenthalt oft verändert. Sie wird in ganz Europa und Asien, bis China und Indien hinab, nirgends aber in starkzähligen Flügen vereinigt gefunden. Die im hohen Norden wohnenden Enten dieser Art sind Zugvögel, und gehen als solche im Oktober und November auf dem Zuge nach südlichen Gegenden, im März und April aber auf dem Wiederzuge nach der Heimath bei uns durch.

Die Beschreibung dieser Entenart findet sich in der Einl. S. CCCXCIX.

Als zufällige Abänderungen erwähnt Bechstein in seinen angezogenen Werken folgende:

Kriekenten Männchen, an welchen der grüne Flecken an den Wangen schmal ist, und sichelförmig nach dem Nacken hinläuft; die weißen Augenlinien bemerkt man nicht. An andern sind die Seiten des Kopfs schwarz; nur unter den Augen wird ein weißlicher Strich sichtbar. Jester führt noch eine Varietät an, bei welcher auf dem Spiegel eine weiße Querbinde erscheint.

Die Kriekente fliegt sehr schnell, schwimmt und taucht auch mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit.

Während der Paarzeit ist sie sehr scheu, wenn sie

---

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. I. 2. S. 173; dessen Jagdzool. S. 654; Winckells Handb. f. Jäg. (1ste Aufl.) II. S. 701. §. 8.

Junge hat, auch im Herbste und Winter gar nicht. Liegen während der letzt gedachten Jahreszeiten mehrere auf dem Wasser beisammen, so scherzen sie fast unaufhörlich mit einander und sträuben dabei die Kopf- und Halsfedern auf.

Den wie Kreckkreck! oder Krückkrück! schnarrend ertönenden Laut vernimmt man meist nur, wenn sie, verscheucht, aufstehen; daher ihr lateinischer und teutscher Name.

Sie paaren sich im zeitigen Frühlinge. Im April ziehen sich die Pärchen gern auf schmale mit Gesträuch umgebene Lachen oder Tümpel. Da baut das Weibchen auf einer trockenen, mit Wasser umgebenen Stelle, im Gestrüpp, ihr Nest aus Schilf und Grashalmen, füttert es mit sich selbst ausgerupften Federn aus, legt mehr oder weniger, selten über acht röthlichweiße — nach Meyer und Temmink undeutlich braun gefleckte Eier. Bechstein sagt: Männchen und Weibchen führten die Jungen gemeinschaftlich; ich habe immer nur letzteres bei, ersteres indessen oft nicht weit von der Hecke entfernt gefunden. Diese verläßt die einsamen Orte, wo sie auskam, bis zur vollkommnen Flugbarkeit der Jungen ohne besondere Veranlassung nicht, wenigstens nicht für immer.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich, wo der Jäger im Sommer diese Entenart vorzüglich zu suchen hat. Doch wird er auch, obwohl seltener, Hecken auf schilfreichen Teichen und andern stillen Gewässern finden. Sind die Jungen vollkommen flugbar, so wechseln sie im Familienverein mit der Alten, den Aufenthalt öfters.

Die Nahrung besteht aus Schnecken, Insekten, Wasserkräutern, Sumpfgräsern, Binsensaamen und aus Gersten- und Haferkörnern; sehr selten aus ganz kleinen Fischen. Sie verschluckt auch Quarzkörner.

Ihr Wildbret ist von ausgezeichnet gutem Geschmack; im Herbste sind besonders die Weibchen sehr fett.

Jagd und Fang wird wie bei der Stockente betrieben; nur muß man im Julius jeden kleinen Wassertümpel im Holze besuchen, um die Hecken zu finden.

§. 9.

Die Reiherente (*Anas fuligula*, *Linn.*, schwarze und europäische Hauben-, Strauß-, Schopf-, Kuppen-, Moor- und Moderente, Fresele) *) bewohnt die Gegenden des arktischen Kreises und macht dort ihr Geheck. Auf dem Zuge — im Oktober und November — kommt sie theils flug-, theils schaarenweise auf die teutschen Seen, Teiche und auf solche Flußstellen, wo die Strömung nicht stark ist, geht aber bei zunehmender Kälte südlicher. Auf dem Wiederzuge besucht sie die süßen Gewässer des festen Landes im März und April meist paarweise und nur auf kurze Zeit die Meeresküsten häufiger, eilt aber auch von da aus der nördlichen Heimath zu. Sie soll auch zuweilen ihr Geheck auf Seen und großen Teichen des mittleren Teutschlands machen; doch wurde zeither weder das Gelege, noch eine Neststätte entdeckt, wohl aber — nach Bechstein — vor einigen Jahren bei Frauenbreitungen im Werrathale auf einem großen Teiche ein Paar alter Enten dieser Art im Junius angetroffen **).

Die Beschreibung ist in der Einleit. S. CCCCXII geliefert worden.

Der am öftersten — nach Naumann aber nur im Sitzen, nie im Fluge — erschallende Laut gleicht dem Tone, welchen man durch Pfeifen auf dem Fingen hervorbringt, und wird von Bechstein durch Hai, Haia! bezeichnet. Nächstdem hat Naumann auch ein dumpfes Knarren vernommen.

Diese Ente gehört zu den sehr scheuen; doch soll sie es — wie die meisten Schwimmvögel — auf kleinen Ge-

---

*) Bechsteins Jagdzool. S. 659; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 719 (europäische Haubenente) Nr. 7.

**) Wenn der oben erwähnte Fall das einzige ist, woraus das Nisten und Hecken der Reiherente in unsern Gegenden gefolgert werden soll; so scheint dieser Grund mir nicht hinreichend; denn es könnte ja auch einer der beiden Gatten in der Zugzeit eine leichte Schußverwundung erhalten haben und hierdurch das Dableiben beider veranlaßt worden seyn.

wässern — nach Naumann — weniger als auf großen seyn. (Diese Bemerkung ist an sich richtig; wie mir es scheint, aber dadurch erklärbar, daß an kleinem Gewässer gemeinlaglich bessere Gelegenheit zum Ankommen im Verborgenen sich darbietet, als auf und an großem.)

Die Reiherente ist ein vortrefflicher Schwimmer und ein eben so behender Taucher. Ihr Flug ist wegen des schnellen Schlages mit den kurzen Flügeln rauschend, und wegen des verhältnißmäßig plumpen Körpers mit sichtbarer Anstrengung verbunden.

Sie nährt sich von Wasserkräutern und deren Saamen, Insekten, Fröschen, kleinen Fischen und Konchylien, verschluckt auch zur Verdauungsbeförderung groben Sand.

Der Geschmack des Wildbrets — welches im Herbste sehr stark mit Fett belegt zu seyn pflegt — ist etwas thranig. Wem dies zuwider ist, der wende die früher schon öfter angeführten Mittel an, um das Thranige zu beseitigen.

Der Jagdbetrieb beschränkt sich, nachdem, was oben über die Scheu dieser Ente gesagt worden, auf geschicktes Anschleichen im Verborgenen. Annäherung mit dem Kahne, oder hinter dem Wische, Schilde oder Schießpferde dürfte schwer und selten gelingen. Ob mit irgend einem Fangapparat etwas auszurichten sei, weiß der Vf. aus Erfahrung nicht zu sagen, glaubt aber Grund zum Zweifel zu haben.

§. 10.

Die Schnatterente (Anas strepera, *Linn.*, Schnarr- und Lermente, Locker) *), bewohnt den nicht ganz hohen Norden von Asien und Europa und macht daselbst, auch schon ziemlich häufig in Holland und — jedoch selten — selbst auf den großen Seen im nördlichen Teutschland ihr Geheck. In der Regel erscheint sie

*) Bechsteins Jagdzool. S. 603; Winckells Handb. f. J. (1ste Ausg.) II. S. 708. Nr. 8.

bei uns als Zugvogel, der vom Oktober an und den ganzen Herbst über familienweise durch- und südlichern Gegenden zuwandert, im Frühlinge auf dem Wiederzuge aber vereinzelt und paarweise schon im März und in der ersten Hälfte des Monats April unsere Flüsse, Seen, Teiche und Sümpfe auf kurze Zeit besucht.

Der in der Einleitung, S. CCCXCV, gelieferten Beschreibung ist noch hinzuzufügen, daß die jungen Männchen den alten Weibchen bis zum zweiten Sommer fast gleich gezeichnet sind; erst nach der dann einfallenden Mauser zeigt sich der Unterschied des Geschlechtsfarbenkleides.

Ihr Flug ist schnell, leise rauschend, nicht pfeifend wie bei der Stockente. Ihr Schnatterlaut, den sie im Sitzen und in der Ruhe — vorzüglich Abends und Morgens — sehr häufig ausgibt und nach welchem sie benannt wird, wird in höhern Tönen wie bei der Stockente vernehmlich. Nächstdem hört man noch von ihr den langgezogenen Locklaut; Quäk, Quäk *)! Sonst hat sie in ihrem Habitus mit der Pfeifente (§. 5. d. K.) alles gemein, befindet sich auch oft und gern in deren Gesellschaft.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und deren Saamen, Gewürmen, Insekten, kleinen Gehäusschnecken und kleinen Fischen.

Das Nest steht in schilfreichen Seen, Brüchern und Teichen auf erhabenen, mit Binsen besetzten, trocknen Stellen und enthält ein Gelege von acht bis neun graugrünlichen Eiern.

Das Wildbret hat einen merklich wildernden Geschmack. Eben deshalb und weil es — besonders das beim Weibchen im Herbst — stark mit Fett belegt ist, wird es von Wohlschmeckern vorzüglich geschätzt.

Diese Ente steht bei den Entenfängern als der emsigste Lockvogel in hohem Ansehen und wird daher, wenn

*) Nach Bechstein — Jagdzool. a. a. O. — soll dieser nur dem Weibchen, dem Männchen aber ein pfeifendes Piepen eigen seyn — wenn hierbei nicht eine Verwechslung mit der Pfeifente statt findet.

sie in die Gewalt des Fängers kommt, sorglich gepflegt. Mit gelähmten Flügeln gewöhnt sie sich bald an die Gesellschaft und Kost der Hausente.

Auf das Gelock von Ihresgleichen, auch außerdem ziemlich häufig, geht sie in Entenfängen und auf allen Wasserheerden ein. Der Jagdbetrieb beschränkt sich meist auf den Abendanstand, sonst auf glücklichen Zufall.

§. 11.

Die Löffelente (Anas clypeata, *Linn.*, Schild-, Spatel-, Fliegen-, Mücken-, Murrente, Löppelschunte, Löppelgans, Breitschnabel, Seefasan — ?? — ! teutscher Pelikan — ? — !) *) kommt auf dem Zuge zuweilen schon im August, gewöhnlich im September, meist familienweise, aus nördlicheren Gegenden nach Teutschland, streicht dann bis zum Eintritt starken Frostes von einem Wasser zum andern. Dann zieht sie in geringzähligen Flügen südlichen Gegenden zu, überwintert daselbst und macht den Wiederzug nach dem Sommeraufenthalte und der Heckstätte, vereinzelt oder paarweise, vom Ende des Monats März bis zum Anfange des Monats Mai. Wahrscheinlich gehen die im Frühlinge zuerst bei uns erscheinenden am weitesten nördlich. Die in der ersten Hälfte des Monats April das südliche und mittlere Teutschland durchstreifenden mögen es wohl seyn, welche in Holland und Nordteutschland an den mit Schilf, Binsen und Strauchwerk besetzten Rändern der Landseen und Teiche ihr Geheck machen; von den spätesten Nachzüglern geschieht dies bisweilen auch im mittlern Teutschland.

---

*) Bechsteins Jagdzool. S. 566. Daselbst wird obige Ente zu den großen gerechnet und deren Länge zu 21″ angegeben. Da dies weder mit den Angaben anderer Schriftsteller, noch mit den Wahrnehmungen des Verfs. übereinstimmt; so ist man versucht zu glauben, daß Hr. Bechstein ein ausgestopftes Exemplar vor sich gehabt habe, dessen Balg bei der Operation sich ausgedehnt haben mag. Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 706. Nr. 1.

Der in der Einleitung, S. CCCXCII, nach Temmink gelieferten Beschreibung fügt der Verf. Folgendes hinzu:

Zufällige Abänderungen.

a) Am alten Männchen der Bauch weiß (Frisch Vögel Taf. 162).

b) Schnabel (beim Männchen) grüngelb; am Halse ein weißer Ring; Unterhals und Kropf glänzend kastanienbraun; Brust und Bauch weiß; Flanken hellaschgrau schwärzlich in die Quere durchwellt; After in der Mitte schwarz, an den Seiten weiß; Rücken und Flügel wie am Stockentenmännchen; Steiß und Schwanzfedern schwarz, letztere an den Seiten mit breiter weißer Einfassung (Naumanns Vögel III. S. 305).

c) Am jungen Männchen die Brust schmutzigweiß, jede Feder mit großem, halbmondförmigen, dunkelbraunen Saume; Schulterfedern braun, gelblich eingefaßt, einzelne weiße Federn untermengt; Oberleib braun, mit schmalen gelblichen Federrändern, aber ungleich weniger als beim Weibchen; Unterleib kastanienbraun, vorzüglich an den Seiten braun gefleckt; Afterfedern schwarz und weiß gemasert (Meyers Taschenb. II. S. 544).

Altersverschiedenheit — nach Bechsteins Jagdzool. S. 567.

d) „Junge Männchen sehen im Spätherbste mehr dem (alten) Weibchen ähnlich; im Frühlinge ist der Kopf mehr schwarzbraun als sammetschwarz, mit grünem Glanz; der Unterleib rostgelb, dunkelbraun gewellt. An den jungen Weibchen sehen die kleinen Flügeldeckfedern eben so graubunt aus, wie der übrige Leib."

Diese Ente bezeigt sich im Frühlinge mehr scheu, als im Herbst; doch ist sie es in ausgezeichnet hohem Grade nie. Ihr Flug ist geräuschvoll, im Herbste, wegen der

Fettanlage, schwerledig, im Frühlinge leichter, weil das Fett fehlt.

Sie taucht nie, außer wenn sie verwundet ist und dann vom Hunde verfolgt wird.

Das Weibchen soll, nach Bechstein (Zool. a. a. O.), einen starken Quaaklaut ausgeben, den jedoch der Verf. eben so wenig als Naumann (d. Vögel a. a. O. S. 303) je gehört hat; vom Männchen vernimmt man ein besonders schnarrendes — gleichsam verunglückt-trillerndes — Quäken.

Die Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und deren Saamen, aus Spitzen von jungem Grase, aus Schnecken und aus Wasserinsekten vorzüglich. Nach letztern schwimmt die Löffelente fast den ganzen Tag, mit gerade ausgestrecktem Halse und auf dem Wasserspiegel aufgelegten Schnabel umher, schlürft sie und zugleich etwas Wasser mit ein, welches durch die kammartige Zähnelung an den Seiten des Schnabels wieder abläuft. Kleine Fische nimmt sie wohl nie oder doch nur sehr selten an, da das Wildbret gar keinen thranigen Geschmack hat. Wohl aber ist dasselbe zart, sehr saftig und im Herbste außerordentlich stark mit Fett überzogen.

Das Nest steht auf erhabenen, feuchten, mit Schilf oder Binsen besetzten Stellen am Rande der Gewässer, meist unter überhängendem Gesträuch und wird mit Dunen, die das Weibchen sich selbst ausrupft, ausgefüttert. Das Gelege enthält sieben bis vierzehn sehr hell grüngelbliche (nach Bechstein röthlichweiße) Eier. Eben gedachter Schriftsteller (d. Zool. a. a. O.) bemerkt noch, daß die Jungen — vermuthlich in der ersten Zeit ihres Lebens — den großen Schnabel immer auf die Brust stützen, und daß selbige mit dem Futter junger Hausenten sich erziehen lassen.

Außer dem — nach eigner vom Verf. erlangter Erfahrung — äußerst wohlschmeckenden Wildbret dieser Ente bietet auch das Gefieder derselben — besonders das dunenartige — eine sehr gute Benutzung dar.

Jagd und Fang wie bei der Stockente.

§. 12.

Die neun Entenarten, von welchen im Vorhergehenden die Rede gewesen ist, hat der Verf. zeither Gelegenheit gefunden, im Leben und freien Zustande zu beobachten und — zu erlegen. Die übrigen in der Einleitung aufgeführten Arten — Nr. 7 des gegenwärtigen §., wovon er zwei Weibchen, wie in der Einleitung gesagt, kurz nach dem Tode gesehen hat, ausgenommen — kennt er nur aus Abbildungen, Beschreibungen und aus ornithologischen Sammlungen Anderer.

Aus den §. 5. des vorhergehenden (28sten) Kapitels angeführten Gründen werden die dem Verf. beim Jagdbetriebe noch nicht vorgekommenen, nur als Zugvögel das Innere von Teutschland — zum Theil sehr selten — besuchenden Entenarten, unter Verweisung auf die in der Einleitung gelieferte Beschreibung, hier blos namentlich aufgeführt und ganz kurze naturgeschichtliche Notizen — nach Bechstein, Meyer, Temmink und Naumann — beigefügt *).

1. Die rothe Ente (A. rutila, *Pallas*, A. casarca, *Gm. Linn.*, Kasarka, astrakanische Ente — nach Latham fälschlich rothe Gans, denn Schnabel, Füße und Habitus bestimmen den Vogel vollkommen als Ente). Beschreibung: s. Einleit. S. CCCXCIV. Heimath: östliche Gegenden von Europa, südliches Rußland, Persien, Indien. Zugzeit: Spätherbst. Einfallsgegenden und Orte: Ungarn, Oesterreich und Schlesien auf Flüssen, Seen und großen Teichen, jedoch selten. Habitus: ist noch zu wenig bekannt, als daß darüber etwas Bestimmtes gesagt werden könnte **).

---

*) Bei aller Hochachtung und Verehrung, zu welcher der Verf. gegen Hrn. Bechsteins Person und Verdienste sich verpflichtet fühlt, kann er doch jenem großen Ornithologen darin nicht beistimmen, wenn derselbe diese und andere seltener vorkommende Vögel auf die Stufe der minder wichtigen stellt. Eben ihrer Seltenheit wegen hält der Vf. selbige für vorzüglich wichtig für den Jäger, wenn derselbe nicht blos als eigennütziger Federschütze erscheinen will.

**) Es scheint dies diejenige rothe Ente zu seyn, von welcher vor we-

2. Die Brandente (Anas tadorna, *Linn.*, Ringel-, Loch-, Fuchs-, Wühl-, Krach-, Bergente — fälschlich Gans). Beschreibung: s. Einleitung, S. CCCXCIV. Heimath: das nördliche Europa (auch die Küsten der Nordsee, häufig Holland) an den Meeresgestaden, wo die Wellen stark sich brechen — an Brandungen, wovon die Benennung: Brandente, hergenommen ist — und auf salzigem Gewässer. Zugzeit und Einfallsgegend: Herbst, selten Frühling und während derselben nicht selten im mittleren Teutschland auf Flüssen, Seen und Teichen, aber nur kurze Zeit verweilend; vermuthlich, weil sie — nach Hrn. Boje's zu Kiel und Hrn. Forstrath Fischers zu Karlsruhe Wahrnehmung — bei süßem Wasser nicht ausdauert, das Seewasser ihr aber unentbehrlich zu seyn scheint. Habitus: sie nährt sich von Konchylien, Fischen, Insekten und Wasserpflanzen; ist sehr scheu; macht ihr Geheck in Löchern unter dem Ufer, in Fuchs- und Kaninchenbauen oder in Felsspalten. Das Gelege besteht aus zehn bis zwölf weißen rundlichen Eiern.

Sie geht nicht in den großen Entenfang, wohl aber in Wasserschlagnetze.

Benutzung: das Wildbret ist ohne vorgängige Enthäutung durch Abblasen thranig; die Eier hingegen werden wie die Dunen, welche denen der Eiderente gleichkommen, sehr gesucht und geschätzt *).

3. Die Spießente (Anas acuta, *Linn.*, Pfeil-, Nadel-, Spitz-, Schwanz, Fasanen- und Pfriemenente, Langhals, Pylsteert). Beschreibung: s. Einleitung, S. CCCXCVI. Heimath: im Norden der ganzen bekannten Erde. Zugzeit, Einfallsgegenden und Orte: im September und Oktober flugweise; auf

---

nigen Jahren in öffentlichen Blättern gesagt wurde: ihr Schweiß (Blut) gelte in Rußland für ein Specifikum gegen den Biß wasserscheuer Thiere.

*) Meist auch aus Laurops und Fischers Sylvan, Jahrg. 1819. S. 49 — 56 entlehnt.

dem Wiederzuge, im März, einzeln und paarweise fast auf allen schilfreichen Gewässern vorkommen und daselbst auch oft ihr, aus acht bis zehn blaugrünlichen Eiern bestehendes, Gelege machen sollend, ist sie doch dem Verf. in den vielen Jahren, die er in Gegenden, welche für den Aufenthalt dieser Ente, nach Obigem, sich sehr geeignet hätten, verlebte, niemals vorgekommen. Im übrigen Habitus soll sie, nach Naumann, mit der Löffelente alles gemein haben, doch scheuer als jene seyn.

Das Wildbret soll sehr wohl schmecken.

In Rücksicht des Jagdbetriebes scheint alles mit dem bei der Stockente übereinzustimmen. Ihrem Aufenthalt nach zu urtheilen, hat es auch mit dem Fange gleiche Bewandtniß.

4. Die Eiderente (*Anas mollissima*, *Linn.*, Eidervogel, Eidergans) bewohnt die nördlichsten Theile von Europa, Asien und Amerika. Auf dem Zuge kommt sie schon nicht oft nach Schweden und Dänemark, selten, zufällig, einzeln und nur in strengen Wintern auf offene Stellen der teutschen Flüsse und Seen. Die Beschreibung findet sich in der Einl. S. CCCC. Scheu soll die Eiderente, nach Bechstein, nicht seyn. Sie nährt sich von Fischen, Konchylien, Insekten und Meergras. Die Bewohner von Island, Lappland, Grönland und Spitzbergen essen nicht nur das Wildbret und die Eier dieser Ente, sondern treiben auch einen nicht unbedeutenden Handel mit den feinen Dunen *), welche das Weibchen zum Futter des auf die unzugänglichsten Klippen und Felsvorsprüngen am Meeresgestade aus trocknem Meergras unkünstlich gebauten Nestes sich ausrupft, und die, wie die fünf, höchstens sechs grünlichen Eier, aus welchen das Gelege besteht, mit Lebensgefahr gesammelt werden. In unsern Gegenden kann von besondern Jagd- und

*) Die Dunen pflegt man auch Eider zu nennen und hiervon rührt der teutsche Name des Vogels her.

Fangbetriebsmethoden nicht Rede seyn. Der Zufall, und zwar ein sehr glücklicher, muß dem Jäger behülflich seyn *).

5. Die Sammetente (Anas fusca, *Linn.*, Moder- oder Moor-, braune See-, Fliegenente, Torpane) ist Bewohnerin des Meeres in der arktischen Zone der alten und neuen Welt, auch in Norwegen und Schweden häufig einheimisch. Die Küsten von England, Frankreich und Holland — selbst die Seen und Sümpfe des näher gelegenen Innern — besucht sie auf dem Zuge und Wiederzuge regelmäßig. Auf den teutschen Flüssen und Seen soll sie im December in geringzähligen — vermuthlich aus Familiengliedern bestehenden — Flügen, im Februar einzeln, meist alljährlich erscheinen.

Die Beschreibung ist in der Einleit., S. CCCCI, befindlich.

Die Sammetente soll nicht scheu seyn. Dies bestätigt mein Freund, Hr. C. E. Dietzel, welcher ein Exemplar derselben unweit Schweinfurt auf dem Main erlegt hat; auch der Hr. Pfarrer Dötterlein in Weißenbach, mein jetziger nächster Nachbar, welcher ein anderes im Monat März d. J. 1819 auf einem seinem Hause nahe gelegenen Teiche (Weiher) wahrgenommen hat. Ihre Nahrung soll aus Konchylien, Insekten und Gräsern bestehen. Ist dem so und nimmt sie nie oder doch nur selten Fische an; so dürfte Hrn. Bechsteins Angabe, daß das Wildbret thranig schmecke, nicht für vollkommen begründet zu halten seyn.

---

*) In der Einleitung a. a. O. ist Anas spectabilis *Gm. Linn.* nach Temmink als dreijähriges Männchen der Eiderente angezeigt. In Folge einer in dem IV. Bde. der Annalen der Wetterauischen Gesellschaft (Neue Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. I.) 1819, nach der Uebersetzung des Hrn. Boie von Kiel aus dem zweiten Bande der Schriften der Kopenhagener Gesellschaft v. J. 1791 theilweise gelieferten Beschreibung der Anas spectabilis — des höckerschnäbeligen Eidervogels — ist dem nicht so, sondern dies eine besondere Entenart. Aus dem Verfolg der besagten Abhandlung, welchen wir im nächsten Heft der Wetter. Annalen zu erwarten haben, wird sich das Umständlichere und zugleich vermuthlich das ergeben, ob der höckerschnäbelige Eidervogel auch schon in Teutschland vorgekommen ist.

6. Die Trauerente (Anas nigra, *Linn.*, schwarze Ente, Mohrenente) hat gleiche Heimath mit der vorhergehenden, hält, wie jene, an den englischen, französischen und holländischen Küsten die Zug- und Wiederzugperiode regelmäßig und zwar in höchst zahlreichen Schaaren, die auch auf die Gewässer im Innern sich verbreiten. Der Verf. zählt es zu den Jagdunglücksfällen, daß ihm diese — angeblich — jeden Spätherbst und Winter, auch im Frühlinge beim Wiederzuge die teutschen Flüsse, Seen und Teiche besuchende Ente nie zu Gesicht und zum Schuß gekommen ist.

Zu der in der Einl. S. CCCCII, nach Temmink gelieferten Beschreibung hier noch der Zusatz, daß Meyer in seinem Taschenb. II. S. 505, und Bechstein in seiner Jagdzool. S. 707, Naumanns Weißbackenente (Anas albigena, s. d. Vögel III. S. 374) für eine Jugend-, Mauser- und Altersabänderung erklären. Bei derselben erscheint der Oberleib schwarzbraun, Kehle, Wangen und ein Theil des Halses schmutzigweiß *). Sie hält sich bei uns meist auf dem blanken Wasser, fast nie im Schilfe auf, und taucht oft, lange und sehr behende; ist auch sehr scheu; daher kommt man ihr auf großen Gewässern schwer, leichter an kleinen hochufrigen oder mit Gesträuch und Dämmen (Wällen) umgebenen schußmäßig bei. Ihr Flug — wohl mehr der Flügelschlag — ist ziemlich schnell; doch wird beim Aufschwingen vom Wasser Anstrengung bemerkbar, denn ehe sie es vermag, flattert sie — nach Art der Hurbel — erst eine Strecke dicht über dem Wasserspiegel hin **). Sie nährt sich von Muscheln ***), Insekten, kleinen Fischen Würmern und Wasserpflanzentheilen. Zur Verdauungsbeförderung verschluckt sie Quarz- und andere Sandkörner.

---

*) Temmink hält die Weißbackenente für das Männchen der folgenden Schgrauen Ente. Nach der Anmerk., welche bei Anas cinerea, S. CCCCIV der Einleitung gemacht worden ist, stimmen hiermit die Beobachtungen des dort erwähnten Jägers überein.

**) Während dessen ist sie am leichtesten können geschossen werden.

***) Nach Meyer, vorzüglich vom Mytilus (Mytulus) edulis.

Das Wildbret soll, nach Bechstein, einen widernden, nach Naumann, einen unangenehm thranigen Geschmack haben.

7. Die aschgraue Ente (*Anas cinerasceus, Bechst.*) ist in Sibirien und angrenzenden Ländern einheimisch. Nach Teutschland kommt sie als Wandervogel, wie es scheint meist nur paarweise im Frühlinge. In der Anmerkung zu der in der Einl. S. CCCCIII gelieferten Beschreibung hat der Verf. darüber sich ausgesprochen, daß und warum er mit Hrn. Temmink die Identität der Art bei dieser Ente anerkennen zu müssen glaubt.

Besondere Scheu soll dieser Ente nicht eigen, wohl aber ihr Flug sehr rasch seyn. Dies die Auskunft, welche mir hierüber der Jäger gab, welcher die beiden Weibchen erlegte, die ich gleich nach dem Tode gesehen habe (s. Einl. a. a. O.).

Im Magen fand ich kleine Schnecken, Reste von Insekten, Wasserpflanzen und Quarzkörner.

Das Wildbret ist wohlschmeckend, aber etwas zähe; Thrangeschmack habe ich nicht wahrgenommen, ich bezweifle daher, daß kleine Fische einen wesentlichen Nahrungstheil dieser Ente ausmachen.

8. Die weißköpfige Ente (*Anas leucocephala, Latham,* Ruder-, Kupfer- und blauschnäbelige Ente) bewohnt das östliche Europa; ist in mehrern russischen Provinzen und schon in Liefland und Finnland gemeiner Heckvogel; in Ungarn und Oesterreich regelmäßig Zugvogel; sonst in Teutschland, besonders im südlichen, auf offenen Stellen der Flüsse und Seen, Wintergast, doch nur ein seltener.

Beschreibung: s. in der Einl. S. CCCCIV.

Sie ist ein trefflicher Schwimmer und ein höchst behender, lange unter dem Wasser aushaltender Taucher. Ihren starren $4\frac{1}{2}''$ langen Schwanz soll sie im Wasser nicht allein unterwärts, sondern auch oberwärts richten können, und dieser im ersten Falle zum Ruder, im andern zum Segel dienen.

Sie soll sich blos von Schaalthieren und Fischen näh-

ren; deren Wildbret folglich, ohne vorherige künstliche Behandlung, thranig schmecken.

9. Die Eisente (Anas glacialis, *Linn.*, Winterente, kleiner Pfeilschwanz, Spitzschwanz, Hanick, Klas-Hanick, Kirre) bewohnt in der Heckzeit den höchsten Norden der alten und neuen Welt; kommt, als unsere Gegenden zufällig besuchender Wandervogel, im Spätherbst und Winter vereinzelt — das sind gewöhnlich Alte beiderlei Geschlechts dieser Art —, oder in geringzähligen Flügen, — die in der Regel aus Jungen, vermuthlich von einem Geheck, bestehen — auf Teutschlands Flüsse, Seen und Teiche.

Die Beschreibung befindet sich in der Einleitung, S. CCCCV.

Nach Naumann ist diese Ente nicht sehr scheu, aber äußerst flüchtig (soll doch wohl heißen: sie fliegt sehr schnell). Im Fluge schlägt sie ihren Körper bald auf diese, bald auf jene Seite. Ihr Laut ist von dem aller andern Enten verschieden — wozu ohne Zweifel in dem sonderbaren Luftröhrenbau (vergl. Einl. S. CCCCVI. Anat. Bemerk.) der Grund zu suchen ist. Naumann sagt, er bestehe aus drei Sylben, von denen die erste fauchend, die zweite dumpf, die dritte heiser schnarrend, das Ganze aber wie Aan-klrick-ärrr! ertöne. Nach Oedmann klingt derselbe wie A-al, plötzlich mit agleck! endigend; nach Langsdorf wie a, aaglick! nach Steller wie aangitsch, aangitsch *)!

Das Weibchen soll in der Hudsonsbay, in Grönland, am Eismeere, zwischen Lappland und dem Polarkreise in ein mit ihren Dunen gefüttertes Nest fünf weiße, bläulich gefleckte Eier legen. Den Dunen und

*) Vergl. Naumanns Vögel III. S. 323 und Meyers Taschenb. II. S. 813. Durch das Obige wird es recht einleuchtend, welch ein mißliches Ding es mit der Versinnlichung der Vogellaute durch Worte ist. Wenn aber in der That die Kamtschadalen Liedermelodien nach dem Ruf der Eisente verfertigt haben und diese Angitsch nennen, so möchte Stellers Wortbezeichnung doch wohl die ähnlichste seyn.

Eiern streben dort die Eingebornen, jenen als einem guten Handelsartikel, diesen als einem guten Nahrungsmittel emsig nach.

Die Eisente nährt sich hauptsächlich von Konchylien; doch läßt der thranige Geschmack des Wildbrets auch schließen, daß sie Fische annehme. Vermuthlich wird sie, besonders in der Noth, Wasserpflanzen und deren Saamen, auch vielleicht Getreidekörner nicht verschmähen; Naumanns Wahrnehmungen gestatten diese Vermuthung.

10. Die Kolbenente (Anas rufina; *Linn.*, rothköpfige Hauben-, Karmin- und Rothkopfente, rothhälsige Ente, rothhaubige Pfeifente), Bewohnerin des östlich gerichteten Nordens von Europa, kommt beim Zuge und Wiederzuge regelmäßig auf das kaspische Meer, in die Türkei und nach Oesterreich, weniger regelmäßig auf die großen Schweizer Seen; selten und nur zufällig im Spätherbst und Winter auf Flüsse und Seen des nördlichen und mittleren Teutschlands.

Die Beschreibung ist in der Einl. S. CCCCVII zu finden.

Ueber den Habitus dieser Ente sagen die ornithologischen Schriften nur so viel, daß sie von Konchylien und Wasserkräutern sich nähre.

Das Wildbret soll, nach Bechstein, einen etwas schlammernden Geschmack haben.

11. Die Bergente (Anas marila, *Linn.*, Muschel-, Schaufel-, Aschenente, Schimmel, Warten) bewohnt die arktischen Kreise beider Welten; kommt auf dem Zuge in höchst zahlreichen Schaaren und auf dem Wiederzuge häufig nach England und Holland; weniger regelmäßig, vereinzelt oder doch nur in schwachzähligen Flügen, besucht sie im Herbst — vorzüglich im November —, auch im Winter, nach Bechstein, besonders offene Gräben in Berggegenden, und auf dem Wiederzuge die meisten teutschen Flüsse und großen Seen.

Die Beschreibung s. in der Einl. S. CCCCVIII.

Ihr Laut soll, nach Bechstein und Naumann, wie Hoin! sich vernehmen lassen. Sie ist nicht ausge-

zeichnet scheu; hält sich aber selten nahe am Ufer auf; erhebt sich ungern vom Wasser; fliegt schnell; taucht oft, behende und lange.

Sie nährt sich von Fischen, Fröschen, Konchylien, Insekten und Wasserpflanzen.

Das Wildbret ist etwas thranig von Geschmack.

12. Die weißäugige Ente (Anas leucophthalmos, *Borkhausen*, braunköpfige Ente — Braunkopf — Brandente, Murrente) bewohnt am häufigsten die östlichen Theile von Europa; nicht selten aber soll sie auch im nördlichen Teutschland vom März an bis zum Oktober in dicht mit Schilf besetzten Sümpfen, Seen, Teichen und kleinen Waldtümpeln sich aufhalten und daselbst ihr Geheck machen. Im Herbst und Winter streicht sie von dort aus familienweise auf den Flüssen, Seen und Teichen des mittleren und südlichen Teutschlands umher. Zufällig und nicht häufig besucht sie Holland und Frankreich.

Die Beschreibung s. in der Einl. S. CCCCXIII.

Ueber den Habitus dieser Ente haben wir das meiste, was wir davon wissen, Naumann, dem emsigen Forscher, zu danken, der seine Beobachtungen vorzüglich auf den großen Teichen im Anhalt-Zerbstischen gemacht hat. Nach ihm ist sie nicht scheu; fliegt rasch, mit schnellem Flügelschlage, tief über dem Gewässer hin; steht, bei plötzlicher Ueberraschung, leicht auf und gibt dabei, in hohem Tone, einen gleichsam schnurrenden, wie körrr, körrr, körrr! klingenden Laut aus. In der Ruhe (sitzend und ungestört) läßt sie ein dumpfes, kurz abgesetztes Murren und ein, so zu sagen, trauriges Stöhnen hören. Sie ist ein guter Taucher; stürzt sich aber auch auf seichten Wasserstellen wie die Hausente. Mit den meisten Entenarten hat diese den Hang zur Geselligkeit in so fern gemein, daß sie ihre immer nicht großen Herbst- und Winterreisen familienweise macht. Bei der Frühlingsheimkehr halten die Pärchen sich schon zusammen. Zum einmal gewählten Aufenthaltsorte haben diese Pärchen eine ungemeine Vorliebe und umschwärmen denselben den ganzen

Tag, bis eine anständige Heckstätte aufgefunden ist. Man findet diese im dichtesten Rohre und Schilfe, auf kleinen Inseln und auf den Schilf- oder Binsenkufen, mit welchen die Inseln besetzt sind — immer am freiesten Rande derselben. Das Nest selbst ist aus getrockneten Wasserpflanzenblättern unkünstlich gebaut und wird vom Weibchen mit seinen eignen Dunen ausgefüttert, mit denen das aus neun bis zehn weißlichen Eiern bestehende Gelege auch jedesmal hinlänglich bedeckt wird, wenn die Brütente, der Nahrung halber, davon abgeht. Vom Neste verscheucht, hält die Ente sich unfern desselben im Rohre verborgen und geht, wenn keine Gefahr mehr vorhanden ist, sogleich wieder darauf. Die den Eiern entschlüpften Jungen sind in den ersten Wochen mit graubraunem Flaum bekleidet, schwimmen und tauchen schon in der frühesten Jugend geschickt; nähren sich von kleinen Insekten und deren Larven und von zarten Wasserpflanzen. Sie werden bis zur Flugbarkeit, welche nach sieben bis acht Wochen erfolgt, von der Alten, bei drohender Gefahr, ohne alle Rücksicht auf eigne Sicherheit, nach bestem Vermögen geschützt.

Wenn die Weibchen zu brüten anfangen, trennen sich die Männchen von ihnen und schließen unter sich — vielleicht auch mit unbeweibt gebliebenen — einen geselligen Verein; jedoch enthält die Gesellschaft selten mehr als vier Glieder.

Die Nahrung der Alten und der ausgewachsenen Jungen besteht hauptsächlich aus über und unter dem Wasser befindlichen Wasserpflanzen und deren Saamen; aus Wasserinsekten und deren Larven; aus kleinen Fröschen; selten aus kleinen Fischen. Daher kommt es, daß das Wildbret dieser Ente nicht nur zart, sondern im Herbst auch fett und von sehr gutem Geschmack ist.

Alle auf die Stockente anwendbare Jagd- und Fangmethoden finden auch bei der weißäugigen statt.

13. Die Kragenente (Anas histrionica, *Linn.*, schäckige Ente, buntköpfige Ente, Harlekin; Weibchen: Anas minuta, *Linn.*, Zwergente) bewohnt die Gegenden der arktischen Kreise. Im Winter kommt sie zu-

weisen in schwachzähligen Flügen — vermuthlich familienweise — an die Küsten der Ostsee, auch, nach Bechstein, auf teutsche Flüsse und Seen.

Die Beschreibung s. in der Einl. S. CCCCXIV.

Sie soll sich von Konchylien, Laich und Insekten nähren; ein trefflicher Schwimmer und Taucher seyn.

Weiter ist weder über deren Habitus, noch über den Geschmack des Wildbrets etwas bekannt.

§. 13.

Nur der unverständige Jäger mißbraucht die Vergünstigung — wenn und wo sie statt findet — wilde Heckenten das ganze Jahr hindurch schießen zu dürfen; der rechtliche Weidmann wird in der Reihe- und Paarzeit blos gelegentlich einen vor ihm herausstiebenden Entvogel schießen, doch auch dies nicht übertreiben, und überhaupt die Gegenden, in welchen die Weibchen zu brüten pflegen, so wenig als möglich beunruhigen, auch darauf genau Acht haben, daß die Nester nicht aufgesucht und die Eier nicht ausgenommen werden. Begangene Frevel dieser Art verdienen strenge Ahndung. Wie viel Eintrag der Entenvermehrung übrigens durch das Zerstören der Brut geschehe, beweis't die alljährlich mehr bemerkliche Verminderung dieser Federwildsgattung; nur wenn einige Jahre nach einander der Frühling so nasse Witterung halten sollte, daß die Brücher (Moore, mit Strauchwerk besetzten Sümpfe) durch hohen Wasserstand ganz unzugänglich gemacht würden, wäre zu hoffen, daß sie wieder zunehmen könnte.

Aus dem Gesagten erhellt, warum ich es für Unrecht halte, den wilden Enten im Frühlinge, wo sie noch dazu schlecht an Wildbret sind, auf irgend eine Weise beträchtlichen Abbruch zu thun. Sommer (bei Heckenten), Herbst und Winter (bei Heck-, Strich- und Zugenten) bleibt ja immer zum Betriebe der sämmtlichen in der Folge zu beschreibenden Jagd- und Fangmethoden noch übrig, von denen die meisten — bei regelmäßigem Verfahren — dem Jagdliebhaber Vergnügen, alle dem

Jagdberechtigten und Jäger nicht unbedeutende Vortheile gewähren.

§. 14.

Zuerst soll von der Ausübung der Sommerjagd, d. h. der Jagd nach jungen und Mauserenten, die Rede seyn.

Vor dem ersten Julius muß sie in der Regel gar nicht statt finden, weil dann erst die am frühesten ausgekommenen jungen Enten aller Arten, die bei uns ihr Geheck machen, flugbar werden und dann das Wildbret derselben erst schmackhaft und nutzbar ist. Die angenehmste Jagd machen junge Enten, wenn sie zu flattern anfangen, ohne in einem Zuge weit fortfliegen zu können. Bei den meisten ist dies in der Mitte des Monats Julius der Fall. Bis dahin muß der Jäger die in seinem Reviere befindlichen Teiche und andere schilfige Gewässer gegen Abend und frühe mit Tagesanbruch oft begehen. Denn wie es bei den wilden Gänsen der Fall ist (s. §. 6. des vor. Kap.), kommen dann auch die alten Enten, von ihren Jungen begleitet, auf den Blänken zum Vorschein.

Warum ich dafür in der Regel nicht bin, die Alte wegzuschießen, darüber habe ich §. 3. d. Kapitels mich bereits ausgesprochen. Eine Ausnahme von dieser Schonungsregel kann ich nur da zugestehen, wo etwa ein Geheck auf Lachen oder Graben ausgekommen ist, die mit fließenden Gewässern in Verbindung stehen. Denn in diesem Fall führt die alte Ente, sobald sie irgend Gefahr ahndet, die Jungen fort; wird erste hingegen weggenommen, so entfernen letzte sich nicht so leicht.

Da, wo man nun der Flugbarkeit nahe Hecken gewahrt, wird die Jagd angestellt, zu welcher, wenn sie von Erfolg seyn soll, mehrere Schützen, deren Flinten mit Schrot Nr. 4 zu laden sind, beigezogen werden müssen.

Wo es große schilfreiche Gewässer und Teiche gibt, lohnt es der Mühe, eben die vorbereitenden Anstalten zu treffen und bei der Jagd eben so zu verfahren, wie bei der Jagd auf junge wilde Gänse; ich verweise daher den

Leser auf das im 6ten §. des vorhergehenden Kapitels Gesagte. Gut aber ists, nothwendig sogar, daß bei der Jagd auf junge und Mauserenten, wo die Möglichkeit stattfindet, Jäger mit in der Reihe der Treiber gehen und Wasserhunde suchen lassen.

Wären die zu bejagenden Gewässer von so bedeutendem Umfange, daß man, um Kosten zu vermeiden, nur eine große Jagd im Jahre anstellen dürfte; so würde es rathsam seyn, an schicklichen Stellen die §. 10. des vorhergehenden Kapitels erwähnten Wassergarne mit anzuwenden, deren Stelle allenfalls auch durch recht busenreich gestellte Hasengarne ersetzt werden kann.

Aber nur unter diesen Umständen, oder wenn die Gewässer außerordentlich stark mit Schilf und Rohr verwachsen sind, ist der Gebrauch derselben zu billigen; auf mäßig großen Teichen oder schmalen stillen Gewässern (alten Flußbetten) würde die Garnanwendung Geiz verrathen, auch den Jagdfreund außer Stand setzen, öfter als einmal des Vergnügens zu genießen, welches das Ententreiben oder die Suche mit Hunden unstreitig gewährt.

Sind die Verhältnisse so, daß man ohne große Umstände mehrere Jagden gedachter Art anstellen kann; so hat der Jäger im Voraus dafür zu sorgen, daß an den Orten, wo man in der Folge die Schützen anstellen will, Lieten (Schluchten), wie die §. 6. des vorhergehenden Kapitels beschriebenen, gehauen, auch auf bedeutende Teiche, die vom Rande aus nicht zu beschießen und zu tief sind, um darin waten zu können, Kähne geschafft werden. Im letzten Falle dürfte es räthlich seyn, die erste Liete vom Ufer nach der Blänke hinein, die zweite, etwa funfzig Schritt von dieser entfernt, von der Blänke nach dem Ufer heraus u. s. w., jede aber nur so lang hauen zu lassen, daß die darüber ziehenden Enten mit einem Flintenschuß zu erreichen sind.

Hat man dies alles, auch, wenn es nöthig ist, Schirme zu Anständen eingerichtet, und zwar so, daß die meisten Schützen, der Wind mag kommen, woher er will, in gutem Seitenwinde — nur ein Paar etwa in

schlechtem Winde — stehen können; so werden sie sämmtlich an dem zur Jagd bestimmten Tage auf den Ständen vertheilt und angestellt, zwei Jäger aber, mit guten Wasserhunden *) versehen, begeben sich in den Unterwind, lösen die Hunde, feuern selbige zum fleißigen Suchen an, waten hinterdrein, oder ziehen sich an den Seiten des Gewässers hin, und setzen die Suche bis ans Ende desselben fort.

Wäre der abzujagende Distrikt zu weit ausgedehnt, um ihn auf beiden Ufern ganz mit Schützen bestellen zu können; so gibt der, welcher auf den Flügeln den in der Suche befindlichen Jägern zunächst steht, sobald diese ihm gleich sind, den übrigen angestellten Jagdtheilnehmern ein verabredetes Zeichen. Dem zu Folge rückt jeder um einen Stand weiter vor, bis der ganze See oder Teich von den Hunden abgesucht ist. Kommt man bei diesem Verfahren bis ans Ende des Gewässers; so werden die Hunde herausgepfiffen. Mit diesen ziehen sich die in der Suche mitgehenden Jäger, während die Schützen ihre ersten Plätze wieder einnehmen, bis dahin zurück, wo zuerst angefangen wurde, und beide — Schützen und Suchjäger — verfahren genau so wie das erstemal. An sehr langen Gewässern würde bei dem Zurückgehen zu viel Zeitverlust stattfinden; dann kann auf den Wind keine Rücksicht genommen werden, sondern die suchenden Jäger nehmen blos die Hunde am Ausgange des Wassers so lange an, bis die Schützen auf den bestimmten Plätzen angelangt sind, und suchen hierauf ohne weiteres vorwärts.

Besonders müssen die in der Suche arbeitenden Jäger

*) Gute, ferme Hühnerhunde in der Wassersuche sehr zu strapaziren, ist nicht rathlich; denn theils gehört schon viel dazu, wenn sie nicht ungezogen werden sollen, theils verlieren die Nasennerven durch häufige Hautverletzungen, die durchs Schilf bewirkt werden, an Reizbarkeit, theils konsumirt der Hund seine Kräfte zu sehr und bekommt Anlage und Empfänglichkeit zur Hundeseuche oder rheumatische Zufälle. Besser ists daher, einen oder zwei Hunde langhäriger Race zu halten, deren Dressur sich nur auf Appell, Apportiren und gehorsames Arbeiten im Wasser beschränkt. Im Nothfalle muß übrigens jeder Hühnerhund im Wasser zu gebrauchen seyn und aus demselben alles unfehlbar apportiren.

darauf sehen, daß nun die Hunde vorzüglich im dicksten Schilfe und Gesträuche, welches am Ufer befindlich ist, sich Mühe geben, die darin versteckten Enten auszumachen.

Die geschossenen läßt man durch die Hunde apportiren, und manche junge oder Mauserente werden sie selbst fangen und bringen, wenn selbige vorher auch keine Schußverwundung erhielt. Besonders merken die Hunde es, bei einiger Uebung, bald, daß angeschossene und unflugbare Enten in die auf dem Lande befindlichen Sträucher und in die ans Wasser stoßenden Wiesen sich flüchten; sie gehen deshalb gern aus dem Wasser, und machen Jagd für sich. Oft darf man das nicht gestatten und eigentlich nie eher, bis die Suche beendigt ist, sonst gewöhnen sie sich, anstatt im Schilfe zu arbeiten, daran, die Ränder abzusuchen.

Hier noch einige allgemeine Bemerkungen:

1. Sieht man eine alte Ente, ängstlich quakend, kurz vor dem Hunde hinflattern, bald einfallen, bald wieder aufstehen; so ist dies ein Zeichen, daß die Jungen noch sehr schwach (klein) sind. Man pfeife dann die Hunde ab, und eile so viel als möglich von dem Orte weg und vorwärts mit der Suche. Soll die alte Ente ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Jungen werden; so darf man, wenn sie, was immer bald geschieht, aufsteht und am Gewässer hinschwebend, sichert, ob alles ruhig oder noch Gefahr vorhanden sei, sich nur etwas verborgen halten, und den piependen Laut der Jungen pfeifend nachahmen; sicher eilt sie bald heran, und kann dann leicht geschossen werden.

2. Sind die Jungen stärker, etwa halbwüchsig, doch noch nicht flugbar; so hat die Alte schon mehr Vertrauen auf den Rettungsinstinkt derselben, steht früher auf, geht weiter fort, kommt aber doch bald wieder, um zu sehen, wie es ihren Lieblingen ergangen sei. Könnte man es nicht über sich gewinnen, der sorgsamen Mutter, eignen Vortheils wegen, das Leben zu schenken; so darf man nur das Gequäk der Jungen, in die zusammengedrückte Hand, die man bei der Angabe des ersten Tones etwas erweitert, dann, um den höhern Schlußlaut hervorzubringen, beenn-

gert, blasend nachahmen, und der Zweck, Annäherung zu bewirken, wird selten fehlschlagen.

3. Flügellahme und sonst angeschossene Enten beißen sich nicht selten unter dem Wasser an Schilfstengeln an, oder tauchen doch oft vor den Hunden. Bemerkt man dies, so pfeife man selbige ab und arbeite weiter; bei der Wiederholung der Suche, oder beim endlichen Begehen der Ränder werden die Verwundeten meist immer auf dem Trocknen gefunden und von den Hunden gefangen werden.

4. Bei keiner Jagd ist auf Seiten der Theilnehmer so viel Behutsamkeit beim Schießen nöthig und unerläßlich als bei dieser. Sie müssen nicht nur auf den Stand der andern, sondern vorzüglich auch darauf Acht haben, wo die suchenden Jäger, die Treibeleute und die Hunde sich befinden. Es ist kaum glaublich, wie sehr die Kraft der Schrote beim Aufschlagen auf dem Wasser verstärkt wird, und in wie verschiedenartigen Richtungen sie abgellen. Noch vorsichtiger sei man, wenn die Suche in einem mit Gesträuch bewachsenen Sumpfe angelegt ist; nie schieße man da im Fluge, wenn die Ente nicht 24 bis 30′ hoch über dem Boden hinstreicht; wo möglich, lasse man sie lieber, ehe man drückt, ganz aus dem umstellten Bezirk heraus.

Die in der Suche befindlichen Jäger müssen eben so vorsichtig seyn. Sie dürfen nach den angestellten Schützen hin nie, sondern nur rückwärts schießen. Auch haben sie darauf genau zu achten, daß keiner von ihnen und eben so wenig ein Treiber zurückbleibe. Wo sie das Ganze nicht übersehen, auch von den vorstehenden Schützen nicht gesehen werden können, müssen sie unausgesetzt ihren momentanen Standpunkt durch Pfeifen und beständiges Aufmuntern (Animiren) der Hunde zu erkennen geben *).

*) Zur Verhütung von Unglücksfällen dürfte es sehr räthlich seyn, auch bei dieser Jagd die beim Hasentreiben vorgeschriebenen Strafgesetze, gehörig modificirt, geltend zu machen.

§. 15.

Späterhin, wenn die Jungen Enten völlig flugbar sind, und wenn alte nicht mehr in der Mauser liegen, gewährt die im vorhergehenden §. beschriebene Jagd keine bedeutenden Vortheile. Auf schmalem Gewässer kann dann der einzelne Jäger eher etwas ausrichten, wenn er eine Stunde nach Sonnenaufgang mit dem Hunde es absucht. Gewöhnlich oder doch öfters liegen da die Glieder eines Geheckѕ nicht dicht beisammen im Schilfe, halten ziemlich gut aus und stieben einzeln auf. Oft habe ich bei diesem Verfahren mehrere Stück auf einem mäßigen Teiche geschossen.

Sieht man indessen zu eben der Jahreszeit oder später, selbst im Herbst und Winter, am frühen Morgen, vorzüglich bei neblichem Wetter, Entenflüge auf Blänken liegen; so thut das Schießpferd, der Wisch, oder das Schild (Annäherungshülfsmittel, die der Leser aus den vorhergehenden Kapiteln dieser Abtheilung kennt) gute Dienste, in so fern es nicht möglich wäre, sich hinter Teichdämmen oder sonst unbemerkt hinanzuschleichen.

§. 16.

Während der Ernte fallen in wasserreichen Gegenden die Stockenten, nach Sonnenuntergang und die ganze Nacht hindurch, schaarenweise auf Hafer- und Gerstenschwaden ein, vorzüglich wenn das Sommerfeld nicht weit von Teichen und Seen entfernt ist.

Läßt man an solchen Orten tiefe Schießlöcher ausgraben, ehe das Getreide gehauen wird; überdeckt man diese, wie die Hütte beim Brachvogelheerd, mit Reisig, und sorgt für die nöthigen Schießöffnungen; ist man noch dazu im Besitz einer oder einiger an den Flügeln gelähmter wilden Lockenten (deren Stelle allenfalls auch durch ein diesen ähnlich gefärbtes, zahmes Weibchen ersetzt werden kann), und fesselt man selbige (wie nach §. 7. des vorigen Kapitels die Lockgans) in gehöriger Flintenschußweite vom Schießloche an, ehe man sich gegen

Abend mit einer mit Schrot Nr. 3 oder 4 geladenen Doppelflinte in demselben verbirgt: so darf man — in den ersten Tagen besonders — darauf rechnen, einige Schüsse theils im Sitzen, theils im Fluge sehr vortheilhaft anbringen zu können; jedoch muß man mit Vorsicht schießen, um die Lockente, in deren Nähe die andern oft einfallen, nicht zu verletzen *).

Späterhin und den ganzen Herbst hindurch gewährt diese Jagdart, wenn sie Abends und Morgens am Ufer der Gewässer ganz so betrieben wird, wie der 7te §. des vorhergehenden Kapitels besagt, nicht unbedeutenden Nutzen. In der letztgedachten Jahreszeit vorzüglich liegen etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang ganze Schaaren wilder Heckenten sowohl als Zugenten auf den Blänken, auch am Ufer der Flüsse. Bedient man sich, wenn Teich- oder andere Dämme das Anschleichen nicht erleichtern, dann des Schießpferdes, des Schildes oder des Wisches zur Annäherung, und geht man dabei nicht übereilt zu Werke, so gelingt es oft, sechs, acht Stück auf einen Schuß zu erlegen. Nur muß an flachufrigem Gewässer bei allen Entenjagden auf gutem Wind stets Rücksicht genommen werden, wenn glücklicher Erfolg sie belohnen soll.

§. 17.

An solchem Gewässer, wo im Herbste die wilden Enten Abends in der Dämmerung gern einfallen — vorzüglich ist dies der Fall auf Holzlachen, deren Ränder mit Eichen besetzt sind, von denen in Mastjahren die reifen Früchte ins Wasser fallen — kann man sich in gutem Winde und hinlänglich verborgen auch anstellen und im Sitzen sowohl als im Fluge schießen. Letzteres gewährt mehr Vergnügen, ersteres mehr Nutzen, in so fern man den Zeitpunkt, wenn die Enten im Einfalle begriffen

*) Bei der Lockente kann man auch im Frühlinge Stockentvögel und Zugenten beiderlei Geschlechts schießen, wenn unter Beihülfe der oben erwähnten Verrichtungen die Lockente unfern des Ufers auf einer Schilfkufe oder auf der Blänke angefesselt wird.

sind, benutzt, um die Flinte an den Kopf zu nehmen, vorher aber unbeweglich still steht. Liegen sie einmal auf dem Wasser, so ist zehn gegen eins zu wetten, sie werden, selbst beim Mondscheine, das Anschlagen gewahr und stieben auf.

Noch häufiger erlegt man sie im Winter an solchen Wasserstellen, die nicht zufrieren, Abends auf dem Anstande.

Daß man immer einen — wo möglich schwarzen oder braunen — Hund zum Apportiren bei sich haben muß, und daß man die geschossenen Enten nicht im Wasser liegen lassen darf, bis man abgeht, versteht sich von selbst.

§. 18.

Auf hochufrigen Bächen und Gräben, die im Winter offen bleiben, findet man, wenn Teiche und Flüsse mit Eis belegt sind, beständig Enten. Schleicht man sich da am Tage, im guten Winde (beim Schnee mit einem weißen Fuhrmannshemde bekleidet) hinan; so kann man oft und gut zum Schusse kommen.

§. 19.

Schon Vater Döbel und andere Schriftsteller nach ihm haben erwähnt, daß ein dem Fuchs ähnlich gefärbter und gestalteter Hund beim Entenschießen während der Zug- und Wiederzugzeit sehr gute Dienste leiste, wenn der hinter einem Teichdamme oder in einer Schießhütte gut verborgene Jäger selbigen in Folge vorgängiger Abrichtung dazu an einem offenen Wasser, und zwar an dem Ufer, welches der Einfallsstätte der Enten gegenüber und wo der Wind gut ist, in den nicht zu hohen und nicht zu dicht stehenden Binsenkufen einigemal hin und her traben läßt, bis die jenseits liegenden Enten den Hund ansichtig werden. Ist nun dieser daran gewöhnt, ohne weiteres Rufen oder Pfeifen abzuwarten, von Zeit zu Zeit zu seinem Herrn zu kommen und bei demselben zu beharren, bis er das Patrouilliren zu wiederholen befiehlt; so werden die Enten durch die ihnen eigne Neugierde und durch Rekognoscirungsinstinkt angetrieben, dem Ufer, auf welchem sie zwar

etwas wahrnahmen, was ihrem Erbfeinde, dem Fuchs, ähnlich war, so mir nichts, dir nichts verschwand, wieder zum Vorschein kam und abermals ihrem Auge sich entzog, ohne genau erkannt zu werden, zuzuschwimmen, um über den erblickten Gegenstand ins Reine zu kommen. So gelangen sie unvermerkt in die Schußnähe des verborgenen Jägers, und mehr als eine muß in der Regel ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlen, ohne daß dadurch die übrig bleibenden auf lange gewitzigt würden.

§. 20.

Um über die Anlage eines großen Entenfanges meinen Lesern etwas vollkommen Belehrendes zu sagen, bin ich, offenherzig gesagt, davon nicht hinlänglich unterrichtet. Ich liefere daher zuvörderst die Jestersche Beschreibung eines solchen *), indem sie, mit der Döbelschen (Jägerpraktik II. S. 242 ff.) im Wesentlichen übereinstimmend, klarer als jene mir erscheint. Jester sagt: „Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses" (oder Teiches) „angelegt, und zu dem Ende hier in einer etwa 80 bis 100'' langen und 8'' breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Weidenwerft veranstaltet, von diesem aber eine Art von rundem Strauchgewölbe (das Gewölbe muß wenigstens so hoch seyn, daß man, obwohl gebückt im Kahne sitzend, hineinfahren kann) oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als der gegenüber stehenden Wasserseite so dicht seyn müssen, daß keine Ente durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Deckung der Anlage oberhalb derselben ein Faschinenbau angelegt. An den beiden Oeffnungen oder Eingängen des Fanges sowohl, als an der Seitenwand nach dem Strome zu (in der man ebenfalls zwei bis drei Oeffnungen zum Hineinschwimmen der Enten machen muß) werden Fallthüren, die jedoch so eingerichtet seyn müssen, daß sie sehr schnell niedergelassen werden kön-

*) S. Jesters kleine Jagd III. S. 41 u. f.

nen, in der Wand nach der Uferseite aber zwei bis drei runde Löcher angebracht, und vor diesen kleine aus Weidig geflochtene Thüren — und zwar nicht Fallthüren, sondern Zusetzthüren, deren Gebrauch in der Folge erklärt werden soll — vorgesetzt. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fange — wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem — sonst auf Pfählen — aufgesetzt, und gehörig mit Schilf oder Weidenwerft bekleidet. Die Lockenten *) werden theils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Oeffnungen, theils innerhalb derselben auf kleinen Schilfskaupen angefesselt. Der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Ruhrfaden) angelegt, um solche mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Oeffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen, und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu körren, wird innerhalb des Fanges, sowohl auf dem Wasser als auf einer quer durchgezogenen und an beiden Seiten befestigten breiten Bohle Hafer und Malz aufgestreuet, vor der auf dem Wasser ausgestreuten Körrung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körrung nicht wegschwimmen kann. Die beste Jahreszeit zum Fange ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nehmliche Art, wie auf dem Heerde, gekörrt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hineingeschwommen ist, läßt er die Fallthürchen mittelst der Zugleinen plötzlich nieder, begibt sich zuvörderst nach den an der Uferseite des Fanges in der Wand angebrachten Löchern, stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Hamen oder Garnsäcke, die auf ähnliche

*) Die Quak- oder Schellente (§. 4.) und die Schnatterente (§. 10.) locken am besten, nächst diesen die Stockente (§. 8.).

Art, wie die Garnsäcke der Fischer, jedoch mit etwas weitern Einkehlen gemacht sind, vor und pflöckt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahne nach der andern Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Oeffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn — welches jedoch ganz genau an die Oeffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß — auf. Nun begibt er sich endlich durch die Oeffnung, mittelst Aufhebung der Fallthüren, in den Fang hinein, um die etwa noch umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hineinzutreiben, oder todt zu machen."

§. 21.

Der königl. preußische Staatsrath und Oberlandforstmeister, Hr. G. L. Hartig, hat in seinem Lehrbuch für Jäger II. S. 257 bis 60 und S. 524 die, obwohl weit weniger komplicirte, doch immer noch kostspielige, aber zweckmäßige Einrichtung der großen Entenfänge (Entenkoi's), wie sie gegenwärtig im Würtembergischen und Badischen bestehen, und in denen alljährlich viele Tausende wilder Enten aller Arten gefangen werden, deutlich, umständlich und, nach dem Urtheile sachverständiger Selbstbeobachter, naturgetreu beschrieben. Ob nun wohl vorauszusetzen ist, daß jenes Lehrbuch in den Händen der meisten wohlhabenden Besitzer des gegenwärtigen Werkes seyn wird; so dürfte selbiges doch manchem weniger bemittelten Eigenthümer des vorliegenden fehlen und gerade ein solcher Auskunft über die Einrichtung jener Entenkoi's und über deren Anwendung Aufklärung zu haben wünschen.

Im Vertrauen auf die Versicherungen des Wohlwollens und der Freundschaft des trefflichen, von mir hochverehrten Hartigs kann ich mich dessen nicht entbrechen, das über den in Rede befangenen Gegenstand a. a. O. von ihm Beigebrachte hier folgen zu lassen:

„Man läßt in einem ruhigen Wiesenthale, das von einem großen Gewässer, worauf zur Strich- (und Zug-)

Zeit Enten häufig sich aufhalten" (einfallen und längere oder kürzere Zeit verweilen), „nicht weit entfernt ist, ein Quadrat von etwa sechs bis acht Morgen, mit einem 6' hohen, dichten Breterzaune umgeben, damit so leicht keine Raubthiere hineinkommen können."

„In der Mitte dieses Quadrates läßt man einen etwa zwei bis drei Morgen großen viereckigen Weiher (Teich) ausgraben, und die Erde an den Seiten zu einem Wall aufwerfen, damit die Enten an diesen Wällen im Ueberwinde liegen können, der Wind mag kommen aus welcher Himmelsgegend es sei. — In den vier Ecken dieses Weihers läßt man halbmondförmig gekrümmte, 100' lange, vorn am Weiher 20', hinten nur 3' breite Kanäle graben *), die beim Anfange am Weiher 4' tief sind, gegen die Mitte mit seichtem Wasser auslaufen und nach hinten ganz trockene flache Gräben sind. Ueber diese Fangkanäle werden hölzerne Spriegel gesteckt, die vorn einen Bogen von 16 bis 18' Höhe überm Wasserspiegel bilden, nach hinten aber mit einem 3' hohen Bogen endigen. Ueber diese Spriegel wird ein Netz von Bindfaden gezogen, woran die Maschen 3" von einem Knoten zum andern messen. Vor die hintere kleine Oeffnung dieses Bogenkanals wird ein 10' langer Hamen gehängt, der ebenfalls von Bindfaden, jedoch nur mit 2" weiten Maschen gestrickt und mit kleinen Reifen, wie der Hamen am Hühnertreibzeuge, aus einander gehalten wird."

„Außerdem ist an der auswendigen Seite eines jeden Fangkanals eine 7' hohe Wandung von Schilf angebracht, die aus lauter 10' langen Theilen besteht, wovon immer der nächstfolgende auf der auswendigen Seite 3' dachziegelförmig überragt und so weit absteht, daß zwischen jedem mit mehrern Gucklöchern versehenen Wandtheile eine 2' weite Lücke entsteht, durch die man den hintern Theil

*) „Will man nur zwei Kanäle anlegen, so müssen sie auf der Süd- oder Südostseite des Weihers angebracht werden, weil zur Fangzeit der Enten der Wind gewöhnlich aus Westen und Nordwesten kommt, und vom guten Winde der glückliche Erfolg des Fanges größtentheils abhängt."

des Fangkanals übersehen, von den weiter vorn liegenden Enten aber nicht bemerkt werden kann, wenn man zwischen zwei Wandtheilen steht. — Ist der Fang so weit fertig, so bringt man ein Paar Dutzend graue zahme Enten, oder gelähmte und gezähmte wilde Enten auf den Weiher, füttert sie beständig in den Fangkanälen, und gewöhnt sie, auf den Ton eines Pfiffes zu kommen, der Aehnlichkeit mit dem Laut irgend eines Vogels hat. Auch gewöhnt man sie daran, einen kleinen Spitz- oder Pudelhund, dem auch wohl ein Fuchsbalg über den Rücken gebunden wird, während der Fütterung jedesmal ohne Scheu zu sehen und demselben tiefer in den Kanal zu folgen, wenn er sich vor einem mehr entfernten Wandtheile zeigt, wo zugleich jedesmal Futter ausgestreut wird. Es muß daher ein kleiner Hund *) eigens dazu abgerichtet werden, daß er auf den Wink, oder wenn man etwas Brot über die Wand wirft **), zur untern Wandlücke hinein, längs der Wand hin, und durch die obere Lücke wieder heraus zu seinem Herrn läuft" (trabt, nicht springt).

„Der Fang selbst wird auf folgende Art bewirkt: Wenn in der Zug- und Strichzeit wilde Enten auf dem Weiher einfallen und — wie dies gewöhnlich ist — sich zu den zahmen oder gezähmten gesellen, so begibt sich der Entenfänger hinter die Wandung desjenigen Fangkanals, wo der Wind **gut** ist. Hier tritt er hinter den ersten, zunächst der vordern weiten Oeffnung des Kanals stehenden, Wandtheil, pfeift seinen Lockenten und wirft etwas trockenes **Malz** oder **Brotbröckchen** über die Wand in den Kanal, worauf die Lockenten, nebst den wilden Fremdlingen, die sich durch ihr schüchternes Benehmen auszeichnen, herbeikommen und die **Poschung** (dies ist der Ausdruck" mit welchem Fasanenwärter und Entenfänger die Fütterung bezeichnen) „aufnehmen werden. Dann begibt sich der

---

*) Ein dem **Fuchs** in Gang, Farbe und Größe ähnelnder soll — wie bereits §. 19. gesagt — die besten Dienste thun.

**) Das Broteinwerfen ist wohl eigentlich nur als Abrichtungsmanier zu betrachten.

Entenfänger" (in möglichster Stille) „hinter den nächst folgenden Wandtheil, wirft über diesen etwas Futter und zieht so, nach und nach, die ganze Gesellschaft immer tiefer in den Fangkanal. Sind die Wildlinge, welche gewöhnlich den Lockenten hinten nachfolgen, zehn bis funfzehn Schritte in den Kanal gezogen, so schleicht sich der Entenfänger um einige Wandtheile zurück und zeigt sich in einer Wandlücke hinter den Enten, worauf dieselben aufstehen und in den hinten vorliegenden Hamen streichen. Da die übrigen Wildlinge, wenn deren noch auf dem Weiher liegen, wegen der Krümmung des Kanals, nicht sehen können, was vorgegangen ist; so werden sie nicht scheu und lassen sich späterhin auf gleiche Weise fangen."

„Sollten die Enten nicht tief genug in den Kanal gehen wollen; so muß sich der Hund im Innern des Kanals, auf oben erwähnte Art, an einem dem Hamen näher stehenden Wandtheile sehen lassen" (doch nicht daselbst verweilen. „Aus angestammter Neugierde kommen dann die Enten näher und gerathen durch ihren Vorwitz in Gefangenschaft."

„Unfern des Weihers, hinter Buschwerk versteckt, befindet sich die Hütte, in welcher der Entenfänger sich aufhält. Bei derselben darf ein kleiner Stall für die Lockenten, ingleichen ein mit Netz überzogener und mit einem kleinen Wasserbecken versehener Aufbewahrungsort für die gefangenen Wildlinge, wenn sie nicht gleich getödtet werden sollen, nicht fehlen."

§. 22.

Auch in Schlagnetzen oder Heerdapparaten werden wilde Enten häufig gefangen, und zwar gibt es nicht nur Landheerde, sondern auch Wasserheerde. Weder mit dem einen, noch mit dem andern hat der Verf. selbst zu operiren Gelegenheit gehabt. Er hält sich daher an die Beschreibung, welche Jester (in seiner kleinen Jagd III. S. 37 ff.) darüber geliefert hat. Sie lautet so:

1. „Der Landentenheerd wird entweder nahe

am Ufer eines Teiches oder Flusses, oder auch wohl im Teiche oder Flusse selbst anlegt. Sowohl zum Entenheerde als Entenfänge hat man Lockenten nöthig. Man erhält diese am besten dadurch, daß man die Eier einer wilden Ente durch eine zahme ausbrüten läßt, alsdann aber die Jungen mit andern zahmen Enten aufzieht." —

„Es wird nun, wenn der Entenheerd auf dem Ufer angelegt werden soll, zuvörderst ein hierzu schicklicher Platz ausgewählt, und wenn solcher gehörig geebnet und zubereitet worden, werden die Schlagwände eingepaßt und zugerichtet."

„Die Hütte des Entenfängers wird in einer verhältnißmäßigen Entfernung von dem Heerde angebracht und mit Schilf und Rohr, weil die Enten an diesen Anblick gewöhnt sind, bekleidet. Wenn der Heerd völlig eingerichtet ist, werden die Enten einige Tage mit Hafer und aufgequellter Gerste oder Malz gekörrt, bis sie ungescheut einfallen. Die Lockenten werden während der Körrung auf dem Heerdplatze angefesselt. Sobald als man gewahr wird, daß die Enten die Körrung annehmen und der Wind gut ist — es muß dieser von dem Heerde gegen die Hütte des Entenfängers zustehen — kann man mit dem Fangen vorgehen. Die beste Tageszeit sind die Morgen- und Abendstunden, wenn sich Tag und Nacht scheidet. Man muß nicht gleich rücken, sobald etwa nur drei bis vier Enten einfallen, sondern abwarten, bis sich mehrere einfinden und man einen Zug thun kann, der der Mühe lohnt. Man muß, wenn man einen Tag gestellt hat, den Heerd wiederum einige Tage hinter einander frei lassen, ehe man wieder stellt. Die Ente ist auf dem Heerde scheuer, wie jeder andere Vogel, und es ist viel Behutsamkeit nöthig, wenn man zum Zweck kommen will."

2. „Der Wasserentenheerd, welcher, anstatt auf dem Ufer, in Teichen oder Flüssen angelegt wird, erfordert einen beträchtlicheren Kostenaufwand und mühsame Zubereitung. Deutliche Beschreibung findet, wenigstens ohne Zeichnung, nicht statt, deshalb hier nur das Wichtigste. Wenn sich in dem Teiche oder Flusse eine Insel

vorfindet, so ist dies um desto besser; wo nicht, so muß — und dies ist allerdings mit Kosten verknüpft — eine künstliche Anlage aufgeführt werden, die aber nicht leicht anders als in Teichen, die man ablassen kann, stattfindet. Es wird nun auf diesen Fall eine Art von Insel oder vielmehr Hügel — denn der Platz zu dieser Gattung Entenheerde muß in der Mitte erhaben seyn und von dem Wasser und den Schlagwänden wie ein Gewölbe nach der Mitte hin anlaufen — aufgeführt und mit Rasen bedeckt. Die Länge und Breite des Hügels muß ganz genau nach der Länge und Breite der Schlagwände, die Höhe nach dem höchsten Wasserstande des Teiches abgemessen werden. Wer die Kosten nicht scheut, thut wohl, wenn er zwei Hügel und mithin zwei Heerde neben einander errichten läßt, welches jedoch, so wie überhaupt die ganze Anlage, nur da, wo die Ente in überaus großer Menge einfällt und man auf einen sehr reichhaltigen Fang rechnen kann, gerathen ist. Die Netze bestehen zwar ebenfalls aus Schlagwänden, die aber ungleich mehr Busen wie die gewöhnlichen haben, und zu dem Ende mit 180 Maschen, die sämmtlich 2¼'' weit sind, angefangen, 120mal herumgestrickt und rund herum mit starkem Bindfaden verhauptmascht werden müssen. Zu jedem Heerde sind zwei gegen einander aufschlagende Wände nöthig. Die Hütte des Entenfängers wird wo möglich vom Heerde gegen Südosten aufgerichtet und ihr eine solche Stellung gegeben, daß der Entenfänger beide Heerde übersehen kann. Von dem Stellen und Zurichten der Netze bemerke ich nur so viel, daß die Netze oder Schlagwände unter dem Wasser gestellt und von diesem bedeckt seyn müssen. Die Lockenten werden entweder auf dem Heerde angefesselt, oder noch besser auf dem Teiche ausgesetzt, auf welchen Fall sie aber an den Flügeln gelähmt und ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen gewöhnt werden müssen. Ehe man mit dem Fangen vorgeht, werden die Enten ebenfalls auf dem Heerde mit Hafer und Malz gekörrt."

§. 23.

Ein anderer Entenfang mit Schlagnetzen oder auf dem Entenheerde — das Entenstellen — wird am Rhein in den sogenannten Entengründen *) nicht nur von den Jägern, sondern auch von den Lachs- (Salm-) Fischern in der Zug- und Wiederzugzeit der am Rheine vorkommenden wilden Entenarten betrieben.

Viele Tausende von wilden Enten nicht nur, sondern auch beiläufig sämmtliche dort auf dem Zuge einfallende Arten von wilden Gänsen, Sägern, (größeren) Tauchern, Meven, Steißfüßen, nebst verschiedenen Sumpfvögeln — z. B. Numenius arquata, Totanus glottis, Tot. fuscus, Fulica atra, Gallinula chloropus u. a. m. — werden auf diese Weise in jedem Jahre von den Entenfängern erbeutet **).

Der Verf. glaubt manchem seiner Leser durch die Beschreibung einer zwar mühsamen, aber als sehr belohnend erprobten Fangmethode nützlich werden zu können; er liefert sie daher umständlich und so deutlich, als er es vermag.

A. Anzeige und Beschreibung der Erfordernisse (Requisiten) zum Entenfange mit Schlagnetzen.

a) Zwei oder drei Wände (Schlagnetze), jede von 40 bis 50′ Länge und 16 bis 18′ Breite, deren

---

*) Die Entengründe sind Anschwemmungen von Kies, Sand und einigem Schlamm (wie man sie unter der Benennung Kiesgründe oder Sandheger oder Kieswörthe auch an andern teutschen Strömen und Flüssen findet), welche der Rhein von da an, wo er im Oberrhein in die Ebene tritt, bei hohem Wasserstande und dadurch bedingter starker Strömung, auf der einen Uferseite abreißt und auf der entgegengesetzten, weiter Strom unterwärts, wieder anlegt. Sie nehmen dort oft eine Fläche von mehrern hundert Morgen ein. Die Wandelbarkeit in denselben ist — wie allerwärts — so groß, daß oft in einem Jahre, oder doch in wenigen Jahren, der Sandheger, wegen der Lockerheit des Zusammenhanges zwischen den Bodengemengtheilen, ganz verschwindet, oder doch zu hochaufig und hierdurch zum Entenstellen unbrauchbar wird.

**) Der Verf. verdankt die Mittheilung alles in diesem Paragraph Vorkommenden seinem Freunde, dem Hrn Forstrath Fischer zu Karlsruhe.

$2\frac{1}{2}''$ bis $3\frac{1}{2}''$ von einem Knoten zum andern haltens des Gemäsch von dünnem, doch festem Bindfaden — gleichviel, ob spiegelig oder gerade weg — gestrickt, sodann in der untersten Maschenreihe die Unterleine von der Stärke eines kleinen Fingers, in der obersten Maschenreihe, die etwas stärkere Oberleine — jede von diesen Leinen beiläufig 3′ länger als die Wand — eingezogen wird. Vorn in der ersten und hinten in der letzten Maschenreihe müssen gleichfalls schwache Saumleinen eingezogen werden, welche etwas über 5′ lang sind, um, wenn davon das Netz der Breite nach bis auf 3′ busenreich eingebunden ist, selbige an der Ober- und Unterleine befestigen zu können.

b) Zu jeder Wand zwei 5′ lange Schlagstäbe.

α) Der vordere von Holz, $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}''$ im Durchmesser dick und oben und unten mit Eisenblech so beschlagen, daß durch ein an der inwendigen Seite durchgehendes Loch die Ober- und Unterleine gezogen und rückwärts an und in sich selbst verfestigt werden kann.

β) Der hintere ganz von Eisen, 1″ breit und $\frac{1}{2}''$ dick; beide unten in einem eisernen Gewerbszapfen endend. An diesen Stäben wird das Netz überall gleichmäßig busenreich vertheilt und mit Bindfaden festgebunden, nachdem die Stäbe durch das äußere Gemäsch geschoben worden.

c) Zu jedem Schlagstabe eine Lorde aus festem Holze, beiläufig $2\frac{1}{2}'$ lang, am Kopfende 4″ ins Gevierte dick, und da mit einem so breiten und so tiefen Einschnitt, daß zwischen den beiden durch diesen Einschnitt entstandenen Backen, wenn selbige in- und auswendig mit Eisenblech beschlagen und mit einem durchgehenden Loche versehen sind, der vermittelst eines passenden, eisernen Bolzens darin festgehaltene Gewerbszapfen des Schlagstabes sich frei bewegen kann. An dem eckig zugespitzten untern Ende muß jede Lorde

8 bis 9'' breit mit Eisen beschlagen seyn, um allzu schneller Abnutzung vorzubeugen.

d) Zu jeder Wand drei hölzerne, am Kopfende mit einem vorspringenden Haken versehene, an der scharfkantigen Spitze mit Eisen beschlagene Pflöcke, von gleicher Dimension mit den Lorven (c).

e) Ferner zu jeder Wand zwei, eines kleinen Fingers dicke, 9' lange Schlagleinen, von denen eine am vordern, die andere am hintern Schlagstabe dicht unter der Oberleine befestigt wird.

f) Zu jeder Wand noch die 200' bis 250' lange, Fingers dicke, der Dauer wegen gewöhnlich mit Theer getränkte Ruckleine, deren eines Ende an einem starken 10'' langen Knebel, das andere genau in der Mitte einer andern etwas schwächern, nicht mit Theer getränkten Leine von 20' Länge befestigt wird.

Zur Einrichtung des Fanges im Ganzen bedarf man dann noch:

g) eine 5 bis 6' hohe, 8 bis 9' breite transportable Rohrwand, nebst zwei 5 bis 6' langen, 4'' im Durchmesser dicken, unten in einer scharfen — wo möglich mit Eisen beschlagenen — Spitze, oben in einer Gabel ausgehenden Pfählen und einer 9 bis 10' langen, mit den Pfählen gleich starken Querstange, welche, wie jene, berindet oder doch stark verwittert (nicht neu) seyn soll.

h) 15 bis 20 Fauten oder Lockwische — Rasentorf- oder Riedgrasbüschel, die mit dünnen Wieden so zusammengebunden und an dem Kopfende eines 1 bis 1½' langen berindeten Pflöckchens befestigt, der Größe und Gestaltung nach, einige Aehnlichkeit mit dem Körper einer Ente haben.

i) 4 bis 8 Lockenten und eben so viel Ruhrenten. Man erzieht und zähmt hierzu, von klein auf, Hausenten, welche in ihrer Farbenzeichnung der Stockente (Anas boschas) ähneln. Zu Lockenten werden Weibchen — weil diese emsig laut werden

(quaken, schreien), wenn wilde Enten in der Nachbarschaft des Fangplatzes erscheinen — zu Ruhrenten Männchen — indem diese, sich selbst ganz frei überlassen, unfehlbar nach den Weibchen hineilen und von selbigen sich nicht entfernen, noch weniger entfliehen — gewählt. Dadurch, daß sie, vorzüglich die Entriche, nur dann, wenn sie auf das Pfeifgelock des Entenfängers diesem willfährig sich nähern, aus der Hand desselben Futter erhalten, gewöhnt man sie, dem Pfiff ihres Herrn zu folgen.

k) Ein Paar Entenstiegen (mit Einschnitten am Vordertheile durchbrochene Kasten) zur Aufbewahrung der Lock- und Ruhrenten.

l) So viele Fesseln, als man Lockenten hat. Sie bestehen aus einem Riemen oder aus einem starken zusammengedrehten Bindfaden, dessen Vorderende die Bestimmung hat, an der einen Latsche (an einem Beine) der Lockente befestigt zu werden, an dessen Hinterende aber ein Paar eiserne Kettengelenke, die in einem beweglichen Wirbel (Pistille) ausgehen, befindlich sind. Mit diesem Wirbel steht ein beiläufig 4 bis 5′ langes, starkes und festes Bindfaden doppelstück im Zusammenhange.

m) Eine genügliche Anzahl von Stangen, die oben in einer Gabel, unten in einer Spitze ausgehen und dazu bestimmt sind, außer den Fangstunden, auf dem Stellplatze zwischen den senkrecht aufgerichteten Schlagstäben die Oberleine der Wand aufzunehmen, in den Boden eingetrieben, das Netz in der Luft schwebend zu erhalten und so das Abtrocknen der Wände zu vermitteln. Endlich

n) das verschließbare Blockhäuschen, von der Größe, daß es, während der Fangzeit und außer den Fangstunden, die Entenfänger, nebst den Lock- und Ruhrenten beherbergen, wenn aber der Fang ganz ausgesetzt bleiben soll oder muß, den ganzen Fangapparat aufnehmen und verwahren kann.

B. Wahrzunehmende örtliche Verhältnisse bei Einrichtung eines Entenheerdes an Strömen und Flüssen:

Nur solche Stellen eignen sich hierzu, an welchen der Kiesgrund (Sandheger) sehr sanft abhängig und etwas bauchig (bogenförmig) in das Flußbette verläuft, wo daher das Wasser nur seicht über den Kies oder Sand hin flittert (rieselt), weil an so beschaffenen Stellen, sowohl beim Steigen als beim Fallen des Wassers, wenn eins oder das andere nicht zu bedeutend eintritt, die Schlagnetze fortwährend gebraucht werden können, indem man beim Steigen am Kiesgrunde etwas hinaufwärts, beim Fallen etwas tiefer nach dem Flußbette hineinwärts die Schlagwände fangbar einrichtet. Wo die Strömung stark ist, kann diese Fangmethode nicht stattfinden, und eben so wenig an buchtigen Flußkrümmungen, wo das Wasser stauet (fast ruhig steht). An den letzteren Orten werden die scheuen Enten den Fangapparat sogleich gewahr und schwimmen entweder nicht herbei oder entfliehen.

C. Einrichtung des Fangplatzes:

Zuvörderst werden die Wände (A. a.) nach dem Flußbette hineinwärts so neben einander ausgeschlagen (ihrer Länge nach ausgebreitet), daß der vordere Schlagstab (A. b. α.) zunächst dem Trockenen, jedoch unter Wasser, der hintere (A. b. β.) nach dem Flußbette hineinwärts liegt, und daß beim Rucken (beim Zuschlag der Netze vermittelst der Zugleine) die Wände stromunterwärts und nebeneinander (keinesweges gegen einander) schlagen. Diese Einrichtung findet nicht allein darum statt, weil, begreiflicher Weise, die Wände stromaufwärts weniger rasch zuschlagen müßten, sondern auch darum, weil die Zugenten gewöhnlich unterhalb des Heerdes und der Lock- und Ruhrenten einfallen und dann stromaufwärts nach diesen hin schwimmen. Nachdem das Ganze der Wand sehr stramm angezogen worden, erfolgt das Eintreiben der Lorven (A. c.) gerade unter

den Gewerbszapfen der Schlagstäbe (A. b. α. β.) und die Befestigung der letztern in ersteren vermittelst der Bolzen *).

Demnächst schlägt man für jede Wand einen der Hakenpflöcke (A. d.) beiläufig 1′ weit stromunterwärts außer der Linie, nach welcher die Unterleine der Wand gerichtet ist, so weit über die Lorve des hintern Schlagstabes hinaus, den andern Hakenpflock so weit vor der Lorve des vordern Schlagstabes in den Kiesgrund ein, daß die beiden straff angezogenen Schlagleinen (A. e.), wenn jede an ihrem Hakenpflock erst gefangen ist, an demselben festgebunden werden kann. Ebenmäßig treibt man auf dem Punkt, wo beim zugeschlagenen Netze der Kopf des vordern Schlagstabes hinfällt, den dritten Hakenpflock ein und bindet, in der Art wie vorgedacht, daran den einen Arm der mit der Ruckleine in Verbindung gesetzten Doppelleine (A. f.), den andern an dem Knopf des vordern Schlagstabes, welcher die Oberleine festhält, an.

Nachdem ferner die Fauten oder Lockwische (A. h.) zum Theil auf dem Trocknen, zum Theil im Wasser, ohne Beobachtung großer Ordnung und Gleichmäßigkeit bei der Vertheilung, um den ganzen Fangplatz herum und deren Stifte so tief in den Boden gedrückt worden sind, daß die Wische beinahe den Boden und das Wasser berühren, wird jeder Lockente die Fessel angelegt, jede Fessel mit dem daran befindlichen Bindfaden an einen Stein von der Größe und Schwere, daß die Ente ihn nicht fortzubewegen vermag und so lang, daß sie in einem Raum von 2′☐ herumschwimmen kann, gebunden; dann aber werden unter- und oberhalb der zurückgeschlagenen Wände diese Steine, ziemlich gleichheitlich — doch so, daß durch die Schlagwände, beim Rucken, die Enten

---

*) Die Lorven sowohl, als alle übrige Pfähle müssen unter dem Wasser stehen, auch die Netze so tief liegen, daß die Enten selbige beim darüber hin Schwimmen mit den Latschen nicht berühren.

weder bedeckt noch erreicht werden — vertheilt, in das Wasser gesenkt.

Wenn nun zuletzt der Entenfänger alle seine Fußtritte *), sowohl im Wasser als auf dem Trocknen, stets rückwärts gehend, mit einem Rechen (Harken), oder auch mit dem breiten Fuße sorgfältig verstrichen und geebnet hat, schlägt er die Ruckleine (A. f.) von dem Schlagnetze nach dem Trocknen des Kieshegers hin, in gerader Linie aus, unterlegt selbige, um Reibung auf dem scharfen Kiese möglichst zu vermindern, von 20 zu 20 Schritten, mit berindeten 2 bis 3' langen, möglichst dicken Prügeln in die Quere, treibt zuletzt, beiläufig 2½' vor dem Ruckleinenknebel, die Gabelpfähle, hinter welchen die Rohrwand (A. g.) aufgestellt werden soll, 8 bis 9' von einander entfernt, so tief in den Boden, daß sie beiläufig 4 bis 4½' über demselben hervorstehen, legt die Querstange zwischen den Gabeln ein, stellt dahinter die Rohrwand (A. g.) und steckt durch das in gleicher Höhe mit der Querstange zur Aufnahme der von jedem Schlagnetze her ausgeschlagenen Ruckleine eingeschnittene Loch — welches zugleich zur Uebersicht und Beobachtung alles dessen dient, was auf dem Fangplatze und in der Umgegend vorgeht — das Ende derselben, woran der Knebel eingeschleift ist.

D. Verfahren beim Fangbetriebe:

Der Entenfang mit Schlagnetzen beginnt mit Anfange des Entenherbstzuges im Monat Oktober**), gibt die meiste Ausbeute im November und hört successive früher oder später im December auf, je nachdem stärkere Fröste früher oder später eintreten ***).

---

*) Die heranschwimmenden Enten scheuen sich sonst davor.

**) Dies ist die Zeit, zu welcher die Eingangs erwähnten Sumpfvögel gelegentlich mitgefangen werden.

***) In diese letzte Periode des Fangens wilder Enten fällt gewöhnlich der Anfang wilder Gänse. Den Beschluß machen die Säger und Taucher.

Mit dem Anfange des Entenwiederzuges — bei nicht harten Wintern schon in der ersten Hälfte des Monats Februar — beginnt die Fangperiode von neuem und endigt mit Ausgange des Monats März *).

Wenn nun Morgens mit Tagesanbruch auf dem Entenheerde Alles — nach Lit. C. — fänglich eingerichtet ist, begeben sich so viele Entenfänger, als Schlagnetze vorhanden sind, mit der Stiege (A. k.), in welcher die Ruhrenten (A. i.) sich befinden, hinter die Rohrwand, vertheilen sich an die Rucklelnenknebel, und warten möglichst verborgen und still der Enten, die da kommen sollen, und die zu jeder Tageszeit einfallen **).

Noch in weiter Ferne vernehmen die auf dem Fangplatze angefesselten Lockenten die Annäherung des mehr oder weniger zahlreichen Fluges, welcher auf das eifrige Gequak jener sich zu senken und den Fangplatz kreisend zu umschwärmen pflegt.

Sobald die Entenfänger dies gewahren, werfen sie einen Ruhrvogel nach dem andern hoch über die Rohrwand hinaus. Indem diese nun spornstreichs den Lockenten (den Weibchen) zueilen, werden in der Regel die Fremdlinge zum Einfalle — unterhalb des Fangplatzes, wie schon gesagt — veranlaßt, und durch das fortwährende Gelock zur successiven Annäherung gereizt.

Es gehört für den Entenfänger ein scharfes, geübtes Auge und Ruhe dazu, auf eine Strecke von mindestens 200 Schritten — noch dazu in der Dämmerung oder bei trübem Wetter — durch das kleine Guck- und Zugloch in der Rohrwand zu ermessen, ob und wenn mit bestmöglichem Erfolge die herangeschwommenen wilden Enten

---

*) Er sollte, sobald die Enten zu reihen anfangen, geschlossen, oder es sollte den Entenfängern doch zum Gesetz gemacht werden, von gedachter Zeit an, jedes mitgedeckte Weibchen — wenigstens von Anas boschas — in Freiheit zu setzen. Inzwischen muß bemerkt werden, daß die Enten, welche am Rheine brüten, im Frühlinge sehr schwer oder gar nicht mehr in die Garne gehen oder der Locke folgen.

**) Am ergiebigsten ist gewöhnlich der Fang Morgens bis 10 Uhr und Nachmittags von 4 bis 5 Uhr.

von der einen oder der andern Schlagwand — im seltenern Fall von zwei Wänden zu gleicher Zeit — gedeckt werden können. Neulinge und Fanghitzige rucken — wie auf jedem Heerde — leicht fehl. Altmeistern widerfährt das nie oder doch nur höchst selten; sie haben schon den Moment abzuwarten gelernt, in welchem eine möglichst starke Ausbeute ihre Mühe am reichlichsten lohnen muß.

Beim Eintritt dieses Zeitpunktes für einen oder auch für zwei Fänger muß der Ruck (Zug) vermittelst des in der Zugleine eingeschleiften Knebels, mit höchster Kraftanwendung, und so der Zuschlag des Decknetzes in möglichster Schnelligkeit bewirkt werden*). Es bedarf übrigens der ganzen Kraft eines tüchtigen Mannes hierzu und gewöhnlich muß dieser beim Rucken sich rücklings auf den Boden niederfallen lassen. Daher dürfte es den Fängern wohl nicht zu verargen seyn, wenn sie den Platz hinter dem Schirme, auf dem sie niederstürzen müssen, mit Moos, Stroh oder deß etwas belegten. —

Mit guten Wasserstiefeln — wie solche die Fischer und Flößer tragen — versehen, eilen hierauf die Fänger sämmtlich hinzu und tödten die gefangenen wilden Enten ꝛc. so schnell, als es durch Umdrehen der Köpfe, Brechen des Genicks, oder, bei Exemplaren, die nicht verletzt werden sollen, durch Erstickung unter dem Wasser nur immer geschehen kann.

Hierauf wird Alles wieder gehörig fängisch eingerichtet und, nachdem die Ruhrvögel aufgenommen, die todten gefangenen Enten aber weggenommen sind, der Fangversuch fortgesetzt, bis an diesem Morgen oder Abend nichts mehr zu hoffen ist. Dann, und wenn überhaupt nicht gefangen werden soll und kann, werden die unter A. m. erwähnten Gabeln herbeigeholt und an densel-

*) Wenn auch die Ruhrvögel zugleich mit gedeckt werden, so schadet dieses nichts — es müßte denn seyn, daß der Fänger unachtsam genug wäre, einen mit den gefangenen wilden Enten zu verwechseln und zu tödten — sie scheuen die Netzdecke, einmal daran gewöhnt, auch nicht.

ben die Netze, in der am angezeigten Orte beschriebenen Weise, zum Abtrocknen aufgehängt; zuletzt aber alle übrige Fangrequisiten in dem Blockhäuschen (A. n.) bis zum weiteren Gebrauch aufbewahrt. Noch ist zu bemerken, daß, da bekanntlich alle wilde Enten bei jeder Fangmethode leicht und auf geraume Zeit den Fangplatz meiden, die Einrichtung mehrerer, dergleichen — in so fern dazu die örtlichen Verhältnisse geeignet sind — vortheilhaft seyn muß, um abwechseln zu können. Dieser Wechsel wird übrigens auch oft durch das Steigen und Fallen des Wasserspiegels nöthig.

§. 24.

In der Gegend von Bremen sollen, nach der Beschreibung eines — von dort her gebürtigen — Zöglings des Forstinstituts zu Karlsruhe, welche mein Freund, der Hr. Forstrath Fischer, ebenfalls mir mitgetheilt hat, die Entenheerde folgendermaßen eingerichtet werden.

In Sümpfen oder in der Nähe derselben wird auf Viehweiden oder Wiesen eine etwa 10 bis 12 Morgen haltende, etwas niedrig belegene Fläche mit einem 2' hohen und 1' breiten Erdwall umgeben. Durch Lücken, welche in dem Erdwall offen bleiben, wird aus benachbarten Bächen oder Flüssen, in kleinen Kanälen oder Gräben, der eingedämmten Fläche so lange Wasser zugeführt, bis selbige damit bis an den obern Rand des Walles angefüllt ist; dann werden die Lücken geschlossen. Sollte das Wasser sich zu sehr vermindern, so wird auf dem vorher bezeichneten Wege dessen so viel als nöthig wieder zugelassen.

Im Monat Oktober, wenn kein Vieh mehr auf die Weide geht und der Entenzug beginnt, werden obige Vorkehrungen getroffen und bis zu Ende des Monats März das Wasser immer angespannt erhalten.

Sechs bis zehen Schuh vom Wasser entfernt, wird eine beiläufig 8' weite, 5' hohe, gewöhnlich an den Seiten rundgeformte, oben gewölbte Hütte aufgeführt, als

serwärts mit Rasen überlegt, mit einigen Gucklöchern versehen, von außen mit einem 3' hohen Erdwall noch umgeben und so den Enten möglichst unbemerklich gemacht.

In einer Entfernung von 40 bis 45 Schritten von der Hütte, gegen Süden hin, wird dann das Schlagnetz gelegt. Es besteht aus zwei Wänden, von denen jede (mit Ausschluß des über den hintern Schlagstab zugespitzt hinauslaufenden Flügels) 20 bis 24' lang und — busenreich an den Schlagstäben eingebunden — 12' breit ist.

Die Wände selbst werden mit eben solchem Gemäsch gestrickt, mit eben solchen Ober-, Unter- und Saumleinen versehen, und an eben dergleichen — jedoch aus Holz bestehenden, nur unten — wie nach §. 23. A. b. α. die vordern — mit Eisen beschlagenen, 12' langen Schlagstäben befestigt.

Da diese Wände nicht nach innen gegen einander (wie beim Drossel-Doppelschlaggarne), sondern gerade aufwärts und so zusammenschlagen, daß die vordern und hintern Schlagstäbe der Länge nach genau an einander treffen; so bedarf es auch nur einer Lorve vorn, einer andern hinten und zwar von gleicher Beschaffenheit und Länge wie die §. 23. A. c. beschriebenen; nur daß hier die Backen so breit seyn müssen, um in zwei, in verhältnißmäßigem Abstande, neben einander durchgehenden Löchern die Bolzen aufzunehmen, welche die Gewerbszapfen der vordern und hintern Schlagstäbe festhalten sollen.

Diese Lorven werden dann da, wo die Gewerbszapfen der gemeinsamen beiden Schlagstäbe hintreffen, wenn die aus einander geschlagenen Wände in gerader Linie von Norden aus nach Süden stramm ausgestreckt sind, senkrecht unter jenen Gewerbszapfen eingetrieben und zwar so tief unter das Wasser, daß, wenn zwischen den Backen derselben jene Gewerbszapfen vermittelst der Bolzen befestigt, und die Wände nach beiden Seiten ausgebreitet liegen, die wilden Enten darüber hin schwimmen können, ohne mit den Latschen das Gemäsch zu berühren.

Demnächst wird auch der Flügel am Hintertheile jeder Wand stramm angezogen und, vermittelst der vom hintern Schlagstabe aus, oben und unten durch das Flügelgemäsch gezogenen Ober- und Unterleine, an einem starken, bis auf den Boden eingetriebenen Heftel (Hakenpfahl) fest angebunden.

Die am Kopfende jedes vordern Schlagstabes befindliche Schlagleine wird hierauf an der zu ihrer Aufnahme bestimmten, in gerader Linie mit der vordern Lorve und beiläufig 20' vor derselben eben so tief wie der hintere eingetriebene Heftel befestigt.

Die Ruckleine erhält ganz die Einrichtung, wie sie §. 23. A. f. beschrieben worden ist. Ihre ganze Länge modificirt sich nach dem Abstande der Fanghütte von den Wänden; die Länge der vordern Doppelleine aber, von welcher der eine Arm am Kopfende des Schlagstabes der rechten Wand, der andere Arm am Kopfende des linken Schlagstabes angebunden wird, kann nur an Ort und Stelle nach der Möglichkeit, durch den Ruck höchst schnellen Zusammenschlag der Wände zu bewirken, ermessen werden.

Um endlich die ganz fängische Stellung des Apparates zu bewirken, wird jeder Schlagstab unter ein am Kopfende etwas hakenförmig geschnitztes vor dem Kopfende des Schlagstabes in den Boden getriebenes Pfählchen geklemmt; jedoch nur so, daß dadurch der schnelle Zuschlag der Wände beim Rucken nicht wesentlich behindert werden kann.

Auch auf diesem Heerde, auf welchem zwei, drei bis vier solcher Netzapparate neben einander gelegt werden, sind Lock- und Ruhrenten (§. 23. A. i.) unentbehrlich. Von ersteren wird neben jedem Schlagstabe eine in der §. 23. C. besagten Art angefesselt; der letztern bedienen sich die Entenfänger unter den §. 23. D. bemerkten Verhältnissen *).

*) Auch die Fauten oder Lockwische (§. 23. A. h. und C.) dürften gute Dienste thun. d. Vf.

Der Fang auf diesem Heerde wird Abends in den Entenzugzeiten und in der Morgendämmerung betrieben.

Bei demselben dienen dem Entenfänger die Lockenten zugleich zum Merkzeichen, ob auf einem Netze und auf welchem, Enten sich befinden.

Herr J. D. Engelken, aus Bremen, der Verfasser der vorstehenden Beschreibung, welchen ich durch den Hrn. Forstrath Fischer um Aufklärung über einige mir dunkel oder zweifelhaft gebliebene Punkte — nehmlich über die Möglichkeit des senkrechten Stehenbleibens des Schlaggarnes nach dem Ruck, und des Auffassens und Festhaltens der auf und zwischen den Schlagwänden befindlichen Enten — ersuchen ließ, hat mir hierüber Nachstehendes gefälligst eröffnet:

„Daß die Wände aufrecht stehen bleiben, wird auf folgende Weise möglich gemacht: Ein in dem in der Hütte angebrachten Pfosten befindliches rundes Loch, durch welches die Ruckleine geht, hat die Größe, daß es von der Ruckleine nur zur Hälfte ausgefüllt wird. Nachdem der Entenfänger geruckt hat, schiebt derselbe neben der Ruckleine einen stets bei der Hand habenden Pflock fest in jenes Loch ein, und wickelt das Ende der Leine, woran der Zugknebel eingeschleift ist, etlichemal um diesen Pflock, damit die Leine nicht im mindesten nachlassen kann und die Wände daher so lange aufrecht stehn bleiben müssen, bis der Pflock zum Behuf des Wiederfängischstellens aus dem Pfostenloche gezogen wird. Daß die Wände allerwärts, selbst an dem hintern spitzen Flügel, so fest geschlossen zusammengehalten werden, wird durch zwei, vor dem Schlagnetze kreuzweis angebrachte, dünne Leinen bewirkt. Diese sind mit dem einen Ende an in den Boden eingetriebenen Hefteln befestigt, am andern aber mit einer Oese (einem Oehr) versehen, wodurch die beiden Wandleinen laufen, an welchen da, wo diese Leinen vor den vordern Schlagstäben in einen spitzen Winkel zusammenfallen, die

Ruckleine befestigt ist. Die links angebrachte Leine zieht nun die rechte Schlagwand, die ihr gegenüber angehefstelte Leine die linke Schlagwand stramm an."

„Auf diese Kreuzleinen kommt das meiste an *). Sie befördern den raschen Zusammenschlag der Wände; sie bewirken den allenthalben festgeschlossenen Zusammenhalt derselben; sie machen auch, daß die Ruckleine, nachdem das Netz fängisch gestellt worden, d. h. mit einigem Kraftaufwande die Schlagstäbe unter die Haken gedrückt sind, so stramm gespannt ist, daß ein mäßig kräftiger Ruck vermittelst des Knebels, die Wände gegen einander treibt. Der Fänger hält nach dem Ruck, mit etwas zurückgelegtem Körper, die Zugleine am Knebel mit der einen Hand gefaßt und stramm angezogen und drückt mit der andern Hand den Sperrpflock im Pfostenloch fest ein."

Noch bemerkt Hr. Engelken Folgendes mit dieser Fangmethode in allgemeinerer Beziehung stehende:

Die Schnelligkeit, mit welcher diese Schlagwände im Moment des Rucks sich schließen und die Schnellkraft, welche dabei sich äußert, ist so groß, daß selbst die Enten, die gerade über der Mitte des Netzes sitzen, nicht entkommen, vielweniger die, die auf den Wänden sitzen, indem sie beim höchst raschen Aufschlage mit ungemeiner Heftigkeit von einer Wand gegen die andere geschleudert werden und schon im Garne eingeschlossen sind, ehe sie das Entfliehen nur versuchen können. —

Die Lockenten sind bei dieser Art von Schlagnetzen sehr kurz anzufesseln, damit sie den Schlagstäben nicht so nahe kommen, um beim Rucken von selbigen beschädigt werden zu können. Man bedient sich dazu eines zugespitzten Pflöckchens von gehöriger Länge, bringt am Kopf-

*) Herr Engelken, der schon seit geraumer Zeit von der Heimath entfernt lebt, entsinnt sich nicht ganz genau der Art und Weise, wie und wo die Kreuzleinen anzubringen sind; hat aber gefälligst versprochen, hierüber die etwa noch nöthigen Aufschlüsse in Kurzem zu verschaffen. In diesem Falle erhält sie der Leser in den Verbesserungen und Zusätzen, welche am Ende des III. Theiles geliefert werden sollen.

ende desselben ein handbreites Bretchen wagerecht an, auf dessen Mitte das eine Ende der kurzen Fessel angenagelt wird. Dies hat auch das Vortheilhafte, daß 1. die kurz angefesselten Enten aus Mangel an Bewegung (und daher entstehender Langenweile) fleißiger locken; daß 2. bei stürmischer Witterung sie das Bretchen, welches, gehörig tief eingesteckt, den Enten zum Ruhepunkt dient, mit den Rudern (Latschen) erreichen können. —

Verläßt der Entenfänger des Morgens den Fangplatz, so zieht er das Netz auf und schlägt, wo dasselbe ins Wasser reicht, es über die Wandleinen, damit es abtrocknet. Auch zieht er die Fesselbretchen über den Wasserspiegel in die Höhe, und legt die Fessel zum Abtrocknen darauf. —

Die wilden Enten fallen, besonders im Spätherbst, gern auf großen Weihern (Teichen) ein, die einen reinen Wasserspiegel haben. Besonders anziehend sind ihnen die künstlich angeschwellten Gewässer: sie finden da, wegen der geringen Tiefe, leicht Nahrung. —

Beim Frosteintritt lassen sich diese Fangplätze mehrere Nächte vom Eise frei halten. Dies geschieht dadurch, daß man eine kleine Strömung bewirkt, indem man durch den gewöhnlichen Kanal Wasser in die umwällete Fläche hineintreibt, auf der entgegengesetzten Seite aber durch eine kleine in dem Erdwall gemachte Oeffnung wieder abfließen läßt. Man gewinnt auf diese Weise für einige Nächte Zeit und für ein Schlagnetz wenigstens offenes Wasser. Zu dieser Zeit erscheinen in der Gegend von Bremen die wilden Enten in großer Anzahl, vorzüglich wenn diese vortrefflichen Wetterpropheten vermerken, daß der Frost anhaltend wird. Sie werden dann leicht und in bedeutender Menge die Beute des wagsamen, unter einer warmen Decke, im Hüttchen eifrig lauernden Fängers. —

§. 25.

Oben §. 14. bei Gelegenheit der Jagd auf junge und Mauserenten ist schon der Wassergarne Erwähnung

geschehen. Hier noch die Bemerkung, daß in ganz schmalen schilfigen Gräben, welche durch nasse Wiesen oder Brücher sich hinziehen, und vielleicht mit fließenden Gewässern in Verbindung stehen, noch mehr mit Hamen und Geleiter (beides gerade so, nur aus stärkern Fäden und mit weiterm Gemäsch verfertigt, als am Rebhühnertreibezeuge) ausgerichtet werden kann, wenn man erstern gerade in der Mitte des Grabens, da, wo er sich ins Flußwasser ergießt, doch dicht am Schilfe vorstellt, und beide Flügel von letzteren schräg vorwärts bis an die Ränder des Grabens hinzieht. Werden nun die Wiesen zuerst und dann der Graben langsam und ohne Lärm abgesucht, und hält man die Hunde immer kurz; so eilen alle nicht flugbare Enten dem Graben zu und nach dem Flußwasser hin. Dort findet man oft eine ganze Hecke oder mehrere Mauserenten im Hamensack.

§. 26.

Vom Entenfangen mit Angeln wird in allen ältern und neuern Jagdschriften viel Rühmens gemacht. Der Verfasser bekennt, daß er aus Erfahrung über den Erfolg, welchen man von diesem wenigstens nicht weidmännischen Fange erwarten darf, nicht urtheilen kann. Jester sagt hierüber Folgendes: „Es werden dazu von Pferdehaaren gedrehte Schnüre verfertigt, und diese mit gewöhnlichen Angelhaken versehen; man läßt nun weiter einige Pfähle von mäßiger Stärke in das Wasser stoßen, bindet an jede Schnur einen Stein, diesen aber hinwiederum zusammt der Schnur mit einem bis auf den Boden des Wassers hinabreichenden Bindfaden an den Pfahl, an dem er jedoch unter dem Wasser angebunden werden muß. Um den Angelhaken nicht tiefer, als erforderlich ist, sinken zu lassen, wird, wie bei jeder andern Angelschnur, ein Federkiel und Kork aufgesteckt. Zum Köder bedient man sich entweder kleiner Fische, oder noch besser einer Kalbs- oder Rehzunge. Beim Aufstellen wird der an den Pfahl angebundene Stein auf diesen gelegt, die Schnur mit dem

Köder aber, nachdem solche vermittelst des Federkiels gehörig gestellt worden *), in das Wasser gesenkt. Der Erfolg ist nun, wie leicht einzusehen, kein anderer, als daß die Ente, die, sobald sie den Köder unter dem Wasser gewahr wird, nach diesem untertaucht und ihn verschlingt, durch den beim Anziehen der Angelschnur von dem Pfahl herabfallenden Stein in den Grund gezogen wird, von wo man sie demnächst, wenn man die ausgestellten Angeln auf einem Kahne befährt, mittelst des an dem Pfahle festgemachten Bindfadens in die Höhe zieht und von dem Angelhaken losmacht. Die ausgestellten Angelhaken müssen übrigens öfters untersucht und mit frischem Köder versehen werden."

§. 27.

Possierlich genug ist eine Fangart, welche, wie uns die Reisebeschreiber erzählen, in Ost- und Westindien, China und Aegypten sehr im Gebrauch seyn soll. Die dortigen Einwohner sollen nehmlich einige Kürbisse aushöhlen, das Loch unten zustopfen und sie da, wo Enten einfallen, einige Tage auf dem Wasser herumschwimmen lassen. Hätten dann die Enten sich an den Anblick derselben gewöhnt; so höhlte — sagt man wieder — der Entenfänger wieder einen großen Kürbiß aus, schnitte zwei Augenlöcher hinein, bedeckte mit dem Kürbiß seinen Kopf, und wadete mit einem übergehangenen Netzsacke, in gutem Winde und in weiter Entfernung von den Enten, so tief ins Wasser, daß nur der Kürbiß herausragte.

So maskirt soll der Fänger mitten unter die Enten hineingehen, eine nach der andern bei den Latschen fassen, ins Wasser hinabziehen, und, nachdem der Hals in aller Stille umgedreht worden, einstecken können, ohne daß die übrigen Arges daran haben. Die sonst so scheuen Enten sollen sogar dann keine Gefahr ahnden, wenn der Fänger

*) d. h. so gestellt, daß der Köder höchstens 6″ unter dem Wasser hängt — welches begreiflicher Weise klar seyn muß.

es gemächlich findet, ihr leise an den Bauch und an die Brust zu fühlen, um zu beurtheilen, ob sie ihm gut genug an Wildbret ist.

Schon vor mehr als dreißig Jahren habe ich die ganze Geschichte als ein Mährchen belacht, und noch heute halte ich sie für die Erfindung eines erzählungslustigen Reisenden. Gern will ich widerrufen, wenn ein rechtlicher Weidmann unsres teutschen Vaterlandes sich mit Grunde rühmen kann, glückliche Versuche dieser Art gemacht zu haben *).

§. 28.

Alle geschossene und gefangene wilde Enten müssen, so bald als es irgend möglich ist, ausgezogen und gerupft werden. Durch das Ausziehen bewirkt man — vorzüglich im Sommer — längere Haltbarkeit. Unverzüglıches Rupfen ist besonders im Herbst, als zu welcher Zeit die Enten, bekanntlich, gut an Wildbret, die weiblichen vorzüglich auch fett zu seyn pflegen, nöthig, weil es ein vielfältig bestätigter Erfahrungssatz ist, daß bei allem getödteten Federwilde, besonders aber bei den wilden Enten, die Federn ungemein zehren.

*) Bei unsern jüngern Quast-Jägern, mit großen Schnurrbärten, weiten Marquin-Pantalons, zierlichen Fracks — wohl gar aus ungekrumpftem Tuch verfertigt — und gewichsten Halbstiefelchen, hat es nun mit dem Versuch, also auch mit dem Widerruf, wohl keine Noth. — Anmerk. zur 2. Ausgabe.

Dreißigstes Kapitel.

Von den Sägern (Mergi) *).

§. 1.

Die Säger stehen ihrem Habitus und ihrer ganzen Natur nach in der Hauptabtheilung der Vögel, welche in den von Latham, Meyer, Temmink u. a. m. aufgestellten Eintheilungsmethoden die Benennung: Wasservögel (Aves aquaticae,) führt (s. Einl. §. 75. S. CXCVI. Abth. 2. §. 76. S. CCCI. Abth. 2).

Eben so natürlich werden sie von den vorbenannten Ornithologen, wie von Linné und Bechstein, unter die Ordnung: Schwimmvögel (Anseres (s. Einleit. §. 72. S. CLXXVI. Ordn. 3. und §. 77. S. CCCCLI. Abth. 3.;) Palmipedes (s. Einleit. §. 7*. CXCVI. Ordn. 13. und §. 76. S. CCCLXI. Ordn. 1.;) Natantes (s. Meyers Taschenb. II. Syst. Verzeichn. S. IX. Ordn. 9.) gestellt. In der Cuvierschen Eintheilung stehen sie in der II. Abtheilung der Vögel und gehören zur Ordnung: Wasservögel (Aquaticae, s. Einl. §. 78. Tab. D. Ord. 1.)

Ueberall bilden sie eine besondere Gattung, welche die in der Ueberschrift angezeigte Benennung trägt.

Dem D. Otto steht das Verdienst zu, durch anatomische Untersuchung und Vergleichung ausgemittelt zu haben, daß bei den Sägern die Gleichförmigkeit des Luftröhrenbaues bei den Männchen ein untrügliches Artkennzeichen abgebe. Auf diesem Wege gelangte jener achtbare Gelehrte dahin, die mehrern Sägerarten,

*) Man nannte die zu der Gattung Mergus gehörigen Vögel sonst Tauchenten. Neuerlich ist diese Benennung, als unpassend auf Vögel, die keine Enten sind, mit der obigen verwechselt worden.

welche man sonst annahm, mit Bestimmtheit und unzweifelhaft auf diejenigen drei Arten zurückzuführen, von welchen hiernächst des weitern Rede seyn wird *).

§. 2.

Der Gänsesäger (Mergus merganser, *Linn.*, gemeiner Säger, Gänsesägetaucher, rothköpfige Tauchergans, große und gemeine Tauchente, großer Seerachen, gezahnter Kneifer, Kneifer, Karlsser, Winternörk, Merch, Sebetz, Bibertaucher, Elsente) **) wohnt den Sommer über im Norden von Europa, Asien und Amerika in Menge an den Seeküsten, um daselbst sein Geheck zu machen, indem das Weibchen auf der Erde zwischen Steinen, unter niederm Gebüsch oder in hohlen Baumstämmen ihr aus zwölf bis vierzehn an beiden Enden gleichmäßig stumpfgespitzten Eiern bestehendes Gelege ausbrütet. Als Zugvogel besucht er vom Ende des Monats November bis zum Ende des Monats Februar die teutschen Küsten der Nord- und Ostsee ziemlich häufig, fast alljährlich die offenen Stellen der größern Flüsse, Seen und Teiche im mittleren und südlichen Teutschland einzeln, oder zu drei bis vier Stück vergesellschaftet, seltner und meist nur dann, wenn zu Anfange des Winters auf der Elbe, Oder und Mulde viel Grundeis und beim Aufbruch jener Flüsse viel Treibeis geht, Nordteutschland.

Die Beschreibungen des Federgewandes beider Geschlechter, im mannbaren und höhern Alter sowohl als im jüngern, ingleichen die anatomischen Wahrnehmungen über den Luftröhrenbau des Männchens, finden sich in der Einleitung, S. CCCCXVI.

---

*) Denselben Weg einschlagend, ist es den Ornithologen neuester Zeit gelungen, die Arten mehrerer Vogelgattungen — besonders auch der Enten — genauer zu bestimmen, als es vorher hatte geschehen können.

**) Bechsteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 457; dessen Jagdzool. S. 911; v. Wildungens Taschenb. 1801; Winckells Handb. für J. (1ste Aufl.) II. S. 730. §. 2.

Die vorangehende Charakteristik der Gattung enthält das Wesentlichste über den Habitus sämmtlicher Sägerarten. Bei der gegenwärtigen ist in dieser Beziehung noch folgendes zu bemerken:

Der Schade, den sie der Fischerei zufügen, ist auch bei uns nicht unbedeutend. In den nördlichen Küstengegenden wird er durch den Nutzen aufgewogen, den diese Vögel den Fischern auf folgende Weise stiften: Starke Flüge derselben fallen den ganzen Herbst hindurch unfern des Strandes im Meere, oder gewöhnlicher noch vor einem Meerbusen auf, bringen da — ob wirklich, wie man erzählt, in einer Halbzirkelform vertheilt und geordnet, lasse ich dahin gestellt seyn — die dort sich aufhaltenden Fische durch häufiges Tauchen und Schlagen mit den Flügeln so in Allarm, daß sie, ihren Todfeind kennend, in Menge ängstlich dem seichtern Wasser zueilen. Dieser Rettungsversuch ist schon deshalb unzweckmäßig, weil er den lüsternen Räubern die Ausübung ihres Handwerks erleichtert; aber er wird es noch mehr, weil die Fische dabei, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Trause fallen: denn an jenen Zufluchtsorten legen die Fischer Reusen, stellen Garnsäcke, und warten, um für die Folge die gefiederten Treiber nicht scheu zu machen, den Zeitpunkt in kleinen Wasserhütten ab, wenn selbige gesättigt sich entfernen, um beim Heben der Reusen und Garnsäcke zu sehen, in wie fern ihnen jene vorgearbeitet, und mehr oder weniger zugesagt haben. —

Das Wildbret soll unangenehm thranig schmecken. Das Gefieder steht dem der Gänse an Nutzbarkeit nicht nach.

§. 3.

Der langschnäbelige Säger (Mergus serrator, *Linn.*, rothbrüstiger Säger, gezopfter Säger, rothbrüstige Tauchente, gemeiner Seerachen, braunköpfiger Meerrachen, Schwarzkopf) *) hat mit dem Gänsesäger (§. 2.) Hei-

*) Bechsteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 460; dessen Jagdzool. S. 912; Winckells Handb. für J. (1ste Aufl.) II. S. 734. §. 8.

math, Heckstätte und Natureigenheiten (Naturell, Habitus) gemein. Auch besucht er die nördlichen Küsten Teutschlands und die großen und kleinen Flüsse, die Landseen und Teiche des nördlichen Teutschlands während des im vorhergehenden §. angegebenen Zeitraums regelmäßiger und häufiger, die des mittleren und südlichen Teutschlands seltener und weniger häufig als jener. Des Herrn Medicinalraths Meyer Wahrnehmung: „daß zu Anfange der Zugzeit, im November 1819, der langschnäbelige Säger häufiger auf dem Maine sich eingefunden habe, als sonst, daß aber diese ersten Ankömmlinge meist junge Vögel gewesen seien," habe ich in demselben Jahre auch in der Gegend von Wurzen, an der Mulde gemacht.

Die Beschreibung der, nach dem Geschlecht und dem Alter verschiedenen, Federgewänder, ingleichen die Anzeige des Luftröhrenbaues, findet sich in der Einleitung, S. CCCCXVIII.

Als Räuber kleiner Fische und der Brut größerer auf unsern Gewässern hemmt auch dieser Säger die Vermehrung; im Norden soll er, wie der Gänsesäger, den Fischern als Zutreiber Nutzen stiften.

Seine Federn werden den Elderdunen fast gleich geschätzt und in nördlichen Gegenden diesen beigemengt. Dort genießt man auch die Eier gern, deren das Weibchen acht bis dreizehn — schmutzigweiß oder grauweiß von Farbe — auf den trocknen Boden, oder unter niedriges Gesträuch, unfern des Meeresufers, legt.

Das Wildbret der Alten ist hart, das der Jungen zart, zu Anfange der Zugzeit und bis in den Monat Januar hinein mehr oder weniger mit Fett überzogen. Thranig schmeckend fand ich es, bei mehrmaligem Genuß, weder bei Alten, noch bei Jungen.

Mir hat es geschienen, als komme es im Geschmack fast mit dem Fleisch der Hausente überein, nur sei es etwas süßlicher. Man thut sehr Unrecht, diese Vögel zu den uneßbaren zu rechnen! Ich lasse die Auerhahnspastete sicher stehen, wenn ich die Wahl zwischen dieser

und einem Ragout vom Wildbret des hier in Rede befangenen Sägers habe!

§. 4.

Der weiße Säger (Mergus albellus, Linn., kleiner Säger, weiße und kleine Tauchente, weiße Nonne, Rhein- und Eistaucher, Kreuzente, Schäckente, kleiner Merch, Weißzopf)*) hat Heimath, Zugzeit und den Habitus mit den beiden vorhergehenden Arten gemein. Doch kommt er häufiger, meist in geringzählige Flüge vereint — wie es scheint, familienweise — vom November bis zu Ende des Monats Februar auf offene Stellen der teutschen Flüsse, Seen und Teiche; soll auch an den Ostseeküsten und an den in der Nähe derselben belegenen Seen sein Geheck machen, indem das Weibchen — nach Bechstein — an trocknen Uferstellen aus dünnem trocknen Reisig und dürren Grashalmen ein kunstloses Nest baut, selbiges mit Dunen, die es sich selbst ausrupft, ausfüttert und acht bis zwölf weißliche Eier legt und ausbrütet.

Die Beschreibung des Federgewandes bei Alten und Jungen beiderlei Geschlechts, ist in der Einleitung, S. CCCCXIX, geliefert worden.

An Scheue, an Schnelligkeit im Fluge, an Fertigkeit im Tauchen und Fortgehen unter dem Wasser und an Gewandtheit und Behendigkeit beim Fischen übertrifft dieser Säger seine Gattungsverwandten bei weitem. Er hat das Eigene, daß er seinen Fischraub sogar unterm Eise mit glücklichem Erfolg treibt, indem er an einer kleinen offenen Stelle taucht, Minuten lang unter der Eisdecke herumschwärmt und, wenn im nähern Umkreise eine andere offene Stelle sich nicht findet, an demselben Orte, wo er verschwand, wieder zum Vorschein kommt, ohne, wie es

*) Bechsteins Handb. der Jagdw. I. 2. S. 465; dessen Jagdzool. S. 829; Winckells Handbuch für Jäger (1ste Aufl.) II. S. 735.

scheint, je irre zu gehen *) — was, wenn es geschähe, ihm unfehlbar das Leben kosten müßte.

Da seine Nahrung vorzüglich — bei Alten vielleicht einzig — aus Fischen besteht; so ist es klar, daß er in diesem Betracht zu den schädlichen Vögeln gehört und daß das Wildbret der Alten nur dem Lecker munden könne, dem ein stark thraniger Geschmack nicht zuwider ist. Junge Vögel dieser Art werden sich in der frühesten Lebensperiode vermuthlich von Insekten und vielleicht von Laich nähren; das Wildbret solcher mag daher auch wohl — wie bei den andern Sägern — von besserm Geschmack seyn. Das Gefieder mag dieselbe Nutzung gewähren, wie das der übrigen Gattungsverwandten.

§. 5.

Die Erlegung sämmtlicher Sägerarten mit Schießgewehr ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Denn bei der Scheue dieser Vögel gelingt es nur unter günstigen örtlichen Verhältnissen und unter vorsichtigster Benutzung dieser Verhältnisse, ihnen schußmäßig beizukommen. Ist nun aber auch die Annäherung hinter einem Erdwall, oder hinter dichtem Gesträuch, oder an einer hochufrigen Stelle glücklich bewirkt; so kommt es wieder darauf an, ob der einzelne Vogel, oder eine kleine Gesellschaft auf tiefem oder auf seichtem Wasser sitzt. Im ersten Falle kann der Schuß füglich ganz erspart werden — selbst mit der Doppelflinte —, denn unter zehn Schüssen mißlingen gewiß neun, wegen der Behendigkeit aller Säger im Tauchen; der Nachschuß mit dem andern Lauf, der bei vielen andern Tauchvögeln gewöhnlich dann der sicherere ist, wenn er im Moment des Wiederemporkommens angebracht wird, kann hier nichts nützen, weil die Säger in

---

*) Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, bei sich darbietender Gelegenheit —, ob denn an diesem Vogel das Gall'sche Organ des Ortsinnes stärker ausgebildet sei, als bei andern Wandervögeln, besonders aber bei den übrigen Sägern, indem selbige, meines Wissens, diese Fischerei unter dem Eise nicht treiben.

der Regel erst außer der Flintenschußweite wieder zum Vorschein kommen. Der zweite oben erwähnte Fall — wenn nehmlich der Säger einzeln oder in Gesellschaft auf so seichtem Wasser sitzt, daß er nicht tauchen kann — ist ein an sich seltener, aber dann der glücklichste. Denn entweder gestattet es die Oertlichkeit, daß der Jäger aus der Verborgenheit auf den sitzenden Vogel schießen kann, und dann gehört allerdings wenig dazu, ihn zu treffen; oder der Schütze muß aus dem Versteck hervortreten, und, da dann der Vogel oder die Mehrzahl derselben Heil in der Luftflucht zu suchen gezwungen ist, im Fluge schießen, wo dann von dessen Kunstfertigkeit der Erfolg abhängt.

Beim Thauwetter, wenn die Flüsse aufgehen, sitzen die Säger oft auf den Eisschollen und lassen sich so mit forttreiben. Steht man dann am Ufer gut verborgen, so kann ein Schuß im Sitzen, der andere im Fluge angebracht werden; doch ohne Habhaftwerden des Erlegten hoffen zu dürfen und daher nur in so fern nicht ganz zwecklos, als ein oder ein Paar schädliche Vögel aus dem Wege geräumt werden.

§. 6.

Sämmtliche Sägerarten gehen nach dem Entengelock auf die Wasserentenheerde. Da jedoch der Entenfang in Schlagnetzen meist dann schon aufhört, wenn die Säger bei uns ankommen, besonderes Fortstellen solcher Heerde nach diesen immer nicht sehr häufig sich einstellenden Spätlingen also die Mühe des Fängers nicht lohnen würde; so beschränkt sich der Vf. blos auf die Anzeige der Möglichkeit, jener Vögel auf gedachtem Wege habhaft werden zu können.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Von den Seetauchern (Colymbus).

§. 1.

Alles, was über die Klassifikation der Säger, §. 1. des vorhergehenden (30sten) Kapitels gesagt worden ist, gilt auch für die Seetaucher. Ob aber bei den Arten dieser Gattung, wie bei jener, Verschiedenheit des Luftröhrenbaues am Männchen stattfinde und diese Verschiedenheit also auch hier ein sicheres Artkennzeichen darbiete, darüber hat der Verf. in den ihm zur Hand gewesenen ornithologischen Schriften Aufschluß nicht gefunden, und eben so wenig Gelegenheit gehabt, anatomische Untersuchungen anzustellen.

§. 2.

Der schwarzhalsige Seetaucher (Colymbus glacialis, *Linn.*, Eisseetaucher, Eistaucher, großer Taucher, buntkehliger Ententaucher, Meernähring) *) bewohnt, wie seine übrigen Gattungsverwandten, die Meere des arktischen Kreises und macht auf den in der Nähe derselben befindlichen süßwässerigen Seen sein Geheck, indem das Weibchen zwei große hellbraune Eier legt und ausbrütet. Im Spätherbst kommen gewöhnlich junge Vögel dieser Art — selten Alte — auf die teutschen Küsten, Flüsse und Landseen, überwintern daselbst, von

*) Bechsteins Jagdzool. S. 697. Winckells Handb. f. J. (1ste Aufl.) II. S. 740. §. 3.

den offenen Stellen eines Gewässers zu denen des andern streichend, und treten, sobald der Winter im nördlichen Teutschland nachläßt, den Wiederzug an.

Die Beschreibung des Federgewandes, je nachdem selbiges nach Verschiedenheit des Geschlechts und Alters abweichend gezeichnet sich darstellt, ist bereits in der Einleitung, S. CCCCXXX, geliefert worden.

In unsern Gegenden ist dieser Vogel sehr scheu, daher hält er sich immer weit vom Ufer entfernt. Er führt den Namen: Taucher, mit vollstem Rechte, denn er wird in der Tauchgeschicklichkeit von irgend einem andern Wasservogel schwerlich übertroffen. Sein Flug ist schnell und anhaltend. An das Land geht er nie oder höchst selten; seiner sehr weit hinten stehenden Schenkel und Beine halber, kann er gehend sich nur sehr schlecht bewegen.

Den weit erschallenden Laut dieses Seetauchers bezeichnet Bechstein durch Güdäh.

Seine Nahrung besteht aus Fischen, Fröschen, Wasserinsekten und Seegewächsen.

Das Wildbret soll einen thranigen Geschmack haben, im Norden aber, wie die Eier, gern genossen werden. Die gargemachten Bälge werden von den Bewohnern des hohen Nordens zur Verbrämung der Kleidungsstücke verwendet; die Federn sind zum Ausstopfen sehr gut zu benutzen.

§. 3.

Der schwarzkehlige Seetaucher (Colymbus arcticus, *Linn.*, Polartaucher) *) — dessen Beschreibung nach seinen verschiedenen Altersfedergewändern in der Einl. S. CCCCXXXI, befindlich ist — hat rücksichtlich der Heimath, der Zugzeit, der Verbreitung während seines Winteraufenthalts in unsern Gegenden, des Habitus und der Nahrung Alles mit dem schwarzhalsigen Seetaucher gemein.

---

*) Bechsteins Zool. S. 698. Anmerk. zu Nr. 112.

Das Weibchen nistet im hohen Norden an den Rändern süßwässeriger Seen und in Sümpfen, die viele blanke Wasserstellen haben, im Gesträuch und langen Grase. Das Gelege besteht aus zwei braunen, mit schwarzen Flecken einzeln besetzten Eiern. Diese, wie das Wildbret, der gargemachte Balg und die Federn, werden von den Bewohnern des hohen Nordens geschätzt. Bei uns würde das Wildbret, wenn man es auch öfter haben könnte, seines thranigen Geschmacks wegen, doch nicht hoch in Anschlag kommen dürfen.

§. 4.

Der rothkehlige Seetaucher (Colymbus septentrionalis, *Linn.*) *) bewohnt ebenfalls den Norden von Europa, Asien und Amerika und macht daselbst — auch, nach Bechstein, schon in Preußen und Liefland — sein Geheck. Als Zugvogel kommt er im Herbst, besonders aber im Winter, häufig an die Küsten von England, Frankreich und Holland. Junge Vögel vorzüglich besuchen im Spätherbst und Winter die Küsten der Nord- und Ostsee, auch im Winter die offenen Stellen der Flüsse und Seen, und zwar nicht nur im nördlichen, sondern ebenmäßig im mittlern, und selbst im südlichen Teutschland fast alljährlich, jedoch einzeln.

Die Beschreibung des Federgewandes nach allen seinen Altersverschiedenheiten befindet sich in der Einl. S. CCCCXXXIII.

Dieser Vogel, dessen Laut wie Kaïh, Kaïh! (sehr lang gezogen) ertönt, hat im Uebrigen den nehmlichen Habitus, wie die beiden vorhergehenden Arten.

Das Weibchen macht sein, aus zwei, an beiden Enden gleich dicken bräunlich-gelbgrauen Eiern bestehendes Gelege an eben denselben Orten und Stellen, wo das schwarzkehlige Seetaucherweibchen nistet.

---

*) Bechsteins Jagdzool. S. 698. Nr. 113.

Die Nahrung des rothkehligen Seetauchers besteht weniger ausschließlich aus Fischen, wie bei den andern Arten dieser Gattung, derselbe nimmt auch Krebse, Krabben, Wasserinsekten und Würmer an. Daher kommt es, daß das Wildbret einen weit bessern Geschmack hat, als das der übrigen Gattungsverwandten; doch gehört es zu den Leckerbissen nicht. Die Federn sind sehr gut nutzbar.

§. 5.

Jagd- und Fangbetrieb hat eigentlich nur für den Ornithologen — was freilich jeder Jäger zu werden streben sollte! — Interesse. Denn um ihrer Schädlichkeit, rücksichtlich der Fischverminderung, willen ist es in unsern Gegenden, wo Seetaucher nie häufig vorkommen, gerade nicht nöthig, denselben so gar eifrig nachzutrachten, und für die Tafel wird an ihnen wenig gewonnen.

Es genügt demnach, an das zu erinnern, was bei andern Tauchvögeln — namentlich im 25sten Kapitel, §. 7. und im 30sten Kapitel §. 5. und 6. — darüber gesagt worden ist.

Ueberhaupt werden wohl nicht viele Jäger sich mit Grunde rühmen dürfen, Seetaucher geschossen zu haben. Der gelegentliche Fang in den Entenschlagnetzapparaten mag in der letzten Zeit des Herbststellens öfter stattfinden können. Doch kann hierüber der Vf. aus Erfahrung nicht sprechen.

Schlußbemerkung.

Dem Plane des Verfassers gemäß, konnten in der II. Abtheilung des III. Abschnitts diejenigen Federwildsgattungen und Arten nicht in Betracht kommen, welche entweder wegen des Nutzens, den sie im Naturhaushalte stiften, Schonung verdienen, oder so selten in Teutschland vorkommen, zum Theil auch, in häuslich-ökonomischer Rücksicht, so wenig nutzbar sind, daß sie eigentlichem Jagdbetriebe nicht unterzogen werden.

In ornithologischer Rücksicht müssen jedoch alle wilde Vögel, besonders die selten vorkommenden, den Jäger in so fern interessiren, daß er, unter möglichst genauer Beobachtung des Naturells (Habitus) derselben, vorzüglich derer habhaft zu werden sucht, welche er noch nicht kennt. Dies wird und muß am leichtesten dann ihm gelingen, wenn er, bei Erblickung eines ihm noch nicht vorgekommenen Vogels, den höchsten Grad von Scheue jederzeit voraussetzend, mit möglichster Vor- und Umsicht bei der Annäherung zu Werke geht. Er muß daher

1. stets unter dem Winde, oder doch mit gutem Seitenwinde und alles Geräusch sorglich vermeidend, anzukommen suchen;
2. unter den verschiedenen, für die Landjagd sowohl, als für die Wasserjagd, aus gegenwärtigem Werke oder aus eigener Erfahrung ihm bekannten, die Annäherung begünstigenden Hülfsmitteln das für Ort und Zeit zweckmäßigste ohne Zaudern auswählen und geschickt in Anwendung bringen;
3. vorausgesetzt, daß bei der Federwildjagd in der Regel die Flinte in Anwendung kommt, diese mit derjenigen Schrotnummer laden, welche, ihrer Stärke nach, mit der körperlichen Größe des Vogels im Verhältniß steht;
4. nie, oder doch nur im äußersten Nothfall, einen sogenannten Hazardschuß machen, d. h. nicht mehr von seinem Gewehr verlangen, als es unter den gegebenen Umständen leisten kann. —

Hat er auf diesem Wege den Zweck der Erlegung und der Habhaftwerdung eines ihm noch unbekannten Vogels erreicht; hat er sich durch oftmalige Anwendung der Regeln, welche §. 79. der Einleitung vorgeschrieben worden sind — oder, allerdings besser noch, unter der Anleitung eines geschickten Lehrers —, hinlängliche Uebung im Aufsuchen, Erkennen und Bestimmen der Gattung und Art, zu welcher ihm schon bekannte Vögel gehören, erworben: so wird es ihm nicht fehlen, jenem ihm noch nicht bekannten Vogel die Stelle anzuweisen,

welche demselben in der §. 76. der Einleitung aufgestellten Eintheilung — oder nach irgend einer andern — als Art zukommt, und so mit dem Namen, welchen er führt, zu belegen.

Der Vf. fügt den Wunsch noch hinzu, daß recht viele seiner Leser mit dem Studium der Jagdzoologie sich ernstlich und anhaltend beschäftigen und so zu tüchtigen Weidmännern sich ausbilden mögen! —

Ende des zweiten Theiles.

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

zed by Google

Digitized by Google